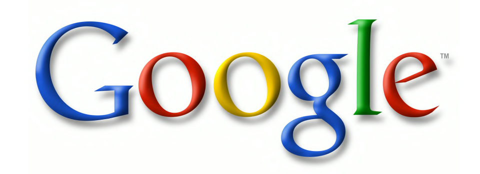


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

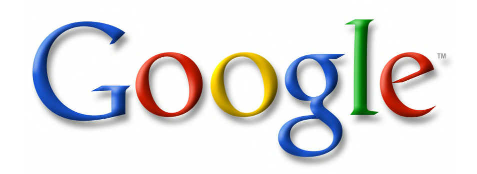
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

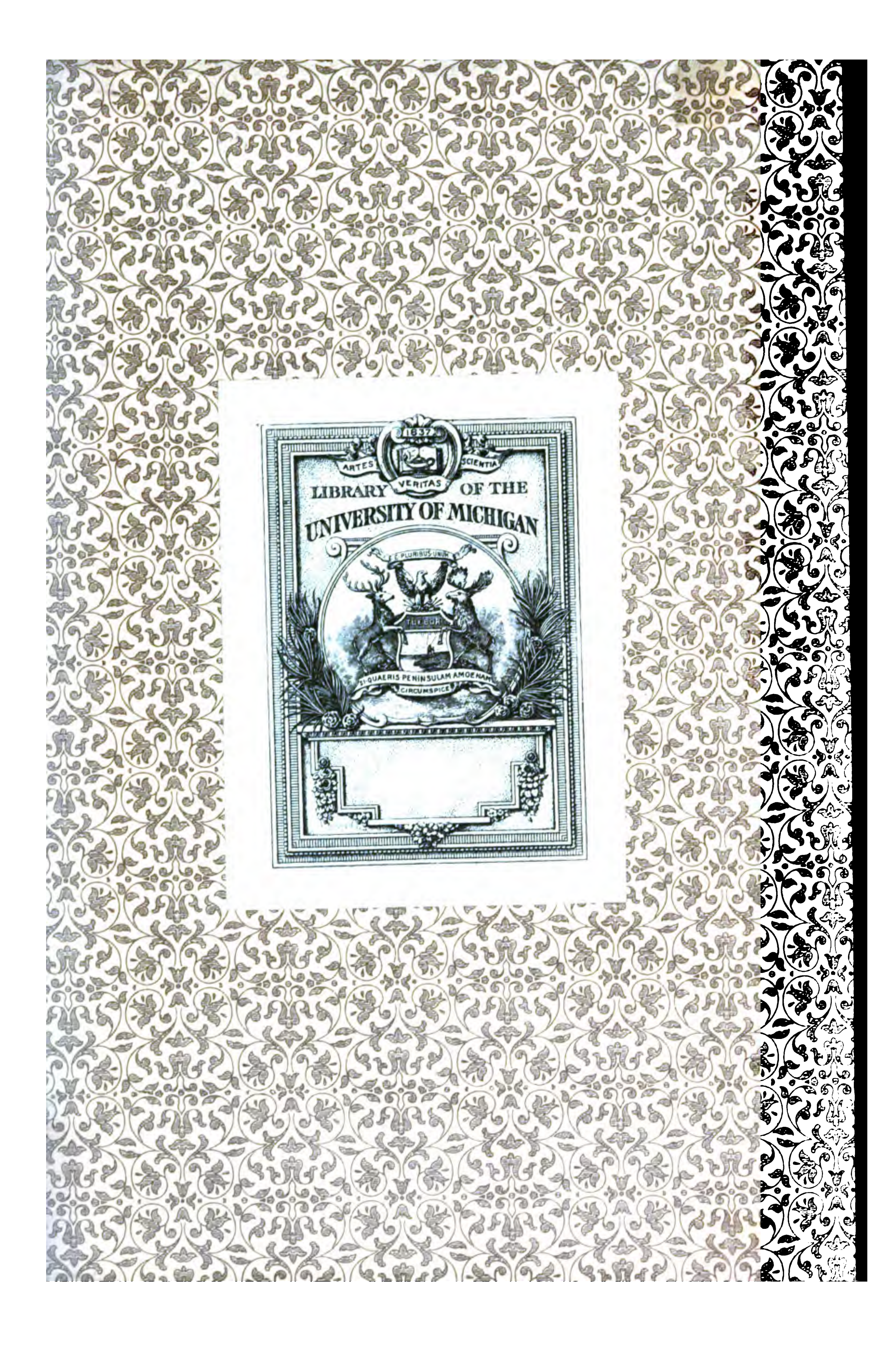
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

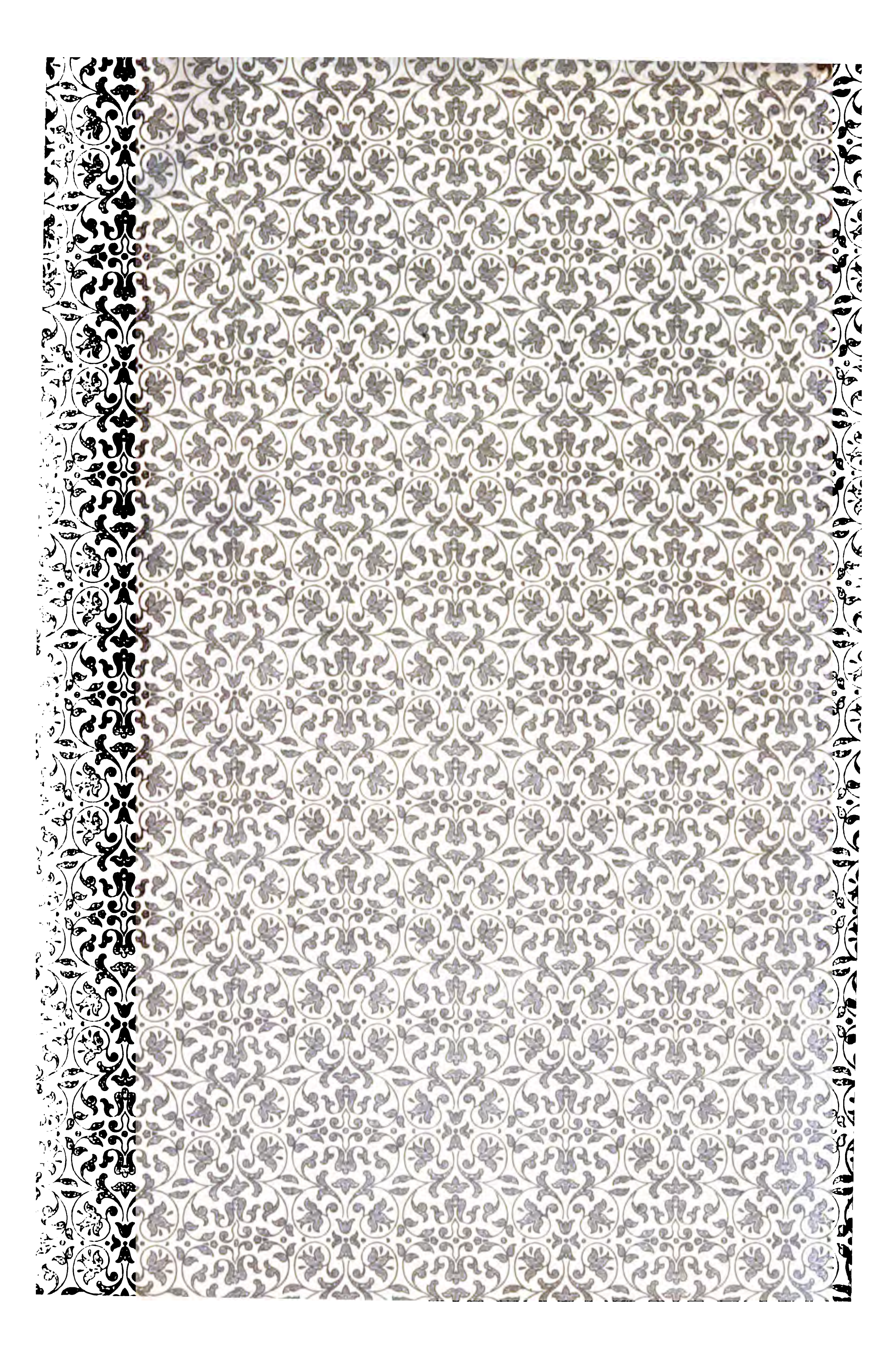
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

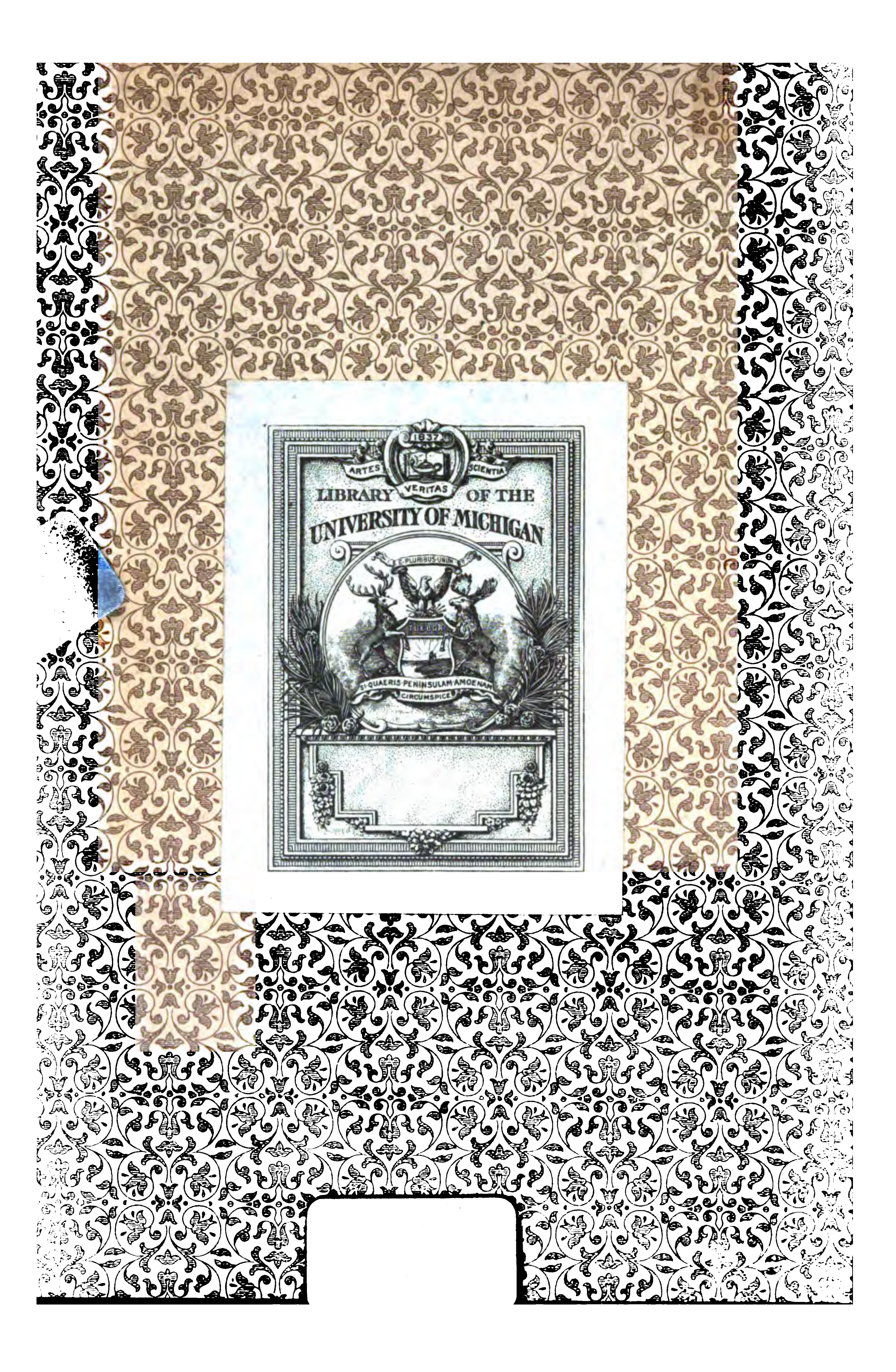
Über Google Buchsuche

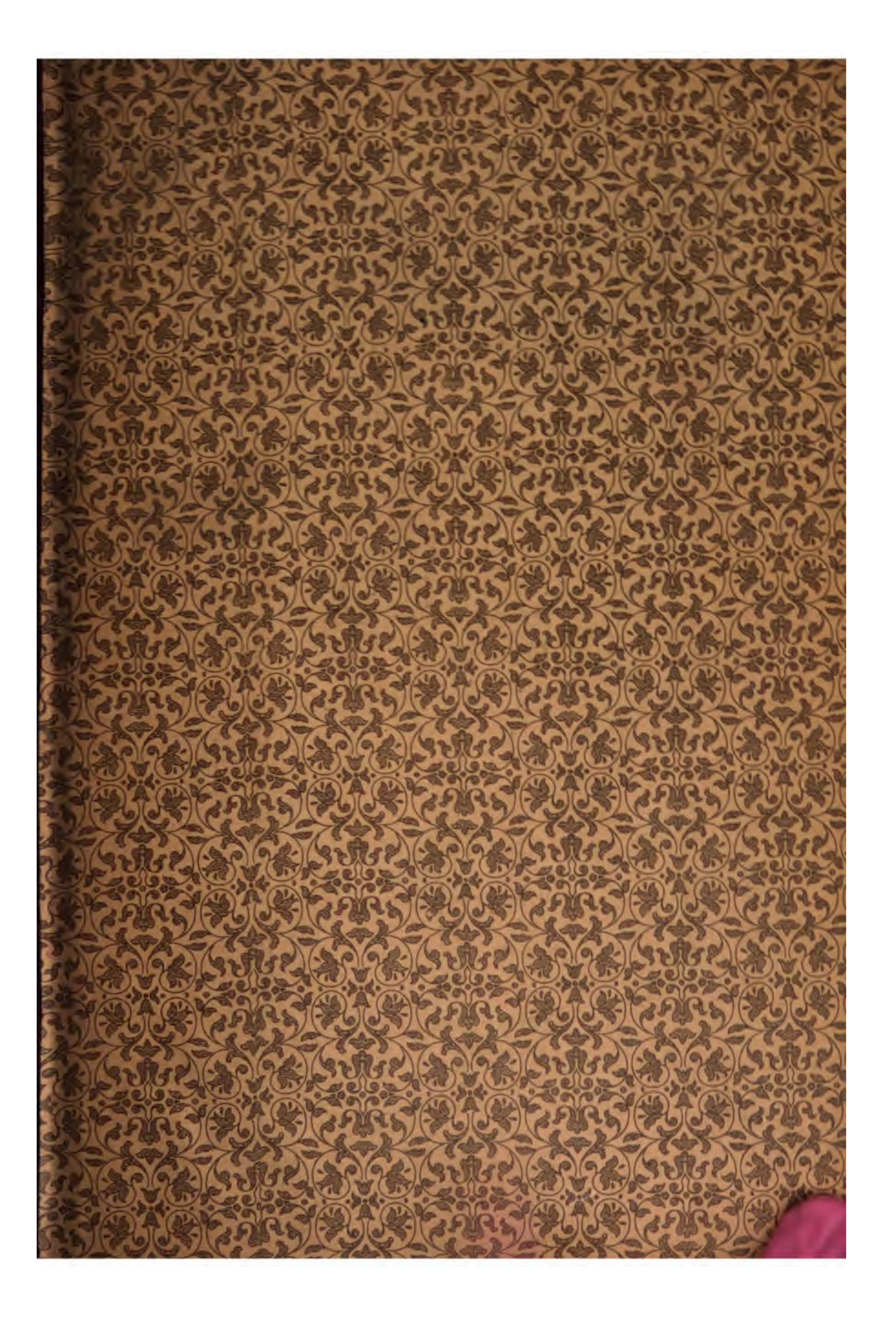
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



805
Z5
V4
L7

Zeitschrift

für

vergleichende Litteraturgeschichte

Herausgegeben von

Dr. MAX KOCH,

a. o. Professor an der Universität Breslau.

Neue Folge. — Siebenter Band.



WEIMAR und BERLIN 1894.

VERLAG VON EMIL FELBER.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Neue Mitteilungen.

Vermischtes.

Besprechungen.

Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts*).

Von

Karl Borinski.

I. Der Hof- und politische Roman.

Der Unterschied zwischen der Hofdichtung des 17. und 18. Jahrhunderts und derjenigen des humanistischen Zeitalters läſst sich kurz dahin bestimmen, daſs in der Humanistenzeit die Höfe poetisch und gelehrt waren, in der politischen Zeit dagegen die Poesie und Gelehrsamkeit höfisch. Goethe sah noch in Voltaire das bewunderungswürdige Muster eines rechten Hofpoeten. Es ist auch gewiſs bezeichnend, daſs nur durch die Vermittelung eines opferfreudigen Hofes die Dichtung bei uns wieder hinab oder, wenn man will, wieder hinaufsteigen konnte in die ihr so lang entfremdeten Regionen einer allgemeinen edlen Volkstümlichkeit, die ihr die allein gemäſsen sein sollten.

Der ‚cortegiano' des 16. Jahrhunderts erscheint in der poetischen Sphäre noch immer im Gewande der Antike. Er beklagt die Lasten, den Zwang des Hoflebens**) und sehnt sich hinaus nach der Freiheit ländlicher Muſse, wo er den Studien obliegen und lateinische Verse machen kann. Sein höfisches Muster ist ein Marc Aurel, der cortegiano philosopho, noch kein Hofphilosoph, sondern der Philosoph

*) Abschnitt eines gröſseren Werkes über Baltasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland.

**) So überkommt ihn die deutsche Litteratur noch vom quatrocento durch den merkwürdigen Pfälzer Ritter Johann von Morszheim. Sein Spiegel des Regiments inn der Fürsten höfe, da Fraw Untrewe gewaltig ist (Oppenheim 1515 gedruckt) ist schon von 1497. Sein Curtisan und pfrundenfresser in zweibrucken o. O. u. J. bei Schade Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Hannov. 1856. I 2. vgl. Goedeke, Pamphil. Gengenbach 620.

bei Hofe. Erdichtet er einen Hofroman, so mufs es ein Gegenstück zur Cyropädie sein. Ja er scheut die Gefahr, das Odium wissentlicher Fälschung nicht, um ihn als antiken Fund, als eben ausgegrabenes klassisches Manuskript in die Welt treten zu lassen.

So repräsentiert sich uns der Hofschriftsteller Karls des Fünften, der Hofmann und höfische Epistolograph unter den Humanisten, schon ein Spanier, Antonio de Guevara. Sein reloj des principes*), auch bei uns als ‚Fürstenuhr' viel bewundert und gelesen**), ist der erste recht eigentlich so zu nennende Hofroman. Man las und bewunderte ihn als antikes Werk, als die Hofgeschichte Marc Aurels und erst Pedro de Rua (1540) mufste umständlich die Fälscher entlarven. Wesentlich anders schon trat sein Nachfolger in der Gunst der Höfe auf den Plan, der vielleicht meist gelesene, jedenfalls aber am meisten ernstgenommene Roman der Begründung der Souveränität, das Geheimbuch, der Salomonische Schlüssel der französischen Weltherrschaft: die Argenis des Schotten John Barclaj. Mit brennender Neugier griff man zu dem Buche, indem man unter durchsichtigen, durch ‚claves' allgemein verratenen Namen die inneren Vorgänge einer der bewegtesten politischen Epochen, der französischen Wirren nach dem Erlöschen des Valoisstammes***), des Duells Philipps II. und der jungfräulichen Königin von England finden sollte. Mit scheuer Ehrfurcht sah man zu der Liebesgeschichte herauf, die mit ihrer politischen Weisheit dem gewaltigen Kardinal als Orakel seines Regiments diente†). Einen solchen Eindruck machte

*) relox des principes o Marco Aurelio. Valladolid 1529. 4°.

**) Einen förmlichen Vertreter Guevaras in Deutschland finden wir gerade am bayerischen Hofe, wo Jeremias Drexel bald darauf in diesem Sinne den Hofprediger macht, in jenem Aegidius Albertinus, den R. von Liliencron in seiner Ausgabe von ‚Lucifers Königreich und Seelengejaid' (D. Nat.-Litt. Band 28) uns näher kenntlich und zugänglich gemacht hat. Er war Sekretär des Herzogs Maximilian († 1620 vgl. Liliencron in der allg. d. Biogr. u. a. a. O. VII ff.). Von Guevara hat er fast alles in den verschiedensten Formen bearbeitet. „Er acclimatisirt so zu sagen seine Originale." Das ‚Horologium Principum oder fürstliche Weckuhr und Lustgarten 1599, München. 3 Teile' vgl. Liliencron a. a. O. X.

***) Die Schlüssel sehen in Argenis die Krone der Valois, die von drei Rivalen (Navarra, Alençon und Guise) umworben wird.

†) „Ad immortalitatem Barclaii una sufficiet illius Argenis, quam Richelaeus aevi nostri miraculum assidue, ut ajunt, versabat manibus, habebatque quasi praeceptricem ac directricem illius regiminis, quo deinceps Galliam venerabilem juxta terribiemque gentibus fecit." Joannis Barclaii vita vor den Ausgaben (s. Norimbergae 1673. Jo. Barclaii Argenis, figuris aeneis adillustrata suffixo clave etc.).

die erste überzeugte Aufstellung absolutistischer Staatsweisheit, die der Verfasser, unter dem Namen Nicopompus sich selber einführend, in dem Roman vertritt. Nicopompus schildert sich genau so, wie wir oben den Gelehrten des anbrechenden höfischen Zeitalters in der Litteratur auftreten sahen*). Auch der Name des Siegverherrlichers, des Erfolganbeters ist bezeichnend genug gewählt im Gegensatz zu seinem Widerpart, den unruhigen Vertretern antiker republikanischer Staatslehre ‚Lykogenes' und seiner Sippe, die dem König nach der Krone trachten und die Bürgerkriege erregen. Zugleich haben wir den entschiedensten Geist der Gegenreformation in ihm. Barclaj war nahe daran in den Jesuitenorden einzutreten. Allein er zog es vor mit seinem Vater nach England zu gehen, um zu beweisen, dafs man frei und inmitten der Ketzer ein Vorkämpfer des Katholizismus sein könne**). Hier schrieb er für die päpstliche Gewalt und wider die Ketzer. Diese Seite seiner schriftstellerischen Wirksamkeit ist es, die wir bei uns in Gegenschriften (Holtzhausen, Antibarclajus) bekämpft sehen. Auch im Roman ist sie keineswegs unvertreten. So besonders in jenen Gesprächen im letzten (V.) Buche***), in denen Aneroest (nach den Schlüsseln Papst Clemens VIII.) durch seine urbane und gelegentlich (wie in der Verteidigung des Cölibats) pikante Darlegung der priesterlichen (jesuitischen) Bestrebungen den Poliarch, d. i. Heinrich von Navarra, mit dem Gedanken vertraut macht, dafs Paris eine Messe wert sei.

---

*) „Haec audacter ingerentem Nicopompus non tulit. Vir erat literarum a puero amans: sed qui solis in libris haerere contempserat. Adoloscens reliquerat magistros; ut in Regum ac Principum Aulis, tanquam in vera et liberali schola tyrocinium poneret publicae lucis. Ita pari ubique Musarum et negotiorum; genere quoque ac moribus ad ejus modi eum vitam ferentibus; et multis Principum charus ac inprimis Meleandro (Heinrich III.)." Argenis I, 15. Cap. a. a. O. S. 88 in Opitz' Übersetzung ist es das 18. Amsterdamer Ausg. Jo. Jansson 1744 S. 98. Opitzens Übertragung ist sehr frei, schmückt viel aus und ist daher länger als das Original.

**) Er hat seine Rechtfertigung in seinem Satyricon niedergelegt, Memoiren, die unter oft sehr leicht verhüllten Namen seine (Euphormions) Erlebnisse an dem galanten Hofe Heinrich IV. schildern. S. den Schlufs des 3 Teiles (Apologia), wo Acigniani die Jesuiten bedeuten. Diesen 3 Teilen (Euphormionis Lusinini Satyricon an Jacob I. von England, erschienen 1603, 1605, 1610) folgte später noch als 4. Teil das unabhängig davon abgefafste Icon animorum (Ludwig XIII. gewidmet) und als fünfter Alitophili (nicht Barclay, sondern Claude Barthol. Morisot s. Bayle und Niceron) Veritatis Lacrymae (sive Euphorm. Lusin. Continuatio), worin seine Ankunft auf der Insel der Wahrheit (England) erzählt wird. Ed. Elzev. Amst. 1658.

***) 12., bei Opitz 16. Kapitel.

Die Art, wie auch hier und mehr noch in der Fortsetzung und den Nachahmungen der Argenis, der cortegiano für sein Ideal, den ersten Günstling eines Herrschers, herangebildet wird, ist in ihrer Naivetät ein scharfer Spiegel für jede Zeit, die sich anschickt in versteckterer Weise und in weniger festen Formen das Wesen oder Unwesen jener Tage zu wiederholen. Es ist der Kanon des Servilismus, die getreue Weisung, wie man es anzustellen habe, dafs die Person des Herrschers sich stets in unnahbarer Höhe über ihrer Umgebung fühle, immer Recht behalte, immer „Sonne“ sei. Phaeton und Icarus, das sind die warnenden Beispiele, die dem Buhler um Fürstengunst vorgestellt werden. Der Fürst selbst ist die unbestrittene ewig gerechte unfehlbare Sonne der Zeit, der Baum, um den sich der „schwache Epheu“ schlingt*). Rücksichtslose Niederhaltung der Oligarchie, schonungslose Ausrottung aller Frondeurs sind Mafsnahmen, die dem Herrscher zur obersten Pflicht gemacht werden. Diese wirken verhängnisvoll nach unten als Verführer zur Rebellion, jene nach oben durch Störung der stetigen monarchischen Erbfolge. Das beste Mittel ist, ihnen von vornherein auch nicht das geringste Machtmittelchen anzuvertrauen. Auch hier ist endlich wieder die letzte Auskunft das alte caesarische „Divide et impera“**).

Wie wahr und ehrlich wird dieser „Hofschule“ der Text gelesen von unserem wackeren Paraphrasten der Quevedoschen sueños in der Vorrede des ihr gewidmeten „siebenden wunderlichen und warhafftigen Gesichtes“***): Dulce bellum inexpertis. So gehets mit dem Hoff-

*) Opitzens Übersetzung des 5. Cap. des 1. Buches (dum Archombrotus et Timoclea in specum per secretos aditus pervadunt, de gratiosis in aula et Regum familiaribus sermonem haud perfunctorium faciunt) a. a. O. 31 ff. (VI. Cap.) „Ihr wisset wie Phaeton sich des Wagens und Icarus der Flügel gebrauchet haben: und dannoch schelten wir nicht auff Jupitern, noch auff die Sonne, von welchen sie seind gestrafft worden“. Vgl. in der Fortsetzung (dem unechten II. Teile) Buch VII. cap. 3 und 4.

**) a. a. O. I. 15 (Opitz 18) und III. 4. Cleobulus (Villeroi) Meleandro (Henri III) causas, effectus et remedia desertionis recenset. Causas esse, docet, opes nimias, quas regum beneficio accumularunt. 2. Honorum ac praefecturarum famem insatiabilem. 3. Reverentiam, quam sibi conciliaturos putant. Effectus: Pereunt urbanae et rusticae opes. Latrociniis magis quam constantia crescit miles. Remedia: Factiosorum vires non simul, sed per partes accidantur. Non praefecturae vel arces iis comittantur aut ab illis erigantur. Non acie Rex, nedum foederibus cum perduellibus coëat.

***) Les visions de Don de Quevedo das ist Wunderliche Satyrische vnnd Warhaftige Gesichte Philanders von Sittewald. Leyden 1646. S. 299 ff; vgl. den Abschnitt Hofleben im 2. Gesicht ‚Welt-Wesen‘ S. 56—59 ausgeführter in der Ausg. v. 1650 (in der dtsch. Nationallitteratur hrsg. v. Bobertag S. 55—60).

leben auch. Wer es von aussen ansihet vnnd nicht kennet, der meinet wunder was darhinder seye. Aber Aula orcus est expertis. Zu Hoff, zu Höll. dann da heifset es: wiltu was gelten, so mustu deinem Fürsten zu gefallen Ja sagen, wenn es schon erlogen. Veritatem enim dicere ibi periculosum est, vel minus ridiculosum: wo er herkommet dich bucken, dafs der Nestel kracht. Glauben was er glaubet, sich stellen, wie er sich stellet: hincken wann er knappet: reden wie er redet: stutzen, wann er gaxet.

Nemo suos, haec est Aulae natura potentis,
Sed domini mores Aulicus omnes habet*).

Must ihm bescheid thun, wann er will, gute Zähn haben, vbel essen. Wohl dienen, keinen Lohn fordern. Täglich etwas newes wissen auf die bahn zu bringen, solte es nur von einem Hirsche seyn, von einem Hasen, von einem Finken. Wo der Herr gehet, jme nachvolgen. Stehen dafs dir die Seele schwitzet: Den Hut vnter dem arm halten: Redlichkeit mit List bezahlen. Es frisch hinein wagen. Den Leuten gute worte geben, doch anderst meinen. Deinem Nächsten, ja deinem Schwager, ja deinem Bruder freundlich zu reden, doch jhn heimlich einhawen, verschimpfen, verliegen. Viel versprechen, doch wenig halten. Heuchlen bis du deine gelegenheit ausspürest. Vergeben doch nicht vergessen. Verzeihen doch allemal, wann es deiner losen Sach zum behulf vnnd Vortheil dienen kan, die alte Schuld wieder herfür suchen. Wann du ein Schalck bist bey dir abnehmen, dafs ein anderer auch also sein möchte. Sobald du merkest dafs dein nächster auch ein wenig gunst hat, dem vbel bey zeit vorkommen, etwas verhastes erzehlen, ihm ein Bein vorschlagen, einen Stein stofsen, dafs er sitzen bleibe. Hurres, Murres machen, so bald du zu einem Aemptlein kommest, dich sehen lassen, dich herfür thun, dich spräutzen, die wort und den gang nach der tabulatur regieren, dich nicht so gemein machen, den respect observiren, reputation erhalten, gravitet speysen, der alten plackerey vergessen, die vorigen Freunde verachten, nicht mehr kennen, tribuliren: In summa darfür halten, dein Dreck stincke mehr als zuvor und dafs du auch ein Herr seyest...“ Das ist eine grimmige Parodie der Praxis des discreto und atento, die wir Zug für Zug und mit wörtlichen Anklängen hier wiederfinden nur in der veränderten Beleuchtung höfischen Strebertums. So nahe berühren sich hier Heroe und Lakey! Wenn hierbei „der in aller Welt be-

*) Martial IX. 18.

kante Seneca aus Spanien" als Praeceptor aulae auftritt, so ist der Kern seiner Lehre, dafs der Diener zwar geschickter und verständiger sein dürfe als der Fürst, aber nicht dafür angesehen. Auf seine Frage an die anwesende Fürstenversammlung „sagt her: habt ihr auch je leiden können, dafs einer euerer Diener sich hätte besser für getan und sehen lassen als jhr selbsten und hattet jhr ihn nicht gestrafft? Nein, Nein, sprachen sie alle mit einhälliger Stimm, so lang die Welt stehet, soll dafs nimmermehr geduldet werden, dafs ein Diener witziger sey, als sein Herr"*). Sejanus, der von der Höhe der Macht aufs grausamste gestürzte Günstling des Tiberius, der geblendete Belisar bieten sich als Beispiele an. Die Weisen Solon, Socrates, Plato, Aristoteles, die die Könige zu Philosophen machen wollen, verhöhnt Julian Apostata als „Pedanten und Schulfüchs, welche, wann sie in die Welt, zu unsers gleichen kommen, sich stellen wie eine Kuhe die ein new Thor anblarret oder wie eine ganss die in ein logel fihet**)" und läfst durch Photinus eine andere „Savelmachische" (Machiavelische) Weisheit aufstellen, dafs Macht vor Recht gehe. Domitian schäumt gegen Sueton als den Repräsentanten der Historiker, der fürstlichen Sittenrichter***). Mit dieser höllischen Standesversammlung wechseln fürchterliche Scenen höfischer Gewalttat, gedungene Mörder, Duellanten, und Prototype höfischer Heuchelei und Nichtigkeit: Hofmeisterinnen, des Teufels Grofsmütter, Mönche, die unausbleibliche Pest der Höfe, Anstifter aller Händel zwischen Regenten und Potentaten, vor denen Lucifer selbst sich fürchtet; Schalksnarren, die immerfort was Newes! was Newes! d. i. „viel Närrischer Aufschnitt und tischerey vorbringen", Fuchsschwänzer, Ohrenbläser; des Teufels Leibguardi, „drey Legionen, deren Herren Generals seind Don Buelta de Espana, Seigneur Bougre di animal noto vnnd Monsieur de Duellmaurant". Es sind Gesichte in Höllenbreughels Manier. „In dergleichen Hoff-Leben seyn seye . . in warhafftiger ewiger Vnruhe, in Verdamnufs als in einer Hölle sitzen: In einer warhafftigen, endtlichen Hölle: da aufs Stoltz, Rachgier und Verzweiffelung alles zu vnderst zu oberst wie in der Hölle hergehet; Behütt Gott! was Verdampten Lebens! wir waren alle vnter einander vund wider einander wie die Teuffel . . . dergestalt, dafs je einer

*) a. a. O. 323.
**) [in ein lêgel sihet?]
***) Vgl. a. a. O. 333—342.

den andern ansahe als seinen Feind, als seinen Hencker, als seinen Teuffel; vnd die einander die beste wort gaben, vor denen muste man sich am allermeisten vorsehen vnd hütten"*).

Hier auf poetischer Seite erkannte man intuitiv, was die Politik sich so schwer klar machen mochte und was ein Gracian wohl theoretisch einsah aber nicht aussprach: dafs sie nämlich auf einem Compromifs zwischen dem Gewissen und dem Interesse, einer halben Moral beruhe. Ein ethischer Rigorist wie unser Moscherosch verwirft nun alle Neutralität und vor allem die der Höflinge, deren Spruch ist:

Pompejanus ero si vicerit omnia magnus,
Omnia si Caesar, Caesarianus ero**).

„Neutral sein, ist soviel als des Teuffels nicht sein wollen und doch Gottes nicht sein können. Gehören also die Neutralisten dem Herrn zu, dem sie dienen. Gott will kalt oder oder warm haben, halbe speyet er aus. Gott und Welt sind einander zuwider"***). Diese Erkenntnis, im Mittelalter so häufig zum Ausdruck gebracht, stieg in dem ehrlichen deutschen Gemüte alsbald auf und wehrte sich gegen die neuen Lehrer, die Lauen, die Kaltwarmen†). Daher ist denn auch derjenige politische Roman, der bei uns volkstümlich wirkte, nicht die Argenis, noch die mit ihr zu einer Art kanonischer Dreiheit verbundenen affektierten Hofgeschichten, Ariana und Dianea††), sondern das Criticon mit

---

*) a. a. O. 303 ff. Wir geben diese Stellen in extenso, weil sie einen ausgiebigen Niederschlag der ‚Volksstimmung' darstellt, wie sie sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anwachsend gegen das Hofleben und seine Lehren Luft machte. Vgl. schon Kirchhoffs Wendunmuth I No. 60 (Vergleichung des Hofläbens) der Hofmann sei wie ein Jagdhund, der abgehetzt wird und keinen Dank hat im Alter. Man drängt sich zu Hofe wie die Hühner zum Futter vor der Abschlachtung. Damals entstanden die Reime von ‚Herrengunst und Rosenblätter — Sonnenschein, Aprilenwetter'. Auch das Alphabetum aulicum, Hexameter mit alphabetischen Anfang der Verse, findet sich bereits dort als Zugabe (I 61, Beschreibung des Hofläbens) in deutsche Drei-Reime (a a b) übersetzt (excussum Mulhusii superioris Alsaciae per Petr. Fabricium 1560) Andere versus aulici enthalten in kürzesten Worten, ‚wenn du was hast, darfst du herein'. Vgl. Rists ironisches Lob des Hoflebens und vieles ähnliche.

**) Owen epigr. 105.

***) a. a. O. 6. Gesicht. S. 212, wo Fürst Christian von Braunschweig dafür angezogen wird.

†) Politische Gaukeltasche von Servirono Kaltwarmio Udenpeg 1673, 12°. Politische Gaukeltasche von Allerhand Staats- und Advokats- Blend- Plund- und Plaudereien derb ausgestopfet in etwas entlediget und nach etlichen Handgriffen wohlmeinend eröffnet von Severo Kaltwarmio aus Lauland Udenpeg 1674, 12°.

††) Von Desmarets und Loredano. Vgl. Bobertag I 2. S. 100. Weise empfiehlt im Bericht z. polit. Näscher. (XVII s. 28) einzig die Ariana neben der Argenis. In die Dianea ist die Geschichte Wallensteins eingeflochten. S. Bobertag I 2. 97. Koberstein II 183. Gervinus II 504.

seiner Welt- und Hofsatire. Die Argenis, von der Buchner, der Wittenberger Litteraturprofessor, sogar eine Schulausgabe veranstaltete, hat in dessen Schüler Flemming die Idee einer Margenis angeregt, wie die Ariana den Andreas Gryphius flüchtig zu einer Eusebia begeisterte*). Allein diese ganze Gattung des Hofromans, die aus der Übersetzungsfabrik der fruchtbringenden Gesellschaft, Stubenberg, Harsdörffer, Zesen hervorging und die bekannten biblisch-antediluvianischen Heldengeschichten eigenen Fabrikats bei Zesen, Buchholz, Ziegler, Lohenstein und ihrem braunschweigischen Protektor, dem 'durchleuchtigsten Verfasser' zur Folge hatte, müssen wir scharf scheiden von der direkten Einwirkung, welche die politische Litteratur und die ihm verwandte Litteratur der Diskurse, Berichte, fingierten Reisen u. s. w., geübt hat. In jenen Hofromanen ist die Politik in ihrer charakteristischen Form als Weltlehre kaum zu erfassen. Nur der Kenner wird unschwer in dem aufgehäuften Ballast kuriöser Polyhistorie die 'plausibles noticias', in der weitläuftigen Erörterung über die Temperamente, über die uns bekannten vier Affekte („Ehrgeitz, Geldgeitz, Wohllust und Vernunftliebe") namentlich bei Lohenstein**) die 'moral anatomia', in den Gesprächen der Helden und Heldinnen die Diskurse des Discreto wiederfinden. Im eigentlichen politischen Roman aber haben wir eine eigentümliche Schöpfung der Politik vor uns. Hier ist der bestimmende Einflufs des Criticon bislang ebensowenig bemerkt worden, als die auffallende Erscheinung, dafs die Anfänge der Journalistik sogar bei ihrer nüchternen Bücherbesprechung die Dialogform bevorzugen auf die Diskurse des Cortegiano zurückgeführt worden ist. Noch eine dritte, für die neueste Bildung allerwichtigste Form oder Unform aber haben wir hierbei namhaft zu machen, die durch den Erfolg des Oraculo gefördert und grofsgezogen worden ist: die Aphorismen-, Maximen- und Reflexionssammlung, für deren eifrige Pflege der oben berührte politische Cult der Apophtegmata, saillies und geschickter Abfuhren in Gespräch und Debatte wiederum mafs-

*) S. Das lange Gedicht vor G. A. Richters Übersetzung (Ariana vom Herrn Desmarets etc. durch G. A. R. G. L. Amst. Elzevir 1649) „Wofern mir Clotho nicht die Feder wird entzücken — Will ich Eusebien nach Ariana schicken".

**) Liebes- und Lebensgeschichte des Heldenmüthigen Arminius u. s. Durchlauchtigen Thusnelda z. B. 1876a 84ff., 2350a 1255a u. o. Bei der Konzeption und Anlage des Romans hatte Lohenstein den Politico Christiano des Saavedra Fajardo vor Augen.

gebend war*). Unter diesen litterarischen Bedingungen steht endlich die mehr vorübergehende, aber doch noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wirksame Vorliebe für abgerissene, rein für sich selbst wirkende Temperamentsschilderungen, Charaktergemälde, bei denen die uns bekannten Scheidungen der Gemütsanlage scharf und zu Typen konzentrirt zum Ausdruck kommen sollten**). Hierbei mufste, wie der Kunsthistoriker belegen wird, die bildende Kunst fleifsig sekundieren, und noch die Zeitgenossen unserer Klassiker, schon unter dem Einflufs einer unendlich viel reineren und feineren Psychologie, erstaunten und verglichen sich über Hogarts berühmtem Blatt „die vier Temperamente". Auf diesem Hintergrunde sind Persönlichkeiten, wie La Rochefoucauld***) und La Bruyère, ganz anders greifbar und verlieren

*) Lund 1636 als Anhang von Gedichten. Harsdörffer(Quirinus Pegeus) bereits als ars apophtegmatica für „ergötzliche Hofreden", Nürnb. 1655 und Contin. 1656 Als ganz ernsthaftes Hülfs- und Nachschlagebuch für Staatsmänner mit Beispielen aus der neueren Geschichte zeigt sich die dickleibige Sammlung „Centum arcana politica . . . ubi de singulis variae sententiae . . observantur . . autore Johanne Riemero Martisburgi 1678". Als ein Kompendium politischer Apophtegmen erscheint auch der öfter aufgelegte „Alamodische Politicus, Welcher Heutiger Statisten Machiavellische Griffe und Arcana Status sonnenklar an den Tag giebt" (zuerst v. J. Cölln bei Andreas Bingen, der die Dedikation zeichnet. 2. u. 3. Teil ‚Reut-Cammer und Peinlicher Process' 1650), sonst ein einfacher Nachdruck des dritten Teils der Gesichte Philanders v. S. Wie dieser sich ("an den Leser") mit dem Gracianschen "Cortesia de boca mucho vael y poca costa" einführt, so das unverschämte Plagiat daraus 'Idolum principum d. i. Regenten Abgott' (o. O. 1678) mit den 'Eröffnungen' eines 'kgl.-Spanischen Staats-Raths'. S. f. Zweitausend gutte Gedancken zusammengebracht von P. von Winckler. Görlitz 1685. W. war kurbrandenburgischer Resident in Breslau. Die „sinnreichen Reden, durchdringenden Worte, accurate Sententien, hauptkluge Staats- und Lebenregeln" aus Lohensteins Werken sammelte J. Männling in seinem Lohensteinius Sententiosus. Breslau 1710.

**) Man zählt sie ausdrücklich zu den Dichtungsformen: „Dergleichen vor alten Zeiten vornemblich die Poeten oder Dichter gewesen vnd in ungebundener Redart der Evesische Theophrastus in notationibus morum". Vorr. zum andern Teil des Alamodischen Politici a. a. O. A. V.

***) Eine Zurückführung der Maximes (1665) auf Gracian läfst ihnen wenig Eigentümliches, soweit sie nicht blasiert übertreiben oder paradox abbiegen, um unzeitig zu verallgemeinern. So drückt La Rochefoucauld (228) Gracians gemütliche Mahnung: „Lieber ein Narr mit vielen, als ein Weiser auf eigene Hand!" sehr fragwürdig auf apodiktische Weise aus: „Es ist eine grofse Narrheit allein weise sein zu wollen". La Rochefoucauld coquettiert mit der Schwäche, dem Egoismus und dem Selbstbetrug, während Gracian sie einfach bloslegt, um sie zu bemeistern. Charakteristisch zeigt sich dies bei ihrem Verhältnis zur Stimmung, die La Rochefoucauld von Gracian herübergenommen zu haben scheint, um sie als Ausgangspunkt für seine Aufstellungen zu benutzen (vgl. besonders No. 42. 45. 47. 49. u. ö.). Gracian selbst mahnt kurzab ‚no rendirse al humor!'

viel von ihrer repräsentativen Würde, die ihnen die Litteraturgeschichte freigebig wie immer gegen die Franzosen nun einmal gesichert hat. Bei uns tritt der pädagogische, abschreckende oder anregende Zweck dieser Temperamentsschilderungen besonders hervor. Die Vorliebe, mit der hier grade schlüpfrige Scenen zur Befestigung der Enthaltsamkeit ausgemalt werden, ist ein besonderer Kniff der Christiana galanteria, der in die Hofromane überging. Hier giebt schon 1624 der sehr beliebte, auch von unsern Nürnberger Dichtern nachgeahmte Nicetas*) des oben als politischen Encyklopädisten behandelten Jesuiten Jeremias Drexel ein Muster der im folgenden Jahrhundert unter englischem Einflufs auftretenden „moralischen Erzählungen“, mit denen der junge Wieland debutierte.

Der eigentlich so zu nennende politische Roman hat nun kaum irgendwo einen so ausschliefslichen und angemessenen Pfleger gefunden als in dem Deutschen Christian Weise, dem Professor der Politik zu Weifsenfels. Weise hat von den spanisch-italienischen Formen, die Quevedo, Boccalini und Gracian**) anboten, am entschiedensten die Gracianische im Criticon aufgegriffen und, im Grunde genommen überall, in seinen Welt- und Lebensbildern durchgeführt. Er beginnt zwar in seinem kleinen Erstlingsroman, den drei Hauptverderbern (1671)***) noch mit der Einkleidung der Vision, des Quevedoschen sueño: dafs er sich melancholisch in tiefen Gedanken im Walde verirrt und dabei zur Residenz des Wendenkönigs Mistevoi gerät, der sich grade von seinen zu Deutschlands Verderben abgeschickten Gesandten Bericht erstatten läfst. Er benutzt ferner in seinem Lustspiel von der verkehrten Welt, ‚praesentiret in Zittau den 4. Mart. 1683‘†), die Boccalinische Form der Parnassischen Relation, die auch im Bäurischen Machiavellus anklingt, obwohl es hier nicht Apollo selbst, sondern nur seine Kommissarien sind, die Gericht halten über das Treiben der

*) Nicetas seu triumphata incontinentia. Monach. 1624. im folg. Jahre von Christ. Agricola verteutscht. Über Harsdörfers Nicetas s. des Verf. Poet. der Renaiss. S. 201 S. auch Chr. Weise, die triumphierende Keuschheit, in überflüssige Gedanken der grünenden Jugend v. 1701, p. 196 ff.

**) Dafs übrigens die Form der sueños auch dem Gracian zugeschrieben wurden, beweist das politische Aufklärungsbüchlein ‚Balthasar Gracians politische Träume auf jetzige Zeit‘ (wie so manches fingiert:) aus dem Spanischen von G. Martzi. Frankf. 1692. 12°.

***) Die drey Hauptverderber in Teutschland vorgestellet von Siegmund Gleichviel (Ausg. v. 1673, o. O.).

†) Leipzig bey Christian Weidmannen v. J.

Welt. Allein die Art wie dort die Abgesandten des Mistevoi ihre Erlebnisse und Erfahrungen berichten, das Examinatorium am Schlufs erinnert schon bei weitem mehr an Gracians Reisende und Führer, als an die wilde Scenerie der Traumgesichte. Die Fülle allegorischen, symbolischen und lemmatischen Beiwerks, die moosbewachsenen Steine mit ihren rätselhaften „Lapidarschriften", die Hunde, die ‚pocèm, pocèm' rufenden Knaben in Bergmännleinstracht, alles ruft die ‚arguten' Vorbilder des Criticon ins Bewufstsein. Eine ganz Gracianische Erfindung ist ferner die der ‚verkehrten Welt', in der „nun vielartige Moralia und ich möchte fast sagen, ein grofses Theil der Politischen Klugheit darunter verborgen liegt; Also dafs der beste Staatsmann die umgekehrte Welt am geduldigsten vertragen mufs, wofern er in seiner Verrichtung etwas glückliches erhalten will" *). Hier finden wir in Democritus und seinem Gracioso Spizwiz schon unsere Freunde Critilo Andrenio wieder, von denen der eine „aller Welt zum Trotz die Tugend zu seiner Freundin behalten will", der andere mit dem Weltverführer, Herrn Alamode, davonläuft**). Noch deutlicher, wie hier, ist die Idee der Reise durch die Welt zum Ausdruck gebracht im Bäurischen Machiavellus, wo Eusebius („das ist der Liebhaber des göttlichen Worts") und Politicus („das ist der kluge Werkmeister der zeitlichen Glückseligkeit") ***) „als verordnete Kommissarien in der Welt herumziehen und daselbst bey den Bauern Achtung geben sollen, ob sie alle Bofsheit mit den anderen Menschen gemein haben; darnach ob sie solches von dem Machiavello oder von einem andern Lehrmeister begriffen haben" †). Hierbei sehen sie nun die Zwischenhandlung, in der bei der Vergebung der Pickelheringsstelle in Querlequitsch alle Minen Machiavellischer Kunst springen; „Quanterl" (Quantitas), die Tochter des Schulzen Purus Putus und seiner Substantia, gegen Risibilis, die Tochter des Konsulenten Scibilis ins Gefecht geführt werden, bis schliefslich der französische Windbeutel Ziribiriziro mit seiner Risibilis über Friedeborn (Pacifontius) den Erwählten der Quanterl und Ciaconi, den wälschen Geldschmierer, den Sieg davonträgt. Es fehlt nicht an echt Gracianschen Einzelheiten: Spizwiz und Corydon im Käfig (la jaula de todos) im 5. Akte der verkehrten Welt (8. Aufzug), das gläserne Fenster vor der Brust, das Candidus

*) a. a. O. „Inhalt".
**) a. a. O. s. 14 ff.
***) Bäur. Machiav. S. 124, vgl. S. 16.
†) Eb. S. 14.

im Bäurischen Machiavell wünscht, der gelbe Fleck, den zu tragen Machiavell verurteilt wird. Bemerkenswert im Sinne der politischen Psychologie ist im letztern Stücke der Ausgang, wo Machiavell „vor den übrigen Politicis“ nicht für besonders schuldig und nur wegen der ‚manier zu schreiben‘ und ‚des Mifsbrauchs der schönsten Gaben des Gemüths‘ für strafwürdig erklärt wird. Eigentlich schuld ist an dem politischen Unwesen Antiquus (der alte Adam und zugleich der Lügner von Alters her), der den Appetitus (die Begierde) von seinem rechmäfsigen Herrn Rationalis (der Vernunftliebe) emancipiert hat.

Als genaue Nachbildung des Criticon aber erweisen sich Weises gröfsere und bekanntere politische Romane: sein Hauptwerk, ‘die drei Erznarren’*) mit der schwächeren Fortsetzung ‘die drei klügsten Leute’**) und der ‘politische Näscher’***). Im politischen Näscher ist Crescentio gleich Critilo ein vom Glück benachteiligter, in die Welt hinausgestofsener junger Mann, dem ein auf Kosten des Waisen prassender Vormund die Lehre mit auf den Weg giebt: „Ein politischer Näscher ist, der sich um ein Glück, um eine Lust oder sonst um ein Vortheil bekümmert, der ihm nicht zukömmt und darüber er sich offt in seiner Hoffnung betrogen findet. Wollet ihr nun in dergleichen Unglück nicht gerathen, so werdet mit fremden Schaden klug und gebt Achtung wie andere betrogen werden†)“. Der bevormundende Vetter heifst trotz seiner üblen Aufführung Philander. Man kann daraus entnehmen, wie die anderen „Exempel“ sein werden, durch die dem Crescentio „diese Lehre in den Kopf gebracht wird“. Zum Schlusse, da Crescentio „ein Hofmann“ (und Christiano Philosopho) geworden ist, „merkt“ er denn auch, „dafs er bisher nur einen Schatten von den politischen Näschern gesehen hätte . . . also dafs er auch in etliche Jahre bekante, man müste zuvor . . das Maul wohl tausendmahl verbrennen, ehe man dahinter käme, wer der politische Erz-

*) 1672. Ich benutzte die Ausg. a. O. 1673. Die drey ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt, Aufs vielen Närrischen Begebenheiten hervorgesucht etc. durch Catharinum Civilem. (Über dies Pseudonym s. Pol. Näscher. S. 36 nach Catharinus Dulcis „dem Italienischen Grammaticus“.) S. jetzt Braunes Neudruck.

**) 1675. Die drey klügsten Leute in der ganzen Welt, Aufs vielen Schein-Klugen Begebenheiten hervorgesucht etc. durch Cath. Civ. Leipzig LXXXII.

***) Das Titelbild (der Fruchtkorb mit der naschenden Hand) trägt 1678. Leipzig, Fritsche. Christ. Weisens politischer Näscher Aus Unterschiedenen Gedancken hervorgesucht . . Nunmehro in Druck befördert. Leipzig, Gleditsch 1693.

†) p. 11 a. a. O.

näscher wäre" *). Auch hier sollte noch eine Fortsetzung über Crescentios Leben am Hofe folgen, den „er endlich auch verlassen und einen wunderlichen Weg zu seiner Wohlfahrt ergreiffen muste." Denn schon von der Mitte des Romans (24. Kap.) an nimmt ihn ein echter praeceptor aulicus, ein alter „Informator an einem fürstlichen Hofe" in seine Schule. Dieser wendet bei ihm die 'medicina mentis'**) an und führt ihn so zur Politica Christiana. Auch die abenteuerlichen Pläne zur Aufhelfung der Finanzen in den Köpfen der damaligen Staatsökonomen, die 'arcana' vom Universalbier bis zum Gold- und Silbermagneten, rechnet er unter die politischen Näschereien***). Sonst drehen sich diese meist um Liebeshändel oder im Weiseschen Sinne besser ausgedrückt, um allerlei bedenkliche Situationen, in die der Zufall, das Mifsgeschick und jener 'Erznäscher', der Fürwitz, die beiden Geschlechter zu einander bringt. In der Hauptsache werden diese Abenteuer von eingeführten Personen berichtet, meist an der Tafel im Wirtshause, wo sich Reisende aller Art zusammenfinden. Diese Methode ist auch in den Erznarren beibehalten, deren Motiv — die Testamentsbestimmung, die drei gröfsten Narren der Welt abmalen zu lassen — aus Moscherosch A la mode Kehraus entnommen ist. Hier ist der Erbherr, Florindo, der Reisende; sein Hofmeister heifst bezeichnender Weise Gelanor, sein Verwalter Eurylas und so haben wir in dieser Kompagnie wieder die gegenseitige Ergänzung zum vollkommener Politicus, wie in den Reisenden des Criticon. Nur dafs hier die närrische Welt bei weitem weniger ernst genommen wird und im Kerne wirklich nur als das ausfällt, was dem Florindo das 54. Kapitel als zufällige Wirtshauslektüre bringt: eine Anekdotensammlung. Der „Jahrmarkt des Lebens" tritt zwar gleichfalls im 17. Kapitel in Erscheinung, aber nur zur Verspottung der Reklame eines Apothekers. Der Kampf der Geister um den „Thron der Macht" hat keinen bedeutsameren Hintergrund als das Gezänk deutscher Universitätsschulen, der ‚Sperlingianer' und der ‚Zeisoldianer' um die materia prima†) (34. Kap.). So zeigt sich in diesem

*) Anhang (Weg zur wahren Glückseligkeit von Chr[istiano] Ph[ilosopho] No. 84.

**) a. a. O. S. 375 ff.

***) XXV. Kap. S. 262.

†) Die Namen sind nicht erfunden. Es handelt sich um den Sennert-Freitagschen Streit über die Entstehung der Formen auseinander, die schon Julius Caesar Scaliger behauptet hatte. Sennerts Schüler in Wittenberg Johann Sperling nahm seinen Lehrer Sennert in Schutz gegen die groben Angriffe, die dessen Physiologie in den Nieder-

Roman vielleicht am allerschlagendsten die oben ausgeführte Degradierung der Politik in den kleinen deutschen Verhältnissen, die nichtsdestoweniger durch ihre gleichfalls minimalen Höfe die Verbindung des breiten Bürgertums mit den politischen Interessen so eng erhalten konnte, wie sie uns in der Hofkarriere des Crescentio und anderer in diesen Romanen auftretenden Persönlichkeiten entgegentritt. Wie weit dies politische Interesse gehen konnte*), zeigt Weise im 16. Kapitel an der Figur des aus Parteileidenschaft für den König von Schweden rasend gewordenen Politicus. Einen Vorteil aber zog endlich auch der deutsche bon sens aus dieser Herabziehung des politischen Ansehens, dafs er wenn auch nicht die Hohlheit, so doch die Unangemessenheit dieses ganzen Treibens zu den darauf verwendeten Mitteln blofsstellen konnte. Das nach dem Kriege doppelt haushälterische Deutschland gelangte zunächst zu der Erkenntnis, dafs die Politik viel koste, aber wenig einbringe**), dafs sie Geckerei und Stutzerei***) befördere und nützliche Kenntnisse hintanhalte†). Drollig ist es in diesen Reiseromanen moralisch-politischen Charakters

---

landen erfuhr (defensio tractatus de origine formarum 1638 Videmberg), während Zeisold in Jena an der Erschaffung der Seelen festhielt (Anthropologia physica Viteb. 1657). Daraus entspann sich der heftige Streit der beiden genannten (vorwiegend medizinischen) Schulen, der bis ans Ende des Jahrhunderts in Blüte gestanden zu haben scheint, da noch Leibnitz (Theodicee L. I § 88 f.) ihn bespricht.

*) Der ‚politische Kannegiefser‘, wie ihn dann Holberg in seinem Adam von Bremen so erfolgreich auf die Bühne brachte ist das Ebenbild der ‚politischen Maulaffen‘ und ‚politischen Stockfische‘ (beide von Riemer) dieser Litteratur. Weises Einflufs auf Holberg hat schon Gervinus betont (III 475).

**) „Anno 1627 (klagt einer der drei heruntergekommenen alten Herrn) hatte ich die Ehre, dafs ich mit dem Herrn Claude de Mesme, Abgesandten aus Frankreich nach Venedig und von dar nach Rom gehen dürffte, da lernte ich viele Staatsgriffe, welche zwischen Venedig und dem Pabste vorgenommen wurden, aber ach hätte ich mein Geld wieder, das mir darbey zu schanden ging.“ Kap. 6 bei Braune S. 38. Im Gespräch zwischen Amaryllis und Storax Spiel und Geldausgeben der Politiker: „Stor. Das darff ein Politikus nicht achten, wer geheyt sich ums Geld. Amar. Ach Gott strafe mich nicht mit einem solchen Liebsten. Stor. Man kann es ja nicht ändern. Amar. Wie machen es andere Leute? Stor. Wer ein Politiker seyn will, der mag sich umb ein Paar Dukaten [nicht] schimpfen lassen“. Braune S. 74.

***) Kleidergecken ‚Teutsche Franzosen‘ Kap. 4.

†) Unter den faulen Traktätgen des Studenten im 21. Kap. finden sich folgende: An politica sit prudentia? Disputationes XXIII. Au objectum Policitae sint res omnes? An politica sit supra Methaphysicam? Als Extrakt der ganzen Litanei zeigt Gelanor einen Bogen weifsen Papiers (Br. S. 111) mit der Nutzanwendung: Necessaria ignorabimus quia supervacanua discimus.

auf das viele Herumreisen vorgeblich um der Weltkenntnis willen bereits schimpfen zu hören*). In diesem Sinne ist auch sicherlich die ganze Anlage der Fortsetzung der Erznarren, der drei klügsten Leute, gehalten, die recht eigentlich eine Parodie und ein Widerspiel dieser politischen Reisemanie genannt werden kann. Denn die beiden „vornehmen und Standesherren", der uns schon bekannte Florindo und sein einflufsreicher Hoffreund Lysias, die als ‚enttäuschte' Ehemänner „eine Grillenreise in die Welt thun wollen**)" und dabei durch Räuber und sonstige wenig politische Abenteuer in eine sehr unhöfische Verfassung geraten, sind mit ihrem Desengaño sehr im Unrecht und haben ihren braven Ehefrauen am Schlusse viel abzubitten. Dafs die eine den eben von der Reise zurückgekehrten Bruder küfst, die andere, eine leidenschaftliche Alchymistin, mit verdächtigen handfesten Gesellen verdächtige Gespräche führt***), genügt beiden, um in Moscherosch-Quevedos und Gracians satyrisches ‚Weiberlob' einzustimmen und „lieber in der Welt durch Anschauung aller wunderswürdigen Sachen ihr Gemüth divertiren zu wollen"†). Hier wird auch schon die Erfindung, die das alte Thema ausschmücken soll, äufserst knapp. Ein Briefranzen mit politischen Diskursen im Stile des Discreto (zwischen Ludwig XIII. und Monseigneur seinem Bruder), sowie ein ganzes Buch politischer Aphorismen††) müssen den leeren Raum der Phantasie füllen helfen.

Gleichwohl tut man Weise Unrecht und verkennt die Absicht des politischen Romans durchaus, wenn man, etwa wie Bobertag in seiner Geschichte des Romans†††) sich nur darüber aufzuhalten weifs, dafs die Idee dieser Romane in nichts zerfliefse, dafs die Erznarren,

*) S. erstes und letztes Kapitel. „Asinus peregrinus majoris venit pretio, quam equus domesticus." Von weit her! Realis de Vienna hat im Entwurf seiner Geheimstube oder Velledenblätter, den Herder a. a. O. 186 mitteilt, auch eine These des Inhalts: „Die Reisen in barbarische Länder sind nützlicher als in die Hasenländer zu den freundlichen Mördervölkern".

**) a. a. O. S. 31.

***) S. die Aufklärung das andere Buch Kap. 1 a. a. O. 245 ff.

†) a. a. O. 317.

††) das dritte: die Bude der Klugheit aus der Alten Epicteti kurtzen Handbuche. Auf öffentlichen Markte aufgestellet und durch kurtze Anmerkungen einem jedem Käuffer recommendiret von Demetrio Mercatore. Gedruckt in dem Jahre, da die alte Klugkeit vor neu ausgeboten wird.

†††) I, 2, 2. Hälfte S. 126f.

die drei klügsten Leute nicht gefunden werden*), dafs man bei allen Anlässen, wo man sie auftreten zu sehen wähnt, bald enttäuscht werde. Wer diese Schriften blofs daraufhin ansieht, bleibt über ihren Sinn im Unklaren; ebenso wie der, welcher in Crescentio, dem Helden des Romans, den politischen Näscher erblickt, gar nicht wissen wird, woran er ist, da dieser ja gar nicht nascht, sondern nur sieht und hört, wie andere naschen. Dafs die Erznarren, die klügsten Leute nicht gefunden werden, ist in Gracians Sinne natürlich, der seinen Helden auch immer nur Personifikationen in den Weg stellt, deren Daseinszweck sich schliefslich in eine grofse Lehre, eine Warnung, eine Ermunterung, auflöst. So ist es auch in den deutschen Nachahmungen des Criticon mit ihren Lapidarinschriften am Schlufs und ihren allegorischen Gemälden, welche statt der erhofften persönlichen Bekanntschaft der drei gröfsten Narren und Klugen ihre Devisen und Symbole wiedergeben**). Darin liegt gewifs ein tiefer philosophischer Sinn, dem analog dafs uns im Leben ja auch nicht die gehofften Illusionen und Träume — flüchtige Schatten des Weltspiels — sondern dafür etwas reales, Erkenntnisse, zu Teil werden. Darum sind auch die echteren Abkömmlige Critilos im politischen Roman, also etwa Crescentio, der politische Näscher, keine Landstörzer und Schelmuffskys, wie in der sie umschliefsenden Litteratur, die freilich in dem unabsehbaren Nachklatsch der Weiseschen Schriftstellerei nur allzuleicht in sie übergeht. Die Scenen im Kaffeehaus, an der Wirtshaustafel, in der Landkutsche luden von selbst dazu ein; und so sehen wir, wie diese ursprünglich so hoch angelegte Litteratur, durch eine teils cynische, teils aufschneiderische Reporterbearbeitung einerseits in den

---

*) Siegmund, der Student, der die Sache akademisch entscheiden soll, „sollte so lange auf Promotion warten, bis die ausländischen Narren wären beschrieben worden. Der Mahler blieb zu Hofe und malte Narren und war selbst ein Narr". Braune S. 227. Über die Narrenmalerei an den Höfen s. Justi, Velasquez.

**) Wir wählen die der Erznarren (Kap. 49) wegen ihrer Kürze und Prägnanz zu Beispielen. Die Gemäldewand verkündigt oben in grofsen Buchstaben „Diogenes Amove Laternam. Homines hic sunt non homines". Die drei Felder zeigen in der Mitte eine Jungfrau die hinten Feuerflammen ausspeit, in den Seitenfeldern, eine die rückwärts ein Totengerippe ist, und eine reich gekleidete von hinten als Bettlerin. Alle drei haben ihre Liebhaber. Ihnen gelten die Zuschriften: Stulte dum mundum colis, infernum amplecteris. Stulte dum vanitates deteris, mortem amplecteris. Stulte dum dulcedinem sectaris, infamiam amplecteris. Unten steht das für unsere ganze Richtung charakteristische Résumé: Felix que stultorum periculis cautior factus ineptorum magistrorum prudens discedit discipulus. Aperta est schola stultorum omnia plena.

Journalismus hinübersteuert, andererseits, eben durch romanhafte Ausschmückung, in den durch Schelmuffsky gekennzeichneten bürgerlichen Abenteurerroman, den Roman des „verfluchten Kerls“ übergeht*). Critilo und Andrenio sind — auch in des letzteren Verirrungen, die für Critilo zu Verwicklungen werden, theoretische Geister, d. h. weder Eulenspiegel noch ‚problematische Naturen‘, die in alle Lagen geraten und „keiner gewachsen sind“. Sie reisen ferner nicht des Abenteuers halber, sondern sie reisen eben durch die Welt, durch das Leben. Insofern berühren sie sich wohl mit dem vielverdienten Erziehungsroman des neuen Jahrhunderts, mit Fenelons Mentor und Telemach, und in ihrer praktischen Völkerkunde und antiken Führerweisheit mit den bekannten ‚voyages de jeune Anacharsis‘. Ja, sie stehen noch in direkter Verbindung mit den Staatsromanen des 18. Jahrhunderts. Wielands Demokrit in den Abderiten ist zwar geistreicher, aber der Idee nach genau derselbe wie der Demokrit in Weises verkehrter Welt. Seine Agathon und Hippias sind ideale Naturen, die zur Welt als dem letzten und obersten Bildungsbuche greifen, seine Danischmende ‚kluge Statisten und Politici‘, seine Peregrinus Proteus streben nach den innersten Geheimnissen und letzten Weihen der Welt. Der eigentliche Vollender und lebendige Ausgestalter des politischen Romans ist sogar erst Goethe, dessen Wilhelm Meister in direkter und durch Jugendlektüre gewifs auch noch persönlich vermittelter Verbindung steht mit jenen nach Weltlehre und Weltbildung reisenden Jünglingen: die im Wirtshause, auf der Landstrafse, auf der Überfähre mit allerlei Volk, mit Studenten, fahrenden Schauspielern, Sängern aber auch mit vornehmen Weltkennern in Verkehr geraten; die so aufmerksam sind auf Lieder die sie hören, Sprüche und Devisen**), die sie aufgezeichnet finden, geheime Weisungen und Bekenntnisse, die ihnen übermittelt werden; die wo sie es am wenigsten vermuten

*) Eine trotz ihrer Lückenhaftigkeit schon unmäfsig ausgiebige Zusammenstellung hat Goedeke im Grundrifs als Anhang zu Weise gegeben, ohne jede Kritik, wie ihm diese Litteratur unter die Hände kam. Wir haben daher vieles an seinen Ort gestellt, anderes, das uns nicht erreichbar war (wofür uns wieder vieles zustiefs, was Goedeke nicht kennt), vorläufig der Kompilation eines fleifsigen und bemittelten Sammlers anheimstellen wollen, dem diese Kuriosenlitteratur reichlicher Mühe und Kosten lohnen würde, als manche andere.

**) Ein Muster der Erziehung des Criticon giebt bei uns der Gracianverehrer Christian Heinrich Postel, vgl. die Beschreibung von seinem ‚Reisebuch‘ mit einer Auswahl der darin verzeichneten Aufschriften bei C. F. Weichmann in dessen Vorrede zu Postels Wittekind. Hamburg, 1724.

die drei klügsten Leute ni
Anlässen, wo man sie auftr
Wer diese Schriften blofs
Unklaren; ebenso wie der
Romans, den politischen Näs-
er ist, da dieser ja gar nich
andere naschen. Dafs die
funden werden, ist in Gra
auch immer nur Personifika
zweck sich schliefslich in eir
munterung, auflöst. So ist e
des Criticon mit ihren Lapi
gorischen Gemälden, welche
kanntschaft der drei gröfsten
Symbole wiedergeben**). Dar-
Sinn, dem analog dafs uns
Illusionen und Träume — flüch
dafür etwas reales, Erkenntnis
die echteren Abkömmlige Cr
Crescentio, der politische Näsche
wie in der sie umschliefsende
sehbaren Nachklatsch der We
in sie übergeht. Die Scenen
in der Landkutsche luden von
diese ursprünglich so hoch a
cynische, teils aufschneiderische

*) Siegmund, der Student, der di
lange auf Promotion warten, bis die
Der Mahler blieb zu Hofe und malte N
Über die Narrenmalerei an den Höfen s

**) Wir wählen die der Erznarren
Beispielen. Die Gemäldewand verkündi
Laternam. Homines hic sunt non hom
Jungfrau die hinten Feuerflammen aussp
Totengerippe ist, und eine reich gekl
ihre Liebhaber. Ihnen gelten die Zuscl
plecteris. Stulte dum vanitates deteri
sectaris, infamiam amplecteris. Unten steh
Résumé: Felix que stultorum periculis ca
discedit discipulus. Aperta est schol

Führer finden, geheime Informatoren und Leiter, die sie durch das trügerische Weltspiel hindurch — auch symbolisch! — dazu bringen, was sie eigentlich im innersten Herzen suchen: zu der wahren Erkenntnis der Welt und ihres Verhältnisses zu ihr.

II. Die Poesie der Politiker.

Als „Poesie der heutigen Politiker" bezeichnet Christian Weise im Titel eines dickleibigen Werkes*) jene „sinnreichen Aufschriften", die wir als Begleiter solcher allegorischer Lebens- und Weltbilder, wie sie das Criticon auszeichnen, zur Genüge bereits kennen gelernt haben. Aus den Titelkupfern, an denen die Druckwerke dieser Zeiten überreich sind, kennt sie jeder, der, von welcher Seite es auch sei, der Litteratur des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahe getreten ist. Eine Spezialuntersuchung über diesen Gegenstand, von einem Litterarhistoriker unternommen, würde diese kunstgeschichtlich kaum greifbaren Luftgestalten und bizarren Scenerien, diese unmöglichen Jungfrauen ohne Kopf, mit verkehrtem Kopf, mit tierischen Abzeichen, diese Könige und Königinnen, Weisen und Helden in Umgebungen von Schreck- und Spottgestalten aller Art auf den festen Boden einer zusammenhängenden, einheitlichen Auffassung zurückführen können. Es ist die von uns behandelte politische Litteratur, die diese Allegorien der Weltlehre schuf oder nach antiken Mustern ausbildete, meist verbildete. Hier lernt man die Ausstellung des Lessingschen Laocoon an der bildnerischen Ausgestaltung rein poetisch gedachter Vorwürfe zugleich historisch begreifen. Als Beispiel diene jener Graciansche Argus, der über und über mit Augen bedeckt ist und die Bedeutung dieser Augen an den verschiedenen Körperteilen umständlich beschreibt; schon in dieser poetischen Ausmalung ein abstofsendes, häfsliches Bild, geschweige denn in der bildnerischen Verkörperung.

Auch diese seltsame Kunst gedieh auf Empfehlung und unter Anleitung der Jesuiten. Ihr klassischer Autor ist Jacob Masenius, der in Deutschland mit seinen mechanischen Handgriffen zu ihrer

*) Christiani Weisii, de Poesi Hodiernorum Politicorum, sive de Argutis Inscriptionibus Libri II Jenae 1688. Derjenige Hofdichter, der diese Theorie am entschiedensten bewährt, ist Karl Gustav Heraeus am Wiener Hofe unter Karl dem Sechsten. Er war gelehrter Numismatiker, wie Gracians Freund Lastanosa, der ihm seine Medaillen und Embleme inspiriert haben wird. In dem Jesuiten Eckhel erreichte diese damalige poetische Hilfswissenschaft ihren Höhepunkt.

Ausübung*) ungemeines Glück machte, obwohl er seine Kunst an keinem andern Objekte auszuüben wufste, als an Luther, „den er so heftig durchzeucht, das keine Regel in allen Argutiis mehr übrig ist welche er nicht an dem teuren Rüstzeuge Gottes mifsbraucht hat“ **). Die „neue Kunst“ war ein zweischneidiges Schwert. Sie konnte so gut streicheln wie verwunden und mitunter genügte die Versetzung eines Wortes, die Streichung eines Buchstabens, wie Richelieus falsches Spiel mit rendront und prendront, auf den man sich auch hier bezog, um den Vorsichtigen zu verbinden, dem Unerkenntlichen den Gegensatz des Sinnes fühlbar zu machen. Weise unterscheidet Inscriptio per Satyram, sive per Panegyricum, sie führt Krieg und Frieden mit sich***). Es ist diejenige Gattung Poesie, welche das zur feinen Schmeichelei (arguta adulatio) geneigte Zeitalter doch noch gelten läfst, die auch durch ihre Form keine Schwierigkeit macht. Wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, so ist es die, die sinn- und bezugreichen Wendungen möglichst in einer Zeile abgebrochen hervortreten zu lassen. Es ist eine Poesie, welche die Aufmerksamkeit förmlich erzwingt†), eine Poesie „in Fraktur“. So mufsten auch Verse sich diese Einschnürung gefallen lassen††), bei der ihre metrische Form unkenntlich wird zu Gunsten der höfischen, der politischen. Besonders beliebt als Muster sind Aussprüche, Urteile, Charakterschilderungen berühmter politischer Schriftsteller, zumal des als ‚Psalter der Politiker‘†††) angesehenen Tacitus*†). Ob sie bei diesem Autor zu den Argutien auch die adulatio lernen konnten, steht dahin.

Welche Ausdehnung und Berechtigung die Praxis des Complimentierens erhielt, lehrt umständlich Weises politischer Redner*††).

---

*) Ars nova argutiarum Colon 1654.

**) Weises Politischer Redner, Lpz. o. J. S. 62.

***) Opera Pacis ac Belli persequens, a. a. O. Praef.

†) Parum enim curiosos fuisse oportet, quorum oculos ne unica quidem subierit Inscriptio ebend.

††) A. a. O. p. 50 sq.

†††) Vgl. Weise, Politische Fragen (Dresden 1691, S. 475).

*†) S. z. B. a. a. O. 53 sq. die Inskription auf Seyanus nach der berühmten Stelle im Anfang des 4. Buches der Annalen.

*††) Chr. W. Politischer Redner. P. i. Kurtze (?) und eigentliche Nachricht (1084 SS.!) wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebene zu der Wolredenheit anführen soll, damit selbige lernen . . . worinnen die Komplimenten bestehen . . was bey hohen Personen sonderlich zu Hofe vor Gelegenheit zu reden vorfällt etc. Leipzig o. J.

Dieses dickleibigen Buches aus Gracian bekannter kurzer Sinn wird im Kapitel „von der Uebung mit den Affecten“ dahin ausgedrückt: „der Politicus ist der beste Redner welcher heimlich, gleich als in guter Conversation bei anderen seine Persuasiones anbringen kann“ *). Die darin enthaltene Komplimentierkomödie ist die wunderlichste Nutzanwendung der Praxis des Discreto, die jemals ausgeheckt werden konnte und war nur in dem Kopfe eines ehrlichen Deutschen möglich, der mit seiner ‚plumpen Sprak‘ den feinen französischen Calembourg „un complimenteur est un accompli menteur“ Lügen straft**). Diesem tollen Kauz verwandelt sich die ganze Welt in ein grosses Komplimentierbuch, in dem Steine, Blumen, Vögel, Metalle es nur darauf anlegen, Komplimente zu machen***). So stellte sich damals das auch von Thomasius (im Versuch v. Geist) verkündigte Geheimnis dar, das Schiller in die Verse kleidete „was den grofsen Ring bewohnet, huldiget der Sympathie“. Was Wunder, dafs auch hier der politische Deus ex machina, ratio status, in der uns schon genugsam bekannten Form der ‚Vernunftliebe‘ den Vermittler machen mufs†). Ja die Staatsraison bringt es in dem Stücke sogar so weit, dafs sich die Liebe nur noch in Komplimente auflöst. Rosine, die Angebetete des reisenden Prinzen dieses Schauspiels, „läfst die Vernunfft über ihre Liebe urtheilen“ ††) und entsagt unter Tränen und Komplimenten ihrem einzig Geliebten, weil sie nur adelig und nicht ebenbürtig ist. Sie geht in ein Kloster, hinterläfst ihm einen Nelkenkranz als Devise („dieses soll in meinem Schilde, in meinem Cabinet auf mein Silber-Geschirr, ja an allen Orten, wo ich wohnen werde, mein allerliebstes Merkzeichen sein“) und unter schmerzerfüllten Komplimenten Reinhards fällt der Vorhang.

*) a. a. O. S. 924.

**) a. a. O. „Vorredner“ S. 295 f.

***) Die gantze Welt ist voller Complimenten, also dafs auch ein toter Stein sich offtermahls zu seiner Schuldigkeit verstehet. Die Blumen eröffnen sich bey der Ankunfft des ersten Sonnen-Glantzes und wollen mit solchen Ceremonien ihre Königin anbeten. Die Vögel eilen bey früher Morgen-Röthe aus ihren Nestern hervor und wollen ihre Schuldigkeit dem neuen Lichte nicht lange schuldig bleiben. Wie beweget sich doch das Eisen gleichsam zu allerhand annehmlichen Minen, sobald sich nur ein Magnet von weitem erkennen läfst? etc. etc. a. a. O. 432 ff. „Nachredner“.

†) Reinhard. Unsere eigene Vernunfft hat die Complimenten erdacht.
Rosine. Wie kan es möglich seyn, weil sie wider die gesunde Vernunfft streben?
Reinhard. Die gesunde Vernunft befiehlet seinen Nechsten zu lieben u. s. w. S. 367.

††) a. a. O. 428.

Als Quelle dieser Überschwemmung der Poesie mit ‚flatterien' klagten schon Zeitgenossen die französische Hofpoesie*) und ihren hervorstechendsten Vertreter Boileau an. Sicherlich bedurfte die ‚Poesie der Politiker' des Durchgangs durch die Sphäre des französischen Hofes mit seiner kalten Glätte und abstrakten Eleganz, um jene nüchterne Form anzunehmen, wie wir sie im achtzehnten Jahrhundert an den deutschen Höfen vorfinden. Opitz beklagte in Paris die Überwindung der Antike durch ‚den neuen Griff und das Hofmuster' Malherbes; Postel, Barthold Feind die Niedersachsen und auch die Schlesier sahen mit Ingrimm im eigenen Lande den Niedergang der funkelnden Sterne spanisch-italienischer Poesie. Wernicke, schon seinem Berufe nach der rechte Typus des politischen Poeten**), der seine viel citierte Meinung von der Poesie als Raserei und dem Epigramm, als der immerhin kürzesten aus dem Alamode-Politikus (Moscherosch-Quevedo s. o.) geholt hat, der auch diese abgekürzte Poesie nur bei Vornehmen und Hofleuten fand***) (s. Vorr. z. 3. Aufl.) hatte doch schliefslich leichte Arbeit, mit der unbestrittenen Autorität Boileaus den armen Postel abzutun. Postel wollte doch grofses und sein Wittekind bleibt eine erhabene Leistung gegenüber dem, was die französische Schule im ‚Herrmann' Schönaichs erreichte. Seltsam ironisch berührt auch hier der Kreislauf, nach Hegel die Dialektik des historischen Prozesses. Postel, der Verehrer Gracians, der Schüler des Criticon†), mufste sich

*) Der Übersetzer und Einführer Gracians beim ‚roy roy' Amelot de la Houssaye vertrat diese besondere Form der Politik sogar in einem eigenen Buche traité de la flatterie (vgl. Thomasius Monatsgespr. I, 299).

**) Sein ‚Abrifs eines Weltmanns unter dem Gemälde des Pomponius Atticus' (II. B. der Überschriften erst in der 2. Ausg.) mit der gleichsam rechtfertigenden prosaischen Unterschrift ist das in seiner Kürze vollständigste Bekenntnis zu Gracian, das sich finden läfst. ‚Die Welt ist zu böse, dafs man darin durch die blofse Tugend und zu geschickt, dafs man darin durch offenbare Laster fortkommen sollte. Die Kaltsinnigen (los atentos), haben hier alle Götter und wenn sie schlau sind die Hölle selbst zu ihrem Dienste' Es ist doch bereits Meisterschaft in der Verwendung der ‚palabras de seda', wenn die politische ‚Doppelseitigkeit' also gepriesen wird: ‚Und weil Pompejus das, was Caesar von ihm meint — Zugleich zwei grofse Feind ihn nannten einen Freund'! Vgl. o. S. 269 u.

***) Eine poetische Akademie nur von Hofleuten mit dem Kaiser an der Spitze, bei der die Aufnahme an den Stand geknüpft war, plante allen Ernstes Heräus in Wien.

†) Vgl. das lange Sendschreiben ‚De linguae Hispanicae difficultate, elegantia et utilitate μελετήματα ad Plur. Rev. Dom. Jacobum a Melle et Polyhistorem Lubecensem in Leop. u. Jac. v. Melles Nova literaria maris Baltici (p. 111 ff.) 1704. Jetzt hat Artur Farinelli, in dieser Zeitschr. V. Bd. 3. Heft, den Brief aus der seltenen Schrift ausführlich ausgezogen.

gefallen lassen, durch eben die neue kritische Waffe abgetan zu werden, die sein Meister geschliffen hatte*). Die deutsche Hofpoesie nahm den ‚Geschmack' in der Form von Boileaus ‚goût' in Pacht**) und hieb auf alles, was nicht ‚naturel' und ‚raisonnable' war. Was übrig blieb, war die politische Komplimentierkomödie ohne ihre tiefsinnigen Bezüge, ihre überraschenden Wendungen, ihre kühnen Gleichnisse: Hamlets Idee von einer Hoflektüre „Worte, Worte, Worte!" Mit Recht erinnert Gervinus (III, 439) daran, „dafs dieselben Gegner von Lohensteins auch Gegner von Klopstocks Schwung und geborene Prosaiker waren".

Merken wir sonst an, was die Hofpoesie den verketzerten südlichen Vorbildern in ihrem Bestande verdankt, so finden wir zunächst die Form des heroischen Gedichts, die nicht verständlich ist ohne den Bezug auf den ‚heroe' der Politik***). Es bedeutet schlechthin nur noch fürstliches Lobgedicht und tritt in Bessers ‚Staats- und Lobschriften' schon, rücksichtslos seiner inneren Natur folgend, in die Prosa über. Ebenso ist die weitgehende Verwendung der Herkulesanalogie†), wie wir wissen, ein altes Erbe. Die Beschreibungen und Charakteristiken der römischen und deutschen Kaiser††) pflanzen sich im Stile des Politico fort. Der „Abrifs eines vollkommenen Regenten" †††)

*) S. König in Canitz Gedichten S. 235 ff.

**) Die Akten des Postel-Hunold-„Wecknarr"schen Streites zeigen zur Genüge, dafs man gar nicht wufste, worum es sich handelte. Bei den Hamburgern war Franzosenhafs und republikanische Hofverachtung, bei Wernicke einfach das Gegenteil ausschlaggebend. Hans Sachs hat Wernicke nur herbeigezerrt, weil er ein Schuster war und vor Boileau lebte. Übrigens ist es wohl möglich, dafs Thomasius, der ja Postels Geschmack teilte, daraus Veranlassung nahm, Hans Sachs zu retten (vgl. o.).

***) Homer bei Neukirch ‚auf die königliche preufs. Krönung Friedrichs I.' etc. ruft aus: „hätt ich in der Mark gelebt — wo man mehr von einem Helden als von Göttern weifs zu melden — ach wo hätt ich hingestrebt!" Der Dichter aber belehrt ihn über die Schwierigkeit den modernen Helden zu besingen: „Was wir ganze Jahre dichten — Kann er einen Tag verrichten — Eh man einen Vers erzwingt — Weis er Schlösser aufzubauen — Eh man seine Kur besingt — Läfst er sich als König schauen". Da bleibt freilich weder Raum noch Zeit für Iliaden.

†) S. Hoffmannsw. u. a. Deutsch. Ged. 7, 179 ff. Herkules in Illumination August dem Starken ‚Herculi Herculis Graeci fabulam superanti' vom Oberst Fitzner in Leipzig.

††) Wie bei Canitz Gedichte 71 ff. vgl. die Brustbilder Caroli Magni und Caesars auf dem feinen Titelkupfer und dessen Erklärung.

†††) Von C. H. v. H. 1721, natürlich nicht Hofmanswaldau (Hoffmannswaldaus u. and. Gedichte 7, 167), obwohl sein Monograph J. Ettlinger (S. 24) sagt, die also bezeichneten können als zuverlässig gelten. C. H. der beim 4. Bande als Herausgeber zeichnet, könnte (vgl. da S. 118) Chr. Hunold von Hamburg sein. Aufschlufs darüber hat Ettlinger nicht erbracht.

auf die Musterregierung Augusts des Starken bezogen, zeigt, wozu der ‚Regentenspiegel' schliefslich notwendiger Weise herabsinken mufste. Der Eindruck spanischer Hofpracht*) z. B. bei Canitz in der zweiten Satire ist noch immer ersichtlich. Der Heroe der dramatischen Festgedichte ist Alexander, in den sich der jeweilige regierende Herr mit irgend einer grade sein Herz beherrschender Roxane höchst durchsichtig verwandelt**). In der Form der Kantate hat Händels Musik ein Muster dieser Art, Drydens Alexanderfest, zu uns hinübergerettet.

Merkwürdig ist uns ferner jene besondere Sorte höfischer Schaustellungen, die man bei uns mit dem absonderlichen Titel Wirtschaften bezeichnet. Man könnte auf Grund der gleichmäfsig geformten, den einzelnen Personen in den Mund gelegten zierlichen Redensarten, meist Komplimente, an eine beiläufige Verwendung des Martialschen Xenion denken. Allein beobachten wir die dabei ins Auge gefafste Dekoration und Scenerie, so ergiebt sich uns ein uns sehr vertrauter Bezug. Der reisende Prinz, eine Repräsentationsfigur des höfischen Ballets, wie wir es bei den späteren Nürnbergern in Übung und bei Siegmund von Birken beschrieben finden, hat hier seine dramatische Hülle auf das Notwendigste beschränkt, um — nicht als Wirt, das wäre unter seiner Würde!, sondern unter dem Zeichen eines imaginären Wirtshausschildes mit ‚allerlei Volk'***) in Verbindung zu treten und sich devoteste Komplimente sagen zu lassen. Besonders beliebt sind hierbei Zigeuner und Zigeunerinnen — zu dem Zweck als Wahrsager eine glorreiche Zukunft zu prophezeien — Narren und Bauern. Diese bäurische Hofkomödie hat schon für sich bei uns einen besonders politischen, nämlich jesuitischen Ursprung. Jacob Balde hatte

---

*) Die Beschreibung von Kunstkammern und dem Schmuck der Höfe (z. B. Königs von Dresden im ‚Heldenlob auf Ihro Königl. Majestät in Pohlen' 1719) geht direkt zurück auf die betr. Kapitel im Discreto.

**) S. Bessers Beylagers-Gedichte. Schr. II, 563 ff. vgl. auch das darauf folgende (591 ff.) ‚der Sieg der Schönheit über die Helden'.

***) Bei Canitz, Gedancken über etliche Personen in einer Wirthschafft v. 1682 treten auf Diane (eine brandenburgische Prinzessin), Sultan und Sultanin (Markgraf Ludwig mit Gemahlin), ferner: Schäffer, Zigeunerinnen, Mohren, Hausknecht, Charlatan, Jude und zwo Jüdinnen, Pickelhering, Moscowiterin, Gärtnerin. Dort sind auch die sehr prächtigen Costume und die Mitwirkenden bei diesem Maskenballe ausführlich beschrieben. Schr. 199 ff., vgl. Bessers Scheerenschleifer Schr. II, 759 ff.

mit einer lateinischen bäuerlichen Dialektkomödie*) am bayrischen Hofe den Anfang gemacht. Andreas Gryphius nahm in seiner ‚schlesischen Dornrose‘ am Hofe der Liegnitzer Herzöge den Gedanken auf**). Im Verlaufe des Jahrhunderts verdrängen die Bauern immer mehr die Götter, Musen und Helden; die früher vorherrschende Scenerie auf dem Parnafs weicht irdischem Boden. Diese Bauern sind freilich alle frisch gewaschen und parfumiert, dennoch sind sie nicht mehr völlig arkadische Idealschäfer. Sie wollen ‚Volk‘ sein, Weltleben darstellen, bezwecken also in höfischer Abkürzung und leerer Parade dasselbe wie der politische Roman. So finden wir noch bei Goethe den ‚höfischen Aufzug‘, noch einmal mit allem Wechsel einer reichen dichterischen Erfindung ausgestattet, um damit zu Grabe geführt zu werden. Der Wiener Kongrefs bedeutet nicht blofs für die Höfe selbst, sondern auch für die Art ihrer Vergnügungen einen merklichen Einschnitt.

Ihrem Charakter nach zählte man diese scenische Gattung zur „satirischen“ Poesie***). Für die Hofsatire ist sie jedenfalls kennzeichnend, indem auch diese auf ihre eigene Kosten, d. h. auf Kosten aller zur Verherrlichung „des einen“ beitrug†). „Ille (der Fürst) est eximius“ lautete ein viel weitergetragenes Wort des gelehrten Hofschalks Taubmann, als er sagte, dafs am Hofe einer immer des anderen Narre sei (d. h. sich ungestraft über den anderen moquieren dürfe) und gefragt wurde, wie es dann nun mit dem Fürsten stehe. Boileaus ‚Satire au Roi‘, bei uns um diese Zeit ein klassischer Ort — man kann kaum ein dieser Sphäre angehöriges Buch aufschlagen, aus dem sie einem nicht entgegenblickt††) — übertrifft in diesem Betracht

*) Poesis Osca sive Drama Georgicum. Mon. 1647.

**) Bei Gelegenheit der Hochzeit Georgs von Brieg mit der Pfalzgräfin Elisabet Marie Charlotte in Grofsglogau beim Empfange aufgeführt. Man beachte in diesem Stücke die Rolle des Amtsverwesers Wilhelm von hohen Sinnen, der sich durchaus als Politico aufspielt und seine Bauern gleichsam vorführt.

***) Vgl. des Verf. Poet. der Renaiss. S. 213.

†) Günther in seiner satirischen Absage an die Gesellschaft und den Hof „an seinen vertrauten Freund Haas von Augsburg „(III. No. 23) spielt darauf an bei J. Ulr. König, auf den das Dresdener Hofpoetenamt „fiel, wonach er stand: Der Mann ist schon gewandt. Und läfst den Pegasus nach Hofart glücklich traben; Ein König wie August mufs solchen König haben“ (v. 132 ff.).

††) Sie eröffnet auch Thomasius Monatsgespr., von ihm auch gereimt verdeutscht. B. A. Wagner (Christ. Thomasius Berlin 1872, S. 20 u. 24) kennt nur ein gröfseres Ge-

weit die Epistel des Horaz an Augustus. Boileau durfte sich ungestraft gegen alle alles erlauben, weil er alles vorweg ausglich durch grenzenlose Verherrlichung „des einen". Allein trotz dieser persönlichen Anzapfungen, Sticheleien und Neckereien — bei unseren Hofsatirikern, dem mehr gemütlichen Canitz besonders*), oft intim familiärer Natur und nur von der Hofgesellschaft verstanden — wie ist doch diese Art ‚Satire' naturgemäfs so zahm und trotz ihres ‚equivoquen' Hintergrundes**) so Boileausch wohlanständig und vornehm! Nur ein Absatz aus Juvenal kehrt melancholisch darin wieder, der — die Kehrseite der Medaille — die Unbeständigkeit des Hofglücks***) erörtert. Sonst entnimmt sie ihren Stoff jenem Kreise kleiner Leiden und Freuden, den man als die ‚Idylle der Grossen' bezeichnen könnte und zu dessen Ausbeutung auch unser jesuitischer Hofdichter Jacob Balde den Anstofs gegeben hat. Er besang ausführlich das Podagra, die Fettleibigkeit, die Häfslichkeit u. s. w. die kleinen Widerwärtigkeiten, die auch die Götter dieser Erde daran erinnern, dass sie Menschen sind, er widmete eine besondere Richtung dem damals noch exclusiven Zeitvertreiber und Gedankenersetzer, dem Tabak†). Eine stehende Hilfstruppe zur Bestreitung der Unkosten höfischen Witzes bilden die armen Ärzte††), die ja keine Götter sind — weder ihrer Kunst noch bei Hofe dem Range und der Geburt nach.

---

dicht von ihm, ein Trostgedicht an die Mutter eines gestorbenen Schülers (hsr. auf der Dresdner Bibl.). In Hoffmannswaldau u. a. Deutschen Ged. I 233 f. (von Neukirch? ohne Unterschr.), wo ihr als Folie die über den Adel vorhergeht, die auch Canitz (133 ff.) übersetzt hat.

*) S. die 4., 5. und wegen familiärer Beziehungen besonders die 6. Satire „Doch wo die Pape bleibt mit ihrer breiten Brust und aufgethürmten Kopf", ein Fräulein von Canitz, wegen ihrer Papageiennase so genannt, u. a. m.

**) Vgl. Canitz 8. Satire „der Hof". Schr. S. 130. 4. Sat. Sylvander und Hof-Mann S. 100 f., vgl. Thomasius Ausführungen über Boileaus Vernichtung des Pays als ‚plaisant bouffon' Monatsgespr. I 661 f.

***) Nach der 10. Satire s. Canitz 154 ff., vgl Besser Schr. II 784 f. wider das Hofleben nach Seneca Thyestes v. 391 sq.

†) Balde, Satyra contra abusum (!) Tabaci. Mon. 1657. Eine Studie über den Tabak in der deutschen Dichtg. hat Hoffmann v. Fallersl. Weim. Jahrb. II 243 ff. gegeben, eine kleine Zusammenstellung aus der galanten u. Hofdichtg. Waldberg, Galante Lyrik 91. ‚Der politische und lustige Tobacks-Bruder von Michael Kautzschen. Tobackstadt' o J. 12. 1684. 85. Günthers Lob des Knastertobaks (II 21) besonders an Prinz Eugen, den Helden.

††) Von Leibnitz ist in den letzten Jahren (vgl. die Leibnitz-Briefe im Archiv f. Gesch. d. Phil. I p. 41) ein Epigramm auf eine Abhandlung seines Freundes Behrens be-

Auch ein Geist wie Molière wurde von der politischen Poesie zu den ihrigen gezählt*). Er gilt allgemein als der Bewährer ihrer Prinzipien und wird empfohlen für den lebendigen Anschauungsunterricht in der moral anatomia. Gewifs hat er Teil an ihrem Stoffgebiet mit seinen lächerlichen Ärzten und pedantischen Gelehrten, seinen bürgerlichen Edelleuten und bürgerlichen Hahnreis einer adeligen Gemahlin, seinem Unvorsichtigen und Geizigen, ja selbst mit seinen höchsten Leistungen, Tartuffe und Misanthrope. Zog doch auch die grofse und ernsthaft poetischen Zielen zustrebende Tragödie der Zeit vom Cid an ihre Lebensfähigkeit aus den Idolen und Vorurteilen einer exclusiven Standesgesellschaft mit despotischer Spitze. Der Politico erweist sich als tragisches Repertorium für die Glückswechsel Tugenden und Schwächen der Fürsten, vornehmlich der antiken und der so beliebten orientalischen Selbstherrscher, ja er giebt sogar die galanten Motive selbst an die Hand**). Gleichwohl werden wir uns hüten den Kreis der Hoflitteratur allzu weit zu ziehen. Auch höhere Geister und tiefere Bestrebungen setzen auf dem Niveau ihrer Zeit an und sind nicht loszulösen von ihren besonderen Lebensbedingungen. In der Hoflitteratur tritt überdies eine ganz besonders einheitliche, gesellschaftliche streng geschlossene Anschauungsweise hervor im Gegensatz gegen die Geteiltheit und Vielfarbigkeit der sie in der Folgezeit ablösenden revolutionären Bildung. Ihre Atmosphäre ist daher viel unmittelbarer kenntlich, als die unklassifizierbaren indivi-

---

kannt geworden: de certitudine et difficultate artis medicae. „Wollte Gott, die certitudo wäre so grofs, als die Difficultät!“ Vgl. Wernicke No. 48 „Euch ist nicht die Art zu heilen kund: Er macht durch Irrtum oft gesund!

*) Vgl. Thomasius Zuschrift zu der Kunst vernünftig . . zu lieben a. d. Herzog von Anhalt: „Wefswegen auch die Satyrici und Comödienschreiber, wenn sie lächerlich Possenspiel vorstellen wollen, gemeiniglich einen alten Mann, der verliebt ist, aufführen, weil das Alter insgemein geitzig und ihre Liebe insgemein mehr wohllüstig als vernünfftig ist, massen dann die Comödie des Molière die er von dem Geitzigen gemacht, bey nahe die allerlächerlichste ist“. Molières Urteil über die Ärzte (ein Arzt „sei ein Mann welchen man davor bezahle, dafs er in den Krankenstuben allerhand Mährchen erzähle, so lange biss entweder die Natur dem Patienten geholffen, oder ihn die gegebenen Artzeneyen getödtet haben“) nach Grimaret (Mol.'s Leben p. 15) als Autorität angeführt in Menckes, Charlatanerie der Gelehrten S. 258.

**) Selim erobert Cypern aus Vorliebe für den Cyprer Wein. Der Grofsvezier, der den Krieg in Ungarn aus Liebe zur Frau des Bassa in Ofen angefangen s. Discours sur la bienséance etc. et la Haye p. 61 f. u. a.

duellen geistigen Strömungen der „Litteratur des dritten Standes“ in ihrer Gesamtheit. Wie sich diesen niemand entziehen konnte und wir dennoch Lessing und Kant nicht zu blofsen Aufklärern, Herder, Goethe und Schiller nicht zu blofsen Stürmern und Drängern machen dürfen, so werden wir uns hüten, die Kriterien der Hoflitteratur auf solche Geister auszudehnen, die nur das zeitliche Schicksal teilen in ihren Kreisen zu wirken: auf Poeten wie Molière und Racine, auf Philosophen wie Leibnitz und Spinoza.

München.

Führer finden, geheime Informatoren und Leiter, die sie durch das trügerische Weltspiel hindurch — auch symbolisch! — dazu bringen, was sie eigentlich im innersten Herzen suchen: zu der wahren Erkenntnis der Welt und ihres Verhältnisses zu ihr.

II. Die Poesie der Politiker.

Als „Poesie der heutigen Politiker“ bezeichnet Christian Weise im Titel eines dickleibigen Werkes*) jene „sinnreichen Aufschriften“, die wir als Begleiter solcher allegorischer Lebens- und Weltbilder, wie sie das Criticon auszeichnen, zur Genüge bereits kennen gelernt haben. Aus den Titelkupfern, an denen die Druckwerke dieser Zeiten überreich sind, kennt sie jeder, der, von welcher Seite es auch sei, der Litteratur des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahe getreten ist. Eine Spezialuntersuchung über diesen Gegenstand, von einem Litterarhistoriker unternommen, würde diese kunstgeschichtlich kaum greifbaren Luftgestalten und bizarren Scenerien, diese unmöglichen Jungfrauen ohne Kopf, mit verkehrtem Kopf, mit tierischen Abzeichen, diese Könige und Königinnen, Weisen und Helden in Umgebungen von Schreck- und Spottgestalten aller Art auf den festen Boden einer zusammenhängenden, einheitlichen Auffassung zurückführen können. Es ist die von uns behandelte politische Litteratur, die diese Allegorien der Weltlehre schuf oder nach antiken Mustern ausbildete, meist verbildete. Hier lernt man die Ausstellung des Lessingschen Laocoon an der bildnerischen Ausgestaltung rein poetisch gedachter Vorwürfe zugleich historisch begreifen. Als Beispiel diene jener Graciansche Argus, der über und über mit Augen bedeckt ist und die Bedeutung dieser Augen an den verschiedenen Körperteilen umständlich beschreibt; schon in dieser poetischen Ausmalung ein abstofsendes, häfsliches Bild, geschweige denn in der bildnerischen Verkörperung.

Auch diese seltsame Kunst gedieh auf Empfehlung und unter Anleitung der Jesuiten. Ihr klassischer Autor ist Jacob Masenius, der in Deutschland mit seinen mechanischen Handgriffen zu ihrer

*) Christiani Weisii, de Poesi Hodiernorum Politicorum, sive de Argutis Inscriptionibus Libri II Jenae 1688. Derjenige Hofdichter, der diese Theorie am entschiedensten bewährt, ist Karl Gustav Heraeus am Wiener Hofe unter Karl dem Sechsten. Er war gelehrter Numismatiker, wie Gracians Freund Lastanosa, der ihm seine Medaillen und Embleme inspiriert haben wird. In dem Jesuiten Eckhel erreichte diese damalige poetische Hilfswissenschaft ihren Höhepunkt.

Ausübung*) ungemeines Glück machte, obwohl er seine Kunst an keinem andern Objekte auszuüben wufste, als an Luther, „den er so heftig durchzeucht, das keine Regel in allen Argutiis mehr übrig ist welche er nicht an dem teuren Rüstzeuge Gottes mifsbraucht hat" **). Die „neue Kunst" war ein zweischneidiges Schwert. Sie konnte so gut streicheln wie verwunden und mitunter genügte die Versetzung eines Wortes, die Streichung eines Buchstabens, wie Richelieus falsches Spiel mit rendront und prendront, auf den man sich auch hier bezog, um den Vorsichtigen zu verbinden, dem Unerkenntlichen den Gegensatz des Sinnes fühlbar zu machen. Weise unterscheidet Inscriptio per Satyram, sive per Panegyricum, sie führt Krieg und Frieden mit sich***). Es ist diejenige Gattung Poesie, welche das zur feinen Schmeichelei (arguta adulatio) geneigte Zeitalter doch noch gelten läfst, die auch durch ihre Form keine Schwierigkeit macht. Wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, so ist es die, die sinn- und bezugreichen Wendungen möglichst in einer Zeile abgebrochen hervortreten zu lassen. Es ist eine Poesie, welche die Aufmerksamkeit förmlich erzwingt†), eine Poesie „in Fraktur". So mufsten auch Verse sich diese Einschnürung gefallen lassen††), bei der ihre metrische Form unkenntlich wird zu Gunsten der höfischen, der politischen. Besonders beliebt als Muster sind Aussprüche, Urteile, Charakterschilderungen berühmter politischer Schriftsteller, zumal des als ‚Psalter der Politiker' †††) angesehenen Tacitus*†). Ob sie bei diesem Autor zu den Argutien auch die adulatio lernen konnten, steht dahin.

Welche Ausdehnung und Berechtigung die Praxis des Complimentierens erhielt, lehrt umständlich Weises politischer Redner*††).

---

*) Ars nova argutiarum Colon 1654.

**) Weises Politischer Redner, Lpz. o. J. S. 62.

***) Opera Pacis ac Belli persequens, a. a. O. Praef.

†) Parum enim curiosos fuisse oportet, quorum oculos ne unica quidem subierit Inscriptio ebend.

††) A. a. O. p. 50 sq.

†††) Vgl. Weise, Politische Fragen (Dresden 1691, S. 475).

*†) S. z. B. a. a. O. 53 sq. die Inskription auf Seyanus nach der berühmten Stelle im Anfang des 4. Buches der Annalen.

*††) Chr. W. Politischer Redner. P. i. Kurtze (?) und eigentliche Nachricht (1084 SS.!) wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebene zu der Wolredenheit anführen soll, damit selbige lernen . . . worinnen die Komplimenten bestehen . . was bey hohen Personen sonderlich zu Hofe vor Gelegenheit zu reden vorfällt etc. Leipzig o. J.

Dieses dickleibigen Buches aus Gracian bekannter kurzer Sinn wird im Kapitel „von der Uebung mit den Affecten“ dahin ausgedrückt: „der Politicus ist der beste Redner welcher heimlich, gleich als in guter Conversation bei anderen seine Persuasiones anbringen kann“ *). Die darin enthaltene Komplimentierkomödie ist die wunderlichste Nutzanwendung der Praxis des Discreto, die jemals ausgeheckt werden konnte und war nur in dem Kopfe eines ehrlichen Deutschen möglich, der mit seiner ‚plumpen Sprak‘ den feinen französischen Calembourg „un complimenteur est un accompli menteur“ Lügen straft**). Diesem tollen Kauz verwandelt sich die ganze Welt in ein grosses Komplimentierbuch, in dem Steine, Blumen, Vögel, Metalle es nur darauf anlegen, Komplimente zu machen***). So stellte sich damals das auch von Thomasius (im Versuch v. Geist) verkündigte Geheimnis dar, das Schiller in die Verse kleidete „was den grofsen Ring bewohnet, huldiget der Sympathie“. Was Wunder, dafs auch hier der politische Deus ex machina, ratio status, in der uns schon genugsam bekannten Form der ‚Vernunftliebe‘ den Vermittler machen mufs†). Ja die Staatsraison bringt es in dem Stücke sogar so weit, dafs sich die Liebe nur noch in Komplimente auflöst. Rosine, die Angebetete des reisenden Prinzen dieses Schauspiels, „läfst die Vernunfft über ihre Liebe urtheilen“ ††) und entsagt unter Tränen und Komplimenten ihrem einzig Geliebten, weil sie nur adelig und nicht ebenbürtig ist. Sie geht in ein Kloster, hinterläfst ihm einen Nelkenkranz als Devise („dieses soll in meinem Schilde, in meinem Cabinet auf mein Silber-Geschirr, ja an allen Orten, wo ich wohnen werde, mein allerliebstes Merkzeichen sein“) und unter schmerzerfüllten Komplimenten Reinhards fällt der Vorhang.

---

*) a. a. O. S. 924.

**) a. a. O. „Vorredner“ S. 295 f.

***) Die gantze Welt ist voller Complimenten, also dafs auch ein toter Stein sich offtermahls zu seiner Schuldigkeit verstehet. Die Blumen eröffnen sich bey der Ankunfft des ersten Sonnen-Glantzes und wollen mit solchen Ceremonien ihre Königin anbeten. Die Vögel eilen bey früher Morgen-Röthe aus ihren Nestern hervor und wollen ihre Schuldigkeit dem neuen Lichte nicht lange schuldig bleiben. Wie beweget sich doch das Eisen gleichsam zu allerhand annehmlichen Minen, sobald sich nur ein Magnet von weitem erkennen läfst? etc. etc. a. a. O. 432 ff. „Nachredner“.

†) Reinhard. Unsere eigene Vernunfft hat die Complimenten erdacht.
Rosine. Wie kan es möglich seyn, weil sie wider die gesunde Vernunfft streben?
Reinhard. Die gesunde Vernunft befiehlet seinen Nechsten zu lieben u. s. w. S. 367.

††) a. a. O. 428.

Als Quelle dieser Überschwemmung der Poesie mit ‚flatterien‘ klagten schon Zeitgenossen die französische Hofpoesie*) und ihren hervorstechendsten Vertreter Boileau an. Sicherlich bedurfte die ‚Poesie der Politiker‘ des Durchgangs durch die Sphäre des französischen Hofes mit seiner kalten Glätte und abstrakten Eleganz, um jene nüchterne Form anzunehmen, wie wir sie im achtzehnten Jahrhundert an den deutschen Höfen vorfinden. Opitz beklagte in Paris die Überwindung der Antike durch ‚den neuen Griff und das Hofmuster‘ Malherbes; Postel, Barthold Feind die Niedersachsen und auch die Schlesier sahen mit Ingrimm im eigenen Lande den Niedergang der funkelnden Sterne spanisch-italienischer Poesie. Wernicke, schon seinem Berufe nach der rechte Typus des politischen Poeten**), der seine viel citierte Meinung von der Poesie als Raserei und dem Epigramm, als der immerhin kürzesten aus dem Alamode-Politikus (Moscherosch-Quevedo s. o.) geholt hat, der auch diese abgekürzte Poesie nur bei Vornehmen und Hofleuten fand***) (s. Vorr. z. 3. Aufl.) hatte doch schliefslich leichte Arbeit, mit der unbestrittenen Autorität Boileaus den armen Postel abzutun. Postel wollte doch grofses und sein Wittekind bleibt eine erhabene Leistung gegenüber dem, was die französische Schule im ‚Herrmann‘ Schönaichs erreichte. Seltsam ironisch berührt auch hier der Kreislauf, nach Hegel die Dialektik des historischen Prozesses. Postel, der Verehrer Gracians, der Schüler des Criticon †), mufste sich

*) Der Übersetzer und Einführer Gracians beim ‚roy roy‘ Amelot de la Houssage vertrat diese besondere Form der Politik sogar in einem eigenen Buche traité de la flatterie (vgl. Thomasius Monatsgespr. I, 299).

**) Sein ‚Abrifs eines Weltmanns unter dem Gemälde des Pomponius Atticus‘ (II. B. der Überschriften erst in der 2. Ausg.) mit der gleichsam rechtfertigenden prosaischen Unterschrift ist das in seiner Kürze vollständigste Bekenntnis zu Gracian, das sich finden läfst. ‚Die Welt ist zu böse, dafs man darin durch die blofse Tugend und zu geschickt, dafs man darin durch offenbare Laster fortkommen sollte. Die Kaltsinnigen (los atentos). haben hier alle Götter und wenn sie schlau sind die Hölle selbst zu ihrem Dienste‘ Es ist doch bereits Meisterschaft in der Verwendung der ‚palabras de seda‘, wenn die politische ‚Doppelseitigkeit‘ also gepriesen wird: ‚Und weil Pompejus das, was Caesar von ihm meint — Zugleich zwei grofse Feind ihn nannten einen Freund‘! Vgl. o. S. 269 u.

***) Eine poetische Akademie nur von Hofleuten mit dem Kaiser an der Spitze, bei der die Aufnahme an den Stand geknüpft war, plante allen Ernstes Heräus in Wien.

†) Vgl. das lange Sendschreiben ‚De linguae Hispanicae difficultate, elegantia et utilitate μελετήματα ad Plur. Rev. Dom. Jacobum a Melle et Polyhistorem Lubecensem in Leop. u. Jac. v. Melles Nova literaria maris Baltici (p. 111 ff.) 1704. Jetzt hat Artur Farinelli, in dieser Zeitschr. V. Bd. 3. Heft, den Brief aus der seltenen Schrift ausführlich ausgezogen.

gefallen lassen, durch eben die neue kritische Waffe abgetan zu werden, die sein Meister geschliffen hatte*). Die deutsche Hofpoesie nahm den ‚Geschmack' in der Form von Boileaus ‚goût' in Pacht**) und hieb auf alles, was nicht ‚naturel' und ‚raisonnable' war. Was übrig blieb, war die politische Komplimentierkomödie ohne ihre tiefsinnigen Bezüge, ihre überraschenden Wendungen, ihre kühnen Gleichnisse: Hamlets Idee von einer Hoflektüre „Worte, Worte, Worte!" Mit Recht erinnert Gervinus (III, 439) daran, „dafs dieselben Gegner von Lohensteins auch Gegner von Klopstocks Schwung und geborene Prosaiker waren".

Merken wir sonst an, was die Hofpoesie den verketzerten südlichen Vorbildern in ihrem Bestande verdankt, so finden wir zunächst die Form des heroischen Gedichts, die nicht verständlich ist ohne den Bezug auf den ‚heroe' der Politik***). Es bedeutet schlechthin nur noch fürstliches Lobgedicht und tritt in Bessers ‚Staats- und Lobschriften' schon, rücksichtslos seiner inneren Natur folgend, in die Prosa über. Ebenso ist die weitgehende Verwendung der Herkulesanalogie†), wie wir wissen, ein altes Erbe. Die Beschreibungen und Charakteristiken der römischen und deutschen Kaiser††) pflanzen sich im Stile des Politico fort. Der „Abrifs eines vollkommenen Regenten" †††)

*) S. König in Canitz Gedichten S. 235 ff.

**) Die Akten des Postel-Hunold-„Wecknarr"schen Streites zeigen zur Genüge, dafs man gar nicht wufste, worum es sich handelte. Bei den Hamburgern war Franzosenhafs und republikanische Hofverachtung, bei Wernicke einfach das Gegenteil ausschlaggebend. Hans Sachs hat Wernicke nur herbeigezerrt, weil er ein Schuster war und vor Boileau lebte. Übrigens ist es wohl möglich, dafs Thomasius, der ja Postels Geschmack teilte, daraus Veranlassung nahm, Hans Sachs zu retten (vgl. o.).

***) Homer bei Neukirch ‚auf die königliche preufs. Krönung Friedrichs I.' etc. ruft aus: „hätt ich in der Mark gelebt — wo man mehr von einem Helden als von Göttern weifs zu melden — ach wo hätt ich hingestrebt!" Der Dichter aber belehrt ihn über die Schwierigkeit den modernen Helden zu besingen: „Was wir ganze Jahre dichten — Kann er einen Tag verrichten — Eh man einen Vers erzwingt — Weis er Schlösser aufzubauen — Eh man seine Kur besingt — Läfst er sich als König schauen". Da bleibt freilich weder Raum noch Zeit für Iliaden.

†) S. Hoffmannsw. u. a. Deutsch. Ged. 7, 179 ff. Herkules in Illumination August dem Starken ‚Herculi Herculis Graeci fabulam superanti' vom Oberst Fitzner in Leipzig.

††) Wie bei Canitz Gedichte 71 ff. vgl. die Brustbilder Caroli Magni und Caesars auf dem feinen Titelkupfer und dessen Erklärung.

†††) Von C. H. v. H. 1721, natürlich nicht Hofmanswaldau (Hoffmannswaldaus u. and. Gedichte 7, 167), obwohl sein Monograph J. Ettlinger (S. 24) sagt, die also bezeichneten können als zuverlässig gelten. C. H. der beim 4. Bande als Herausgeber zeichnet, könnte (vgl. da S. 118) Chr. Hunold von Hamburg sein. Aufschlufs darüber hat Ettlinger nicht erbracht.

auf die Musterregierung Augusts des Starken bezogen, zeigt, wozu der ‚Regentenspiegel' schliefslich notwendiger Weise herabsinken mufste. Der Eindruck spanischer Hofpracht*) z. B. bei Canitz in der zweiten Satire ist noch immer ersichtlich. Der Heroe der dramatischen Festgedichte ist Alexander, in den sich der jeweilige regierende Herr mit irgend einer grade sein Herz beherrschender Roxane höchst durchsichtig verwandelt**). In der Form der Kantate hat Händels Musik ein Muster dieser Art, Drydens Alexanderfest, zu uns hinübergerettet.

Merkwürdig ist uns ferner jene besondere Sorte höfischer Schaustellungen, die man bei uns mit dem absonderlichen Titel Wirtschaften bezeichnet. Man könnte auf Grund der gleichmäfsig geformten, den einzelnen Personen in den Mund gelegten zierlichen Redensarten, meist Komplimente, an eine beiläufige Verwendung des Martialschen Xenion denken. Allein beobachten wir die dabei ins Auge gefafste Dekoration und Scenerie, so ergiebt sich uns ein uns sehr vertrauter Bezug. Der reisende Prinz, eine Repräsentationsfigur des höfischen Ballets, wie wir es bei den späteren Nürnbergern in Übung und bei Siegmund von Birken beschrieben finden, hat hier seine dramatische Hülle auf das Notwendigste beschränkt, um — nicht als Wirt, das wäre unter seiner Würde!, sondern unter dem Zeichen eines imaginären Wirtshausschildes mit ‚allerlei Volk'***) in Verbindung zu treten und sich devoteste Komplimente sagen zu lassen. Besonders beliebt sind hierbei Zigeuner und Zigeunerinnen — zu dem Zweck als Wahrsager eine glorreiche Zukunft zu prophezeien — Narren und Bauern. Diese bäurische Hofkomödie hat schon für sich bei uns einen besonders politischen, nämlich jesuitischen Ursprung. Jacob Balde hatte

---

*) Die Beschreibung von Kunstkammern und dem Schmuck der Höfe (z. B. Königs von Dresden im ‚Heldenlob auf Ihro Königl. Majestät in Pohlen' 1719) geht direkt zurück auf die betr. Kapitel im Discreto.

**) S. Bessers Beylagers-Gedichte. Schr. II, 563ff. vgl. auch das darauf folgende (591ff.) ‚der Sieg der Schönheit über die Helden'.

***) Bei Canitz, Gedancken über etliche Personen in einer Wirthschafft v. 1682 treten auf Diane (eine brandenburgische Prinzessin), Sultan und Sultanin (Markgraf Ludwig mit Gemahlin), ferner: Schäffer, Zigeunerinnen, Mohren, Hausknecht, Charlatan, Jude und zwo Jüdinnen, Pickelhering, Moscowiterin, Gärtnerin. Dort sind auch die sehr prächtigen Costume und die Mitwirkenden bei diesem Maskenballe ausführlich beschrieben. Schr. 199ff., vgl. Bessers Scheerenschleifer Schr. II, 759ff.

mit einer lateinischen bäuerlichen Dialektkomödie*) am bayrischen Hofe den Anfang gemacht. Andreas Gryphius nahm in seiner ‚schlesischen Dornrose‘ am Hofe der Liegnitzer Herzöge den Gedanken auf**). Im Verlaufe des Jahrhunderts verdrängen die Bauern immer mehr die Götter, Musen und Helden; die früher vorherrschende Scenerie auf dem Parnafs weicht irdischem Boden. Diese Bauern sind freilich alle frisch gewaschen und parfumiert, dennoch sind sie nicht mehr völlig arkadische Idealschäfer. Sie wollen ‚Volk‘ sein, Weltleben darstellen, bezwecken also in höfischer Abkürzung und leerer Parade dasselbe wie der politische Roman. So finden wir noch bei Goethe den ‚höfischen Aufzug‘, noch einmal mit allem Wechsel einer reichen dichterischen Erfindung ausgestattet, um damit zu Grabe geführt zu werden. Der Wiener Kongrefs bedeutet nicht blofs für die Höfe selbst, sondern auch für die Art ihrer Vergnügungen einen merklichen Einschnitt.

Ihrem Charakter nach zählte man diese scenische Gattung zur „satirischen“ Poesie***). Für die Hofsatire ist sie jedenfalls kennzeichnend, indem auch diese auf ihre eigene Kosten, d. h. auf Kosten aller zur Verherrlichung „des einen“ beitrug†). „Ille (der Fürst) est eximius“ lautete ein viel weitergetragenes Wort des gelehrten Hofschalks Taubmann, als er sagte, dafs am Hofe einer immer des anderen Narre sei (d. h. sich ungestraft über den anderen moquieren dürfe) und gefragt wurde, wie es dann nun mit dem Fürsten stehe. Boileaus ‚Satire au Roi‘, bei uns um diese Zeit ein klassischer Ort — man kann kaum ein dieser Sphäre angehöriges Buch aufschlagen, aus dem sie einem nicht entgegenblickt††) — übertrifft in diesem Betracht

*) Poesis Osca sive Drama Georgicum. Mon. 1647.

**) Bei Gelegenheit der Hochzeit Georgs von Brieg mit der Pfalzgräfin Elisabet Marie Charlotte in Grofsglogau beim Empfange aufgeführt. Man beachte in diesem Stücke die Rolle des Amtsverwesers Wilhelm von hohen Sinnen, der sich durchaus als Politico aufspielt und seine Bauern gleichsam vorführt.

***) Vgl. des Verf. Poet. der Renaiss. S. 213.

†) Günther in seiner satirischen Absage an die Gesellschaft und den Hof „an seinen vertrauten Freund Haas von Augsburg „(III. No. 23) spielt darauf an bei J. Ulr. König, auf den das Dresdener Hofpoetenamt „fiel, wonach er stand: Der Mann ist schon gewandt. Und läfst den Pegasus nach Hofart glücklich traben; Ein König wie August mufs solchen König haben“ (v. 132 ff.).

††) Sie eröffnet auch Thomasius Monatsgespr., von ihm auch gereimt verdeutscht. B. A. Wagner (Christ. Thomasius Berlin 1872, S. 20 u. 24) kennt nur ein gröfseres Ge-

weit die Epistel des Horaz an Augustus. Boileau durfte sich ungestraft gegen alle alles erlauben, weil er alles vorweg ausglich durch grenzenlose Verherrlichung „des einen". Allein trotz dieser persönlichen Anzapfungen, Sticheleien und Neckereien — bei unseren Hofsatirikern, dem mehr gemütlichen Canitz besonders*), oft intim familiärer Natur und nur von der Hofgesellschaft verstanden — wie ist doch diese Art ‚Satire' naturgemäfs so zahm und trotz ihres ‚equivoquen' Hintergrundes**) so Boileausch wohlanständig und vornehm! Nur ein Absatz aus Juvenal kehrt melancholisch darin wieder, der — die Kehrseite der Medaille — die Unbeständigkeit des Hofglücks***) erörtert. Sonst entnimmt sie ihren Stoff jenem Kreise kleiner Leiden und Freuden, den man als die ‚Idylle der Grossen' bezeichnen könnte und zu dessen Ausbeutung auch unser jesuitischer Hofdichter Jacob Balde den Anstofs gegeben hat. Er besang ausführlich das Podagra, die Fettleibigkeit, die Häfslichkeit u. s. w. die kleinen Widerwärtigkeiten, die auch die Götter dieser Erde daran erinnern, dass sie Menschen sind, er widmete eine besondere Richtung dem damals noch exclusiven Zeitvertreiber und Gedankenersetzer, dem Tabak†). Eine stehende Hilfstruppe zur Bestreitung der Unkosten höfischen Witzes bilden die armen Ärzte††), die ja keine Götter sind — weder ihrer Kunst noch bei Hofe dem Range und der Geburt nach.

---

dicht von ihm, ein Trostgedicht an die Mutter eines gestorbenen Schülers (hsr. auf der Dresdner Bibl.). In Hoffmannswaldau u. a. Deutschen Ged. I 233 f. (von Neukirch? ohne Unterschr.), wo ihr als Folie die über den Adel vorhergeht, die auch Canitz (133 ff.) übersetzt hat.

*) S. die 4., 5. und wegen familiärer Beziehungen besonders die 6. Satire „Doch wo die Pape bleibt mit ihrer breiten Brust und aufgethürmten Kopf", ein Fräulein von Canitz, wegen ihrer Papageiennase so genannt, u. a. m.

**) Vgl. Canitz 8. Satire „der Hof". Schr. S. 130. 4. Sat. Sylvander und Hof-Mann S. 100 f., vgl. Thomasius Ausführungen über Boileaus Vernichtung des Pays als ‚plaisant bouffon' Monatsgespr. I 661 f.

***) Nach der 10. Satire s. Canitz 154 ff., vgl Besser Schr. II 784 f. wider das Hofleben nach Seneca Thyestes v. 391 sq.

†) Balde, Satyra contra abusum (!) Tabaci. Mon. 1657. Eine Studie über den Tabak in der deutschen Dichtg. hat Hoffmann v. Fallersl. Weim. Jahrb. II 243 ff. gegeben, eine kleine Zusammenstellung aus der galanten u. Hofdichtg. Waldberg, Galante Lyrik 91. ‚Der politische und lustige Tobacks-Bruder von Michael Kautzschen. Tobackstadt' o J. 12. 1684. 85. Günthers Lob des Knastertobaks (II 21) besonders an Prinz Eugen, den Helden.

††) Von Leibnitz ist in den letzten Jahren (vgl. die Leibnitz-Briefe im Archiv f. Gesch. d. Phil. I p. 41) ein Epigramm auf eine Abhandlung seines Freundes Behrens be-

Auch ein Geist wie Molière wurde von der politischen Poesie zu den ihrigen gezählt*). Er gilt allgemein als der Bewährer ihrer Prinzipien und wird empfohlen für den lebendigen Anschauungsunterricht in der moral anatomia. Gewifs hat er Teil an ihrem Stoffgebiet mit seinen lächerlichen Ärzten und pedantischen Gelehrten, seinen bürgerlichen Edelleuten und bürgerlichen Hahnreis einer adeligen Gemahlin, seinem Unvorsichtigen und Geizigen, ja selbst mit seinen höchsten Leistungen, Tartuffe und Misanthrope. Zog doch auch die grofse und ernsthaft poetischen Zielen zustrebende Tragödie der Zeit vom Cid an ihre Lebensfähigkeit aus den Idolen und Vorurteilen einer exclusiven Standesgesellschaft mit despotischer Spitze. Der Politico erweist sich als tragisches Repertorium für die Glückswechsel Tugenden und Schwächen der Fürsten, vornehmlich der antiken und der so beliebten orientalischen Selbstherrscher, ja er giebt sogar die galanten Motive selbst an die Hand**). Gleichwohl werden wir uns hüten den Kreis der Hoflitteratur allzu weit zu ziehen. Auch höhere Geister und tiefere Bestrebungen setzen auf dem Niveau ihrer Zeit an und sind nicht loszulösen von ihren besonderen Lebensbedingungen. In der Hoflitteratur tritt überdies eine ganz besonders einheitliche, gesellschaftliche streng geschlossene Anschauungsweise hervor im Gegensatz gegen die Geteiltheit und Vielfarbigkeit der sie in der Folgezeit ablösenden revolutionären Bildung. Ihre Atmosphäre ist daher viel unmittelbarer kenntlich, als die unklassifizierbaren indivi-

---

kannt geworden: de certitudine et difficultate artis medicae. „Wollte Gott, die certitudo wäre so grofs, als die Difficultät!“ Vgl. Wernicke No. 48 „Euch ist nicht die Art zu heilen kund: Er macht durch Irrtum oft gesund!

*) Vgl. Thomasius Zuschrift zu der Kunst vernünftig . . zu lieben a. d. Herzog von Anhalt: „Wefswegen auch die Satyrici und Comödienschreiber, wenn sie lächerlich Possenspiel vorstellen wollen, gemeiniglich einen alten Mann, der verliebt ist, aufführen, weil das Alter insgemein geitzig und ihre Liebe insgemein mehr wohllüstig als vernünfftig ist, massen dann die Comödie des Molière die er von dem Geitzigen gemacht, bey nahe die allerlächerlichste ist“. Molières Urteil über die Ärzte (ein Arzt „sei ein Mann welchen man davor bezahle, dafs er in den Krankenstuben allerhand Mährchen erzähle, so lange biss entweder die Natur dem Patienten geholffen, oder ihn die gegebenen Artzeneyen getödtet haben“) nach Grimaret (Mol.'s Leben p. 15) als Autorität angeführt in Menckes, Charlatanerie der Gelehrten S. 258.

**) Selim erobert Cypern aus Vorliebe für den Cyprer Wein. Der Grofsvezier, der den Krieg in Ungarn aus Liebe zur Frau des Bassa in Ofen angefangen s. Discours sur la bienséance etc. et la Haye p. 61 f. u. a.

duellen geistigen Strömungen der „Litteratur des dritten Standes“ in ihrer Gesamtheit. Wie sich diesen niemand entziehen konnte und wir dennoch Lessing und Kant nicht zu bloſsen Aufklärern, Herder, Goethe und Schiller nicht zu bloſsen Stürmern und Drängern machen dürfen, so werden wir uns hüten, die Kriterien der Hoflitteratur auf solche Geister auszudehnen, die nur das zeitliche Schicksal teilen in ihren Kreisen zu wirken: auf Poeten wie Molière und Racine, auf Philosophen wie Leibnitz und Spinoza.

München.

Kleists Penthesilea.

Von

Hubert Roetteken.

Veranlassung zu nachstehenden Erörterungen giebt mir folgende Bemerkung Krafft-Ebings*): „Ein gräfsliches Gemälde eines erdachten vollkommenen weiblichen Sadismus bietet der geniale, aber zweifellos geistig nicht normale Heinrich von Kleist in seiner „Penthesilea". In seiner Penthesilea (22. Auftritt) schildert Kleist seine Heldin, wie sie, von wollüstig-mordlustiger Raserei ergriffen, den in ihre Hände gelockten, in Liebesbrunst bisher verfolgten Achilles in Stücke reifst, ihre Meute auf ihn hetzt."

Wetz hat neulich erst nachdrücklich darauf hingewiesen, wie wertvoll psychiatrische Studien für die Litteraturgeschichte sind und ich bin darin ganz seiner Ansicht. Wir haben es gewifs mit Dank zu begrüfsen, wenn Fachvertreter der Psychiatrie den Charakterproblemen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, welche unsere Wissenschaft bietet. Doch will mir scheinen, als ob sie bei solchen Gelegenheiten nicht immer mit der liebevollen Sorgfalt, mit der umfassenden Rücksichtnahme auf alle Einzelheiten verfahren, wie wir es wünschen möchten. Hätte Krafft-Ebing sich mit dem Charakter des Käthchen von Heilbronn wirklich eingehend beschäftigt, so hätte er sie schwerlich für eine Masochistin erklären können, wie er es in seinen „Neuen Forschungen"**) tut; es hätte ihm sofort klar werden müssen, dafs dem Falle des Käthchen gerade das fehlt, was für den Masochismus charakteristisch ist, die Lust an der vom Partner ausgehenden herrischen und demütigenden Behandlung an sich. Jetzt hat Krafft-Ebing das freilich erkannt und das Käthchen der neugebildeten Gruppe der geschlechtlich hörigen zugewiesen. Ein solcher Irrtum würde nun

*) Psychopathia sexualis (achte Auflage!) S. 89 Anmerkung.

**) Zweite Auflage, S. 39.

nicht viel zu sagen haben, wenn derartige Erörterungen nur den Vertretern der beteiligten Wissenschaften bekannt würden; aber daran ist ja heutzutage gar nicht zu denken. Die Psychiatrie ist hochmodern und mit einigen psychiatrischen Schlagworten um sich zu werfen ist für die Mitarbeiter mancher Zeitungen eine wahre Wonne. Handelt es sich nun gar noch um so etwas piquantes aus der Sexualpsychopathologie, so wird es mit um so gröfserem Eifer dem Publikum serviert. Ich habe schon in einem Theaterreferat einer Zeitung lesen müssen, dafs Kleist mehrfach „solchen Störungen in der menschlichen Psychose(!) Rechnung getragen" habe; es wird da von dem Sadismus der Penthesilea gesprochen und von der „eigenartigen Disposition des Käthchen von Heilbronn, das in der Rolle des vom Manne besiegten und mifshandelten Weibes immer nur neue Liebesregung findet". Der Ausdruck ist nicht gerade übermäfsig klar, es soll aber doch jedenfalls heifsen, dafs sie eine Masochistin ist, und es handelt sich wohl um eine Popularisierung der Krafft-Ebingschen Diagnose. Freilich nennt der Verfasser keine Quelle seiner Kenntnis. — Dieselbe Bereitwilligkeit, solche Dinge zur Kenntnis des grofsen Publikums zu bringen, haben wir vor kurzer Zeit bei Gelegenheit der Mollschen Goethediagnose schaudernd erlebt.

Man kann den Zeitungen solchen Unfug nicht verbieten, aber die Tatsache, dafs er begangen wird, scheint mir geeignet, den Vertretern der Psychiatrie die äufserste Vorsicht und Selbstkritik zur Pflicht zu machen, wenn sie litterarhistorische Probleme von ihrem Standpunkt behandeln, namentlich dann, wenn sie dabei auf eine Diagnose aus der Psychopathia sexualis kommen. Das grofse Publikum steht diesen Dingen anders gegenüber, als der Fachmann. Es zieht eine viel schärfere Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit als dieser, und es hat gegen das Kranke einen instinktiven Widerwillen. Ob dieser Zustand durch weitere Aufklärung geändert werden soll und kann, untersuche ich hier nicht; jedenfalls besteht er. Ich halte es für recht wohl möglich, dafs für Moll Goethes Liebeslieder nichts oder wenig von ihrem Zauber verloren haben, trotz seiner Diagnose; für das grofse Publikum aber mischt sich dem Genusse dieser Lieder ein höchst störender associativer Faktor bei, wenn es von Fachseite belehrt wird, dafs diese Gedichte in einer Phantasie wuchsen, die krankhaften und unlauteren Vorstellungsreihen zugänglich war. Und ebenso wird die Freude an der doch so rührend schönen Gestalt des Käthchen für viele und nicht die schlechtesten Menschen gestört, wenn

sie glauben müssen, es handle sich um ein sexualpsychopathisches Weib. So werden Quellen edelsten Genusses verstopft und das ist schade. Ist nun eine solche Diagnose unzweifelhaft richtig, so mag man denn in Gottes Namen der Wahrheit das Opfer schlachten. Aber unzweifelhaft richtig mufs sie sein, über alle Einwände erhaben, mit aller der Sorgfalt und strengen Kritik gewonnen, die man an einem lebendigen Menschen für Diagnose und Prognose anwendet. Denn das Material, um das es sich handelt, unsere grofsen Dichter und die Gestalten ihrer Phantasie, gehört zu den edelsten Gütern unserer Nation.

Ich will mit Moll über Goethe hier nicht streiten. Zwar bin ich durch das Referat über seinen Vortrag auch sachlich zum stärksten Widerspruch angeregt und namentlich begreife ich vorläufig nicht, wie man das humoristisch ärgerliche Gedicht „Lillis Park“ als ein Symptom des Masochismus deuten kann; aber ein Zeitungsreferat erscheint mir doch als eine zu ungenügende Unterlage für eine Diskussion. Dagegen sei es mir gestattet, auf Kleists Penthesilea genauer einzugehen. Ich glaube nachweisen zu können, dafs die oben citierten Worte Krafft-Ebings ein falsches Bild des Tatbestandes geben; und ich meine, dafs auch hier eine gewisse legere Art, mit der der Fall eben nur so mit eingereiht ist, die Schuld daran trägt. Von vorne herein mufs ein starkes Mifstrauen gegen die Sorgfalt des Diagnostikers in uns erwachen, wenn wir sehen, dafs nicht einmal der äufserliche jedem Leser sofort klare Verlauf der Handlung richtig angegeben ist. Achilles fordert Penthesilea zum Kampf auf Tod und Leben heraus, in der Absicht freilich sich ihr nach kurzem Scheinkampfe zu ergeben und in der Zuversicht, Penthesilea werde ihm nicht nach dem Leben trachten; der Plan stammt ganz aus seiner Seele, die Griechen sind empört darüber, Penthesilea, die seine geheime Absicht nicht versteht, erstaunt über die neue Herausforderung — und bei alle dem spricht Krafft-Ebing von dem in Penthesileas Hände g e l o c k t e n Achilles!

Ich gehe zunächst auf die allgemeinen Voraussetzungen über den Amazonenstaat etwas näher ein. Wir erfahren das nötige in der fünfzehnten Scene aus Penthesileas eigenem Munde. Äthiopier haben vor Zeiten einen skythischen Volksstamm besiegt, die Männer getötet und die Weiber in ihr Bett gezwungen. Aber diese haben „das unerträgliche von ihren Schultern sträubend abgeschüttelt“, sie haben sich Waffen geschmiedet und in einer Nacht die Eindringlinge erstochen. Stolz auf ihre Heldentat, auf die selbsterrungene Freiheit

wollen sie hinfort dem Geschlecht der Männer nicht mehr dienstbar sein: sie gründen einen eigenen Frauenstaat, in dem auf die Dauer kein Mann geduldet wird. Gleich Anfangs zwar wirft eine ängstliche Genossin die Frage auf, wie denn dieser Staat vor feindlichen Nachbarn verteidigt werden solle, da doch die schwachen Frauen, beengt durch volle Brüste, den Bogen nicht so regieren könnten, wie die Männer; aber die Königin beantwortet diesen Zweifel damit, dafs sie sich die rechte Brust abreifst. Die Frauen haben also die Pflicht des Waffenschutzes gegen das „kriegerische Nachbarvolk" selbst übernommen, das Waffenhandwerk ist ihnen ganz vertraut, und es liegt in der Natur der Sache, dafs sich unter diesen Umständen ein kriegerischer Stolz, eine ganz selbständige Freude an Kampf und Sieg und Ruhm entwickeln mufs.

Sieg und Kampf sind aber auch die Mittel, durch welche der „überstolze Frauenstaat" für die Fortpflanzung des Volkes sorgt. Es geht dabei sehr geregelt und ordentlich zu:

> So oft nach jährlichen Berechnungen
> Die Königin, was ihr der Tod entrafft,
> Dem Staat ersetzen will, ruft sie die blüh'ndsten
> Der Fraun von allen Enden ihres Reiches
> Nach Themiscyra hin und fleht im Tempel
> Der Artemis auf ihre jungen Schöfse
> Den Segen keuscher Marsbefruchtung nieder. . .
> Diana's heil'ge Priesterin verfügt
> Auf dies Gesuch sich in den Tempel Mars'
> Und trägt, am Altar hingestreckt, dem Gott
> Den Wunsch der weisen Völkermutter vor.
> Der Gott dann, wenn er sie erhören will,
> — Denn oft verweigert er's, die Berge geben,
> Die schneeigen, der Nahrung nicht zu viel —
> Der Gott zeigt uns durch seine Priesterin
> Ein Volk an, keusch und herrlich, das statt seiner
> Als Stellvertreter uns erscheinen soll.

Das Volk wird dann überfallen:

> Und wie die feuerrote Windsbraut brechen
> Wir plötzlich in den Wald der Männer ein
> Und wehn die reifsten derer, die da fallen,
> Wie Samen, wenn die Wipfel sich zerschlagen
> In unsre heimatlichen Fluren hin.

Im Tempel der Diana werden die Gefangenen verpflegt und endlich am „Fest der reifen Mütter“ reichbeschenkt, unter vielen Tränen, in die Heimat entlassen.

Das Ziel solcher Beutezüge ist also die Gefangennahme von Männern, aber bei den Kämpfen selbst geht es ganz ernstlich zu und die Amazonen scheuen sich durchaus nicht, so viele Feinde zu erschlagen, als eben nötig ist. Elephanten, Hunde, Sichelwagen werden mitgenommen und sollen also auch gelegentlich gebraucht werden. Aus dem Heere der Griechen haben die Frauen eine Reihe von Gefangenen gemacht, aber wir hören auch von einer ganzen Anzahl Getöteter. Dabei schickt es sich nicht für eine Tochter Mars sich ihren Gegner zu suchen: den soll sie wählen, den ihr der Gott im Kampf erscheinen läſst. Für unerhört gar gilt es, daſs Penthesilea von Liebe zu Achilles erfaſst ist:

Oberpriesterin: Die Königin, sagst Du? Unmöglich Freundin!
Von Amors Pfeil getroffen — wann? und wo?
Die Trägerin des Diamantengürtels?
Die Tochter Mars, der selbst der Busen fehlt,
Das Ziel der giftgefiederten Geschosse?

Kurzum, die Amazonen schlagen eben drein, und zwar mit einer gewissen Freude am Kampfe selbst, sie töten was sich wehrt und fangen was sie können. Daſs sie sich dabei freuen, wenn sie Männer zu ergreifen Gelegenheit haben, die ihnen gefallen, versteht sich von selbst.

So sich des Mannes zu bemächtigen, befiehlt die alte heilige Sitte und auf keine andere Weise können sich die Amazonen überhaupt dem Manne nähern. Nichts aber deutet darauf hin, daſs der Sieg und die Gewalt über den Mann ihnen eine besondere Lust im sadistischen Sinne böte. Eine hübsche Scene zeigt uns, wie sie ihre Gefangenen behandeln:

Oberpriesterin: Nun? wollt Ihr Eure Gäste nicht erheitern?
Wollt Ihr das Wort nicht freundlich ihnen wagen?
Nicht hören, was die Schlachtermüdeten,
Was sie begehren? wünschen? was sie brauchen?
Erste Am.: Sie sagen, sie bedürfen nichts, Ehrwürd'ge.
Zweite Am.: Bös' sind sie uns.
Dritte Am.: Wenn man sich ihnen naht
So wenden sich die Trotzigen schmäh'nd hinweg.
Oberpriesterin: Ei, wenn sie bös Euch sind, bei uns'rer Göttin!
So macht sie wieder gut! Warum auch habt Ihr

So heftig sie im Kampfgewühl getroffen?
Sagt ihnen, was geschehn wird, sie zu trösten,
So werden sie nicht unerbittlich sein!

Erste Am.: Willst Du auf weichen Teppichen, o Jüngling,
Die Glieder ruhn? Soll ich von Frühlingsblumen
— Denn müde scheinst Du sehr — ein Lager Dir
Im Schatten jenes Lorbeerbaums bereiten?

Zweite Am.: Soll ich das duftendste der Perseröle
In Wasser mischen, frisch dem Quell entschöpft,
Und Dir den staubbedeckten Fufs erquicken?

Dritte Am.: Doch der Orange Saft verschmähst Du nicht
Mit eig'ner Hand Dir liebend dargebracht?

Die Scene bedarf keines Kommentars. Wenn an anderen Stellen gelegentlich davon gesprochen wird, dafs der Platz der Gefangenen zu den Füfsen der Siegerin sei, so ist das wohl auch kein Beweis für irgendwelche sadistische Neigungen. Jedenfalls hat die Oberpriesterin das Vertrauen, dafs die Gefangenen mit der ihnen zu Teil werdenden Behandlung ganz zufrieden sein werden.

Ich darf also wohl zusammenfassen: Liebe und Kampf haben bei den Amazonen gewisse Beziehungen zu einander, aber diese Beziehungen beruhen lediglich auf der Sitte, während sich keine Spur eines psychologischen Zusammenhanges findet.

Und genau so verhält es sich mit Penthesilea selbst. Sie tritt in den Kampf ein unter etwas anderen Bedingungen als sonst die Amazonen: sie hat ein bestimmtes Ziel. Sterbend hat ihr die Mutter anvertraut: Du wirst den Peleïden Dir bekränzen! und sie hat diese Worte als eine Art Vermächtnis betrachtet: nichts scheint ihr heiliger, als der Mutter letzten Willen zu erfüllen. Aber bald regt sich auch unabhängig davon der Wunsch, den Überwinder Hectors, den Lieben, Wilden, Süfsen, Schrecklichen sich zu gewinnen:

O Pelide,
Mein ewiger Gedanke, wenn ich wachte,
Mein ew'ger Traum warst Du! Die ganze Welt
Lag wie ein ausgespanntes Maschennetz
Vor mir; in jeder Masche, weit und grofs,
War Deiner Taten eine eingeschürzt,
Und in mein Herz, wie Seide weifs und rein,
Mit Flammenfarben jede brannt' ich ein.

So sieht sie ihn und zu dem Zauber seiner Taten tritt der Zauber seiner Person: sie liebt ihn. Aber es entspinnt sich nun in ihrer Brust die, ich möchte sagen, heroische Form eines Konfliktes, der auch sonst häufig bei jungen Mädchen geschildert wird: das Ergriffensein, Gefesseltsein wird zunächst als störend, hemmend, verwirrend empfunden. So klagt Penthesilea darüber, dafs Achilles ihr das „kriegerische Hochgefühl verwirrt" habe:

Fühl ich mit aller Götter Fluch beladne,
Da rings das Heer der Griechen vor mir flieht,
Bei dieses einz'gen Helden Anblick mich
Gelähmt nicht, in dem Innersten getroffen,
Mich, mich die Überwundene, Besiegte?

Dreierlei ist es nun, das sie zum Kampfe mit Achilles treibt: Erstens strebt sie nach dem Ruhme, den gewaltigen Helden zu überwinden, zweitens ist auch für sie das oben besprochene Gebot der Sitte vorläufig schlechthin heilig und der Sieg über Achilles der einzige Weg, sich dem Geliebten zu nähern, und drittens möchte sie jenes Gefühl inneren Unterliegens durch den Waffensieg über Achilles wett machen. Im Anschlufs an die eben citierten Verse stehen die folgenden:

Ins Schlachtgetümmel stürzen will ich mich
Wo der Hohnlächelnde mein harrt, und ihn
Mir überwinden oder leben nicht.

Dem Geliebten gegenüber handelt es sich indessen von vorne herein natürlich nur um ein Niederwerfen, nicht um ein Töten. Und die Stimmung wechselt: in manchen Äufserungen scheinen Ehrgeiz und Mädchentrotz verschwunden und das mittlere der drei oben genannten Motive tritt allein herrschend hervor; ja, Penthesilea empfindet es sogar als eine unwillkommene Notwendigkeit, dafs sie nur mit dem Schwerte in der Hand um den Geliebten werben darf. Noch dieselbe Scene, aus der die zuletzt angeführten Verse stammen, bringt die folgenden:

Hier dieses Eisen soll, Gefährtinnen,
Soll mit der sanftesten Umarmung ihn
(Weil ich mit Eisen ihn umarmen mufs!)
An meinen Busen schmerzlos niederziehen.
Hebt Euch, Ihr Frühlingsblumen, seinem Fall
Dafs seiner Glieder keines sich verletze:
Blut meines Herzens mifst' ich eh'r als seins.

Und einige Scenen später, als Achilles sie durch einen Lanzenstofs niedergeworfen hat:

Ist's meine Schuld, dafs ich im Feld der Schlacht
Um sein Gefühl mich kämpfend mufs bewerben?
Was will ich denn, wenn ich das Schwert ihm zücke?
Will ich ihn denn zum Orkus niederschleudern?
Ich will ihn ja, Ihr ew'gen Götter, nur
An diese Brust will ich ihn niederziehen!

Ja sie schilt nicht einmal über das treulose Waffenglück, sondern darüber klagt sie, dafs ihre Persönlichkeit keinen Sieg über das Herz des Achilles errungen hat:

Staub lieber als ein Weib sein, das nicht reizt!

Und sie reifst sich den Schmuck von Hals und Haupt ab und flucht denen, die sie zur Schlacht geschmückt und ihre Schönheit gerühmt haben. Sie zürnt selbst dem Achilles, dafs er den Kampf so ernst nimmt, während sie doch nur in Liebe ihm nahe — wobei sie freilich nicht berücksichtigt, dafs Achilles von ihrer Liebe füglich nichts wissen kann:

Mir diesen Busen zu zerschmettern, Prothoe!
— Ists nicht, als ob ich eine Leyer zürnend
Zertreten wollte, weil sie still für sich
Im Zug des Nachtwinds meinen Namen flüstert?
Dem Bären kauert' ich zu Füfsen mich
Und streichelte das Pantertier, das mir
In solcher Regung nahte, wie ich ihm!

Wir wollen uns für die spätere Katastrophe merken, dafs schon diese absichtslose Verkennung und Nichtberücksichtigung ihres Gefühls sie zu dem freilich nur leicht hingeworfenen und nicht ausgeführten Befehle reizen kann:

Hetzt alle Hund' auf ihn! Mit Feuerbränden
Die Elephanten peitschet auf ihn los!
Mit Sichelwagen schmettert auf ihn ein
Und mähet seine üpp'gen Glieder nieder!

Doch das nebenbei. — Eine weitere Stelle, in der sich ein inneres Widerstreben gegen die Sitte des Frauenstaates kundgiebt, steht in der Liebesscene mit Achilles:

Ach Nereidensohn! Sie ist mir nicht,
Die Kunst, vergönnt, die sanftere der Frauen, —
Nicht bei dem Fest, wie Deines Landes Töchter,

Wenn zu wetteifernd frohen Übungen
Die ganze Jugendpracht zusammenströmt,
Darf ich mir den Geliebten ausersehen,
Nicht mit dem Straufs, so oder so gestellt,
Und dem verschämten Blick ihn zu mir lenken,
Nicht in dem Nachtigall durchschmetterten
Granatwald, wenn der Morgen glüht, ihm sagen,
An seine Brust gesunken, dafs ers sei.
Im blut'gen Feld der Schlacht mufs ich ihn suchen,
Den Jüngling, den mein Herz sich auserkor,
Und ihn mit ehernen Armen mir ergreifen
Den diese weiche Brust empfangen soll.

Es klingt aus der ausführlichen Schilderung eine tiefe Sehnsucht nach jener sanfteren Kunst, wie ja Penthesilea schon vorher durch ihren Schmuck zu wirken gewünscht hätte; sie kündigt dem Achilles an, sie werde eine Kette wie Blumen leicht und fester als Erz ihm um das Herz schlagen, deren Ringe zärtlich in der Gefühle Glut geprägt und ausgeschmiedet werden sollen, eine Kette, die dann an die Stelle des äufseren Bandes der Kriegsgefangenschaft treten soll, das sie auflösen wird; und die ganze Scene zeigt, wie sehr sie innigster Zärtlichkeit fähig ist.

Die Scene ist nur möglich durch eine Täuschung Penthesileas. In Wirklichkeit ist sie die Gefangene des Achilles; aber man hat der aus tiefer Ohnmacht erwachten eingeredet, sie habe den Griechen überwunden. Nun drängen die Amazonen heran, um die Königin zu befreien, und Penthesilea erfährt die Wahrheit. Noch steht ihr von der gewohnten Sitte das wenigstens fest, dafs der Geliebte ihr zur Heimat folgen müsse, und durch Bitten nun sucht sie ihn zu freiwilligem Mitkommen zu bewegen; aber als die fliehenden Griechen ihn mit hinweggerissen haben und sie in der Mitte der Ihrigen zurückgeblieben ist, da läfst sie den letzten Rest ihres Stolzes fahren und flucht dem Jubel über ihre Befreiung und konstruiert sich ein seltsames Recht des Krieges, nach welchem es verboten sein soll, den Gefangenen, der sich ergeben, aus seines Siegers Banden zu befreien. Selbst als Gefangene dem Geliebten zu folgen, erscheint ihr jetzt als Glück und nur niederschmettern, nicht aber zu neuer Kraft, zu neuem Stolz aufstacheln kann sie der bittre Hohn der Oberpriesterin, die das für ihre Befreiung vergossene Blut, die um ihretwillen verlorenen Gefangenen bedauert und sie freispricht in des Volkes Namen, so dafs sie den

Fufs jetzt wenden könne, wie sie wolle, mit flatterndem Gewand ihn ereilen könne, der sie in Fesseln schlug.

So hat Penthesileas Liebe alles andere in ihr überwunden, da bietet die Sitte des Frauenstaates, von der sie sich eben innerlich gelöst hat, den Boden für eine tötliche Beleidigung, die ihr von Seiten des Achilles widerfährt, und bietet ihr zugleich die Gelegenheit, für diese Beleidigung blutige Rache zu nehmen. Achilles läfst sie durch einen Herold zum Kampfe fordern, in der geheimen Absicht, mit Rücksicht auf die ihr heilige Grille als Besiegter zu ihren Füfsen niederzusinken und ihr als Gefangener nach Themiscyra zu folgen; in der Herausforderung selbst aber wird die geheime Absicht in keiner Weise angedeutet. Mit „schwacher Freude“ empfängt Penthesilea den Herold: Von dem Peliden! Ach was werd' ich hören! Und sie hört Folgendes:

> Weil Dich Gelüst treibt, als Gefangnen ihn
> Nach Deinen Heimatsfluren abzuführen,
> Ihn aber auch hinwiederum Gelüst,
> Nach seinen heimatlichen Fluren Dich:
> So fordert er zum Kampf auf Tod und Leben
> Noch einmal Dich ins Feld hinaus, auf dafs
> Das Schwert, des Schicksals eh'rne Zung', entscheide
> In der gerechten Götter Angesicht,
> Wer würdig sei, Du oder er, von Beiden,
> Den Staub nach ihrem heiligen Beschlufs
> Zu seines Gegners Füfsen aufzulecken.

Penthesilea kann es nicht fassen, Prothoe mufs es ihr kurz wiederholen; dann zweimal der Ausruf: der Sohn des Peleus fordert mich ins Feld? und endlich die Ausführung:

> Der mich zu schwach weifs, mich mit ihm zu messen,
> Der ruft zum Kampf mich, Prothoe, ins Feld?
> Hier diese treue Brust, sie rührt ihn erst,
> Wenn sie sein scharfer Speer zerschmetterte?
> Was ich ihm zugeflüstert, hat sein Ohr
> Mit der Musik der Rede blofs getroffen?
> Des Tempels unter Wipfeln denkt er nicht?
> Ein steinern Bild hat meine Hand bekränzt?

Wir stehen vor der Motivierung der Katastrophe und ich meine, der Zusammenhang ist klar. Wenn die schon einmal überwundene in den verletzendsten Formen nochmals zum Kampfe gefordert wird,

wenn dabei die Liebesscene, in der sie sich dem Achilles so ganz aufgeschlossen hat, einfach wie nicht dagewesen behandelt wird — man begreift ohne weiteres, dafs Penthesilea das als eine tötliche Kränkung empfinden mufs. Aber die Sache gewinnt ein noch ganz anderes, schrecklicheres Gesicht, wenn man an eine gewisse Eigentümlichkeit Kleistischer Helden denkt.

Für diese Menschen ist das Gefühl das schlechthin heiligste; es ist der Führer, dessen Stimme sie folgen, und sie empfinden es als den Kern ihres Wesens. Müssen sie einmal die Erfahrung machen, dafs sich ihr Gefühl einem unwürdigen zugewendet hat, so trifft sie das stets im innersten. Schon die Erkenntnis, dafs die Stimme des Gefühls falsch gesprochen hat, mufs sie erschüttern; und dafs das Gefühl an einen unwürdigen weggeworfen ist, mufs ihnen als eine Besudelung, Schädigung, Herabwürdigung ihres Selbst erscheinen. In solchen Fällen richten die Personen wohl einen Fluch oder sonst leidenschaftliche Worte gegen sich selbst; und ein grimmiger Hafs ergreift sie gegen den, dem sie die niederschmetternde Erfahrung verdanken. Man höre den Grafen vom Strahl im Käthchen von Heilbronn, nachdem er Kunigunde in ihrer natürlichen Gestalt ohne die bestechenden Toilettenkünste gesehen hat — ein Anblick, der ihn gleichzeitig darüber belehrt, warum Kunigunde das Käthchen hat vergiften wollen, das sie im Bade belauscht hat:

Nun, Du allmächtger Himmel, meine Seele,
Sie ist doch wert nicht, dafs sie also heifse!
Das Mafs, womit sie auf dem Markt der Welt
Die Dinge mifst, ist falsch; scheufsliche Bosheit
Hab ich für milde Herrlichkeit erstanden!
Wohin flücht ich Elender vor mir selbst?

Ein Hafs des Grafen gegen Kunigunde wird in diesem Falle nur andeutungsweise geschildert, wie denn der Schlufs des Käthchen überhaupt etwas kurz und überhastet ist. Stark dagegen betont eine Nebenperson desselben Stückes, der Burggraf von Freiburg, seinen Hafs und seine Rachsucht gegen Kunigunde und erklärt auf die Frage eines Begleiters diese Gefühle mit den Worten: O Georg! Der Mensch wirft alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, aber kein Gefühl! Georg, ich liebte sie und sie war dessen nicht wert. Ich liebte sie und ward verschmäht, Georg; und sie war meiner Liebe nicht wert!

Betrachten wir ferner die Marquise von O. Sie ist bei der Erstürmung einer Festung von einer Gewalttat mehrerer Soldaten be-

droht, als der Graf F. hinzukommt, sie befreit und in ein sicheres Gemach führt, wo sie in Ohnmacht fällt; da aber, allein mit ihr, die sich nicht wehren, nicht einmal widersprechen kann, noch durchglüht von der Aufregung des Kampfes, begeht er selbst die Tat, zu der er die anderen Anstalt machen sah. Durch sofortige Werbung sucht er sein Verbrechen gutzumachen und die Marquise neigt sich ihm zu, aber die Sache verzögert sich doch so lange, dafs sie die Folgen jener Stunde spürt. Sie verspricht durch öffentliche Bekanntmachung dem unbekannten Vater ihres noch ungeborenen Kindes ihre Hand und ist entschlossen, dieses Versprechen in jedem Falle, wenn die Person nur nicht ruchlos wäre, zu halten. Aber als der Graf sich als den schuldigen bekennt, weicht sie vor ihm zurück wie vor einem Pestvergifteten: „auf einen lasterhaften war ich gefafst, aber auf keinen Teufel"! Sie blickt mit tötender Wildheit bald auf den Grafen, bald auf die Mutter, ihre Brust fliegt, ihr Antlitz lodert: eine Furie blickt nicht schrecklicher. Schliefslich liegt sie im heftigsten Fieber, will durchaus von Vermählung nichts wissen und bittet sie allein zu lassen. Niemand begreift den Grund ihres sonderbaren Betragens und sie selbst giebt keine Antwort auf die Frage, was ihr den Grafen gehässiger mache als einen anderen. Erst später erfahren wir es: er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht bei seiner ersten Erscheinung wie ein Engel vorgekommen wäre. Also Gefühle der Hochachtung, Dankbarkeit, Zuneigung sind an einen Mann gewendet, der schwere Schuld gegen sie begangen hat; so wie sie das erfährt fühlt sie sich im innersten erschüttert und wilde Gefühle der Empörung und des Hasses erwachen in ihrer Brust gegen den schuldigen, dem es freilich in diesem Falle gelingt, die Zürnende schliefslich zu versöhnen.

Als ein weiteres Beispiel mag uns Thusnelda in der Herrmannsschlacht dienen. Ventidius, der römische Gesandte, umwirbt sie, wohl verliebt in sie, aber ohne dafs ihn das hindert, eine Locke von ihr nach Rom zur Kaiserin zu senden als Probe des Haares, das gleich nach Herrmanns Sturz für eine Perrücke der Kaiserin geerntet werden soll. Herrmann, dem es in seine Pläne pafst, wenn die Aufmerksamkeit des römischen Gesandten abgelenkt wird, und der der Treue Thusneldas sicher genug ist, verlangt von ihr, sie solle die Huldigungen des Ventidius dulden und ermutigen. Thusnelda gehorcht nur ungern: sie selbst liebt den Ventidius nicht, aber sie glaubt an die Ehrlichkeit seiner Liebe, glaubt daran, dafs gänzlich unbesonnen sein junges Herz

sich ihr entfalte und sie zürnt fast ihrem Gatten, der behauptet, Ventidius brauche die geraubte Locke sicher zu einem anderen Zweck als sie nur im Stillen an den Mund zu drücken. So hat sie Mitleid mit ihm und macht sich Vorwürfe, dafs sie in der Brust des Jünglings Hoffnungen geweckt, die sie doch nicht erfüllen kann. Da erfährt sie die Wahrheit über Ventidius Absicht mit der Locke — und bricht zusammen:

O Hertha,
Nun mag ich diese Sonne nicht mehr sehn! . . .
Geh, geh, ich bitte Dich! Verhafst ist Alles,
Die Welt mir, Du mir, ich — lafs mich allein!

Dieses völlige Zusammenbrechen ist jedenfalls nicht nur aus gekränkter Eitelkeit zu erklären, wenn auch diese wohl ihre Rolle dabei spielt. Daneben und mehr als die kommt jedenfalls in Betracht, dafs auch hier Gefühle in eine Pfütze geworfen sind: das Mitleid, die Selbstvorwürfe; und verschärfend mufs wirken, dafs diese Gefühle sich vorher gegen den Widerspruch, ja im Gegensatz zu der ganzen Gesinnung und den Plänen ihres Gatten behauptet hatten. Bald erhebt sich dann Thusnelda zu einer furchtbaren Rache.

Erinnern wir uns gleich noch einer anderen Eigenschaft Kleistischer Menschen. Ein Gefühl, ein Trieb, der einmal in ihnen mächtig geworden ist, setzt sich mit furchtbarer Konsequenz durch; da giebt es kein Bedenken, keine Rücksichten, keine Schranken, sondern geradeweges, taub und blind gegen alles, folgen die Personen dem einen herrschenden Trieb bis zum äufsersten. So das Käthchen von Heilbronn seiner Liebe zum Grafen Wetter vom Strahl*). So Michael Kohlhaas dem Bedürfnis, seinem beleidigten Rechtsgefühl Genugtuung zu verschaffen, ohne dafs er zurückscheut vor Mord und Brandstiftung; selbst noch vor dem Schaffot, das er dieser Untaten wegen besteigen soll, überliest er mit funkelnden Augen ein Gerichtserkenntnis, das ihm in der ursprünglichen Streitsache Recht giebt, und versichert freudig, dafs sein höchster Wunsch auf Erden erfüllt sei. Der zum Tode verurteilte Prinz von Homburg, erschreckt durch den Anblick

*) In einer Sexualpsychologie ist es wohl nützlich, die Gruppe der geschlechtlich hörigen auszusondern, aber in einer Arbeit über Kleist würde ich diesen Ausdruck auf das Käthchen nie anwenden, weil das Verhältnis des Käthchen zu seiner Liebe nur ein Spezialfall eines bei Kleist ganz allgemeinen Gesetzes bildet, während der spezielle Terminus immer den Eindruck macht, als handle es sich um einen besonderen Vorgang auf dem einen Gefühlsgebiet.

des Grabes, das bereits für ihn geschaufelt wird, will nichts als leben, und der Verlust der Geliebten, die Ausstofsung aus dem Heere haben in dieser Stimmung keinen Schrecken für ihn. Herrmann will Germanien befreien und für dieses Ziel opfert er seine Ansprüche auf die Oberherrschaft, setzt er das Leben seiner Kinder aufs Spiel, u. s. w. Die Rache der Thusnelda ist als eine Kleistsche Mafslosigkeit berüchtigt: der Römer wird zu einem Stelldichein geladen, aber als er den verabredeten Platz, einen eingegitterten Park, betritt, umarmt ihn an Stelle der Fürstin eine hungrige Bärin und Thusnelda steht draufsen am Gitter und begleitet die Weherufe des betrogenen mit höhnenden Reden, bis es drinnen stille geworden ist und sie selbst ohnmächtig zusammenbricht. Im Vergleich mit dieser Scene erscheint es als mäfsig, wenn Gustav in der Verlobung in St. Domingo seine Verlobte, von der er sich schmählich verraten glaubt, mit erbleichtem Gesicht und knirschend vor Wut niederschiefst, die Pistole über sie schleudert und die Sterbende mit dem Fufse von sich stöfst.

Wenn jemand durch Hafs und Rachsucht dahin gebracht wird, den Tod des Feindes zu beschliefsen, so ist er oft nicht damit zufrieden, den Verhafsten irgend wie auf seine Veranlassung sterben zu wissen oder auch zu sehen, sondern er will selbst eine Tätigkeit dabei ausüben: durch eigene Muskelkraft den Tod des Gegners herbeiführen oder diese Kraft wenigstens gegen den noch lebenden oder selbst den schon toten Leib des Opfers anwenden. Ist dann erst einmal eine gewalttätige Handlung eingeleitet, so kann darin ein steigerndes Moment liegen: es kann eine Art Selbsterhitzung eintreten, die zu immer weiteren Excessen führt. Oft läfst sich auch das Bedürfnis erkennen, durch eine möglichst verächtliche Behandlung des Gegners der inneren Erregung Luft zu machen: durch höhnende Reden etwa oder auch durch entsprechende Tätlichkeiten gegen den noch lebenden oder schon toten Leib des Verhafsten. Alle diese extremen Formen, seine Rachsucht zu befriedigen, finden wir bei Kleist. In dem Falle der Thusnelda zeigt schon das ganze Arrangement der Sache eine Art grausamer Ironie und auch die ausdrücklichen Hohnreden werden dem Unglücklichen nicht geschenkt. In der Herrmannsschlacht kämpft Herrmann mit einem andern Germanenfürsten um zu entscheiden, wer die Wonne haben darf, den gehafsten Römerfeldherrn niederzuschlagen*).

*) Dafs das Motiv der Hafs ist, ergiebt sich. wenigstens bei dem zweiten Kämpfer, Fust, deutlich aus seinen Worten. Herrmann spricht allerdings davon, dafs er den Ruhm

Den Fufstritt Gustavs habe ich bereits erwähnt, und ebenso stöfst in der Familie Schroffenstein Rupert einen von ihm Getöteten noch mit dem Fufse. In der Penthesilea möchte Odysseus gerne die Spur von Achilles Fufstritt auf Penthesileas Wangen sehen, und Achilles selbst schwört, nicht eher Pergamos wiederzusehen, als bis er die Feindin, die Stirn bekränzt mit Todeswunden, häuptlings mit sich schleifen kann, — wie er dem Sohn des Priamos getan.

Nichts anderes als eine solche Ausschreitung des Hasses ist es nun auch, wenn Penthesilea ihre Zähne in den Leib des Achilles schlägt. Denn, um zu unserem Thema zurückzukehren: dafs nur der Hafs, die Begier nach Rache sie treibt, ergiebt sich mit absoluter Sicherheit aus der zwanzigsten Scene. Zunächst also ist es klar, dafs die Beleidigung sie ins innerste Mark getroffen hat. Dafs Achilles sie, die schon einmal besiegte, nochmals zum Kampfe fordert, erscheint ihr offenbar als eine arge Unritterlichkeit. Vor allem aber: wir haben bereits oben gesehen, eine wie weit gehende Rücksicht Penthesilea für ihre Gefühle verlangt, wie sie dem Achilles zürnt, dafs er den Kampf so ernst nimmt gegen sie, die doch von ganz anderen Regungen erfüllt ist — und damals kannte Achilles diese Regungen noch gar nicht. Jetzt aber hat sie selbst ihm alles gesagt, hat sich ihm im innersten hingegeben, hat die Gefühle ihrer Brust wie liebende Hände ihn streicheln lassen, und Achilles schien das alles zu erwidern. Wenn er nun plötzlich in schroffster Form den alten Standpunkt herauskehrt, der nur von Herrschaft und Unterwerfung weifs, so zeigt er, dafs er für all das Zarte und Innige, das Penthesilea ihm zugeflüstert, kein Verständnis hat, dafs er nur ein „steinern Bild", ein fühlloser Barbar ist. Auch Penthesilea hat ihre Gefühle in eine Pfütze geworfen, und der Ruck, den ihr diese Erkenntnis giebt, ist mindestens ebenso stark, wie bei Thusnelda. Dafs sie um dieses Mannes willen die Gesetze des Frauenstaates innerlich gebrochen hat, mufs ihren Zorn noch er-

---

nicht entbehren wolle, nach dem er durch zwölf Jahre treu gestrebt. Allein überall sonst im Stück erscheint als Herrmanns Motiv lediglich der Wunsch nach Freiheit und demzufolge der Hafs gegen die Unterdrücker. Auch würde er, wenn nur die Ruhmsucht ihn zur Tötung des Varus triebe, an dessen Tode kein Interesse mehr haben, nachdem entschieden ist, dafs er ihn nicht töten darf: er wirft ihm aber, während er bei Seite tritt, einen „tötenden Blick" zu. Herrmann spricht das Wort vom Ruhme dem Fust nur nach, der gesagt hat: Du hast des Ruhms genug! Das eigentliche Motiv ist auch bei ihm der Hafs. Man hat die Scene getadelt, aber wenigstens psychologisch ist alles in Ordnung.

höhen; ebenso wie ein ähnliches Motiv verschärfend wiederum bei Thusnelda vorkommt. — Im deutlichsten Zusammenhang nun mit den widrigen Gefühlen, die sie erfüllen, unmittelbar im Anschlufs an die Worte, in denen sie ihre staunende Entrüstung kundgetan, spricht Penthesilea ihren Entschlufs aus, den Kampf zu bestehen:

Nun denn,
So ward die Kraft mir jetzo, ihm zu stehen,
So soll er in den Staub herab, und wenn
Lapithen und Giganten ihn beschützten!

Sie braucht den Gegner nicht zum Stelldichein zu locken, wie Thusnelda, sie braucht nur die Forderung zum Kampfe anzunehmen: aber dieser Kampf wird ein Vernichtungskampf sein. Sie ruft den ganzen Schreckenspomp des Krieges herbei, Hunde, Elephanten, Sichelwagen — was alles ja eben dazu da ist, um es im Ernstfalle zu gebrauchen; und sie selbst hat ja schon früher einmal den Befehl hingeworfen, diese Dinge gegen Achilles anzuwenden.

Penthesilea ist eine echt Kleistische Gestalt und zudem erfahren wir über sie noch besonders, dafs sie „leicht gereizt“ ist, dafs sich „ihre Seele nicht berechnen läfst“, und einmal sagt Prothoe, aus deren Munde auch die eben citierten Angaben stammen:

Freud ist und Schmerz Dir, seh ich, gleich verderblich,
Und gleich zum Wahnsinn reifst Dich beides hin!

Wir dürfen also bei Penthesilea den höchsten Grad der Leidenschaft, die extremste Form in der Ausführung der Rache von vorne herein erwarten. Wenn sie also ihre Befehle mit „zuckender Wildheit“ giebt, wenn sie „mit allen Zeichen des Wahnsinns“ ein Gebet an Ares sendet, den Versuch sie zu hindern mit Todesdrohungen beantwortet, mit schaumbedeckter Lippe unter den Hunden umherwütet und sie Schwestern nennt, wenn sie endlich taub gegen die Bitten des bereits vom Pfeile getroffenen Achilles diesem die Rüstung herabreifst und ihre Zähne in seine Brust schlägt, so ist unter alle dem nichts, was nicht bei einer Kleistischen Figur und speziell bei dieser Figur der blofse Paroxysmus des Hasses und der Rachsucht vollkommen zu erklären vermöchte, als vollkommen natürlich erscheinen liefse.

Nur Jemand der Kleist nicht kennt, oder sich wenigstens der oben erörterten Eigentümlichkeiten nicht erinnert, mag durch die Mafslosigkeit von Penthesileas Handeln befremdet sein; aber auch für ihn mufs der klare Zusammenhang der zwanzigsten Scene dahin entscheiden, dafs es sich um einen Ausflufs des Hasses handelt. In den

oben citierten Worten Krafft-Ebings findet sich allerdings kein Anzeichen dafür, dafs er diese Scene für seine Diagnose verwertet hätte; indessen sie als nicht mafsgebend bei Seite zu schieben ist unmöglich, und da aufserdem gerade in Bezug auf den hier in Betracht kommenden Teil der Handlung Krafft-Ebing den oben erwähnten Irrtum begeht, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, dafs er diese wichtige Scene einfach übersehen und somit seine Diagnose auf Grund einer äufserst oberflächlichen und lückenhaften Lektüre des Dramas aufgestellt hat.

Auch die Annahme, dafs etwa plötzlich sich entwickelnde sadistische Gelüste als Nebenmotiv bei Penthesileas Handeln in Betracht kämen, wäre zurückzuweisen. Weder findet sich in ihrer Vorgeschichte bis zur zwanzigsten Scene eine Spur, aus der man schliefsen könnte, dafs sie derartigen Gelüsten zugänglich wäre, obgleich sie doch schon Situationen durchgemacht hat, die eine dahingehende Anlage hätten entwickeln können; noch enthält das, was wir während ihres Entschlusses mit unseren Augen sehen, was uns von ihrer Tat objektiv berichtet wird, irgend ein Anzeichen, das die Annahme eines derartigen Nebenmotivs forderte. Eine solche Annahme würde ihren Grund lediglich in dem Gefühl des Kritikers haben, dafs der Bifs aus blofser Rachsucht nicht genügend motiviert sei; und dieses Gefühl wäre, wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube, ein unberechtigtes.

Es sind noch einige einzelne Stellen zu besprechen.

Krafft-Ebing citiert die späteren Worte Penthesileas:

> So war es ein Versehen; Küsse, Bisse,
> Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt
> Kann schon das eine für das Andre greifen!

Aber ist denn Penthesilea, als sie das spricht, überhaupt in der Lage, ihre eigene Handlung zu interpretieren? Nach der Tat betritt sie die Scene in einer Art von Erstarrung. Das Haupt bekränzt mit dem Material, das sich eben bot — ästhetisch wirksam sind Dornen und Nesseln genannt — den Bogen festlich schulternd, „als wärs der Todfeind, den sie überwand“, so folgt sie der Leiche und befiehlt durch Gebärden, diese zu den Füfsen der Oberpriesterin niederzusetzen, von der sie früher gescholten worden ist. Sie beweist durch ihr ganzes Verhalten, dafs ihr vorläufig noch der Zusammenhang ihrer Tat mit den Gedanken und Stimmungen der zwanzigsten Scene nicht verloren gegangen ist. Mechanisch reinigt sie den gebrauchten Pfeil und läfst sich endlich von Prothoe zu einer Waschung bewegen. Er-

quickt durch das Wasser beginnt sie zu sprechen, und wir sehen alsbald aus ihren Worten, dafs ihr von allem, was sie in der Raserei ihrer Leidenschaft getan hat, nunmehr nur noch ganz dunkle lückenhafte Erinnerungen geblieben sind. Zunächst hat sie nur den festen Glauben, dafs sie sich den Peliden überwand; aber dafs er tot ist, weifs sie nicht, vielmehr glaubt sie ihn lebend, hinter den Priesterinnen verborgen, die die Leiche ihren Blicken entziehen wollen. Beim Anblick der verhüllten Leiche, da man sie von der genauen Besichtigung abzuhalten sucht und auf ihre Frage, ob ers sei, eine ausweichende Antwort giebt, sagt sie:

Es ist unmöglich nicht, das seh' ich ein.
Zwar einer Schwalbe Flügel kann ich lähmen
So dafs der Flügel noch zu heilen ist . . .
Doch ein Verräter ist die Kunst des Schützen . .
Traf ich zu nah ihn?

Des Pfeilschusses scheint sich also Penthesilea zu erinnern, wie sie denn nachher selbst den Pfeil rekognoszieren kann. Wichtig ist aber, dafs sie jetzt den Kampf nicht mehr im Sinne der zwanzigsten Scene auffafst, sondern ihn betrachtet wie ihre früheren Kämpfe mit Achilles, als hätte sie ihn nur unternommen, um Achilles zu ihrem Gefangenen zu machen und hätte den Geliebten nur durch einen Unglücksfall wider Willen getötet. Dafs sie ihn verstümmelt hat, weifs sie nicht, und wie sie die Leiche sieht, bricht sie zusammen und will wissen, wer ihr das getan, und bedroht den schuldigen mit ihrer Rache. Auch jetzt bleibt die Antwort aus, selbst nach wiederholter Frage weifs Prothoe nur zu sagen:

Bringt es Erleichterung der Schmerzen Dir,
Deiner Rache opfre, wen Du willst:
Hier stehn wir All und bieten Dir uns an!

Penthesilea. Gebt Acht, sie sagen noch, dafs ich es war!

Aber als man es ihr bestätigt, braust sie auf und schilt auf den, der das zu sagen wagt und erst nach mehrfachen Hin- und Herreden glaubt sie es. Man mag vielleicht in den Worten: Gebt Acht u. s. w. ein ganz leises Aufdämmern einer dunklen Erinnerung suchen, eines gewissen Gefühls, als wäre es doch wohl möglich, dafs sie selbst das getan hätte — eines Gefühls, gegen das sich Penthesilea nur sträubte, weil ihr die Tat inzwischen fremd und unglaublich geworden wäre; zum mindesten ist aber ihre Erinnerung, wenn überhaupt eine vorhanden, viel zu dunkel und unklar, als dafs man die von Krafft-

Ebing angeführten Worte als mafsgebend für die Beurteilung ihres inneren Zustandes im Moment der Tat betrachten könnte. Vielmehr sehe ich darin ebenso wie in den spätern, wo die Redensart, „einen vor Liebe aufessen“, verwertet wird, nur ein selbstquälerisches Spiel mit naheliegenden Vorstellungen. Penthesilea weifs, dafs sie den Achilles geliebt hat und dafs sie ihn gebissen hat, aber warum sie das getan hat weifs sie nicht und grübelt auch nicht darüber nach; so kommt ihr der Gedanke an die allbekannte und auch in der Deutschen Litteratur vor Kleist bereits erwähnte Verwandtschaft zwischen Küssen und Beifsen und sie ergeht sich in diesen Vorstellungen.

Eher hätte sich Krafft-Ebing auf die Worte der Meroe in ihrem Bericht über den Tod des Achilles stützen können:

> Sie zog dem Jüngling, den sie liebt, entgegen,
> In der Verwirrung ihrer jungen Sinne
> Den Wunsch, den glühenden, ihn zu besitzen,
> Mit allen Schrecknissen der Waffen rüstend.

Allein gegenüber dem klaren Zusammenhang, wie er im Drama selbst vorliegt, können auch diese Worte nicht aufkommen. Zu deutlich ist es uns gezeigt worden, dafs der Wunsch den Achilles zu besitzen die Waffen mit möglichster Vorsicht anwandte, und dafs erst die Beleidigung Penthesilea veranlafste, sich mit allen Schrecknissen zu rüsten. Für die Annahme eines sadistischen Nebenmotivs können die Worte auch nicht in Betracht kommen, da sie sich doch nur so verstehen liefsen, dafs der Wunsch den Achilles zu besitzen, Penthesileas einziges Motiv gewesen wäre. Man darf also die Verse nicht wörtlich verstehen, sondern mufs sie anders interpretieren. Meroe meint wohl, dafs der Wunsch ihn zu besitzen, doch der Tiefste bei Penthesilea sei und dafs er nur übertäubt sei durch ihren Zorn. So kann alles, was Penthesilea gegen Achilles tut, zu diesem Wunsche in Beziehung gesetzt werden. Meroe könnte also etwa sagen: Sie, die doch den Achilles zu besitzen wünschte, hat sich, vom Zorne verwirrt, mit allen Schrecknissen der Waffen gegen ihn gerüstet. Der Satz wird prägnanter, der Kontrast zwischen Penthesileas tiefstem Wunsch und ihrem Tun eindrucksvoller, wenn man den Satz in freilich sehr kühner Konstruktion so zusammenzieht wie Meroe ihn spricht. Ich verkenne nicht, dafs diese Auslegung etwas künstlich ist; aber wörtlich verstanden streiten die Verse mit den klar vor Augen liegenden Tatsachen.

Schwierigkeiten machen ferner die Worte der Prothoe:

Und doch war es die Liebe, die ihn kränzte!
Meroe: Nur allzu fest!
Prothoe: Und mit der Rose Dornen,
In der Beeifrung, dafs es ewig sei!

Auch diesen Ausspruch interpretiere ich, wie den eben erörterten. Die Liebe ist das ursprüngliche Gefühl in Penthesilea und sie macht auch den Zorn erst möglich; so kann Prothoe wohl jene Worte sprechen, namentlich da sie der Penthesilea offenbar etwas tröstliches sagen will. Bei den folgenden Worten, nach Meroes Zwischenrede, wendet sich Prothoe wohl von Penthesilea ab; was sie sagt spinnt nur das einmal angewandte Bild weiter, ohne dafs man den letzten Vers verwerten dürfte. Anderenfalls hätten wir ein neues Motiv für Penthesileas Tat!

Ich schliefse also: diese Sätze mit ihren bildlichen nicht genau und bestimmt bezeichnenden Ausdrücken können gar nicht in Betracht kommen gegenüber dem, was wir mit unseren Augen sehen oder uns objektiv über Penthesileas Tun berichtet wird. Und demnach darf ich wohl als bewiesen betrachten, dafs in der ganzen Penthesilea nirgends Spuren sadistischer Gelüste hervortreten, und dafs im besonderen ihr Entschlufs den Achilles zu töten und seine Ausführung nicht das geringste mit derartigen Gelüsten zu tun hat, sondern lediglich und völlig ausreichend motiviert ist durch jene widrigen Gefühle, welche die Herausforderung des Achilles in ihr erweckt. Eine andere Frage wäre es, ob vielleicht Kleist ein gewisses Fortbestehen der vorher vorhandenen Stimmungen bei Penthesilea etwa in Gestalt einer schwachen Unterströmung auch während der Scenen XX—XXIV angenommen hat; aber je mehr ich mich in die zwanzigste Scene vertiefe, desto unwahrscheinlicher wird mir das, trotz Penthesileas Aufforderung an ihre Hunde, das „schönste Wild zu fangen, das je die Erde durchschweift". Indessen, selbst wenn man sich hierin anders entscheiden sollte, so würde man damit der Diagnose auf Sadismus auch nicht um einen Schritt näherkommen.

Wollte ich das Charakterbild der Penthesilea*) erschöpfend beschreiben, so müfste ich vor allem noch eingehen auf die merkwürdigen Störungen des Bewufstseins und der Erinnerung, die sich

*) Siehe Richard Weifsenfels, Vergleichende Studien zu Heinrich v. Kleist. I. Der Tod der Penthesilea: Zeitschrift f. vergl. Litt.-Gesch. I, 273—294.

bei ihr finden. Indessen lassen sich diese Dinge nur behandeln, wenn man wieder die ähnlichen Erscheinungen bei anderen Personen Kleists mit heranzieht und eine solche Ausdehnung möchte ich doch dieser Arbeit nicht geben. Jedenfalls darf man nicht von vornherein darauf ausgehen, ein bestimmtes Krankheitsbild zu finden, dem die Gestalt entsprechen soll. Denn möglich ist es freilich, dafs ein Dichter ein solches Krankheitsbild nach genauer Beobachtung wiedergiebt; möglich ist es aber auch, dafs er erlebte Stimmungen und Zustände in der Phantasie steigernd, sie vielleicht mit einigen mehr oder weniger genauen Beobachtungen oder Reminiscenzen aus Erzählungen oder Büchern kombinierend, Gestalten schafft, die ihm und uns sehr eindrucksvoll sind, aber doch in keiner Krankheitsregistratur als ganzes sich unterbringen lassen — ja von denen vielleicht dem Dichter selbst gar nicht zum Bewufstsein kommt, dafs sie die Grenzen des normalen überschreiten.

Würzburg.

Der Vergessenheitstrank in der Nibelungensage.

Von

Otto L. Jiriczek.

Die Völsungasaga erzählt, dafs Grímhildr „die zauberkundige" [in fjölkunnga, c. XXV] dem Sigurðr einen Trank reicht, nach dessen Genufs er Brynhild vergifst (c. XXVI); das macht auch später Brynhildr im Gespräch mit Guðrún der Grímhildr zum Vorwurf (c. XXVIII: sie brachte Sigurð grimmes Öl [grimt öl] so dafs er meines Namens nicht gedachte), und Sigurðr entschuldigt sich (c. XXIX) damit, dafs er ein Opfer des Betrugs geworden [þótt ek yrða fyrir þeim svikum]; erst nach Brynhilds Hochzeit kehrt ihm das Gedächtnis wieder (c. XXVII und XXIX). Von den Eddaliedern ist es einzig die Gripisspá, die dieses Ereignis berichtet; der Trank wird zwar nicht ausdrücklich genannt, aber jedenfalls hat ihn der Dichter in mente, wenn er Gripir (Str. 31) sagen läfst:

verit hefir þú Gjúka — gestr eina nótt,
mantattu horska — Heimis fóstru.

(nur eine Nacht bist du Gjúkis Gast gewesen, so gedenkst du nicht mehr Brynhildens) — und dies Str. 34 weiter dahin ausführt, dafs Sigurðr ein Opfer von Grímhilds Betrug wird:

þú verðr, siklingr, — fyr svikum annars,
mundu Grímhildar — gjalda ráða,
mun bjóða þér — bjarthaddat man,
dóttur sína, — dregr hón vél at gram.

(Du wirst, Fürst, das Opfer von andrer Trug und mufst Grimhildens Ränke entgelten; sie wird dir die blonde Jungfrau, ihre Tochter, anbieten, und spinnt dir arge List.) Dafs Sigurðr später wieder seine Erinnerung erlangte, berichtet auch Gripisspá Str. 45.

Zu dem Ausdrucke in Z. 1. vgl. den ganz gleichlautenden Ausdruck der Völsungasaga c. XXIX (oben citiert). Dafs der Zaubertrank hier Voraussetzung ist, scheint ziemlich sicher. Die anderen Eddalieder wissen davon nichts, es ist somit nur die Saga und (wahrscheinlich) die Gripisspá, die uns dieses Motiv überliefern*). Es ist kaum Zufall, dafs der Vergessenheitstrank auch nur in jenen Versionen vorkommt, die unzweifelhaft eine vorherige Verlobung Sigurds mit Brynhild berichten, während diese Voraussetzung in den übrigen Liedern ganz fehlt oder nicht mehr bewufst ist. (Vgl. Heinzel, Über die Nibelungensage S. 20 ff. des S.-A., Sijmons, Ztschr. f. d. Phil. XXIV, 1 ff.) Dieser Umstand läfst keinen Zweifel zu, dafs der Trank von der Sage in diesem Stadium mit der Verlobung in Verbindung gebracht wird, und den Treubruch Sigurds begreiflich machen soll. Es liegt somit die Vermutung nahe, dafs das Motiv überhaupt eine späte Erfindung ist, die dem Erklärungsdrange entsprang. Allein es ist doch auch eine andere Möglichkeit zu erwägen, ob nicht ein altes Motiv hier vorliegt, dessen Grundbedeutung vergessen war, und das darum in einigen Versionen als scheinbar überflüssig und bedeutungslos wegfiel, in anderen umgedeutet wurde.

Das Motiv des Vergessenheitstrankes kommt in der mittelalterlichen isländischen Litteratur noch dreimal vor**); im Sörlaþáttr (Fornaldarsögur I), S. 400, wo Freyja dem Heđinn einen Vergessenheitstrank reicht (S. 402 Entzauberung durch einen Trank); in Þorsstein Saga Víkingsonar (FAS II), wo Kolr, eine Art Tröll, ein Horn besitzt, das zweiteilig ist, wer vom untern Teile trinkt, bekommt Lepra und vergifst alles, wer vom obern trinkt, der wird von diesen Schäden geheilt (S. 390) — eine Entstellung des Motivs, die ganz im Geiste der lygisögur gedacht ist; endlich in der Gönguhrólfssaga (FAS III): der Zwerg Möndull, ein Erdgeist, will eine Frau berücken und reicht ihr einen Trank, den sie ausschlägt; sie verliert aber später das Gedächtnis, und erlangt es erst auf einen Erinnerungstrank „minnisveig“ des Zwerges wieder (S. 298—309); die Erzählung ist eine willkür-

*) Von dem færöischen Liede ‚Brinhild‘ wo Guđrun auf Grimhilds Befehl óminni (Vergessenheit) in den Trank mischt, worauf Sig. Brinhild vergifst, kann hier seines späteren Ursprungs halber abgesehen werden. Über die Thidrekssaga s. später.

**) Auf die ersten zwei Stellen hat auch Golther in seiner Abhandlung Studien zur germanischen Sagengeschichte [Abh. der bair. Ak. d. W., phil.-hist. Cl., XVIII.], S. 458 (unter anderweitiger Verwertung) aufmerksam gemacht.

liche Umbildung eines echt volkstümlichen Motivs, dem wir unten („Bergkönig") gleich begegnen werden.

Für die Bedeutung des Vergessenheitstrankes ergeben diese Erzählungen bei ihrer jungen, mit alten Traditionen willkürlich umspringen Fantastik nichts; alle drei gehören bereits einer recht jungen Sagaperiode an, in der alte Motive willkürlich verwendet und umgemodelt werden (vergl. Axel Olrik, Aarbøger II R, 7. Bd. S. 53; Ztschr. f. d. Phil. XXVI, S. 3). Trotzdem also eine Verwendung des Vergessenheitstrankmotives als rein menschliches, novellistisches Intriguenmotiv wenig gegen eine ältere mythische Bedeutung desselben beweisen würde, finden wir doch den Vergessenheitstrank hier ausschliefslich in den Händen dämonischer Wesen (I). Selbst in der neuisländischen Volkssage, die Maurer (Isl. Volkssagen, 1860, S. 318) mitteilt, wo ein schönes Weib in die Halle eines verwitweten Königs tritt, ihm einen Becher Wein reicht, nach dessen Genufs er seine verstorbene Königin vergifst und dieses Weib zur Ehe nimmt, ist es eine „Unholdin" (flagđ), die den Vergessenheitstrank reicht.

Wichtigere Aufschlüsse giebt die neunordische Volksdichtung. Ich citiere die Sammlungen unter folgenden Abkürzungen:

SFV = Svenska Folkvisor utgifna af Geijer och Afzelius. Ny upplaga af Bergström och Höijer. Stockholm 1880.

NF = Norske Folkeviser, samlede og udgivne af M. B. Landstad, Christiania 1853.

GNF = Gamle norske Folkeviser udg. af Sophus Bugge. Kristiania 1858.

DGF = Danmarks gamle Folkeviser, udg. af Svend Grundtvig. Kopenhagen.

SFS = Svenska Fornsånger, utgifne af A. J. Arwidsson. Stockholm 1834—42.

Vollständigkeit der Belege für die einzelnen Typen ist für diese Untersuchung, die nur die Typen selbst zu konstatieren hat, irrelevant und nicht erstrebt; die Anmerkungen der erwähnten Ausgaben weisen die Liedervarianten nach, die, sofern sie nicht Varianten des Vergessenheitstrankmotives enthalten, für diesen Zusammenhang keine Bedeutung haben.

In einer weitverbreiteten und vielverzweigten Gruppe ist es der Bergkönig, der der Menschenjungfrau den Vergessenheitstrank giebt,

damit sie alles vergesse und für immer bei ihm im Berge bleibe. Das Motiv ist verschieden ausgeführt; wir finden folgende Fassungen.

A. Der Bergkönig freit um eine Jungfrau, sie folgt ihm in den Berg, und er reicht ihr (sofort) einen Vergessenheitstrank: NF XLIV.

B. Er hat Kinder mit ihr, aber sie wohnt bei der Mutter, das Verhältnis wird entdeckt und nun holt er sie zu sich und giebt ihr den Vergessenheitstrank (wie in A, beim Betreten seines Reiches zum dauernden Bleiben): NF XLII. XLV (elvekongin i bergi), SFS No. 141 B (Ulfver i berget), DGF No. 37 C (Elverkongen i berget) ib. G (Kong Elleved; sie stirbt in der ersten Nacht darauf). Diese Fassungen scheinen ursprünglicher als Fassung C: Sie wohnt mit ihm jahrelang im Berge, bekommt aber einst Sehnsucht nach ihrer Mutter, er erlaubt ihr den Besuch, aber sie soll nichts von ihrem Verhältnisse verraten; als sie das dennoch tut, holt er sie ab und giebt ihr nun den Vergessenheitstrank: SFV I 2, XXIX (mit der poetisch-schönen Variante, dafs sie alles vergifst, Erde und Himmel, Gott, Bruder und Schwester, nur nicht ihre trauernde Mutter) SFS No. 142 (Alfen i berget). Der Sinn des Motivs ist auch hier derselbe, wie bei A und B: die Jungfrau soll der Gewalt des Berg-(Alben-)Königs für immer verfallen; bei AB wird ihr sofort der Vergessenheitstrank gereicht, bei C in dem Moment, als sie gezeigt hat, dafs sie Sehnsucht nach der menschlichen Welt hat; der Bergkönig fürchtet, die Mutter könnte sie zum Bleiben bereden, daher verbietet er ihr, etwas von ihrem Verhältnis zu erwähnen, und als sie es dennoch tut, holt er sie sofort ab und reicht ihr den Vergessenheitstrank.

In einigen Liedervarianten ist das Motiv verändert durch den Zusatz, dafs sie beim Tranke stirbt, so SFV I 1 (Verhältnis nach C), DGF No. 37 G (Verhältnis nach B), Tod aus Sorge ohne Trank ib. A (Dværgekongen, Verhältnis nach B); in anderen die Bedeutung schon stark verflüchtigt und lückenhaft, so DGF No. 37 E (sie wird von dem Bjærgmand gepeitscht und darauf sinnesverwirrt [san hun blev gal og aldrig god], Verhältnis nach B) ib. F, vom Tranke des „Bjærgmand“ springen ihr die Kleider, Verhältnis nach B. Nichts für unseren Zusammenhang ergeben SFS No. 141 A, NF No. 43 und 46, DGF No. 37 B D. Vgl. über Liedervarianten und verwandte Versionen DGF, Einleitung zu No. 37 und Bd. III, S. 808 ff., und die Anmerkungen zu SFV II 2. Die Wirkungen des Trankes werden öfter in einer mehrfachen Steigerung vorgeführt: so SFV XXIX, beim

ersten Trunk aus dem Horn vergifst sie Himmel und Erde, beim zweiten Gott, beim dritten Schwester und Bruder und ähnlich öfter. Oder sie werden besonders hervorgehoben dadurch, dafs die Jungfrau vor dem Genufs des Trankes auf die Frage, wo sie geboren sei, richtig antwortet, nach dem Genusse aber sagt, im Berge bin ich geboren, so NF XLV und oft. — Der Trank wird entweder nicht näher beschrieben, — ein Horn, eine Kanne, Meth, Wein — oder es werden besondere Ingredienzien erwähnt: ett förgyllande korn (ein vergoldetes Körnlein) SFV XXIX, tri villar konn (drei Verwirrungskörner) NF XLII, XLV, tri elvar konn (drei Elfenkörner) ib. XLIV, tho ieder-kornn (2 Giftkörner) DGF Nr. 37, C; in SFS No. 141 B giebt er ihr aus dem „Vergessenheitshorn“ zu trinken (gaf henne dricka af glömskans horn).

Der Typus dieser weitverbreiteten Sage ist also, eine Jungfrau verfällt dem dämonischen Berg-, Elfen-, Zwerg-König durch den Genufs eines Vergessenheitstrankes [II], der ihr sofort beim Betreten seines Reiches (AB) oder — unursprünglicher, wie der Vergleich mit Typus III, IV, Va zeigt — später gereicht wird (C); auch Tod oder Wahnsinn werden erwähnt [IIa].

In einer anderen ebenfalls weitverzweigten Gruppe ist es ein Menschenjüngling, der den Elfen verfällt, indem er einen Vergessenheitstrank von einer Elfenjungfrau annimmt (Typus III]: DGF No. 45, Herr Bøsmer i Elvehjem; die Albin, „Elvermø“, läfst ihm ein Horn reichen worein zwei „Elfenkörner“ (elluer kornn) gelegt sind, er vergifst sofort die Welt und antwortet auf die Frage nach seiner Heimat: hier bin ich geboren. Ebenso NF No. XLVII Herr Byrting og elvekvinna: im Horne war „Gift mit Betrug“ (og der var ito [= eitr?] međ svikom lagt; über ito vgl. Landstads Anm.) Zahlreiche Liedervarianten sind weit verbreitet. Nur angeboten wird der Trank in DGF No. 46A, wo die Warnung der Schwester den Jüngling rettet; ähnlich SFV No. 77,1 (bei der Meerfrau). Zu demselben Typus gehört auch SFV No. 78, wo Herr Olof zur Meerfrau (hafsfrue) kommt, die ihm eine Kanne Wein reicht; vor dem Genusse des Trankes hat er auf ihre Frage seine Heimat genannt, durch den Genufs des Trankes vergifst er Vater und Mutter, Geschwister und Braut und antwortet: ‚hier bin ich geboren, hier habe ich meine Braut, hier will ich leben und sterben‘. — Der allgemeine Charakter des Elfengeschlechtes wird als böse und tückisch aufgefafst, und sie bringen dem Menschen Tod

und Verderben [IIIa]: es sei hier nur an das berühmte und in unzähligen Varianten verbreitete Motiv von ‚Elveskud‘ DGF 46 erinnert; vgl. Thiele, Danmarks Folkesagn (Kopenhagen 1843) II S. 176: die Elfen (Ellefolk) verführen und bringen Schaden an Leib und Seele; S. 215: ein Bauernjunge, der bei einer Albin (‚Ellepige‘) im Hügel geweilt, ist seither geistesverwirrt; S. 216 und S. 230: Elfenmädchen suchen zu verführen und bieten dem Jüngling einen Trank aus einem Horn (Becher) an; und andere Belege mehr.

Auf das Engste verwandt mit diesem Typus ist der færöisch-norwegische Hulderglaube. (Die neuisländischen Formen desselben ergeben nichts für unsere Zwecke.) Nach færöischem Glauben verlocken Huldermädchen Jünglinge, indem sie ihnen einen Vergessenheitstrank reichen: Huldugenturnar fáa ofta hug at kristnum dreingjum og royna tí at froysta teir og draga teir til sín; ganga teir burtur í haga . . . . . opnast heyggjurin, og genta kemur út at bjóđa teimum drekka, öl ella mjólk; blása teir tá ikki frođuna oman av, drekka teir sær óminni, tí í henni liggur gandurin, og har viđ tøla tær teir, fáa vald yrir teimum og hava teir viđ sær inn í álvheyggin. Færøsk Anthologi ved V. U. Hammershaimb I (Kph. 1891) S. 327. (Die Huldermädchen fassen oft Verlangen nach Christenjünglingen und versuchen darum sie zu verlocken und ziehen sie zu sich; gehen sie einmal in der Wildnis . . . . so öffnet sich der Hügel und das Mädchen tritt heraus um ihnen einen Trank, Bier oder Milch, anzubieten; blasen sie dann nicht den Schaum von oben ab, so trinken sie sich Vergessenheit, denn in ihm liegt der Zauber, und damit betören sie sie, bekommen Gewalt über sie und nehmen sie mit sich in den Albenhügel.)

Dem norwegischen Volkglauben ist dieses Motiv ebenfalls bekannt: Huldern nehmen Jünglinge zu sich in den Berg, doch trägt der, welcher im Berge gewesen, immer einen Schaden an Leib oder Seele davon: vgl. z. B. Faye, Norske Folkesagn [2] (Christiania 1844) S. 37: Stundom tage de forelskede Huldrer Ungkarle ind i Fjeldene til sig. Naar den Indtagne kan komme til at nævne Jesu Navn, saa har hverken Huldra eller andre Underjordiske længere nogen Magt over ham. Dog beholder den, som har været indtagen i et Fjeld, stedse et Meen paa Sjel eller Legeme. En Gut i Valders, som var indtagen i et Fjeld en heel Maaned, slap vel ud ved at nævne Jesu Navn, men havde vist sat Livet til, hvis Huldren ei havde raadet ham, at holde sig til Siden, naar han gik ud; thi derved und-

gik han den gloende Sopelime, som hendes Fader kastede efter ham. Gutten var siden halvtosset. (Bisweilen nehmen die verliebten Huldern Jünglinge in die Berge zu sich. Wenn es den Bergentrückten gelingt Jesu Namen zu nennen, so hat weder die Huldra noch andere Unterirdische länger Macht über ihn. Doch behält der, welcher in einem Berge geweilt, stets einen Schaden an Seele oder Leib. Ein Bursche in Valders, der einen ganzen Monat im Berge gewesen war, entkam zwar durch Nennung des Namens Jesu, aber hätte das Leben dabei zugesetzt, wenn ihm nicht die Hulder geraten hätte, sich beim Hinausgehen an die Seite zu drücken; denn dadurch entging er dem glühenden Besen, den ihr Vater ihm nachwarf. Der Junge war seitdem halbverrückt.)

Ganz ähnliches bei Asbjørnsen, Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn [3] (Christiania 1870) S. 131. Kennt doch die norwegische Sprache ein eignes Wort für den geistesverwirrten Zustand, den der Volksglaube dem bösen Einflusse der Huldern zuschreibt: ‚huldrin‘ („verhuldert“). Der Vergessenheitstrank ist in Norwegen meist schon aus dem Volksglauben geschwunden, doch kommen noch Erwähnungen vor: so bietet eine Hulder [en underjordisk Qvinde] dem Bauer Gudbrand Goelberg im Hallingdal ein Horn mit einem Trank an, den er aber ausschüttet und davonreitet (Faye, Norske Folkesagn S. 29; ib. S. 27 dasselbe von einem Trold erzählt). Daae, Norske bygdesagn (Christiania 1872) II, S. 27 erzählt von einem Manne: Da han [om Julen] sent om Aften red forbi Tilhaugen i Aaseral, fik han se et prægtigt og oplyst Hus der, hvor han vel vidste, at det kun var vilde Heien. Det gik da med ham, som det saa ofte skal være gaaet mange andre. Han blev buden ind, undskyldte sig, skulde saa drikke af et Horn, beholdt Hornet, men slog Drikken ud over Hesteryggen, hvis Haar bleve af svedne osv. („Als er [zu Weihnachten] spät Abends beim Tilhaug in Aaseral vorbeiritt, erblickte er ein prächtiges erleuchtetes Haus, wo doch nur wilder Bergrücken war, wie er genau wufste. Es ging da mit ihm so zu, wie es vielen andern so oft geschehen sein soll: er wurde zum Eintritt aufgefordert, entschuldigte sich aber, sollte dann wenigstens ein Horn trinken, behielt dieses, doch schüttete er es über den Pferderücken aus, dessen Haare abgesengt wurden u. s. w.“) Also auch hier wie beim Elfenglauben: die Huldermädchen locken Jünglinge an, reichen ihnen einen Vergessenheitstrank, durch den sie den Huldermächten verfallen, aber ihre Liebe schlägt den Menschen zum Verderben

wir in der historischen Sage die Hildico finden, mag dieser Namenanklang zur Verschmelzung der Sagen beigetragen haben. Der Name Hildico sichert auch die deutsche Namenüberlieferung (Kriemhilt) als älter und echter gegen die nordische Guđrún; was im Norden von ihrer Mutter erzählt wird, galt daher wohl (besonders in Hinblick auf die Typen III, IV, V) in der ursprünglichen Sage von ihr.

Die Belege für den dämonischen Charakter des Vergessenheitstrankes stammen alle aus dem Nordischen; ist das Motiv erst im Norden in die Sage eingetreten? Es kann nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein, von dem Gesichtspunkte des untersuchten Motives aus die ganze Frage nach der Heimat der Nibelungensage aufzunehmen und sich mit den Ansichten auseinanderzusetzen, die, abweichend von der allgemeinen Annahme, das Mythische erst im Norden dazu kommen lassen (Golther), oder die Vereinigung der historischen Sage mit dem Siegfriedmythus in den Norden versetzen (Heinzel), oder gar den Siegfriedmythus für rein nordischen Ursprungs erklären (Detter). Es möchte hier genügen, darauf hinzuweisen, dafs auch in der deutschen Überlieferung, so spärlich sie ist, das Dämonische (das auf eine ältere Schicht weist) nicht ganz bei den Burgunder-Königen fehlt: der Besitz des Rosengartens, über dessen mythische Bedeutung Heinzel, Über die Nibelungensage S. 9 ff., Elard Hugo Meyer, in den Verhandlungen der 28. Philologenversammlung zu Leipzig, Germ. Myth. §. 166 und 167 zu vergleichen ist; der dämonische Charakter der Kriemhilt in den mhd. Rosengärten wird darnach auch ein Überrest ihrer Albennatur, nicht junge Verwilderung sein; und die alte Vermutung, die Namengleichheit von Gibich, dem Zwergenkönig, mit dem historischen Gibica sei ebenfalls ein Erklärungsgrund der Verschmelzung der zwei verschiedenen Sagenschichten, ist ja wohl unsicher, wie alles auf diesem schlüpfrigen Forschungsgebiete, aber nicht ganz undenkbar (vgl. Vogt, Zeitschr. f. d. Ph. 25, 411)*).

Wir haben also im Deutschen ebenfalls Spuren von einem Rosengartenmythus, der dem nordischen Gođmundmythus entspricht (s. Heinzel a. a. O.); wenn nun im Norden allein noch das Vergessenheitsmotiv in Zusammenhang mit diesem Mythos überliefert ist, so wird es immer möglich sein, entweder auf Seite des Nordischen ein speziell nordi-

*) Der Bericht der Thidrekssaga (in einer Handschrift), dafs Grimhild Sigurd verzaubert habe (gabbat međ sinni fjolkyngi) s. Heinzel a. a. O. S. 24 geht gewifs auf nordische Quellen zurück und darf nicht für die deutsche Sage in Anspruch genommen werden.

sches Plus, oder aber die Bewahrung eines in der sehr trümmerhaften deutschen Überlieferung verschollenen Zuges zu sehen. Für letztere Möglichkeit möchte noch daran erinnert werden, dafs die Sage, die nach dem Norden wanderte, an Stelle der mythischen Nibelungen bereits die historischen Burgunderkönige hatte, also rein menschliche Verhältnisse, die für eine neue Dämonisierung doch wenig Anlafs boten, während der dämonische Vergessenheitstrank als Rest der älteren Schicht begreiflich ist; auch zeigt das Motiv in der nordischen Nibelungensage gegenüber dem lebenden Volksglauben, wo seine mythische Bedeutung so voll und greifbar hervortritt*), bereits eine solche Verwitterung — es kehrt wieder bei der Heirat Gudrúns — eine offenbare Motivverdoppelung, wie sie im Nordischen so häufig sind — einzelne Fassungen lassen es bei Sigurd ganz weg, anderen dient es als Erklärung seiner Untreue gegen seine Braut, — dafs wir weit mehr den Eindruck gewinnen, ein Motiv einer dämonischen Schicht sei in den rein menschlichen Verhältnissen der Sage immer mehr verflüchtigt, als dafs hier eine neue Dämonisierung vorliege. Am leichtesten freilich wäre die schwierige Frage zu lösen, wenn man annähme, dafs man es in der nordischen Nibelungensage mit einer blofsen Motivationserfindung zu tun habe; ob eine solche Annahme in Hinblick auf das hier vorgelegte Material zulässig ist, mag der subjectiven Beurteilung anheimgestellt werden.

Breslau.

*) Er ist durchaus [II—V, vgl. Va] Symbol des Übertrittes in die dämonische Welt; fern zu halten ist daher das Folklore-Märchenmotiv bei Grimm KHM 3, Anm. zu No. 67; im Norden habe ich dies nur bei Maurer, oben citiert, sowie Arnason, Ísl. þjóđsögur, Lpz. 1864, II 322, gefunden; auch hier ist, wie bei Maurer, in den Varianten die Trankspenderin ein Unhold. Noch ferner steht das Motiv vom Vergessen der Braut durch den Kufs der Mutter, auf das mich Dr. Max Hippe aufmerksam gemacht hat, dem ich auch die folgenden Belege hiefür verdanke: Gonzenbach, Sicilian. Märchen, Leipzig 1870, No. 14, im 2. Bande S. 214, weitere Verweise von R. Köhler; ferner Kaden, Unter den Olivenbäumen, Lpz. 1880, S. 55; Andrews, Contes ligures (Paris 1892) S. 40; vgl. Cosquin, Contes de Lorraine II [2], 27. — Der durchgreifende Unterschied ist: auf der einen Seite ein menschliches Intriguenmotiv, auf der anderen ein Symbol des Übertrittes in die Dämonenwelt.

stücken, deren Veröffentlichung ich mir vorbehalte, bietet das Archiv mancherlei, was für die Geschichte der englischen Komödianten in Deutschland von Bedeutung ist.

Zuvörderst zwei Gesuche an den Rat um Spielerlaubnis:

Edle vndt Ehrnueste, Achtbahre, Grosgünstige, Ersame, hoch vnndt wolweise Herrn. Supplicando neben Erbietung vnnserer willigen diennste bey E. E. W. Annzubringen, khönnen wir vnnden benannte nicht vmbgehen, demnach wir vnnſs Nun eine Zeitlanng Inn Mancherley Historien, welche dann Inn deütscher Spraach Comoedjweis durch vnnſs Agiert werden, Exerciert, Als

1. Auſs dem Buch danielis 6. Capitel.
2. vonn Melone, Einem vertriebnen Khönige Auſs Dalmatia.
3. vonn Ludouico, Einem Khönige Auſs Hispannia.
4. vonn Celide vnndt Sedea.
5. vonn Pyramo vnnd Thysbe.
6. vonn Annabella, Eines Margraffen tochter von Montferrat.

Wie wir dann vngefehr vor zweyen Jahren etliche Alhie Agiert. Jedoch seindt wir diser Zuuersicht, dise sollen denselbigen zimlich weit vorgehn, dann dasselbige noch vnnser Erster Annfanng solcher Action gewesen.

Gelannget derowegen Ann E. E. W. vnnser hochvleissiges bitten, sie wolten vnnſs Obgenanndte Comoedias Alhie zu Agieren Genedigst vergünstigen. Solches seindt wir vmb E. E. W. vnnserm geringen vermögen nach Jederzeit zuuerdienen Erbietig.

E. E. W. dienstwillige
Compagnia Comoedianten.

Das Gesuch ist ohne Datum, ebenso wie die zweite Eingabe:

Ehrnueste, Achbare, Grosgünstige, Wolweise vnndt Gebietennde herrn. E. E. W. khönnen wir vnnden Benanndte, Neben wünschung vonn Got Glückhsehligen Regierung, Lannges Lebens vnndt Bestenndiger Leibesgesundtheit, Supplicando Annzubringen Nicht vmbgehen, demnach wir vnſs Ein Zeit Lanng Inn schönen Comoedias, dardurch dann den Zuhörern, vnndt sonnderlich der Jugendt zur Forcht vnndt ehr Gotes, Auch gehorsam Ihrer Eltern, Zimliche, feine Exempel fürgestelt vnndt Angemeldt werden, Als:

1. vonn dem weisen vhrtel Carolj, des hertzogen Auſs Burgundt, wegen zwayer Riter.
2. vonn der kheüschen Susanna. 3. vonn dem verlohrnen Sohn.
4. vonn Einem vngehorsammen khauffmans Sohn.
5. vonn Einem Alten Römer, so Seinen Sohn wegen Eines Jungen weibes des guts enterben wollen.
6. vonn Einem wunderbahrlichen khempffer Vincentio Ladislao, Satrapa vonn Mantua genandt*).

*) Bekanntlich ist des Herzoges Heinrich Julius von Braunschweig gleichnamige Komödie in Prosa geschrieben. Die Gesellschaft brachte also eine Bearbeitung des Stückes in Versen auf die Bretter, vielleicht die des Elias Herlicius (gedruckt zu Wittemberg, im Jahre 1601). Vgl. Goedeke, Grundriſs, Bd. 2, S. 521.

NEUE MITTEILUNGEN.

Englische Komödianten in Rothenburg ob der Tauber.

Von

Karl Trautmann.

Als am 20. Januar 1604 eine „Companie Comoedianten“ unter Vorlage ihrer Repertoires beim Rate der freien Reichsstadt Nördlingen um die Erlaubnis bat, ihre „Geistlichen vnndt weltlichen Historien Inn deütscher Sprach vnndt Zierlichem Habit“ vorstellen zu dürfen, da erwähnten die Supplikanten, daſs sie „dann Inn diser gegenndt Ann vilen Orthen Als Zu Ulm, Haylbrunn, Sch(wäbisch) Hall, dünckhelspil vnnd Mehrern Orthen Mit sonnderm wolgefallen der Zuehörer agieret haben“*). Zu den Plätzen, die ich in Aussicht nahm, um, wenn möglich, weitere Mitteilungen über diese Gesellschaft beizubringen, gehörte die ehemalige Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, die mir als Durchgangspunkt der zwischen Frankfurt und Nürnberg — zwei Hauptpflegestätten dramatischen Lebens in Süddeutschland — hinziehenden Wandertruppen von Bedeutung erschien. Ich wandte mich damals, es war im Jahre 1884, an den Stadtmagistrat Rothenburg, erhielt aber den Bescheid, „daſs im Stadtarchive bis jetzt über das Schauspielwesen keine näheren Nachrichten aufgefunden wurden“. Seitdem hat dieses Archiv von fachmännischer Hand eine Neuordnung erfahren, welche das seinerzeit vergeblich gesuchte Material zu Tage förderte. Neben andern für die Geschichte der deutschen Wandertruppen im 17. Jahrhundert interessanten Akten-

*) Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XI, S. 625. Das Repertoire enthält folgende zehn Stücke: 1. Auss dem Buch danielis 6. Capitel (Daniel in der Löwengrube). 2. vonn der kheüschen Susanna. 3. vonn dem verlohrnen Sohn. 4. vonn einem vngehorsammen Khauffmans Sohn. 5. vonn dem weisen vhrteil Carolj des hertzogen Auss Burgundt. 6. vonn Thisbes vnndt pyramo. 7. vonn Romeo vnndt Julitha. 8. vonn Annabella eines hertzogen tochter vonn Ferrara. 9. vonn Botzarhio (?) einem Alten Römer. 10. vonn Vincentio ladislao Satrapa ã Mantua.

stücken, deren Veröffentlichung ich mir vorbehalte, bietet das Archiv mancherlei, was für die Geschichte der englischen Komödianten in Deutschland von Bedeutung ist.

Zuvörderst zwei Gesuche an den Rat um Spielerlaubnis:

Edle vndt Ehrnueste, Achtbahre, Grosgünstige, Ersame, hoch vnndt wolweise Herrn. Supplicando neben Erbietung vnnserer willigen diennste bey E. E. W. Annzubringen, khönnen wir vnnden benannte nicht vmbgehen, demnach wir vnnſs Nun eine Zeitlanng Inn Mancherley Historien, welche dann Inn deütscher Spraach Comoedjweis durch vnnſs Agiert werden, Exerciert, Als

1. Auſs dem Buch danielis 6. Capitel.
2. vonn Melone, Einem vertriebnen Khönige Auſs Dalmatia.
3. vonn Ludouico, Einem Khönige Auſs Hispannia.
4. vonn Celide vnndt Sedea.
5. vonn Pyramo vnnd Thysbe.
6. vonn Annabella, Eines Margraffen tochter von Montferrat.

Wie wir dann vngefehr vor zweyen Jahren etliche Alhie Agiert. Jedoch seindt wir diser Zuuersicht, dise sollen denselbigen zimlich weit vorgehn, dann dasselbige noch vnnser Erster Annfanng solcher Action gewesen.

Gelannget derowegen Ann E. E. W. vnnser hochvleissiges bitten, sie wolten vnnſs Obgenanndte Comoedias Alhie zu Agieren Genedigst vergünstigen. Solches seindt wir vmb E. E. W. vnnserm geringen vermögen nach Jederzeit zuuerdienen Erbietig.

E. E. W. dienstwillige
Compagnia Comoedianten.

Das Gesuch ist ohne Datum, ebenso wie die zweite Eingabe:

Ehrnueste, Achbare, Grosgünstige, Wolweise vnndt Gebietennde herrn. E. E. W. khönnen wir vnnden Benanndte, Neben wünschung vonn Got Glückhsehligen Regierung, Lannges Lebens vnndt Bestenndiger Leibesgesundtheit, Supplicando Annzubringen Nicht vmbgehen, demnach wir vnſs Ein Zeit Lanng Inn schönen Comoedias, dardurch dann den Zuhörern, vnndt sonnderlich der Jugendt zur Forcht vnndt ehr Gotes, Auch gehorsam Ihrer Eltern, Zimliche, feine Exempel fürgestelt vnndt Angemeldt werden, Als:

1. vonn dem weisen vhrtel Carolj, des hertzogen Auſs Burgundt, wegen zwayer Riter.
2. vonn der kheüschen Susanna. 3. vonn dem verlohrnen Sohn.
4. vonn Einem vngehorsammen khauffmans Sohn.
5. vonn Einem Alten Römer, so Seinen Sohn wegen Eines Jungen weibes des guts enterben wollen.
6. vonn Einem wunderbahrlichen khempffer Vincentio Ladislao, Satrapa vonn Mantua genandt*).

*) Bekanntlich ist des Herzoges Heinrich Julius von Braunschweig gleichnamige Komödie in Prosa geschrieben. Die Gesellschaft brachte also eine Bearbeitung des Stückes in Versen auf die Bretter, vielleicht die des Elias Herlicius (gedruckt zu Wittemberg, im Jahre 1601). Vgl. Goedeke, Grundriſs, Bd. 2, S. 521.

Welche dann alle Jnn schönen deütschen Reimen persönlich agiert werden. Jst derowegen An E. E. W. vnnser vnterthenig vnndt diemietiges Biten, E. E. W. wollen vnnſs Genedig vergünstigen, Obengenanndte Comoedias ein tag oder vier Alhier Annzuschlagen*) vnndt agiern, wo wir solches vmb E. E. W., vnnserm geringen vermögen Nach, widerumb verdienen khönnen, wollen wir vnnſs zu Jeder Zeit willig erfinden lassen. E. E. W. diennstwillige

tota societas vonn straſsburg.

Eine von mir vorgenommene Vergleichung dieser beiden Rothenburger Gesuche mit der eingangs erwähnten Supplikation des Nördlinger Stadtarchives, ergab, daſs die drei, schon in ihrer Abfassung so ähnlichen Aktenstücke von einer Hand geschrieben sind. Die „tota societas vonn straſsburg" ist demnach identisch mit „W. Eichelin vnd mitverwanten comoedianten", welchen laut Vermerk im Nördlinger Ratsprotokolle**), am 20. Januar 1604 die Spielerlaubnis verweigert wurde — ein Umstand, der die Wahrscheinlichkeit für die englische Herkunft dieser Komödianten***) zwar nicht gerade erhöht, uns aber wenigstens einen Anhaltspunkt gewährt, die zweimalige Anwesenheit der Truppe in Rothenburg in die Jahre um 1604 zu verlegen.

Das Repertoire der Gesellschaft bestand also, soweit aus den drei, ihren Gesuchen eingefügten Verzeichnissen ersichtlich ist, aus dreizehn Stücken. Zehn davon waren bereits aus der Nördlinger Supplikation bekannt†) und sind seither von W. Creizenach auf ihre Quelle hin untersucht worden, drei Dramen dagegen erscheinen in den Rothenburger Eingaben der Truppe zum erstenmale, nämlich „vonn Melone, Einem vertriebnen Khönige Aufs Dalmatia", „vonn

*) Wohl die älteste Erwähnung, daſs die englischen Komödianten in Deutschland ihre Vorstellungen auch durch Theaterzettel ankündigten. Vgl. W. Creizenach, Schauspiele der englischen Komödianten, Einleitung, S. XXV.

**) Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XIII, S. 70.

***) Vielleicht war Eichelin nur der deutsche Impresario einer Truppe von „Engellendern". Erwähnt mag sein, daſs der im Jahre 1596 in Straſsburg erscheinende englische Komödiant Philipp Konigsman, dortselbst einen Bruder hatte, der Kaufmann war und für englische Gesellschaften beim Rate die Spielerlaubnis vermittelte. Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XV, S. 114 u. 120. Jedenfalls ist die Frage der Nationalität von Eichelins Truppe, auf Grund des bisher bekannt gewordenen Materials, nicht spruchreif.

†) Zu dreien dieser Dramentitel bringen die Rothenburger Verzeichnisse Erweiterungen, bezw. Varianten. Die „Annabella eines hertzogen tochter von Ferrara" (Nördlingen, No. 8) erscheint im ersten Rothenburger Verzeichnisse als „Eines Margraffen tochter von Montferrat" (vgl. Creizenach, a. a. O. S. XLVI). Der Titel „vonn dem weisen vhrteil Carolj des herzogen Auss Burgundt" (Nördlingen, No. 5) erhält den Zusatz „wegen zwayer Riter" (vgl. Creizenach, a. a. O. S. LXIII) und über den Inhalt des Stückes „vonn Botzarhio (?) einem Alten Römer" (Nördlingen, No. 9) erfahren wir, das der Alte „Seinen Sohn wegen Eines Jungen weibes des guts enterben wollen".

Ludouico, Einem Khönige Aufs Hispannia" *) und „vonn Celide vnndt Sedea" **).

Eine weitere Nachricht über die Anwesenheit englischer Komödianten in Rothenburg enthält die Stadtkammerrechnung für das Jahr 1613 (unter der Rubrik „Ausgeben in gemain"):

„VI fl. verehrt ettliche Engellendtischen Comoedianten allhier, das sie bey einem E. Rhat zu ihrem abzug vmb ein fuhr angelangt. Actum den 19. Jan(uarii) 1614".

Es war die Gesellschaft John Spencers, deren Reise vom Rate durch eine Beisteuer gefördert wurde. Wir treffen diese Truppe am 27. November 1613 in Nürnberg***), wo sie mit ihrem Gesuche „vf die weinachtfeiertage" spielen zu dürfen, abgewiesen wurde, dann zu Anfang des Jahres 1614 in Heidelberg, am Hofe des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und später auf der Ostermesse zu Frankfurt am Main†). Da der direkte Weg von Nürnberg nach Heidelberg ohnehin über Rothenburg führte, so lag es nahe, die Reisekosten durch Veranstaltung einiger Vorstellungen an dieser Zwischenstation zu mindern. Wie schlimm es aber hierbei seinem Weibe erging, erfahren wir aus einer Eingabe, die Spencer vor seiner Abreise an den Rat richtete:

Ernveste, Achtbahre, Hoch- vnd Wollweise Herrn. Ewr. herl. vndt gunsten fug Ich vnterthenigst Zuwissen, wie gestrigefs tages Ich meine Comoediam E. E. H. vndt g. zue Ehren praesentirt††), desto eher Anzufahen, hinein gangen bin vndt also mein haufsfrawen, welche teglich von gott Ihrer Mutterlichen Burden entledigung erwartet, An der Thur, geldt einzunehmen, Allein zulassen vervrsacht worden†††), sich ein Soldath erzu gemacht, vorgebendt, wie Er frey ohne Zahlung hinein zugehen gedechte, welchen Sie zur Antwort geben dafs, wen Er hinein gehen wolle, Zuvor Zahlen muste, welches Er mit vngestühmb sich geweigert, Sie Ihn doch Abgewehrt, bifs alspaldt seiner Anderen Mitgesellen einer, welcher sich auch ein Soldaten genant, erhort, mit mehrern fluchen, schwehren vndt scheltworten herzugetrungen, gleichsfalfs seine freyheit vorgewandt, wie Er herrn vndt fursten so woll als Ich dienete vnd defshalben, wen Sie auch der Teuffell wehr, Ehr doch hinein gehen wolte, auch mit drew Worten vmb sich geworffen, das wen wir ein Ander Im felde begegnen wer-

*) Vielleicht identisch mit der in Dresden, den 6. und 19. September 1626 aufgeführten „Comoedie vom König in Spanien vnd den Vice Roy in Portugall". Vgl. Creizenach, a. a. O. S. XXXIII.

**) Im Juni 1613 brachte Spencers Truppe in Nürnberg ein Stück „von Celido vnd Sedea" zur Aufführung. Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XIV, S. 127 und Creizenach, a. a. O. S. LVI.

***) Archiv für Literaturgeschichte, Bd. XIV, S. 129.

†) Vgl. E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. S. 58.

††) Also eine sogenannte Ratskomödie. Vgl. Creizenach, a. a. O. S. XX.

†††) Das Eintrittsgeld wurde also mitunter, am Eingange des Theaters, von der Frau des Prinzipales erhoben. Ähnliches geschah bei Aufführung von Schulkomödien, im Jahre 1611, in Nördlingen. Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XIII, S. 62.

den, gelt efs, wirdt wagker angehen, worauff Sie beide so hart auff (sie) gedrungen, dafs Sie Sie zu boden gestossen vndt vber einen stuhll, so hinter Ihr gestanden, geworffen, auch nicht allein vber Sie gelauffen, sondern mehr den Zwanczigk Andere hinein gelassen, Ja Jhrer noch darzu gespottet vndt gelachet, das Sie also auff Erden gelegen vndt wegen beschwehrlicheit grosses Leibes ein gute weill nicht auffstehen konnen. Was Jch dan manche frembde Stedte vndt Orter durchreise, Armen Ehrlichen Soldaten Jederzeit befurderlich gewesen, Sie nicht allein ohn Zahlung, meinen Comoediis zuzuschawen, hinein lassen Pflege, sondern denselben aufs der Straffbuchsen der Compagney, welche den eben Zue dem Ende ist, noch ein Zehrung darzu Zuuerehren Pfleg*), welches Ihnen auch widerfahren wehr, wen Sie Jhre Nothurfft Jn guetem vorgewent. Wurdt also gedrungen, dieses geleisteten vbermuths vndt an meinem Weybe gevbten gefahr vndt erwiesenen gewalt, Rache zu suchen vndt Straffe Zu fordern, Alfs will E. E. Herl. Vndt gst., die solchen Leuchtfertigen Buben vor Ihrn gewalt vndt drewwort gnugsamb mit straff wirdt Zu begegnen wissen, guten willen vndt wolgefallen heimgestellet vndt empfohlen haben. E. E. Herl. vndt gst. gottlichem schucz Zu gluckseliger Regierung Empfehlendt

E. E. Herl. Vndt gst. Vnterthan(ig) dienstw(illiger)
Johan Spencer Englischer Comoediant.

Dieses dringende Ansuchen „des John Pintzers Englischen Comoedianten", wie ihn ein Amtsvermerk auf der Rückseite des Aktenstückes nennt, blieb nicht unbeachtet; die Missethäter wurden sofort gefänglich eingezogen und verhört:

Donnerstags den 20. Januarii 1614 ist durch herrn Eufsern Burgermeister Johann Michel Hürlern, inn beisein der E. vnd W. herrn Georg Seyfferleins vnd herrn Georg Hoffmanns, nachuolgende personen in der obern bütelstuben gütlich examinirt vnd verhört worden.

Philipp Craft von Creilfshaim sagt, er sey vor 6 Jahren, vnder dem hauptmann Widtmayr, Zu Nürnberg 4 monat gelegen, hernacher hab er sich in Spanniam begeben vnd 3 monat alda gedient, nicht weniger auch vnder dem Pfalzgraffen Zu Neuburg 9 wochen, vnd dann 7 monat dem herrn Marggraven vor Molzheim gedient.

Auf befragen, warumb er an des Englischen Comoedianten weib gesterigs tags so ein gewaltthetigen vnfug auff dem Rathaus verübt vnd sie zue boden gestofsen, Antwort er, Sie were von ihme und seinem Gesellen Keineswegs zu boden gestofsen worden, sondern sein gesell wer am ersten hiernein gangen vnd er ihme nachgedrungen, da hab das Weib ihne gestofsen, das er auf das eine Knie niderfallen müfsen, Er aber sie nicht gestofsen; Jndeme weren etliche buben

*) Dafs die Soldaten bei den Vorstellungen der englischen Komödianten in Deutschland freien Eintritt hatten und dafs schon damals bei diesen Wandertruppen eine „Straffbuchsen" bestand, finde ich zum erstenmale in diesem Aktenstücke erwähnt.

hinein geloffen Vnd sey sie daruff von stundt an Zu ihrem mann geloffen vnd ihme solches gesagt.

Er müfse Zwar gestendig sein, das er etliche Sacer. heraus geflucht, aber er pite gancz vnderthenig, mann wolle Jhme ein solches so hoch vnd arg nicht ausrechten, dafs er das heylig Abentmal daruff empfahen wolle, das einig trowort gegen den comoedianten, noch seinen weib nicht hab vernemmen lafsen, Zue deme hab er sich nun mehr, sampt seinem weib ein gancz Jahr lang Zue Ober-Rimrach ehrlich vnd wol verhalten vnd werde auch Kein Baur einige clag nicht ob ihme haben. Pitt, wie obuermelt, gancz vnderthenig, mann wolle ihme dieses grofsg(ünstig) zu guth halten vnd der verhafft wider erlassen, Er wolle sich des nechsten tags, so er ein herrn erfahren würdt, zum Krigswesen wider begeben.

Die ander person, Anthoni Brembseisen von Cur inn Schweiczerlandt, welcher nach auffweisung seiner 3 pafsporten vermelt, das er ein leiblichen eidt zu Gott schweren Könn vnd woll, das er des Engellenders weib nicht angerürt, sondern voran gangen vnd nicht hinder sich gesehen oder vermerekt, was sein gesell mit gemeltem weib verübt habe, will auch einiger trowort vnd gottslästerung nicht gestendig sein, dann er stracks vortgangen mit vermelden, er sey nechstuerschienenen neujahr Zue obgemeltem seinem gesellen Kommen, auch sich yeder Zeit ehrlich vnd wol verhalten, Bitt demnach, wie mehrgedachter sein mitgesell, ihne der verhafft zuerlafsen.

Das Urteil, das am 24. Januar 1614 gesprochen wurde, fafst die Schuldmomente, und diese allein sind für uns von Belang, kurz zusammen:

Philipp Craft von Creilsheim vndt Anthoni Brembseissen von Cur in Schweiczerlandt, Zween Soldaten seindt in eines E. Raths Thurnstraff vndt Verhafft Kommen Vnd eingezogen Worden, Vmb Wohlverschuldter sachen vnd nemblich umb des willen, das sie Vergangenen Mitwochs, als der damals noch alhie anwesende Englische Comoediant Johan Pincer seine Comoediam auf dem Rathaus agirt vnd gehalten Vndt sein weib, welches gros schwangers leibs gewesen vnd die thür vf dem Neuen Rathaussaal, da man hinein vf den alten sall gehen will, Zu einnehmung des geldts gestellt, Sie beede ganz Vngestümmer Weis nit allein mit gewalt durchgetrungen, sondern auch selbige vf Jr Zureden vnd besprechen truziger vnd frefelicher, ia gefehrlicher weis vber ein hauffen vnd zu boden gestofsen, da sie dan ein gut weil gelegen vnd leiden müfsen, das etlich buben vnd liederlich gesind mit füfsen über sie geloffen vnd sich noch vber das mit grosen schmarchen, sacramentiren vnd greülichen Gottsschwühren sehr verwehnt vnd Vnnütz gemacht, da sie doch, wan sie bescheidenheit gebraucht vnd sich für ehrliche Soldaten angeben, sonsten wol mit lieb vnd ohn entgeldtnus heten eingelafsen werden khönnen, dahero dan wol abzunemen, weil sie sich an einem solchen befreyten ort Vnd miten in einer Reichs Stat so Trutzig vnd gewalthetig er-

zeigt, Was sie auf dem Land gegen den Armen Baursman furnemen derffen".

Die beiden Gesellen kommen noch glimpflich durch, obgleich „ein Erb(arer) Rath gute, erhebliche vnd ganz wolveranwortliche Vrsachen gehabt hette, Sie beede Soldaten vmb solcher Ihrer begangenen freflichen, hochstreflichen thatt willen vnd das sie ein solchen hochmut Jn einem dargleichen hochbefreyten, ansehnlichen ort, Zumal an einem armen schwangern weib begehen dörffen, mit noch längerer gefengknus vnd andern mehrern, erst andern dergleichen Vnbendigen gesellen Zu einem abscheülichen exempel Zubestraffen." Sie müſsen auſser ihrer „Atzung vnd Thurngeldt", noch eine Geldsumme erlegen oder im Falle der Uneinbringlichkeit das Gebiet der Reichsstadt verlassen. Und sollte auch diese Strafe für die Zukunft nicht fruchten, so würde die Obrigkeit „ein solch exempel an Jnen statuiren vnd sehen laſsen", daſs gewiſs „sich ein ander daran stoſsen soll".

Die Kunde von solch strenger und geschwinder Justiz zum Schutze der armen, wandernden Komödianten, mag damals wohl von Truppe zu Truppe gegangen sein und mit der Tauberstadt jenes Lob eingetragen haben, das Georgius Joliphus in Worte faſste, als er am 30. November 1654 von Ansbach aus um die Erlaubnis bat, „auff die Meſs Zu agiren":

Edle, Wol- Ehrenveste, Gros-Achtbahre, Hoch- und wolgelahrte, hoch- und Wolweise, grosgünstige Herren, deroselben und ihrer gantzen löblichen Stadt wolergehen von Gott Zuerbieten, sol mir iederzeit angelegen sein. Vnd weil ich anitzo mit einer guten Compagni Comoedianten in der nähe, als nehmlich an dem fürstlichen Hofe Zu Anspach*), agire, alwo wir uns nu schon schier einen Monath aufgehalten, numehr aber von dar aufzubrechen gesonnen sein, als bin ich geresolviret, mit derselben auch ihre Stadt, die wir noch nie gesehen, Zubesuchen, wenn von E. E. und hr. gnädige und grosg(ünstige) erlaubnüſs möchte zuerhalten sein. Jch habe unterschiedener Orten von E. E. und herrligkeit mit groſsem Ruhm sagen hören, das sie andere Compagnien und ihre Actiones nicht allein gern angeschauet, sondern auch dieselbe mit sonderbahrem favor begnädiget haben, also das ich verlangen trage, auch dasjenige, was ich mit den meinigen verrichten kan, daselbst sehen zu lassen. Jch habe bei mir nicht allein eine gantz neue Compagni, die bey ihnen noch nie gesehen worden, sondern auch gantz neue Comoedien, solche Theatra und Kleider, dergleichen bey andern nicht gesehen worden, welches alles E. E. und hrl. nothwendig wird behagen müssen. Gelanget demnach an E. E. und hrl. mein Unterthäniges flehen und bitten, sie geruhen, nur mit meiner Compagni nach ihrer löblichen Stadt zureisen und ihnen, nebenst ihrer Bürgerschafft, etliche Comoedien nach ihrem belieben Zu praesentiren, gnädige vergünstigung zuertheilen;

*) Über den Aufenthalt englischer Komödianten am Hofe zu Ansbach im Jahre 1612 vergleiche man Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XIV, S. 126.

man wird sich bemühen, sie dahin Zu bringen, das sie diese den vorigen Compagnien vorziehen und sagen werden, das sie etwas neues und etwas gutes gesehen haben; unsere Ankunft aber möchte etwan auf künftigen dinstag geschehen. Wie ich nu an ihrer gnädigen erlaubnüs nicht zweifele, als hoffe ich auch, das sie an Holtz und was Zum aufbauen erfordert wird, grosgr. vorschub werden thun lassen. E. E. und hrl. sambt dero gantzen Stadt hiemit Göttlicher Obsicht empfehlende und verbleibende

E. E. und hrl. unterthäniger
Georgius Joliphus Englischer Comoediant.

Anspach, den 30. Novembr. des 1654 Jahres.

Joliphus ist der letzte englische Komödiant, der in den Akten des Rothenburger Stadtarchives vertreten ist. Seine „auserlesene", zum Teil aus gebornen Engländern bestehende Gesellschaft, die „in England, Deutschland und den Niederlanden viele ehrbare, lustige auch erbauliche und moralische Comoedien" aufgeführt hatte, taucht zuerst im Jahre 1649 in Köln*) auf und lässt sich von diesem Zeitpunkte ab, ein Jahrzehnt lang auf ihren Wanderzügen durch Deutschland verfolgen**).

München.

„Verse aus dem Gulistan"

übersetzt

von

Friedrich Rückert.

Aus dem Nachlafs herausgegeben von Edmund Bayer.

Im Verfolge seiner persischen Studien wendete Rückert seine Aufmerksamkeit aufser den Schöpfungen eines Firdausî, Dschelâleddîn Rûmî, Dschâmî, Hâfis und anderer namhafter Poeten besonders den Werken Sa'dîs (1184—1283) zu, eines Dichters, mit dem ihn gewisse kongeniale Züge zu verbinden schienen: beide fanden in der Liebe

*) Vgl. Albert Cohn im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Jahrg. XXI. S. 272.

**) Über diese Truppe vergleiche man: Creizenach, a. a. O. S. XII; Bolte im Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft, Jahrg. XXII, S. 196; J. Crüger im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XV, S. 123 ff; Mentzel, a. a. O. S. 75 ff.; Jahrbuch für Münchener Geschichte, Bd. 3, S. 296.

den eigentlichen Inhalt aller Poesie, beide neigten dem Lehrhaften zu und beide suchten nach mancherlei Wanderungen und Wandlungen im sichern Hafen ruhiger Zurückgezogenheit Schutz vor den Stürmen eines aufgeregten öffentlichen Lebens. Der grofse Eranist hielt nicht nur an der Berliner Hochschule Vorlesungen über Sa'dîs Bûstân, sondern übersetzte auch dieses vortreffliche, von den Orientalen als eigentliches Sa'dînâme bezeichnete Werk in formvollendeten Versen; daneben trug er sich mit dem Plane einer Anthologie aus Sa'dîs Dîwân und sammelte er die Gedichte des Schirasers, in denen sich dessen Beziehungen zu den Machthabern der Zeit klar widerspiegeln[1]). Was den vielgelesenen „Rosengarten" oder das „Gulistân" Sa'dîs, jenes im Morgenlande ganz aufserordentlich populäre Werk[2]), anlangt, so verschmähte es Rückert, den prosaischen Text zu übertragen; hingegen war er darauf bedacht, einen grofsen Teil der den einzelnen Erzählungen eingefügten oder angehängten Verse, die den moralischen Kern der Anekdote enthalten, wiederzugeben, um so mehr als ihm diese das Ursprüngliche, die Plaudereien aber eine äufserliche, mehr oder weniger gleichgiltige Einkleidung schienen. Als Vorlage bei dieser Arbeit dienten ihm die Ausgaben von Harington[3]) und Gladwin[4]), denen er gelegentlich die von Semelet[5]) zur Seite

---

[1]) Hierauf beziehen sich folgende Publikationen: Saadi's Bostan aus dem Persischen übersetzt von Friedrich Rückert. Leipzig 1882. (Herausgegeben von W. Pertsch.) — Aus Saadis Diwan. Von Friedrich Rückert. Berlin 1893. — Saadis Politische Gedichte übersetzt von Friedrich Rückert. Berlin 1893. (Die beiden letzten Bücher sind vom Verfasser dieser Zeilen besorgt, und zwar ist den „Politischen Gedichten" eine ausführliche Einleitung über Sa'dîs Leben und Werke vorausgeschickt.)

[2]) Charles Defrémery charakterisiert Sa'dîs Werk mit diesen Worten: „Parmi ses écrits, le *Gulistan* tient le premier rang tant par son importance que par la réputation dont il jouit à juste titre. Ce qui fait le principal charme du *Gulistan*, outre le mérite du style, c'est l'extrême variété qui y règne; on y trouve de tout: bons mots, sentences philosophiques, anecdotes historiques, conseils pour la conduite de la vie ou la direction des affaires de l'État; le tout entremêlé de vers et de prose. Il est divisé en huit chapitres, qui traitent de la conduite des rois, des moeurs des derviches, de la modération des désirs, des avantages du silence, de l'amour et de la jeunesse, l'affaiblissement et de la vieillesse, de l'influence de l'éducation, et des bienséances de la société. Sadi, qui se vante de n'avoir pas, selon la coutume orientale, orné son livre de poésies empruntés de ses devanciers, ne s'est fait aucun scrupule d'y reproduire un grand nombre des vers du *Bostan*." (Nouvelle Biographie Générale, Band 42, 1863.) — Im Gegensatz zu dem französischen Gelehrten scheint Rückert das Gulistan nicht als die Krone von Sa'dîs litterarischer Tätigkeit betrachtet zu haben; in einer Anmerkung zu II, 33 wirft er dem Werke „Oberflächlichkeit" und „Mangel an Ernst" vor: Eigenschaften, die ihren Grund in der zerstreuenden Mischung von Vers und Prosa haben sollen.

[3]) The Persian and Arabick Works of Sâdee. In two volumes. Vol. I containing his Risālehs, Goolistān, Bōstān, and Pundnāmeh. Printed in Calcutta at the honorable Company's Press. A.D.M.DCC.LXXXXI. Fol. Das Gulistan nimmt in diesem Band die Seiten 26b—93a ein (die Blätter sind einfach paginiert).

[4]) Persian Classicks. The Gûlistân of Sâdy, with notes. By Francis Gladwin. Calcutta, Printed at the Hindoostanee Press. 1806. 4°.

[5]) Le Parterre de Fleurs du Cheïkh-Moslih-eddin Sâdi de Chiraz. Edition autographique publiée par Mr. N. Semelet. Exécutée par les presses de M. J. Cluis, Lithographe. Place du Châtelet Paris 1828. 4°.

setzte[1]): die meisterliche Verdeutschung des fleifsigen Graf[2]) scheint er nicht gekannt oder doch nicht beachtet zu haben, denn er kommt auf sie ebensowenig wie auf die des alten Olearius[3]), die noch Goethe bei der Abfassung seines Westöstlichen Divans benutzte, zu sprechen.

Die dem Anscheine nach aus der zweiten Hälfte der Vierziger Jahre stammenden „Verse aus dem Gulistan“ bilden in dem auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin verwahrten Nachlasse Rückerts (B 9) kein druckfertiges Manuskript, sondern bestehen aus einem Pack Zettel zumeist in Oktavformat. Jeder der ausgewählten Nummern ist der Grundtext mit Verweisung auf die Seitenzahlen (S.) der Ausgaben von C(alcutta), Gl(adwin) und stellenweise auch von S(emelet) vorgesetzt. Gröfsere und kleinere Noten kritischen und exegetischen Inhalts, sowie linguistische Bemerkungen zeugen von dem eindringenden Studium ihres Verfassers. Der Herausgeber hat sich darauf beschränkt, die Übersetzungen mit den dazu gehörigen sachlichen Erläuterungen mitzuteilen; und zwar hat er sie, abgesehen von der „Eingangspforte“, in acht Abteilungen (nach den Kapiteln des Werkes) gebracht, auch die einzelnen Stücke fortlaufend beziffert. Rückerts

1) Ab und zu nimmt er Bezug auf den Codex Gothanus.

2) Moslicheddin Sadi's Rosengarten. — Nach dem Texte und dem arabischen Commentare Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Karl Heinrich Graf, Licent. der Theol., Mitglied der Deutschen morgenländischen und der Pariser asiatischen Gesellschaft. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1846. 8°. — Dies ist die einzige wort- und sinngetreue Übersetzung des Gulistân, die Deutschland besitzt: während in England und Frankreich bereits eine ganze Reihe von Textausgaben und Übersetzungen des Bûstân und Gulistân erschienen sind, hat man Saadi bei uns bis jetzt recht stiefmütterlich behandelt. Nesselmann (1864) lehnt sich an Graf an.

3) Adam Olearius (Ölschläger) von Aschersleben (1600—1671), der als Mitglied einer vom Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp nach Persien abgeordneten Gesandtschaft die Landessprache erlernt hatte, entschlofs sich, nachdem ihm Georg Gentius mit einer lateinischen Übersetzung des Gulistân 1651 zuvorgekommen war, in seiner Eigenschaft als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, „den Persianer in einem teutschen Mantel hereinzuführen und in unserer hochteutschen Muttersprache hören zu lassen“. Die Handschrift hatte er von einem Molla in der Stadt Schemâcha geschenkt bekommen. Seine Verdeutschung, ein mäfsiger Kleinfolioband, führt den Titel: „Persianischer Rosenthal. In welchem viel lustige Historien | scharfsinnige Reden und nützliche Regeln. Vor 400. Jahren von einem Sinnreichen Poeten SCHICH SAADI in Persischer Sprach beschrieben. Jetzo aber von ADAMO OLEARIO, mit Zuziehung eines alten Persianers Namens HAKWIRDI übersetzet | in Hochdeutscher Sprache herausgegeben | und mit vielen Kupfferstücken gezieret. Mit Röm: Kays. Majest. Freyheit. [*Ornament*] Schlesswig. In der Fürstl. Druckerey gedruckt durch Johann Holwein. Bey Johann Nauman Buchhändlern in Hamburg. Im Jahr | 1654.“ — Der Verlagsort ist also Hamburg, nicht, wie gewöhnlich aufgeführt wird, Schleswig, wo das Werk nur gedruckt wurde. — Über den litterarischen Wert von Olearius' Arbeit urteilt Graf in der Vorrede zu seiner Übersetzung des „Rosengartens“ (S. XIV) also: „Das Werk des Olearius hat durch seinen herzlichen naiven Ton einen eigenen Reiz, der auch jetzt noch anzieht, allein eine Übersetzung nach unsern jetzigen Begriffen ist es kaum zu nennen; es ist eine freie Bearbeitung, in welcher sich von der Form des Originals nur dadurch, dafs hie und da einige Verse desselben auch in deutscher Sprache wiedergegeben sind, noch eine Spur erkennen läfst, worin man aber nicht den Perser Sadi „im teutschen Mantel“, sondern nur das Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft Sadi's Erzählungen auf seine Art nacherzählen hört.“

Schreibart ist im grofsen und ganzen beibehalten, dagegen die hier und da arg vernachlässigte Interpunktion, soweit es nötig schien, ergänzt und in Ordnung gebracht worden. Wo sich der Übersetzer die Wahl des Ausdrucks vorbehalten hatte, findet sich die Variante unter dem Strich durch ein „V." angemerkt, und zwar in eckigen Klammern, wie denn auch alles nicht von Rückerts eigner Hand Herrührende auf diese Weise abgesondert und hervorgehoben erscheint. Persisch geschriebene Wörter haben sich die Transskription in lateinische Kursivschrift gefallen lassen müssen.

Steglitz bei Berlin.

Verse aus dem Gulistan.

[Eingangspforte.]

1.

Seines Fehls Entschuldigung ist was der Knecht
Einzig vor des Herren Thron soll bringen;
Andre Leistung würdig Seiner Herrlichkeit
Kann er nicht mit seiner Kraft vollbringen.

Gl. 2; C. 26b.

2.

O Milder der du vom geheimen Schatze
Besoldungen an Gaur und Christ verschenkst,
Wie liefsest du wol leer ausgehn die Freunde,
Da du mit Huld die Feinde selbst bedenkst!

Gl. 3; C. 26b.

3.

Wenn mich jemand will nach Seiner Kunde fragen,
Was vom Zeichenlosen soll Herzloser sagen?
Vom Geliebten sind die Liebenden erschlagen;
Tote haben nichts zu sagen.

Gl. 5; C. 27a.

4.

Wie der Hahn sich brüsten mag als Sieger,
Gegen Falkenklaun ist er kein Krieger,
Für die Maus ein Löw' ist wol die Katze,
Aber eine Maus nur vor dem Tiger.

Gl. 21; C. 30b; S. 13.

I.

[Von den Königen und dem Hofleben.]

1.

In der Noth, wo für die Flucht
Ist kein Raum gelafsen,
Wird die blofse Hand ein Schwert
Bei der Spitz'[1]) anfafsen.

Gl. 23; C. 31a; Semelet S. 15.

2.

Wer da weifs dafs was er sagt der Sultan thut,
Weh ihm wenn er andres sagt als was ist gut.

Gl. 24; C. 31a; S. 15.

3.

Von dem Manne, bevor er spricht,
Kennt man Tugend und Fehler nicht.
Halt für leer nicht jeden Strauch,
Drin schlafen kann der Tiger auch.

Gulistan Gl. 26; C. 32b; S. 17.

4.

Kampflied.

Ich will nicht der seyn, der am Tag des Kampfs euch zeigt den Rücken;
Der bin ich, dessen Haupt ihr mögt in Blut und Staub[1]) erblicken.
Denn nur sein eignes Leben setzt aufs Spiel, wer kämpft entschlossen,
Doch wer am Tag der Wahlstatt flieht, das Leben der Genossen.

Gl. 27; C. 32b; S. 17

[1]) [V. Schneid]

[1]) gefallen.

5.

Weifst du was der Vater Sal zu Rostem sprach?
Achten darf man keinen Feind gering und schwach.
Oftmal sahn wir: eine kleine Quelle rann,
Bis sie grofs ward, und verschlang dann Rofs und Mann[1]).

Gl. 33; C. 33a; S. 21.

6.

Vermeiden kann ich irgendwen zu kränken;
Was hilfts dem Neider, der sich selber kränkt?
Stirb Neider, um vom Übel zu genesen!
Denn nur der Tod ists der dir Heilung schenkt.

Gl. 36; C. 33b; S. 23.

7.

Unselge gönnen einem Glücklichern
An Gut und Ansehn jeden Schaden gern.
Doch wenn die Fledermaus nicht siht am Tage,
Betrift den Sonnenquell darum die Klage?
Ein tausend solcher Augen darf erblinden
Ehr als der Glanz im Sonnenauge schwinden[2]).

ib.

8.

O satter, gut nicht findest du das Gerstenbrot;
Das Liebchen nennst du häfslich, das als schön ich pries.
Für Paradiesgäst' ist der Limbus höllengleich,
Frag Höllengäst' ob er nicht ist ein Paradies?

Gl. 40; C. 34a; S. 25.

9.

Es ist ein grofser Unterschied,
Ob man sein Liebchen hält im Arm,
Ob, es erwartend, nach der Thüre siht.

ib.

10.

Vor einem solchen magst du beben,
O Weiser, welcher bebt vor dir,
Ob auch mit hundert seinesgleichen
Du es im Kampf aufnehmen kannst.
O sihst du nicht, wie selbst die Katze,
Die sich nicht mehr zu helfen weifs,
In Todesangst ins Tigerauge
Die Kralle schlägt? Die Schlange sticht
Den Fufs des Hirten, weil sie fürchtet,
Er treff' ihr mit dem Stein den Kopf[1]).

Gl. 41; C. 34b; S. 25.

11.

Die Hand des Todes schlägt des Aufbruchs Pauke;
Ihr Augen nehmt Abschied vom Haupte nun!
Ihr meine beiden Hände, beiden Arme
Verabschiedet euch von einander nun!
Der Feind des Lebens hat mich überfallen
Ihr Freunde, geht nur aus einander nun!
Das Leben ist in Unverstand verstrichen,
Ich nahm es nicht, o nehmt in Acht es nun!

Gl. 42; C. 34b.

12.

O ihr Gebornen Eines Weibes
Seid ihr nicht Glieder Eines Leibes?
Kann auch ein Glied dem Weh verfallen,
Dafs es nicht wird gefühlt von allen?
Du den nicht Menschenleiden rühren
Kannst auch den Namen Mensch nicht führen.

Gl. 44; C. 35a; S. 27.

13.

In Mittagschlummer sah ich einen Frevler[2]) ruhn,
Und sagte: befser weckt man nicht des Volkes Noth[3]).
Ja, dessen Schlafen befser als sein Wachen ist,
Ein solcher Übellebender ist befser todt.

Gl. 45; C. 35a.

14.

Keinen Bestand
Hat Gut in freigebiger Hand,
Geduld im Herzen der Liebe
Oder Wafser im Siebe.

Gl. 46; C. 35b; S. 28.

15.

Der Thor der jetzt die Kampherkerz aufsteckt am hellen Tage,
Bald wirst du sehn dafs er bei Nacht kein Oel hat in der Lampe.

Gl. 46; C. 35b; S. 29.

---

1) Text Kamel und Ladung.

2) steht anders übersetzt Mokatt. N. 51 [ASD (= Rückert, Aus Saadis Diwan) S. 120 No. LIII].

1) Ähnlich vom Skorpion Sâhib. N. 43 [SPG (= Rückert, Saadis politische Gedichte) S. 69].

2) Volksbedrücker, Fürst oder Beamter.

3) Worte der Überlieferung, die Sacy zu Pendnâme S. 209 wo er dies Bruchstück anführt und übersetzt, so gibt: le tumulte dort, malheur à quiconque le réveillera.

16.

Man soll nicht dem Begehrenden zu sich die Pfort' erschliefsen;
Und wenn man aufgeschlofsen hat, soll man nicht barsch verschliefsen.

ib. [Gl. 47]

[Oder]

Man kann nicht jedem Bittenden die Thüre straks erschliefsen,
Und wenn erschlossen, kann man sie nicht wieder barsch verschliefsen.

17.

Wer siht wol jemals um ein brakisch Wafser
Die Durstigen der Reise[1]) sich versammeln?
Nur wo die süfse Quelle fliefst, da werden
Mensch, Vogel und Ameise sich versammeln.

ib. (Gl. 47).

18.

Die in dem Winkel des Heils sich gefunden
Stopften das Maul den Menschen und Hunden,
Das Papierblatt zerrifsen sie,
Das Schreibrohr zerschlifsen sie
Und wurden frei
Von Silbenstecher-Wortklauberei.

Gl. 49; C. 36a; Semel. 30.

19.

Fürstengünstling.

Ob hundert Jahr ein Gaur das Feur bedien',
Er fällt einmal hinein, so brennt es ihn.

Gl. 50; C. 36b; Semel. 29.

20.

Mancher legt sich hungrig schlafen, niemand fragt ihm nach;
Manchem geht der Athem aus und niemand klagt ihm nach.

Gl. 51; C. 36b.

21.

Gradheit bringt Gottes Segen,
Niemand sah ich irrgehn auf graden Wegen.

Gl. 52; C. 36b; Semel. 32.

22.

Schreit im Amt nicht weit aus, dafs dein Rücktritt nicht
Freien Spielraum gebe bösem Schalke.
Rein bewahr dich und o Bruder fürchte nichts,
Nur unreines Zeuch kommt in die Walke[2]).

Gl. 53; C. 37a; Sem. 32.

[1]) Wallfahrt durch Hidschas.
[2]) bei uns: Wäsche.

23.

Das Meer gewährt Vorteile mancherhand;
Suchst du die Sicherheit, die ist am Land.

ib.

24.

Wenn einer durch Gottes Fügung gefallen;
Gleich wird er mit Füfsen getreten von allen,
Doch sehn sie das Glück ihm die Hand hinhalten,
Gleich werden sie vor ihm die Hände falten[1]).

Gl. 56; C. 38b; S. 34.

25.

Weifst du nicht, dafs in den Block dein Fufs gerät
Wenn dein Ohr der Leute guten Rat verschmäht?
Kannst du nicht den Stich ertragen, stecke doch
Deinen Finger nicht ins Skorpionenloch.

Gl. 57; C. 38a.

26.

Streiche nicht, wenn du nicht wohlempfohlen bist,
Um Wesires, Emirs oder Sultans Schlofs.
Hund und Pförtner, wittern sie den Fremdling nur,
Packt am Kragen dieser, jener ihn am Schofs.

Gl. 58; Calc. 38; Sem. 35.

27.

Fürbitte für einen in Ungnade gefallenen Freund.

Gebieter, gnadenreich so lange, welche Schuld
Sahst du am Diener, dafs du ihm entzogst die Huld!
Gott ist der wahre grofs und güt'ge, der da sieht
Die Schuld des Dieners und ihm nicht das Brot entzieht.

Gl. 58; C. 38a; S. 35.

28.

Der Schatzmeister an den Sultan.

Wenn du deinen Schatz dem Volk verteilest,
Wird ein Reiskorn auf den Hauswirt kommen.
Lieber nimm von jedem ein Korn Silber
Und ein Schatz stets neu ins Haus wird kommen.

Gl. 60; C. 38b.

[1]) So Gl.; ganz anders C. Gotha und Semel.

29.

Wenn der Fürst im Bauerngarten einen Apfel bricht,
Scheut den Baum gar auszureifsen sein Gefolg sich nicht.
Um fünf Eier, welche sie der Sultan nehmen hiefs[1]),
Stecken die Soldaten tausend Hennen an den Spiefs.

Gl. 61; C. 38b; S. 37.

30.

Nicht jeder wer ein Amt hat und den starken Arm,
Mag straflos mit Gewalt der Leute Gut verschlingen;
Den harten Knochen kann man durch die Gurgel zwingen,
Doch unterm Nabel steckt er und durchsticht den Darm[2]).

Gl. 63; C. 39a; S. 38.

31.

Wenn du sihst vom Glück begünstigt einen Wicht,
Ihm zu widerstreben räth die Klugheit nicht.
Wenn du nicht hast scharfe Nägel an der Hand,
Leiste lieber Bösen keinen Widerstand[3]).
Wer die Faust macht gegen einen Eisenarm,
Nur den eignen Silberschultern macht er Harm.
Warte bis die Hand ihm bindet das Geschick,
Dann zur Lust der Freunde brich ihm das Genick!

Gl. 64; C. 39b.

32.

Immer liegt ein Vers im Sinn mir, den am Nil
Der Kornak[4]) sprach, der den Elefanten ritt:
Weifst, wie's unter deinem Fufs der Ameis ist?
Wie es dir wär' unterm Elefantentritt[5]).

Gl. 66; C. 39b.

33.

Wenn du schiefsest deinen Pfeil dem Feinde zu,
So bedenk: in seinem Schufs auch stehest du.

Gl. 66; C. 40a.

[1]) [V. liefs]

[2]) ältere Nachbildung.

[3]) [Anderwärts übersetzt:]
Hast du nicht an den Fingern scharfe Nägel,
Lafs dich nicht ein in Kampf mit einem Flegel.

[4]) [V. Jener Mann]

[5]) Dasselbe in andrer Form Mokattaat N. 51 [ASD S. 121 No. LV].

34.

Das Wort geht durch des Feindes Mund,
Dem ist nicht auszuweichen,
Soll dir sein Wort nicht bitter seyn
Mufst du den Mund mit Honig ihm bestreichen[1]).

Gl. 68; C. 40a.

35.

Der in jedem Augenblick dir Gutes thut,
Thut er weh einmal dir, halt' es ihm zu gut![2])

Gl. 68; C. 40b

36.

Wer nur zwei Morgen aufgewartet hat dem Schah,
Am dritten wird er freundlich auf ihn blicken.
So darf ein treuer Gottverehrer hoffen auch,
Gott werd ihn ohne Hoffnung fort nicht schicken.

Gl. 71; C. 40b

37.

Bist du Schlange, dafs du jeden Wandrer den du sihest stichst,
Oder Eule dafs du jedes Haus worauf du ruhst zerbrichst?

Gl. 71; C. auf dem fehlenden Bl. 42a.

38.

Der alte Schützenmeister.

Treu' entweder gab es niemals in der Welt
Oder Niemand lebt jetzt, der sie treibe.
Keiner hat von mir die Schützenkunst gelernt,
Der zuletzt nicht mich gemacht zur Scheibe.

Gl. 74; in C. fehlt ein Blatt.

39.

Mach dir zu Nutze was sich heut dir fand zur Hand,
Denn diese Herrlichkeiten gehn von Hand zu Hand[3]).

Gl. 76 (fehlt Bl. in C.).

[1]) einem den Mund süfs machen = versöhnen, beschwichtigen; ebenso Gl. 135 C. 54a [II, 53].

[2]) ist unter meinen Gedichten, vermutl. wörtl. wie oben; mehreres anderes dieser Stücke aus Gul. ib. weniger wörtl.

[3]) steht Mofradat S. 494a [ASD S. 151 No. 8b].

40.

Zeitliches alswie ein Wind der Wüst' ist hingegangen,
Alles Süfs und Bittre, Schön und Wüst' ist hingegangen.
Der Bedrücker dacht' uns wol in seinem Druck zu zwacken,
Über uns ging hin der Druck, ihm blieb er auf dem Nacken.

Gl. 77; fehlt Bl. C.

41.

Den Rat des Sultans widerraten wollen
Heifst seine Hand im eignen Blute baden.
Ja wenn er sagt am hellen Tag: Nacht ists,
So sag: hier ist[1]) der Mond und die Pleiaden.

Gl. 77; fehlt Bl. in C.

42.

Ein Mann ist der nicht in Verständ'ger Augen,
Wer Kampf mit wilden Elefanten wagt.
Ein Mann ist in der That und in der Wahrheit
Wer selbst im Zorne nichts unrechtes sagt.

Gl. 80 (C. Bl. 43a).

43.

Thu wo möglich keinem weh,
Mancher Dorn ligt auf den Wegen;
Hilf der Not des Armen ab,
Dir auch kommt die Not entgegen!

Gl. 82; C. 43a.

44.

Ehr sollst du glühnden Kalk[2]) mit Händen kneten
Als händefaltend vor den Fürsten treten.

Gl. 82; C. 43a.

45.

Wenns ohne mein Dreinreden geht von Statten,
Brauch' ich mich nicht mit Reden zu ermatten.
Doch säh ich einen Blinden und die Grube,
Wollt ich dann schweigen, so wär' ich ein Bube.

Gl. 83; C. 43b.

46.

Wenn die Speise mit der Weisheit wüchse,
Bliebe freilich leer des Dummen Büchse;
Einem Dummen gibt man sovil Speise
Dafs darüber staunen hundert Weise.

Früher nach andrer Lesart übersetzt:

Wenn stets dem Wifsen wäre gleichgemefsen
Der Unterhalt, was sollt' ein Dummer efsen?
Doch Unterhalt dem Dummen gibt solch einer
Vor welchem weise bleibt der Weisen keiner[1]).

Gl. 84; C. 43b.

47.

Widerwärtig.

Solch ein Gesicht, wie widerwärtig
Ist nicht zu sagen ohn' Unlust,
Dazu die Üchse[2]), Gott behüt' uns,
Ein Aas im Sonnschein des August.

Gl. 85; C. 44a.

48.

Ein Ketzer, hungrig allein im Haus mit vollem Speisekasten,
Unglaublich ist es dem Verstand, dafs er wird halten die Fasten.

Gl. 86; Calc. 44a.

49.

Wie dürft' in Sultans Hand zurückgelangen
Der Apfel, der gefallen in den Mist?
Wird auch ein Durstiger am Kruge hangen,
Wenn er an grindgem Mund gewesen ist?

Gl. 86 (C. 44b).

50.

Der hat mit Gröfse sich nicht geputzt,
Wer grofse Namen nur beschmutzt.

Gl. 87; C. 44b.

51.

Nichts ist all dies, wenn es ist vergangen,
Saus und Braus der Macht und Thron und Krone;
Schone Hingegangner guten Namen
Dafs die Zukunft deinen Namen schone[3]).

ib.

---

1) [V. sieh da]
2) glühndes Erz, Calc.

---

1) scil. Gott.
2) Achselgrube.
3) Sâhibie N. 22 [SPG S. 64] wo offenbar der Spruch vollständig und individuell, hier nur angewendet.

II.

[Von den Gesinnungen der Derwische.]

1.

Sihst du, ein ehrlich Kleid hat einer an,
Lafs gelten ihn für einen Ehrenmann;
Weifst du nicht wie bestellt sein Innres sei,
Was hat im Haus zu thun die Policei?

G. 88; C. 44b.

2.

Anzuklagen hab ich mich versäumtes Dienstes,
Denn nicht Beistand kann erfüllte Pflicht mir leihn.
Gottverehrer flehn die Sünde zu vergeben,
Gotterkenner die Verehrung zu verzeihn.

Gl. 88; C. 44b.

3.

Böcke sind auf Gottes Trift und Lämmer,
Sufis nehmts nicht übel, wir sind Schlemmer.
Jeder hat sein Werk und seine Hoffnung;
Wir sind Bettler dieser Stadt[1]), nicht Krämer[2]).

Gl. 89; C. 45a.

4.

In der Demut[3]) Staub das Antlitz senkend
Sprech ich wenn mich weckt des Morgens Hauch:
O du dessen nimmer ich vergesse,
Denkest du wol deines Knechtes auch?

früher:

Mit dem Antlitz in der Demut Staube
Sprech ich jeden Morgen neu erwacht:
O du dessen nie vergifst mein Glaube,
Wird von dir des Dieners auch gedacht?

Gl. 90; C. 45a.

---

1) der Gottesstadt.

2) Die innigst tiefen Verse sind Saadis höchst würdig, ich habe sie nicht im Diwan gefunden, doch sind sie gleichsam eine kurze Anwendung von Chawatim 424a das gleichen Reim, doch andres Mafs hat, s. Übers. [ASD S. 84 No. IV]; später habe ich das Bruchstück wörtl. gefunden in Mokattaat 459b [ASD S. 166 Z. 17ff.].

3) [V. Ohnmacht]

5.

Wer kommt dafs er dir Andrer Fehl' aufzähle,
Bringt ohne Zweifel Andren deine Fehle[1]).

Gl. 91; C. 45a.

6.

Wer kann wifsen welch ein Mann steckt in dem Kleid?
Nur der Schreiber[2]) weifs des Briefes Heimlichkeit.

[Oder:]

Wer weifs was in des Herzens Tiefe steht?
Der Schreiber nur weifs was im Briefe steht[3]).

Gl. 92; C. 45a.

7.

Nicht im härenen[4]) Gewand ist Klausnertum,
Sei im Geist ein Klausner und leg Alles[5]) um.

Gl. 92 (fehlt C. 45b).

8.

Die Frommen tragen Kutten ums Genicke,
Doch aufs Geschöpfe richten sie die Blicke.
Die Frömmigkeit ist, weltlichen Begierden
Entsagen, nicht entsagen Kleiderzierden.
Thu fromme Werk und was du magst leg an,
Trag auf dem Haupt den Helm, am Arm die Fahn!
Im[6]) Panzerrocke stecken mufs ein Ritter,
Was hilft das kriegrische Gewand dem Zwitter?

Gl. 93; C. 45b.

9.

Seht die[7]) Frommen, die sich in die Kutte stecken,
Machen aus der Kaaba Vorhang Eselsdecken

[ib.]

---

1) Ganz ähnl. Sâhib. N. 42 [SPG S. 69].

2) Gott.

3) Der Vers steht Bostan [S.] 164b [der Calcuttaer Ausgabe] wo von Heuchelei die Rede, mit der man wol Menschen aber nicht Gott täuscht. [Vgl. Rückert, Saadi's Bostan, S. 190 v. 20.]

4) a coarse cloth of hair or wool; unser hären ist eigentl. flachsen, hanfen.

5) wie ein Weltmann oder Fürst, s. ganz ähnl. Gl. 103; C. 47b [II, 23].

6) geistlichen.

7) [V. diese]

10.

Einer von dem Trupp macht einen dummen Streich
Und entgelten müfsen all es arm und reich.
Auf der Waide hat sich eine Kuh befleckt,
Sih, und alle Küh' im Dorfe sind bekleckt.

Gl. 93; C. 45b.

11.

Auch nur ein ungehobelter allein
Ist einer sinnigen Gesellschaft Pein.
Ein ganz Bafsin voll Rosenwafser mache!
Ein Hund fällt drein und es ist eine Lache.

ib.

12.

Bei der Kaaba, fürcht' ich, kommst du, Araber, nicht an,
Denn der Weg hier den du einschlägst geht nach Turkistan.

Gl. 94; C. 45b.

13.

Der die Tugend auf der flachen Hand
Und das Laster unterm Arme hält,
Was, bethörter Mann, am Tag der Noth
Willst du kaufen für dein falsches Geld?

Gl. 95; C. 46a.

14.

Nur sich selber sieht der Anspruchvolle
Dessen Blick umschleiert Eigenwahn.
Wenn ihm würd' ein Auge Gott zu schauen,
Säh er sich in seiner Ohnmacht an[1]).

Gl. 95; C. 46a.

16.

In der Menschen Augen ist mein Äufsres schön,
Während ich verborgne Fehler büfse.
Alle Welt belobt am Pfau die Farbenpracht,
Doch er schämt sich seiner garstgen Füfse.

Gl. 96; C. 46a.

16.

Man fragte jenen, der den Sohn verloren:
O weiser Greis, von hohem Stamm geboren,
Du rochest aus Aegypten Josephs Hemde,
Wie blieb er dir in Kanans Brunnen fremde?
Er sprach: Ein Blitzstral ist was wir empfinden,
Der bald sich zeigt, bald wider mufs verschwinden.
Bald ist im vierten Himmel mein Entzücken,
Bald seh ich nicht bis auf des Fufses Rücken,
Wenn stets der Derwisch blieb' in seinem Stand,
So schlüg er die zwei Welten aus der Hand[1]).

Gl. 98; C. 46b.

17.

Der nahe ferne.

Er ist näher mir als ich mir bin,
Und, o Rätsel, fern empfind' ich ihn.
Wie erklär' ichs? er ruht mir im Schofse
Und mir ists alsob er mich verstofse[2]).

Gl. 99; C. 46b.

18.

Wenn dem Hörer für die Rede fehlt der Sinn,
Fordre Schwung nicht von dem Rednergeiste;
Bring ihn erst zum Spielraum guten Willens hin
Und dann sih was er im Ballschlag leiste.

Gl. 99; C. 46b.

19.

Pilgerlied.

Wie lange geht des armen Pilgers Fufs
Wo selbst ermattet keucht der Dromedar!
Indes der wohlbeleibte schmächtig wird,
Da ist der schmächtige gestorben gar.

Gl. 100; C. 47a.

20.

Angenehm ists unterm Dornbusch[3]) auf der Wüste Weg ausruhn,
Wo die Mannschaft aufbrach, doch Verzicht aufs Leben mufs man thun[4]).

ib.

21.

Wenn jammervoll zu töten mich hingibt der werthe Freund,
O denk nicht, in dem Augenblick thu' mir mein Leben leid.
Ich sage: welch ein Fehl ist von mir Armen denn geschehn,
Wodurch ich ihn erzürnte? das nur eben thut mir leid.

Gl. 101; C. 47a.

[1]) vgl. Gl. 84; C. 43b [I, 46].

[1]) in den Wind.
[2]) vgl. Dschelaleddin Rumi.
[3]) Mogeilan hier als beschattend, sonst nur als stechend dargestellt.
[4]) wegen Gefahr der Räuber. Wie vorher der Treiber mahnt: Bruder! das Heiligtum ist vor dir und die Heillose hinter dir. Wenn du gehst, kommst du davon, wenn du schläfst, kommst du um.

22.

Wenn du in Not gerätst, verzweifle nicht Gesell,
Zieh Freunden aus den Pelz und Feinden ab das Fell!

Gl. 102; C. 47 a.

23.

Was Kutte, Rosenkranz[1]) und heilge Lumpen?
Sei fromm und dir nichts schmähliches erlaube.
Du brauchst, um einen Derwisch vorzustellen,
Den Kopf nicht zu bedecken mit der Schaube[2]).
Ein Derwisch an Gesinnung sei und trage
Dann auf dem Haupte die[3]) Tatarenhaube[4]).

Gl. 103; C. 47 b (und noch einmal 69 b wo es im Gl. fehlt).

24.

Derwischlied.

Als wir mit der Pilgerkarawane nach Hidschas aus Kufa zogen, gesellte sich zu uns ein Derwisch, baarhaupt und baarfufs, und sang:

Nicht Reiter auf dem Kamel, noch Maulthier unter der Last,
Nicht ein Gebieter der Sklaven, noch Sklav aus dem Palast,
Besorgt nicht für das Daseyn noch um das Nichtseyn bang,
Ruhig im Augenblick also geh ich mein Leben lang[5]).

Gl. 103; C. 47 b.

25.

Der Heuchler.

Der alswie[6]) die Pistazie lauter Kern mir schien
Haut über Haut alswie die Zwiebel fand ich ihn.
Ein solcher Frommer betet mit dem Rücken
Zur Kibla[7]), zum Geschöpfe mit den Blicken.

Gl. 105; Calc. 47 b.

26.

Der Knecht, der sein den Herrn will nennen,
Darf auch nichts aufserm Herren kennen.

ib.

1) [V. Beteschnur]

2) von Stroh oder Blättern *bergî*.

3) Die vornehme kriegerische Kopfbedeckung.

4) Ganz ähnlich wie [Gl.] 92 [II, 7].

5) Es ist nicht unwahrscheinlich dafs Saadi das seltne Mafs wörtlich einem gehörten Volkslied nachgebildet [hat].

6) [V. ganz wie]

7) wohin das Angesicht zu wenden.

27.

Ein Eisen das der Rost zerfressen
Macht kein Poliren wider rein;
Was hilft es finstern Herzen predigen?
Der Nagel dringt nicht in den Stein.

Gl. 106; [Calc.] 48 a.

28.

In des Wohlseyns Tagen nimm dich der Bedrängten an,
Weil des Armen guter Wunsch Unheil abwenden kann.
Was dir abverlangt des Bettlers flehende Gestalt,
Gib es, oder ein Bedrücker nimmt es mit Gewalt.

Gl. 106; C. 48 a.

29.

Man kann kein kleinstes Wort im Scherze sagen,
Dem Weisen wird es eine Lehre tragen[1]).
Von Weisheit hundert Hauptstück einem Thoren
Gepredigt, sind ein Scherz in seinen Ohren.

Gl. 110; C. 49 a.

30.

Dein Innres stopfe nicht mit Frafs, wenn leuchten
Erkenntnifsleuchte soll in deinem Glase.
So leer von Einsicht bist du nur deswegen,
Weil du bist so voll Frafs bis an die Nase.

Gl. 111; C. 49 a.

31.

Der Strafe Gottes kannst du durch die Bufs entgehn,
Doch nicht entgehn kannst du den Menschenzungen[2]).

Gl. 111; C. 49 a (u. 69 b).

[Oder:]

Wenn auch ein Mensch der eignen bösen Lust entgeht,
Entgeht er nicht des Feindes böser Zunge[3])

1) [V. Lehr eintragen]

2) Übersetzung des Arabischen, das Gl. 214; C. 69 b steht.

3) Weisheit des Brahmanen? oder angereihte Perlen?
Durch Bufse leitest du die Strafe Gottes ab;
Doch Menschen denken dir den Fehltritt bis ins Grab.

32.

Sei lieber gut und lafs dich böse schmähn
Als böse und dich für gut ansehn.

ib.

33.

Wenn ich thäte was ich spräche,
Stürb' ich als ein Heiliger.

Gl. 112; C. 49a.

34.

Schliefsen unsre Thür wir vor den Leuten,
Dafs sie unsre Fehler nicht ausdeuten[1]),
Was hilft der Verschlufs, da ein allklares
Auge siht geheim und offenbares![2])

Gl. 113; C. 49a[3]).

35.

Sei guten Wandels dafs nichts möge finden
An dir der Übelwollende zu rupfen.
Die Laute, wenn sie hat die rechte Stimmung,
Was braucht[4]) der Spieler sie am Ohr[5]) zu zupfen?

Gl. 113; C. 49b.

36.

Wenn das Herz dir jede Stunde geht wo anders hin,
Bringt dir Einsamkeit auch in der Klause nicht Gewinn.
Ob du Geld und Güter hast und machst Geschäfte mit,
Wo dein Herz bei Gott nur ist, bist du sein Eremit.

Gl. 114; C. 49b.

[1]) eigentlich: ausbreiten, die Fehler oder den Tadel entfalten.

[2]) ist schwach gegen den Spruch in Mokatt. (oder Rubai)? Vgl. die Anmerkung zu Mokatt. 109. Die ganze Erzälung Gl. S. 114; Calc. 50b ist nur eine Einkleidung des Gedichtes, welche an dessen Ende steht und als vollständiges Gedicht in den Mokatt. 107 [ASD S. 134 No. XCIX].

[3]) Die Verse im Gulistan zum Teil ungemein schön, aber sie dienen gewöhnlich nur zur Zerstreuung, nicht zur Vertiefung und Sammlung. Durch die Mischung von Vers und Prosa entsteht hauptsächlich der Eindruck der Oberflächlichkeit, des Mangels an Ernst. Selbst solche Sprüche, die gleichen Inhalt mit manchen in den Gedichten haben, stehen an Wärme, an Gehalt ihnen nach, z. B. Gladw. S. 113 (Calc. 49a).

[4]) [V. soll . . . Ohre zupfen]

[5]) Das Ohr der Laute, der Wirbel.

37.

Nicht Bulbul unter Rosen nur hat Seinen Preis gesungen,
Am Strauch sind alle Dornen Ihn zu preisen feine Zungen.

Gl. 116; C. 50a.

38.

Wo weltlich Gut nicht ist, ruhn wir auf Nefseln
Und wo es ist, da wird es uns zu Fefseln.
Kein gröfser Ungemach als diese Welt
Die, sei sie oder nicht, zur Last[1]) uns fällt.

Gl. 118; C. 50a.

Frühere Übersetzung.

Wer nicht die Welt hat, wird nach ihr verlangen,
Und wer sie hat, den hält sie auch gefangen.
Kein Weh ist herzverstörender; sie quält
Den der sie hat so gut wie dem sie fehlt.

39.

Die Angestellten.

In der Würd', in Amtes Drang und Treiben
Haben sie nicht für Bekannte Zeit.
Wenn sie trifft Verlafsenheit und Armut,
Tragen sie zum Freund ihr Herzeleid.

C. 37b (doppelt) und 50b; (fehlt bei Gl. S. 56; steht S. 118).

40.

Wenn ein lästiger Gast zur Thür[2])
Hinaus will, halt ihm die Hand nicht für[3]).

(fehlt Gl. 119); C. 51a; Goth. 120.

41.

Mir ward erzält: Ein Mann von edlem Stamm
Rifs aus des Wolfes Rachen einst ein Lamm[4]).
Nachts setzt' er ihm das Messer an die Kehle,
Darob wehklagete[5]) des Lammes Seele:

[1]) [V. so schwer]

[2]) des Leibes.

[3]) Das vorhergehende Geschichtchen ist nur eine Einrahmung dieses Beits [=Doppelverses] und zweier ihm vorangehender ähnlicher. Diese zwei (hier übergangnen) stehn Mokatt. 466a mit zwei andern die nicht dazu gehören.

[4]) [V. Ich hörte dafs ein Schaaf ein edler Mann
Dem Rachen eines Wolfes abgewann.]

[5]) [V. Darüber jammerte]

Du wolltest aus Wolfsklauen mich befrein[1]),
Das seh ich nun, um selbst mein Wolf zu seyn[2]).
Gl. 122; C. 51a.

42.

O der du in des Haushalts Fuſsblock liegest,
Umsonst daſs du in Freiheitstraum dich wiegest!
Die Sorg um Kind, um Speis und um Gewand
Zieht dich ab von der Reis ins Himmelsland.
Den ganzen Tag such ich es zu beschicken
Um in der Nacht mit Gott mich zu erquicken;
Wenn ich die Nacht nun im Gebet geseſsen,
Was werden meine Kinder morgen eſsen?
Gl. 122; C. 51b.

43.

Der schöne Schenke.

Um ihn verdursten Menschen, denn er ist
Ein Schenke nur zum Sehn und nicht zum Schenken;
Das Auge wird vom Sehn so wenig satt
Als Eufrats Flut die Waſsersucht kann tränken.
Gl. 124; C. 52a.

44.

Wer etwas hat, wem etwas fehlt,
Sei Geistlichen nicht beigezählt.
Gl. 127; C. 52b.

1) [V. Du rettetest mich aus des Wolfes Klaun
Und meinen Wolf muſs ich in dir nun schaun.]

2) Ist eine in sich vollkommen abgerundete Fabel (Parabel) ähnl. der von Platane und Kürbis in den Mokattaat s. [ASD S. 126 No. LXXII]. — Hier an der Stelle im Gulistan nur gelegentlich angewandt, nicht dazu erfunden, weil die genauere Beziehung auf die Erzälung fehlt. Diese Erzälung besagt: Saadi von Damask (es wird nicht gesagt wie er dahin gekommen) aus Unlust an der Gesellschaft geht in die Wüste von Jerusalem, dort wird er von den Franken gefangen, muſs in Tripolis mit Juden schanzen, von einem Bekannten aus Haleb losgekauft, mit dessen Tochter verheiratet, die sich als shrew erweist — villeicht erdichtet nach Art der haririschen Reisen. In den Chabiſsat ist eine derbere Darstellung desselben Stoffes S. 468b, 70 Methnewis in dem Maſse der beiden Beits, die im Gulistan unsern obigen Beits vorangehn, das letzte Beit ist beiden gemeinschaftlich.

45.

Welch Geistlicher dein Gold nimmt gern,
Such du dir einen Geistlichern.
Gl. 128; C. 52b.

46.

Ich Hungriger laur' an der Speisezelle,
Wie vorm Frauenbad ein Junggeselle[1]).
Gl. 129; C. 52b.

47.

Weltentsagung predigen sie der Welt,
Selber häufen sie Getraid und Geld.
Welcher Weise nichts als Reden hat,
Wenn er redet, findets keine Statt.
Der ist weise, der nach Gutem ringt
Und nichts lehrt was er nicht selbst vollbringt.
Gl. 130; C. 53a.

48.

Ein Prediger, der seiner Lust und seines Leibs will pflegen,
Geht irre selber, kann er wol uns leiten auf den Wegen?
Gl. 130; C. 35a.

49.

Antwort.

Hör ein Wort des Weisen, mag sein Wort auch
Nicht auf seine Thaten sich erstrecken.
Ohne Kraft ist was die Spötter sagen:
Kann die Schläfer wol ein Schläfer wecken?
Nimm, o Mann, den Rat, wo du ihn findest,
Seis auch von der Schrift an Mauerecken.
ib.

50.

1 Vom Kloster trat ein weiser Mann ins Lehramt ein
Und brach der Weltentsagung heilge Ketten.
2 Denselben fragt ich: Sage mir, aus welchem Grund
Von dort du hier herüber bist getreten.
b Worin erkennest du den groſsen Unterschied
Vom Weisen dieser Welt und vom Asceten?

1) s. Mofradat N. 20 [ASD S. 154 No. 36] wo es besser übersetzt ist und wohin es zu verweisen.

3 Er sprach: Sein Hemd[1]) will dieser aus dem Wafser ziehn[2])
Und jener sucht Ertrinkende zu retten[3]).
Gl. 132; Calc. 53b.

51.

Ein tiefes Wafser trübt kein Steinwurf leicht;
Wenn Weisheit sich erzürnt, ist sie noch seicht.
Gl. 133; C. 53b.

52.

Wenn jemand weh dir thut, lafs dichs nicht kränken,
Vergib und dir auch wird man Sünden schenken.
Da alles endlich wird dem Staub zum Raube,
Freund, werde Staub bevor du wirst zum Staube.
Gl. 133; C. 53b.

53.

Höre diese Mähr, wie in Bagdad
Fahn' und Vorhang einst gestritten hat.
Fahne müd vom Ritt, vom Weg bestaubt
Häufte Vorwurf auf des Vorhangs Haupt:
Sind wir beide doch Schulkameraden[4]),
Hofbediente von des Sultans Gnaden;
Ich nun durfte rasten nie von Müh,
Stets auf Reisen war ich spät und früh,
Weder Märsche noch Belagerungen
Machtest du noch wardst vom Wind geschwungen,
Weit an That bin ich voraus vor dir,
Wie hast du den Vorzug nun vor mir?
Du hier um mondschöne Knaben schwebend
Ros'ge Mädchen senkend dich und hebend?
Ich dort in der Knechte Hand gefallen
Mufs gefefselt gehn und tummelnd wallen.
Vorhang sprach: Das Haupt zur Schwelle neig' ich,
Nicht wie du voll Stolz zum Himmel steig' ich.
Wer sich mit hochmütigen Geberden
Überhebt, fällt mit dem Kopf zur Erden.
Gl. 134; C. 53b.

54.

Lafs dein Pochen auf die Faust, dein Grofsthun mit dem Mannesleib!
Unterliegend niderm Triebe, bist du Mann dann oder Weib?

1) [V. Wamms, Kleid]
2) sein eignes(geistl.)Heil. Vgl. ein Mokatt. oder Rubai über das aus dem Wafserziehen [ASD S. 113 No. XXV].
3) Dazu Gulist. Gl. 284; C. 83a [VIIa, 11].
4) [V. Dienstkameraden]

Bringe lieber, wo es geht, auf Lippen Honigtropfen[1]),
Keine Manneskunst ists mit der Faust den Mund zu stopfen.
Gl. 135; C. 54a.

55.

Wenn dir der Gefährte voreilt, ist er dein Gefährte nicht;
Binde nicht dein Herz an einen, der nicht seins in deines flicht.
Gl. 136; C. 54a.

56.

Der Lederkauer.

Ein alter Mann, von Höflichkeit ein Muster,
In Bagdad, gab die Tochter einem Schuster.
Das Männlein von steinhartem Herzen bifs
Ihr so den Mund, dafs blutig ward ein Rifs.
Am Morgen, da sie also sah der Vater,
Zu seinem Eidam mit der Frage trat er:
Was für ein Bifs vom Zahn ist das, du schnöder!
Was kaust du ihren Mund? es ist kein Leder. —
Zum Scherze hab' ich nicht gesagt dies Wort;
Nimm dir den Ernst heraus, den Scherz lafs fort.
Wo Unart fest sich setzt in der Natur,
Geht sie im Tode von der Stelle nur.
Gl. 137; C. 54a.

57.

Häfslich wird Damast und Brokat,
Die eine garstge Braut anhat.
Gl. 137; C. 54b.

58.

Der Mann des garstgen Weibes ist am besten blind.
ib.

59.

Nicht wer an Jemands Thüre sich zum Heischen niedersetzt
Und wo man seinen Willen ihm nicht thut, zum Streit aufsteht; —
Ja, wenn vom Berg hernider selbst ein Mühlstein rollete,
Der ist ein Gottesmann nicht, wer ihm aus dem Wege geht.
Gl. 139; C. 54b.

1) Das Versüfsen des Mundes = versöhnen, besänftigen, wie Gl. S. 68 [I, 34].

60.

Du innerlich von Frömmigkeit entblöfst,
Von aufsen kommt dir Heuchelschein zu Statten;
Zieh nur den Siebenfarbenvorhang weg
O der du hast im Hause Binsenmatten.

Gl. 140; C. 55a.

61.

Aus frischen Rosen manchen Straufs gewunden
Sah ich von einem Dorn mit Gras gebunden
Und sprach: Wie kommt das Gras dazu, das schlechte,
Dafs es der Rose sich zu nahn erfrechte?
O schweig! liefs weinend sich das Gras vernehmen,
Des Umgangs wird die Grofsmut sich nicht schämen.
Wenn ich auch Duft und Schönheit nicht besafs,
Aus Seinem [1]) Garten bin ich doch ein Gras.

Gl. 140; C. 55a.

62.

Gib Armensteuer von deinem Gut! Der Gärtner mufs entlauben,
Erst seines Weinstocks Überwuchs, dann bringt er ihm mehr Trauben.

Gl. 141; C. 55b.

III.

[Von dem Werte der Genügsamkeit.]

1.

Genügsamkeit, o mache du mich reich,
Denn aufser dir ist Reichtum nicht zu finden.
Entsagung ist was Lokman wählt, denn nur
Mit Weisheit kann Entsagung sich verbinden[1]).

Gl. 142; C. 55b.

2.

Ich Ameis die sie treten mit den Füfsen,
Nicht Wesp' um deren Stich sie klagen müfsen,
Wie kann ich Dank genug der Gnade sagen,
Dafs mir die Macht nicht ward die Welt zu plagen.

Gl. 143; C. 55b[2]).

3.

Trocknes Brot soll mir genügen und geflicktes Lappenkleid,
Leichter ist die Last der Armut als die Last der Dankbarkeit.

Gl. 143; C. 55b.

4.

Des Kleides Lappen flicken und im Armutwinkel bleiben
Ist befser als um ein Gewand an reiche Lappen schreiben.
In Wahrheit scheint mit Höllenpein mir gleich zu stellen dieses:
Durch Nachbars Beistand einzugehn zur Lust des Paradieses.

Gl. 144; C. 56a.

[1]) Der Text sagt nur: mit Entsagung kann Weisheit sich verbinden.

[2]) s. Mokatt. N. 124 [ASD S. 143 No. CXXIX]; hierher zu setzen.

5.

Dann wird seine Zung ein Weiser rühren
Oder seine Hand zum Bifsen führen
Wenn aus seinem Schweigen Schaden käme,
Und er durch sein Fasten Schaden nähme;
Also wird sein Reden bringen Zucht
Und sein Efsen der Gesundheit Frucht.

Gl. 145; C. 56a.

6.

a.

Das Wölflein zu füttern ein Mann sich beflifs,
Da ward [2]) es ein Wolf der den Mann zerrifs [3]).

Gl. 145 (C. fehlt hier, die dazu gehörende Erzälung, aber ohne die Verse, steht 57a).

b[4]).

Jemand that öfter das Gelübde der Enthaltsamkeit und brach es immer wieder. Er sprach darüber mit einem frommen Scheich; dieser sprach: Sovil ich weifs, pflegst du viel zu efsen. Nun ist das Band, das du der Begierde anlegst, nämlich das Gelübde, dünner als ein Haar, die Begierde aber so wie du sie nährest, ist stark genug, auch eine Kette zu brechen, und einst wird sie dich selbst zerreifsen.

[1]) Gottes.

[2]) [V. Daraus ward]

[3]) Parabel in knappester Form, aus Bostan 193a [Rückert's Verdeutschung S. 267] übersetzt.

[4]) [Aus dem Konvolut B 12, enthaltend: „Bilder Sprichwörter Parallelen".]

Jemand füttert' einen jungen Wolf heran;
Als er grofs gefüttert war, frafs er den Mann.
Gul. Calc. 57a; Gladw. 145.

7.

Wir efsen um zu leben und nicht Gottes zu vergefsen,
Du aber bist des Glaubens dafs du lebest um zu efsen.
Gl. 146; C. 56a.

8.

Ifs nicht soviel dafs dirs im Schlund aufsteht
Und nicht sowenig, dafs die Seel' im Mund ausgeht.
Gl. 147; C. 56b.

9.

Ifs, wenn du ein Mensch bist, mit Mäfsigkeit,
In Schmach bringt den Hund[1]) seine Fräfsigkeit.
(Gl. 148 fehlt); C. 56b.

10.

Befser nicht beim grofsen Herren betteln
Als dafs von der Thür dich stöfst sein Wächter;
Befser ohne Fleisch im Topfe sterben
Als dafs an die Schuld dich mahn' ein Schlächter.
Gl. 149; C. 56b.

11.

Hätt' er als seinen Brotlaib
Im Tischkasten die Sonnenscheib',
So bekäme bis zum jüngsten Tag
Die Sonne zu sehn weder Mann noch Weib[2]).
Gl. 149; Calc. 57.

12.

Was du von Niedern erbitten mufst
Ist Gewinn an Leib, an der Seele Verlust.
[Oder:]
Was du verdankest fremden Gnaden
Ist dem Leib ein Gewinn, der Seel ein Schaden.
Gl. 150; C. 57a.

13.

Von Holden lafs dir Kolokynthen spenden,
Nicht Honig von des Sauertopfes Händen.
Gl. 150; C. 57a.

14.

Trag ein Anliegen nicht mit finstrer Braune
Zum Freunde, du verdirbst auch ihm die Laune.
Trag es mit frischem Blicke lächelnd vor,
Der offnen Stirne schliefst sich nicht das Thor.
[Gl.] 150; C. 57a.

15.

Trag zu keinem Mürr'schen deine Bitte,
Der dir übel macht durch sein Gesicht.
Willst du Herzweh klagen, klag es einem
Dessen Blick dir baare Lust verspricht.
Gl. 152; C. 57b.

16.

Der Löw ifst nicht was übrig liefs ein Hund
Und stürb er Hungers in der Höle Grund.
Der Not, dem Mangel sei dein Leib erlegen,
Nur streck die Hand nicht einem Wicht entgegen!
Gl. 153; C. 57b.

17.

Wer sein Brot durch Arbeit hat gefunden
Ist dem Hatem Tai[1]) nicht dankverbunden.
Gl. 154; C. 58a.

18.

Der die sieben Zonen regiert
Hat jedem gegeben was ihm gebührt;
Wären der Katze Flügel gegeben,
Liefse sie keinen Sperling am Leben.[2])
Gl. 155; C. 58b.

19.

Wenn der Nidrige wird vornehm grofs und reich,
Fordert er vom Schicksal einen Backenstreich.
Ist es nicht ein Ausspruch den ein Weiser that?
Befser wenn die Ameis keine Flügel hat.
Gl. 156; C. 58a.

---

[1]) er läfst sich deswegen alle Schmach gefallen.

[2]) Warum dieser Gedanke nicht in den Gedichten? vermuthl. weil er ein fremder. (Hamasa?)

[1]) [Ein reicher Mann, dessen Freigebigkeit sprichwörtlich ward.]

[2]) Obige Verse stehen in Sahibîa S. 450 b [SPG S. 87 No. 100], wo es vier Beits sind, und dort übersetzt.

20.

Der Vater hat wol Honig im Schrank,
Aber der Sohn ist fieberkrank.
Der dir nicht hat Reichtum verliehn,
Weiſs beſser als du, was zum Heil dir dien'[1]).

Gl. 156; C. 57a—b.

21.

In dürrer Wüst' im Flugsand gilt dem Munde
Des Durstgen Perle gleich und Muschelschal;
Gleichgültig ist im Gurte Gold und Scherbe
Dem vorratlosen in des Hungers Qual.

Gl. 157; C. 58b.

22.

Lied des durstenden Arabers.

O daſs mir vor dem letzten Hauch
Noch würd ein Wunsch gewähret auch:
Ein Fluſs der mir ging an den Bauch,
Aus dem ich füllte meinen Schlauch[2])!

Gl. 157; C. 58b.

23.

Ein Sprichwort.

1.

Arabisch.

Sie sagen: euer Mörtel ist nicht rein und pur,
Wir sagen: wir verstreichen einen Abtritt nur.

2.

Persisch.

Ist im Christenbrunnen auch nicht rein die Flut,
Eine Judenleiche wasch ich, so ists gut[3]).

Gl. 160 (C. 59a fehlt).

24.

Der dem Sultan trotzende reiche Bettler.

Was mit Gelindigkeit nicht ist zu wenden,
Das wird in rücksichtslosem Zwang sich enden.
Wer selbst will sein Verderben, wenn man den
Verderben läſst, ist ihm sein Recht geschehn.

Gl. 160; C. 59a.

[1]) Die zwei ersten Zeilen sind im Persischen kein Vers, sondern gereimte Prosa. Für uns fällt glücklicher oder unglücklicher Weise dieser Unterschied weg.

[2]) Der Text ist nicht persisch, sondern arabisch und gewiſs nicht von Saadi, der aber hier das Verdienst hat ein schönes und ächtes arabisches Volkslied uns zu überliefern, das er auf einer seiner Reisen in Arabien selbst gehört haben mag.

[3]) s. Goethe.

25.

Hast du das gehört, wie in der Wüste Gor[1])
Vorges Jahr ein Kaufherr nidersank im Trab?
Und er rief: Des Reichen enges Auge[2]) füllt
Gnügsamkeit entweder oder Staub vom Grab.

Gl. 162; C. 59b.

26.

Von seinem Gebratnen hat einen Gast
nie mehr als der Geruch erquickt,
Von seines Brotessens Brosamen
hat nie ein Vogel sich satt gepickt.

Gl. 163; C. 60b.

27.

a.

Laſs Anderen zu Nutz dein Gold und Silber,
Und woll auch dir den Nieſsebrauch gestatten.
Vergiſs nicht daſs du dieses Haus muſst laſsen,
Seis auch gebaut aus Gold und Silberplatten.

Gl. 164a; C. 59b.

b.

Mache dir dein Gold und Silber selbst zu Nutz
Und erweise dich damit auch andern hold.
Wisse daſs du dieses Haus verlaſsen muſst,
Sei auch eine Ziegel Silber, eine Gold.

Gulist. Calc. 60b, Gladw. 164 (v. Gl. ganz misverstanden).

28.

Was wird dem die Andacht frommen,
Wenn die Not sein Herz beklommen,
Der wol Hände früh und späte
Pflegt zu heben zum Gebete,
Doch wenn er einmal soll schenken,
Unterm Arm sie zu verschrenken.

Gl. 164; C. 59b.

29.

Wenn der Feind ist an den Leib gerannt,
Ists zu spät daſs man den Bogen spannt.

Gl. 166; Calc. 61a.

30.

Schmähverse.

Man kann nicht sagen, einem Menschen gleicht dies Thier,
Nur daſs mans Rock und Haub und Putz siht tragen.

[1]) zwischen Choraſsan und Herat.

[2]) Das enge Auge ist das gierig blinzende, hier aber zugleich = klein und doch so schwer zu füllen.

Geh alles durch was ihm gehört, du findest nichts
Unsündlichs an ihm als ihn totzuschlagen.
Gl. 167; C. 60b.

31.

Scherîf und Jude.

Mag der Scherîf[1]) an Glück herunter kommen,
Sein hoher Rang wird darum tief nie werden.
Schlag er in Silberschwellen goldne Nägel,
Der Jude doch wird ein Scherîf nie werden.
Gl. 167; C. 61b.

32.

Vorzüge sind verloren
Wenn sie verborgen bleiben;
Anzünden mufs man Aloe
Und Moschus zerreiben.
Gl. 168; C. 60b.

33.

Wenn zweihundert Tugenden an jedem Härchen hangen,
Wo das Glück nichts hilft, ist nichts mit ihnen anzufangen
Gl. 168; C. 60b.

34.

Ein Reicher ist in Wald und Feld und Wüstenei kein Fremder,
Wohin er kommt, bestellt er sein Gemach, sein Zelt aufspannt er;
Wer aber keinen Anspruch hat aufs Gut der Welt zu machen,
Der ist am Orte der Geburt ein Fremder Unbekannter.
Gl. 170; C. 61a.

35.

Ein Mann von Wifsen ist geschlagnem Golde gleich,
Wohin er kommt, da ist sein Wert verstanden.
Ein Edler ohne Wifsen gleicht dem städtischen
Münzzeichen, das nichts gilt in fremden Landen.
Gl. 170; C. 61a.

36.

Wo der Schöne hin mag gehen, ist er wert und lieb,
Wenn auch Vater ihn und Mutter mit Gewalt vertrieb.
Eine Pfauenfeder sah ich liegen im Koran,
Sprach: Doch diese Stelle stehet deinem Wert nicht an.
Schweige, sprach sie: wer sich hüllet in der Schönheit Flor
Wo den Fufs er hinsetzt hält Niemand die Hand ihm vor[1]).
Gl. 171; C. 61a.

37.

Ist ein Sohn von Lieblichkeit und Anmut nicht entblöfst,
Schadets auch nicht wenn der eigne Vater ihn verstöfst.
Er ist eine Perle, lafs die Muschel auch ihr fehlen,
Wer sie siht wird sich zu ihren Kaufliebhabern zälen.
ib.

38.

Wie süfs ist ein sanftklagender Gesang
Im Ohr der Zecher bei des Frühtrunks Most!
Ein schön Gesicht gleicht nicht der schönen Stimme,
Denn es ist Sinnenreiz, sie Seelenkost.
Gl. 172; C. 61b.

39.

Wenn er aus seiner Stadt geht in die Fremde,
Wird der Schuhflicker ohne Noth bestehn;
Wenn er aus seinem Reich fällt in die Wüste.
Wird Südlands König hungrig schlafen gehn,
Gl. 173; C. 61b.

40.

Obgleich gewifs von Gott die Nahrung kommt,
Doch thust du wohl darnach dich aufzumachen;
Obgleich ohn ein Verhängnis Niemand stirbt,
Doch renne du nicht in des Drachen Rachen!
Gl. 174; C. 61b.

41.

Kann der Mann an seinem Ort nicht mehr bestehn,
Was verschlägts ihm? in die Welt geht er hinaus.
Jeder Reiche schläft in seinem Haus die Nacht,
Für den Derwisch wo die Nacht kommt ist sein Haus[2]).
ib.

[1]) [= Nachkomme Mohammeds.]

[1]) Goethes schöne Parabel im Diwan: Ich sah mit Staunen und Vergnügen.
[2]) Nala.

42.

Ein Rüstiger, den Unfäll' überkamen,
Geht hin wo man von ihm nicht kennt den Namen.

Gl. 175; C. 62a.

43.

Wo du kein Geld hast, kannst du Niemand zwingen,
Und hast du Geld, so brauchst du keinen Zwang.

Gl. 175; C. 62a.

44.

Friedfertig zeige dich, wo Streit du sihst,
Denn Sanftmut schliefst des Krieges Pforten zu.
Dem Trotz entgegen setze Lindigkeit,
Durch weiche Seide dringt kein scharfes Schwert.
Mit guten Worten und mit Freundlichkeit
Lenkst du an einem Haar den Elefanten.

Gl. 176; C. 62a.

45.

Wie wahr ist, was Jektasch zu Chailtasch [1]) sprach:
Wen einmal du kneiptest, dem trau nie hernach.

Gl. 177; C. 62b.

46.

Ein Mückenschwarm erlegt den Elefanten,
Wie derb und ungeschlacht sei der Gesell,
Und ist ein Heer Ameischen einverstanden,
Zerreifsen sie dem wilden Leun das Fell.

Gl. 179; C. 62b.

47.

1 Vor der Schlange wufst ich mich zu hüten
Da mit ihrer Art ich war bekannt;
2 [2]) Schlimmer ist der Zahnbifs eines Feindes
Der sich birgt in eines Freunds Gewand.

Gl. 180; C. 63a.

[1]) Gl. two famous athletics.

[2]) suppl.: Schwerer ist sich zu hüten, eigentl. ist in jedem Beit etwas aus dem andern zu ergänzen: in 1. schlimm ist die Schlange, 2. Schwerer ist sich zu hüten.

48.

Unfreundlich mag sich Fremdlingen erweisen
Wer selbst nie war in fremdem Land auf Reisen.

Gl. 181; C. 63a.

49.

Wenn nur ans Krokodil der Taucher dächte,
Die edle Perle nie zur Hand er brächte.

Gl. 183; C. 63b.

50.

Welches Mahl in seiner Höle
kann der Löw' erjagen?
Und der Falk in seinem Neste
welchen Raub eintragen [1])?

Von der Jagd, die du in deinem
Hause willst gewinnen,
Bleibest du an Arm und Beinen
mager wie die Spinnen.

Gl. 183; C. 63b.

51.

Der Jäger wird nicht jedesmal
Ein Wild erjagen;
Es trifft sich einst, dafs ihn der Tiger
Davon wird tragen.

Gl. 184; C. 63b.

52.

Oft ists dem erleuchtetsten begegnet
Dafs sein Rat nicht gut ausfiel,
Und oft schofs der unverständge Knabe
Aus Versehn den Pfeil ans Ziel.

Gl. 184; C. 64a.

53.

Wer für sich aufthut des Begehrens Thüre,
Der trägt, bis ihn der Tod befreit, das Joch.
Lafs die Begier und übe Fürstenwürde!
Der Nacken von Begierde frei ist hoch.

Gl. 185; C. 64a.

54.

In des Emirs, in des Wesires Pflichten
Mufs man sich bücken und aufrichten.
An wessen Tische du einmal gesefsen,
Du stehst hinfort im Dienste dessen;
Weil seine Grofsmut du nicht kannst erwidern,
Mufst du zur Demut dich ernidern.

Gl. 186; C. 64a.

[1]) [V. Beute tragen]

(Schlufs folgt.)

VERMISCHTES.

Was ist Übersetzen?

Von

Alfred Biese.

Nichts führt mehr in das innerste Verständnis nicht blofs der fremden Sprache, sondern auch der eigenen ein, und nichts fördert mehr die Erkenntnis der Eigenart der verschiedenen Völker und Zeiten als das Übersetzen. Aber wie nicht einmal in der Natur ein Blatt dem anderen, eine Frucht der anderen völlig gleicht, so decken sich in den verschiedenen Sprachen, abgesehen von den technischen Ausdrücken, die einzelnen Worte nicht, geschweige denn die Satzgefüge und Perioden; es gilt also umdenken, umwandeln. Und da die Sprache wortgewordener Geist, so bedeutet Übersetzen das Umsetzen von fremdem Geist in eigenen Geist durch das Medium des Wortes.

Man rühmt nun gemeinhin unsere deutsche Sprache als die schmieg- und biegsamste, als die geeignetste, die Vermittlerin der Litteraturen, das Gefäfs der Weltlitteratur, zu werden; ja, man hält in dem Banausentum, welches unsere materialistische und utilitaristische Zeit kennzeichnet, das mühselige Erlernen des Griechischen und Lateinischen für überflüssig wegen der so vortrefflichen Übersetzungen! Aber einmal sagt Goethe: „Übersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverscheierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen; sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original" — von der man freilich heutigen Tages bei der Lektüre des Vossischen Homer oder der Donnerschen Tragiker nicht mehr viel zu spüren scheint —; und sodann sind unsere deutschen Übersetzungen wirklich so vortrefflich, dafs sie jene unwiderstehliche Neigung nach dem Original wecken müfsten, entsprechen sie jener Forderung, dafs der fremde Geist in den eigenen Geist harmonisch umgegossen werde?

Alle Kunst ist Können, so auch die Übersetzungskunst, und zwar ein nicht geringes und daher sehr seltenes. Verse schmieden

Unzählige, aber wie wenige sind echte Poeten! Unzählige übersetzen im Schweiſse ihres Angesichtes, fürs liebe tägliche Brot, aber wie wenige können es! Wohl haben wir Meisterwerke der Übersetzungskunst in Schlegels Shakespeare, Gildemeisters Byron und Ariost, Heyses Giusti, Legerlotz' Burns und Beranger. Aber in allen diesen Fremden wohnt der Geist der modernen Kultur; anders steht es mit der Antike. Da will es dem ernster Nachdenkenden schier unmöglich scheinen. Soll er die Form dem Gehalte, den Gehalt der Form opfern? Ist die Wirkung der Verse noch dieselbe in der Kopie wie im Original? Wird der Gesamteindruck der Stimmung nicht mit der Veränderung der metrischen Form verwischt? Das sind Zweifelfragen, an denen schon mancher verzweifelte. „Sogar in bloſser Prosa", sagt Schopenhauer, „wird die allerbeste Übersetzung sich zum Original höchstens so verhalten, wie zu einem gegebenen Musikstück dessen Transposition in eine andere Tonart; Musikverständige wissen, was es damit auf sich hat", — andere brauchen den treffenden Vergleich von dem Teppich: der Kehrseite ähnelt die Übersetzung! — „und nun gar die Übersetzungen der Schriftsteller des Altertums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Cichorienkaffee es für den wirklichen ist!" In der Poesie vor allem scheint es ein Unding, wort- und sinngetreu zugleich zu sein; und so klagt auch Geibel: „Unübersetzbar dünkt mich das Lyrische".

Tycho Mommsen erklärte, wie wir (N. F. II S. 489) sahen, die Übersetzung für stillos, welche den Inhalt nicht in derselben Form wiedergiebt, und möchte eher den Inhalt aufgeben resp. verändern als die mit dem Kern des poetischen Werkes so eng verbundene metrische Gestalt. Aber er fügt selbst hinzu, daſs volles Verständnis und tiefes Gefühl für die Schönheit des Vorbildes sich paaren müssen mit echt deutschem poetischen Geiste, mit dem Willen, eine deutsche Dichtung zu erschaffen, die an sich schön und verständlich ist.

Goethe rät einmal im Anschluſs an das Wort Mythologie und dessen Umsetzung in luxe de croyance: „Beim Übersetzen muſs man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr". Aber wie zwingt man nun das Unübersetzliche?

Es drängt eben schlieſslich doch alle Erwägung zu der Forderung, die Schopenhauer aufstellt: „Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloſs umdichten", freilich fügt er hinzu, „welches allezeit miſslich ist". Ja, es ist miſslich, weil es so auſserordentlich schwer ist, weil es nicht nur das eingehendste Verständnis der fremden Sprache, sondern auch eine dem dichterischen Schaffen nahe verwandte Beherrschung der eigenen bedingt. Doch daſs diese Forderung, wenn auch die höchste, voll berechtigt ist, dürfte niemand leugnen, auch wenn die Erfahrung lehrt, daſs nur wenige Auserwählte sie lösen können und man gemeinhin, wie überall, sich mit dem Durchschnitt begnügen muſs.

Zu den auserwählten Übersetzern gehört Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. In seinem glänzenden Werk „Euripides' Hippo-

lytos, griechisch und deutsch“ (Berlin 1891) beantwortet dieser ausgezeichnete Philologe die Frage „was ist Übersetzen“ also: Es gilt, des Dichters Gedanken, Empfindungen, Stimmungen frei aus sich zu geben, weil er (der Übersetzer) sie ganz in sich aufgenommen hat. Das ist Übersetzen; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es ist kein Dichten; das dürften wir nicht, gesetzt, wir könnten es. Aber der Geist des Dichters mufs über uns kommen und mit unseren Worten reden. Die neuen Verse sollen auf ihre Leser dieselbe Wirkung tun wie die alten zu ihrer Zeit auf ihr Volk und heute noch auf die, welche sich die nötige Mühe philologischer Arbeit gegeben haben. — Es gilt also, zunächst verstehen, sodann etwas, das in bestimmter Sprache vorliegt, mit der Versmafs und Stil auch gegeben sind, in einer anderen bestimmten Sprache neu zu schaffen, mit der Versmafs und Stil auch gegeben sind. Das Antike in gleichem Versmafse wiederzugeben im Deutschen ist schon dadurch verboten, dafs unsere Verskunst eine ganz verschiedene ist, wie die griechische und römische, denn diese ist eine quantitierende, die unsere eine accentuierende.

Wilamowitz kann eine so hohe Forderung an die Übersetzungskunst stellen, weil er das Geforderte auch leisten kann. In genialster Sprachbeherrschung, mit spielender Leichtigkeit überträgt er Homerische Hexameter in die Nibelungenstrophe und Nibelungenstrophen in Homerische Hexameter. Ja, er wagt sich sogar „an etwas Unübersetzbares“, an Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ — mit energischer Abweisung des von R. M. Werner wieder neu aufgetischten Einfalls, der da behauptete, Goethe habe aus Alkman sein Lied geschöpft*) —, und so überträgt er es zunächst in die Stilform der hellenistischen Zeit, wo das Epigramm der Träger der Gelegenheitsdichtung, der Stimmungslyrik war, und baut die Distichen:

Πρῴονες εὕδουσιν, καὶ ἐνὶ δρυσὶ νήνεμος αἰθήρ,
πτηνῶν δ' ἐν λόχμῃ πᾶν κατέδαρθε γένος·
τέτλαθι δή, φίλε θυμέ· μετ' οὐ πολὺ καὶ σὲ μέτεισιν
ἠρέμα κοιμήσων ὕπνος ὁ παυσανίας.

Doch Wilamowitz weifs, dafs die unvergleichliche Goethesche Einfachheit nicht im Stile des dritten Jahrhunderts, so reizvoll er auch sonst ist, ihr entprechendstes Gefäfs finden kann, sondern nur in dem Stile der veilchenlockigen Sappho, und so dichtet er die äolische Strophe:

*) Vergl. auch meine Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen S. 25, wo ich auf das tiefe Naturgefühl des Alkmanschen Nachtliedes hingewiesen, aber zugleich erklärt habe, weshalb es mit dem Goetheschen Liede nicht zu vergleichen sei. So sagt auch Wilamowitz: „Goethe hat das Gedicht lediglich aus der eigenen Seele und aus der Natur, die ihn umgab, geschöpft, wahrhaftig nicht aus einem Bruchstück des Alkman (das freilich schon dadurch vor der Philisterkritik, nur konventionelle Phrase zu geben, geschützt sein sollte, dafs man es mit Goethe vergleichen kann). Der moderne Dünkel bestreitet, dafs die Hellenen dieses Naturgefühl, das Goethen das Lied eingab, gekannt hätten: das ist's, was mich gereizt hat, zu zeigen, dafs und wie man es griechisch ausdrücken kann“.

Κορύφαις μὲν ἀπαίσαις
κάτεσχε σίγα·
ἐπὶ δ' ἀκρεμόνεσσι
σίγαισ' ἄηται·
ὀρνέων δέ θρόος κατ' ὕ-
λαν εὕδει· σὺ δὲ βαῖον ὄμ-
μεννον, ὄδωτα, καὶ σὺ κοιμάσῃ.

Jeder, der die lateinischen, englischen und französischen Versionen dieses herrlichen Liedes kennt, muſs zugestehen, daſs diese griechische Ubersetzung an Zauber der Melodie und am Stimmungsgehalte dem Originale bei weitem am nächsten kommt. Doch die imposanteste Leistung in dem ausgezeichneten Buche, ja eine Übersetzungstat allerersten Ranges, ist die Verdeutschung der Euripideischen Tragödie selbst. Ihr gegenüber erscheint das Lob, sie lese sich wie ein Original, als eine banale Phrase. Man prüfe nur einmal Vers für Vers und Strophe für Strophe nach, um zu finden, wie stilgerecht alles gefügt ist! Und wie weiſs Wilamowitz aus der allgemein menschlichen Stimmung den Mythos, aus dem Mythos die Sage, aus der Sage die Dichtung abzuleiten und die Charaktere dieser ersten groſsen Tragödie verschmähter Liebe zu entwickeln! Das muſs jeden Litteraturfreund entzücken und, wer immer noch Sinn für antike Schönheit und Gröſse hat und wer den verwandten Motiven in den verschiedenen Litteraturen der Völker nachspürt, begeistern.

Das Buch ist nicht nur die köstliche Gabe eines Mannes von tiefstem Wissen und Können, sondern auch die Schöpfung einer ureigenen machtvollen Persönlichkeit, die dem Höchsten und Besten zustrebt, die von Schmerz darüber erfüllt ist, daſs unser Vaterland sich von dem Ideal abwendet, nicht bloſs dem hellenischen, sondern überhaupt dem Ideal, und doch nicht müde wird in diesem Kampfe für die heiligsten Güter der Menschheit.

Schleswig.

Marmontel in Ungarn.

Von

Heinrich v. Wlislocki.

Jean Fr. Marmontel (1723—99) hat seinen Ruf bei seinen Zeitgenossen weder durch Orginalität, noch durch reformatorische Ideen erlangt, sondern einzig und allein dadurch, daſs er seinem Zeitalter, das schon der galanten Romane übersatt war, mit seiner Novellensammlung *Contes moraux* (1761) eine Lektüre bot, die in kurzen Erzählungen all das enthielt, was man von den weitläufigen galanten

Romanen forderte: Liebesabenteuer, Witz, Humor, Tendenz, und am Schlufs eine Moral. In seinen Novellen entsprach Marmontel allen diesen Forderungen und dadurch und durch seinen leichten, eleganten Stil wurde er rasch der Lieblingsschriftsteller nicht nur Frankreichs, sondern auch des Auslandes. In Ungarn allein haben nur vier und zwar nicht gerade Schriftsteller letzten Ranges, einige seiner Novellen übersetzt oder überarbeitet. Schon 1773 übersetzte Peter Zalányi Marmontels Roman *Belisar.* 1775 erschienen einige seiner *Contes moraux* in ungarischer Übersetzung vom Dichter und Sprachforscher Baróczi unter dem Titel „Erkölcsi mesék“ (Moralische Märchen) und in demselben Jahre abermals drei seiner Novellen unter dem Titel: „Diszes erkölcsökre tanitó beszédek“ (Auf herrliche Tugenden lehrende Erzählungen) von Johann Kónyi. Endlich 1808 gab Franz Kazinczy, der verdienstvolle Ästhetiker, Kritiker und Dichter einige Novellen Marmontel's in ungarischer Überarbeitung heraus. Der vierte: Alexander Boér aber schöpfte den Stoff zu seinem Drama: „*Obester*“ (Obrist) aus einer Novelle Marmontels.

Kónyi hat drei Novellen übersetzt und zwar: Laurette, Lausus und Lydia, und die Schäferin; in Baróczis Übersetzung existieren die folgenden sechs Stücke: Alkibiades, Die beiden Unglücklichen, Lausus und Lydia, Die erprobte Freundschaft, Leonore, Die Schäferin; bei Kazinczy sind ebenfalls sechs Novellen und zwar: Alkibiades, Die vier Bouteillen oder die Liebschaften des Alchimachus von Megara, Die Hochzeit von Samnium, Die beiden Unglücklichen, Die Verzweiflung oder die mit sich selbst entzweite Liebe, Änchen.

Boér hat zu seinem 1793 erschienenen Drama den Stoff aus der Novelle geschöpft, die im Original den Titel: *Laurette* führt, und die von den erwähnten drei Übersetzern auch ins Ungarische übertragen worden ist und zwar unter verschiedenen Titeln. Bei Baróczi heifst die Novelle „Leonore“ (Leonorka), bei Kazinczy geradezu „Änchen“ (Aniko); Kónyi allein hielt den Titel „Laurette“ bei.

Wie diese Übersetzer und Überarbeiter vorgegangen sind, wird am besten eine Vergleichung ihrer Übertragungen dieser Novelle, die eben alle bearbeitet haben, zeigen.

Der kurze Inhalt dieser Novelle nach dem Originale gegeben, ist der folgende: Im kleinen Dorfe Coulange besitzt ein Landmann eine wunderschöne Tochter, namens Laurette. Bei Gelegenheit einer Wallfahrt besuchen den Lehnsherrn im Dorfe Gäste aus der Stadt. Unter ihnen der junge Graf Luzy. Dieser erblickt bei einem Tanze die Laurette, verliebt sich in sie, wird wiedergeliebt und — schliefslich entführt er sie nach Paris und stellt ihr eine glänzende Haushaltung zur Verfügung u. s. w. Laurette gewöhnt sich gar bald an die neuen Verhältnisse. Graf Luzy läfst den Vater seiner Maitresse durch den Dorfpfarrer benachrichtigen, dafs seine Tochter bei einer reichen Dame diene. Der Vater kommt einmal in Geschäftsangelegenheiten nach Paris und begegnet seine Tochter, die in glänzendem Gespann einherfährt. Er spricht sie an und wird von ihr in ihr Palais geführt. Luzy ist von zu Hause gerade abwesend. Zwischen Vater und

Tochter kommt es zu heftigem Auftritt; ersterer führt sein Kind heim nach Coulange. Luzy kehrt nach Hause zurück und glaubt anfangs, dafs sein Freund, Graf Soligny, ihm die Geliebte entführt habe. Dieser erklärt, dafs er in letzter Zeit sich ausschliefslich mit der Witwe Blason beschäftigt habe, um sie zu heiraten und dadurch zu Vermögen zu gelangen. Sie habe ihm aber eben jetzt einen Korb gegeben. Lucy geht nun nach Coulange, findet dort seine Geliebte und spricht mit ihr. Der Vater überrascht das Paar und fährt den Grafen barsch an. Luzy entschuldigt seine Tat und ist bereit Laurette zu heiraten. Der gerührte Vater segnet nun das Pärchen . . . .

Die Fabel der Novelle bleibt bei den vier ungarischen Bearbeitern dieselbe; aber nur Baróczi allein hat sich streng ans Original gehalten und eine getreue, meisterhafte Übersetzung geliefert, die — wie Edm. Weszely, der über unser Thema eine treffliche Abhandlung geliefert hat*), sagt, von grofser Bedeutung für die Prosa-Litteratur Ungarns ist, und gerade diese meisterhafte schöne Ubersetzung von Marmontels Novellen, bewog Kazinczy (wie er dies in seinem Werke *Pályám emlékezete* = Erinnerung meiner Laufbahn, selbst gesteht) nach dem Lorbeer Baróczys zu streben.

Kónyi hielt sich nur im grofsen und ganzen an das Original. Er flocht mehrere sentimentale Liebesbriefe und volkstümliche Liebeslieder hinein. Seine Übersetzung, sagt Weszely, ist ein prägnantes Exempel für den geschrobenen, geschmacklosen Sentimentalismus seiner Zeit; und gerade seine Übersetzung war die Lieblingslektüre des Mittelstandes.

Kazinczy hingegen hat das Original weder erweitert, noch gekürzt; der Erzählung aber eine Lokalfärbung gegeben, indem er den Schauplatz nach Ungarn verlegt. Das Dorf Coulange heifst bei ihm Kövesd, die Grundherrnfamilie Széchényi, Luzy heifst Bánházy, Soligny-Szelényi; und der Landmann trifft seine Tochter Aniko (Laurette) in Wien, an der Ecke des Fleischmarktes und der Rotenturmstrafse. Soligny-Szelényi's Geliebte heifst Schminkengingen. Kazinczy's Hauptziel war auch bei dieser Übersetzung: einen schönen und dem Geiste der ungarischen Sprache entsprechenden Stil zu schreiben.

An der Fabel der Erzählung hat das meiste Alexander Boér geändert. Er hat nicht nur die Namen magyarisiert, sondern auch den Stand der Personen geändert, ja auch neue Personen in das Stück aufgenommen. Weszely vermutet, dafs er den Stoff nicht direkt aus Marmontel geschöpft, sondern einfach ein deutsches Drama überarbeitet habe, dessen Verfasser eben Marmontels Erzählung als Quelle benützt hat. Marmontel war eben in Deutschland auch sehr verbreitet und u. A. hat auch Weifse den Stoff zu seinem Stück: „Graf Waldert" ihm entnommen.

Budapest.

*) In der ungar. Zeitschr. „Egyetemes Philologiai Közlöny" XIV. Bd. S. 477 ff.

BESPRECHUNGEN.

EDMUND DORER: Nachgelassene Schriften herausgegeben von Adolf Friedrich Graf von Schack. Dresden 1893, 8⁰. Verlag von L. Ehlermann. I. Bd.: Dichtungen, Übersetzungen XX, 228 S. II. u. III. Bd.: Vermischte Aufsätze 184 u. 160 S.

In Farinellis beiden Aufsätzen „Spanien und die spanische Litteratur im Lichte der deutschen Kritik und Poesie", Bd. V S. 135 f., ist wiederholt auf Dorers bibliographische Übersichten der Cervantes-, Lope de Vega- und Calderon-Litteratur in Deutschland, Zürich 1877 und Dresden 1884, hingewiesen. Die beiden Bände der „vermischten Aufsätze" seines Nachlasses bringen eine Reihe höchst interessanter Untersuchungen über verschiedene Bearbeitungen desselben Dichtungsstoffes und auch in dem vorangehenden ersten Bande, der eigene Dichtungen und Übersetzungen aus dem Spanischen enthält, sind zwei der vergleichenden Litteraturgeschichte angehörende Stoffe behandelt.

Graf Schack hat der einleitenden biographischen Skizze ein Verzeichnis der selbständig gedruckten Schriften Dorers beigefügt. Es fehlen darin: „Goethe und Calderon, Gedenkblätter zur Calderonfeier", Leipzig 1881 und „Über das Leben ein Traum", Dresden 1884. Die letztere Studie ist durch v. Weilens Buch über das Vorspiel zu Shakespeares Zähmung der Widerspenstigen veranlafst worden und berichtet über die Behandlung dieses Motivs durch den persischen Mystiker Ferideddin Attar, 1119—1230, Calderon, Tirso de Molina, Grillparzer, in spanischen und deutschen Volkssagen. Auf v. Weilens Dissertation und Grillparzers „der Traum ein Leben" hat auch O. Walzel in der Anmerkung zu Chamissos „Vetter Anselmo", Kürschners Nat.-Litt. Bd. 148, S. 161 verwiesen. Dorer hat im ersten seiner Fastnachtspiele diese Geschichte von Toledo in des „Albertus Magnus" Klosterzelle übertragen; den Namen Anselmus führt aber auch bei ihm der undankbare Vetter des Schwarzkünstlers. Zu Strickers „geäfftem Pfaffen" bemerkt v. d. Hagen, Gesamtabenteuer No. LXII, dafs unter andern auch Cervantes in dem Zwischenspiel „La Cueva de Salamanca" die Geschichte behandelt habe. Dorer übersetzte Calderons Bearbeitung dieses Schwankthemas; bei Cal-

deron tritt für den fahrenden Schüler ein Dragoner, nach dem das Entramesa benannt ist, ein, für den Pfarrer ein Sakrestan. Bekanntlich hat Hans Sachs den oft erzählten Vorgang im 37. Fastnachtspiel behandelt; vgl. Goetzes Ausgabe 3, XVII und 7, XIV und Stiefel, Germania 36, 22. Im gleichen Jahre mit dem Schlufsbändchen der „sämtlichen Fastnachtspiele", 1887 ist eine Neudichtung des „Farendt Schuler mit dem Teuffelbannen" erfolgt in Heinrich Kruses Fastnachtspiel „der eifersüchtige Müller".

Auf die in Cervantes Zwischenspiel benutzte Sage von der Höhle von Salamanka kommt Dorer in anderem Zusammenhange zu sprechen. Der umfangreichste seiner Aufsätze trägt die Überschrift „Heinrich von Villena, ein Beitrag zur Sagenkunde". Er zerfällt in die drei Abschnitte: „was die Geschichte berichtet", „die Volkssage", „der Zauberer und die Dichter". Der historische Enkel des kastilianischen Königs Heinrich v. Trastamara und Exordensmeister des Ritterordens von Kalatrava war bereits bei seinen Lebzeiten so stark in den Ruf der Zauberei gekommen, dafs ein Teil seiner Bücherei, als er am 15. Dezember 1434 zu Madrid starb, auf Befehl des Königs verbrannt wurde. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls erscheint es, dafs auf ihn, den ersten spanischen Virgilübersetzer einige der mittelalterlichen Zauberersagen von Virgil übertragen wurden. Wie Virgil mifsglückte aber auch dem spanischen Zauberer sein Verjüngungsversuch. Er hatte sich nach der Sage in Stücke zerschneiden und diese in einer Flasche aufbewahren lassen, aber vor der festgesetzten Zeit ward die Flasche, in der sich erst ein Kind gebildet hatte, entdeckt und verbrannt. Spanische Dichter, unter ihnen der durch Moscherosch in Deutschland eingebürgerte Quevedo, versetzten die Flasche in die Hölle, und aus ihr heraus unterhält sich der Markgraf mit dem satirischen Besucher. Lope de Vega, Ruiz de Alarcon, Hartzenbusch (1839) haben in Dramen, Mariano José de Lara im Romane den spanischen Faust zum Helden gewählt. Dorer meint, dafs auch in Chamissos Peter Schlemihl der Schattenverlust auf die spanische Sage zurückzuführen sei; in der Höhle von Salamanka, wo der Mark graf Zauberunterricht erteilt, verfällt der zuletzt hinausgehende dem Teufel. Villena weifs es aber einzurichten, dafs der Teufel geprellt wird, denn der letzte ist eben der Schatten. Auf Theodor Körners Ballade, „Der Teufel in Salamanka" verweist auch Walzel in der Einleitung seiner Chamissoausgabe, S. XLVII; Körner hat die Sage vom Marqueso de Villano aus Musaeus Erzählung im 1. Bande der „Straufsfedern" von 1787 kennen gelernt; über seine Quellen wie über die Verbreitung dieses von der spanischen Faustsage nur umgebildeten allgemein verbreiteten Sagenzuges handelte J. Bolte in Schnorrs Archiv f. Litt.-Gesch. XIV, 445. Villenas weissagendem Zauberkopfe begegnen wir in Tiecks den Straufsfedern nahestehender Satire „Die sieben Weiber des Blaubart, eine wahre Familiengeschichte". Alarcons „Cueva de Salamanca", tadelte Grillparzer XIII, 241. In der Geschichte der Zauberersage und Teufelsbündnisse spielt

der spanische Faust, den Dorer rühmt als „einen der frühesten Vertreter des Humanismus, dem die Wiederbelebung des klassischen Altertums oblag“, eine bedeutende Rolle. Wie Virgil und Cicero hat er auch Dante ins Kastilianische übertragen.

Den Umgestaltungen spanischer Dichtungsstoffe geht Dorer nach in den beiden Aufsätzen: „Der Verschwender auf der Bühne“ und „Zur Geschichte der drei Pintos“. Erschöpfend ist wohl kaum ein Thema in Dorers Untersuchungen durchgeführt, auch wird mancher den Mangel an philologischer Methode in seinen Arbeiten zu rügen finden; aber kenntnisreich und geistvoll greift er wichtiges und oft fast unbekanntes heraus, nach allen Seiten zu weiterer Verfolgung des Themas anregend. Beim „Verschwender auf der Bühne“ geht er aus vom „Timon“ des der mittleren attischen Komödie angehörenden Antiphones. Vom Shakespeareschen „Timon“ rühmte Schiller in seiner Mannheimer Vorlesung, er wisse im ganzen Shakespeare kein Stück, „wo der Mensch wahrhafter vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen“. Seinem Wunsche, diese Goldader für die deutsche Bühne auszunutzen suchte neuerdings Heinrich Bulthaupt mit seiner Umdichtung des Shakespeareschen „Timon von Athen“ (Berlin. 1892) nachzukommen. Schiller, wie wohl die meisten Betrachter des „Timon“, sah nicht in dem Verschwender, sondern im Menschenhasser den wesentlichen Charakter des Stückes; das Problem selbst nahm er freilich, wie das Bruchstück seines „versöhnten Menschenfeindes“ beweist, anders in Angriff. Wie sehr sich Shakespeares Timon zur Widerspiegelung eigener bitterer Lebenserfahrung eignet, zeigt eine Äufserung Schubarts, der in seiner Gefangenschaft fürchtet, es werde ihm wie dem Shakespearischen Timon ergehen (19. Oktober 1785) und Hebbels Epilog zum Timon (Briefe II, 607). Graf Soden schrieb 1789 einen neuen Timon, und schon 1671 wurde S. Schelwigs „Timon oder Mifsbrauch des Reichtums auff offentlichem Schauplatz zu Thorn in Preufsen vorgestellet“*). Über den „Menschenhafs auf der Bühne“ hat Marcus Landau 1890 in der Beilage zur Münchner Allg. Zeitung No. 146—152, gründlich und anziehend, wie es die Art seiner reichhaltigen Untersuchungen ist, gehandelt. Dorer reiht an den Shakespeareschen Timon die flüchtige Besprechung von Destouches „Dissipateur“, Goldonis „Prodigo“, Raimunds „Verschwender“, um dann ausführlich eine charakterisierende Inhaltsangabe von Lope de Vegas „La prueba de los amigos“ folgen zu lassen, einer erst in neuester Zeit zum erstenmal gedruckten Komödie des unerschöpflichen Spaniers. Den Text von K. M. v. Webers unvollendet hinterlassener, von seinem Enkel 1888 um- und ausgearbeiteter Oper „Die drei Pintos“ hat Theodor Hell aus Karl Ludwig Seidels Novelle „Der Brautkampf“ (1819 in der Dresdner Abendzeitung) entnommen. Das Hauptmotiv der Oper und Novelle haben bereits mehrere spanische Lustspiele verwertet. Dorer

*) Vgl. die Einleitung zum Timon in meiner Ausgabe von „Shakespeares dramatischen Werken“. Stuttgart 1884. XI, 10 f.

skizziert: Cervantes „die unterhaltende Komödie“; Tirso de Molina „die Bäuerin von Vallekas“, umgearbeitet von Moreto in „Gelegenheit macht Diebe“; Moreto „der Doppelgänger“; Alarkon „Wer betrügt am meisten und wen?“ Le Sage hat dann im 5. Buche seines Gil Blas das spanische Komödienmotiv novellistisch in der Geschichte Don Rafaels verwendet. Das Motiv, dafs sich ein Fremder, sei es nun aus Liebe oder Gewinnsucht betrügerisch für den von den Eltern erwarteten Bräutigam ausgiebt, in der Weberschen Oper vertreten sogar zwei falsche Bräutigame dem echten den Weg, läfst sich nun aber viel weiter, als Dorer dies getan hat, verfolgen. Eigenartig hat Calderon in der erst 1892 von K. Pasch übersetzten Komödie „Meine Herrin über alles“ das Motiv und seine Verwickelung durchgeführt. In Shakespeares „Taming of the Shrew“ sucht Lucentio durch ähnlichen Betrug den Besitz der von zwei Freiern umworbenen sanften Bianka zu gewinnen, und diese Scenen Shakespeares haben wieder ihr Vorbild in Ariosts „Suppositi“. Wie in den spanischen Lustspielen der Besitz der Braut durch einen betrügerischen Eindringling gefährdet wird, so steht in Hauffs „Märchen vom falschen Prinzen“ das Tronrecht des rechten Erben auf dem Spiele. Um die Braut dagegen handelt es sich wieder, wenn wir das Lustspielmotiv in die Sage zurück verfolgen. Wie im Tristan der Truhsaeze, indem er sich als den Besieger des schlimmen Serpant aufspielt, durch seine falsche List Isolde zu gewinnen strebt, so droht in einer ganzen Reihe von Sagen dem Helden und Liebhaber die gleiche Gefahr durch einen Unwürdigen. Nur entfernte Ähnlichkeit mit unserem Motive findet statt, wenn Lenaus Don Juan sich an Stelle des erwarteten Bräutigams bei Doña Isabella einzuschleichen weifs; unmittelbar auf die spanischen Komödien dagegen sind vielleicht die Verkleidungsscenen bei Marivaux zurückzuführen, wenn der erwartete Bräutigam sich in die Dienerkleidung steckt und den Diener an seiner statt auftreten läfst. Ganz entschieden unter dem Einflusse der ihm im Urtext vertrauten Spanier verfuhr Eichendorff, als er in seinem Lustspiel „Die Freier“ dem werbenden Grafen Leonard drei der Verwechslung ausgesetzte Gesellen entgegenstellte. Ein Pseudobräutigam statt des erwarteten, die in ihres Bruders Maske auftretende Schwester, begegnet uns in Goldonis „Diener zweier Herrn“.

Den Gegensatz von Goldonis Komödie und Gozzis satirischem Märchendrama hat Dorer sehr hübsch in dem Aufsatz „Carlo Gozzi und sein Theater“ dargestellt. Über Gozzis Turandot (Goedekes Grundrifs V, 226) und seinen Einflufs auf die deutsche Litteratur hat sich erst 1891 A. Köster in seinem Buche „Schiller als Dramaturg“ (vgl. N. F. IV, 389) ausführlich verbreitet. Dorer wie Köster übergehen Grillparzers 1814 unternommene Übersetzung von Gozzis Corvo, im 16. Bande der vierten Ausgabe 1887 von Sauer veröffentlicht. Gozzis Einwirkung auf die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts hebt auch Schack in seiner Einleitung besonders hervor; Holberg nennt er dabei einen Nebenbuhler Gozzis im Humor. „Ludwig Holberg und das spanische Theater“ ist die Überschrift einer kleineren Unter-

suchung von Dorer. Auf antike, französisch-italienische und englische Vorbilder Holbergs ist wiederholt aufmerksam gemacht worden; Beziehungen zur spanischen Litteratur sind bereits von Prutz erwähnt, allein weder von Brandes, noch von Hoffory-Schlenther (vgl. N. F. II, 128) weiter beachtet worden. Nach Dorer hat Holberg französische und holländische Übersetzungen spanischer Stücke gekannt und benutzt. Holbergs „Die Reise zum Brunnen“ sei die Nachahmung von Lopes „Eisenbrunnen von Madrid“ und „Die Besessene“, Holbergs „Die Unsichtbare“ gehe auf Tirso de Molinas „Eifersüchtig auf sich selbst“ zurück, „Heinrich und Pernille“ sei die Dramatisierung von Cervantes Novelle „Die betrügliche Heirat“. Den Namen des Helden von „Don Ranudo de Colibrados“, eines armen adelsstolzen Spaniers, hat schon Prutz, der das Stück selbst mit Gherardis „Intrigue d'Arlequin“ in Verbindung setzt, auf spanischen Ursprung zurückgeführt. Bei „Jeppe vom Berge“ haben weder Prutz noch v. Weilen, Shakespeares Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung“ S. 52, Calderons „La vida es sueño“ erwähnt, obwohl Holbergs Bekanntschaft mit Calderons Bearbeitung des alten, vielverbreiteten Stoffes durch den von Dorer angeführten Brief bezeugt ist.

Holberg, der in der „Wochenstube“ es an Verspottung der Ärzte mit Molière aufnimmt, hätte von Dorer auch in dem Aufsatze „Einige Widersacher der Ärzte“ erwähnt werden sollen. Dorer belegt an Beispielen wie seit dem satirischen Briefe Antonio de Guevaras, Karls V. Hofprediger, gegen die Ärzte die spanischen Lustspieldichter diese Angriffe fortsetzten, Molière und Le Sage darin nur ihren spanischen Vorbildern folgten.*) Wenn Dorer aus der deutschen Litteratur nur Fausts und Mephistos Worte V. 1050 u. 2011 anführt, so wären unschwer zahlreiche schärfere Angriffe zu finden, ich erinnere nur, um weit entlegenes zu berühren, an Mylius Lustspiel „Die Ärzte“ 1745 und Lenaus „Faust im anatomischen Theater an einer Leiche“. Nicht nur die satirischen Widersacher der Ärzte führt Dorer vor, mit liebevollem Eingehen und gründlicher Belesenheit in des meisterlichen Dichters Werken teilt er uns „Hans Sachs Gedanken über Krankheit und Gesundheit, Alter und Jugend“ mit. Jakob Grimm hat in der seine ganze tiefe, sinnige Eigenart charakterisierenden „Rede über das Alter“ wohl Goethe, Walter v. d. Vogelweide und Hugo v. Trimberg, nicht Hans Sachs angeführt. Hätte er jedoch auch die geplante Zusammenstellung aller auf die Vorstellungen von jung und alt bezüglichen Wörter vollenden können, er würde dabei gewifs nicht den Nürnberger Meistersinger übergangen haben, aus dessen Dichtungen Dorer eine lange Reihe ernster und humorvoller Schilderungen und Bemerkungen über diese Zustände anführt. Gerne würde man dem Klaggespräch des Dichters mit dem schweren Alter einen Hinweis angereiht sehen auf die vielleicht zugleich poesievollste und schlicht volkstümliche Darstellung vom Abschied der Jugend und Eintritt des

*) Vgl. nun auch Borinski in diesem Heft Seite 25.

Alters, die 6. und 9. Scene im II. Aufzug von Raimunds „Bauer als Millionär". Der Blütenlese aus Hans Sachs folgt im zweiten Bande von Dorers Nachlafs ein ganz anders gearteter Aufsatz, der eines fast pikanten Interesses nicht entbehrt: „Die Emanzipation der Frauen und der Dichter Calderon". Calderon hat in der schon von Schlegel übersetzten Komödie „Über allen Zauber Liebe" Kirke und in „Hafs und Liebe" die völlig unhistorisch gehaltene Königin Christina von Schweden Gedanken aussprechen lassen, welche die Dichterin Maria de Zayas 1635 in ihren Novellen vorgetragen hatte. Den Frauen sollte das Studium gleich den Männern offen stehen, zur gelehrten Bildung, ja auch zu Kriegs- und Waffenkunst sollten sie zugelassen werden. Calderon scheint aber von dem weiblichen Ausharren bei solchen Ideen gering gedacht zu haben; sobald seine Christina liebt, widerruft sie die Gesetze, welche freilich nur etwa im Staate der böhmischen Jungfrau Wlasta auf Beifall hätten rechnen dürfen. In dem Kampfe der spanischen Regierung gegen die kostspieligen Spitzenhalskrausen scheint Calderon, der sonst die Kleidermoden oft verspottete, auf Seiten der Damen gestanden zu sein, die schliefslich auch den Sieg über die Verordnungen Philipps IV. davontrugen. Von Madrid und der Degen- und Mantelkomödie weit ab leitet uns ein anderer, von Dorer behandelter spanischer Dichter: „Christoval de Virues und der Zug spanischer Truppen durch die Schweiz 1604". Von der Monserrate des Virués urteilt der Pfarrer bei dem grofsen Bücher-Autodafé in Don Quijotes Bücherei, es gehöre zu den besten in achtzeiligen Stanzen in spanischer Sprache geschriebenen und könne sich mit den berühmtesten Italiens messen. Der valencianische Dichter diente erst auf der Flotte, dann hatte er als Hauptmann spanische Truppen von Mailand über den Gotthard nach den Niederlanden zu führen. Diesen Zug durch die von Schillers Tell geschilderte Schreckensstrafse, das schwarze Felsentor und über „die Brücke, welche stäubet" hat Virués 1605 in einer dichterischen Epistel an seinen Bruder beschrieben. Eine italienische Prosaübersetzung hat Artur Farinelli vor kurzem von ihr herausgegeben*), Dorer liefert eine deutsche des, nach Ticknors Urteil ersten erfolgreichen Versuches der Spanier in beschreibender Poesie. Demnach würde Virués in der Geschichte der „Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit", vgl. N. F. II, 114 wohl eine Stelle verdienen, und in einem der nächsten Hefte wird Alfred Biese auch einige Nachträge zu seiner trefflichen Geschichte des Naturgefühls, in der Virués bisher übergangen ist, liefern.

Der ganze letzte Band von Dorers nachgelassenen Schriften ist einer besonderen Richtung des Naturgefühls gewidmet: das Mitgefühl mit der Tierwelt wird durch die Volks- und Kunstdichtung aller Zeiten und vieler Völker hindurch an bezeichnenden Beispielen nachgewiesen. Das in der Ilias geschilderte Taubenschiefsen wird als

*) Una Epistola poetica del Capitano Don Cristovál de Virués. Bellinzona 1892. 13 S. 8°.

Zeichen älterer Roheit den tierfreundlichen Gesetzen und Handlungen der Athener, aber auch dem schändlichen modernen Sporte des Taubenschiefsens gegenübergestellt; „die Klagen der Nachtigall" werden nach ihren mythischen Erklärungen und ihrer poetischen Verwendung erläutert, ein Kapitel aus einem koptischen Evangelium als Beispiel von „Jesus als Tierschützer" erzählt. In dem Abschnitte „Pferde, Helden, Dichter" wäre die arabische Poesie wohl noch stärker hervorzuheben gewesen neben den Beispielen von Achills, des Cids und Don Quijotes Pferden, der Schilderung des Pferdes im Buche Hiob, bei Sophokles und Calderon. Von spanischen Tierfreunden weifs Dorer nicht nur Lope de Vega und Fernan Caballero im Gegensatze zu der Mitleidlosigkeit der Spanier und Italiener — Fr. Theodor Vischer hat in den „kritischen Gängen" I, 153, „Alten und Neuen" II, 265 wie in „Auch Einer" edelgrimmige Worte darüber gesprochen — zu rühmen, aus Cervantes Novellen hat er auch einen Auszug aus dem „Gespräch der zwei Hunde Berganza und Cipion" gegeben. Bekanntlich hat schon E. Th. A. Hoffmann im ersten Teil der „Fantasiestücke in Callots Manier" des Cervantes Tierschöpfungen und ihre Satire in der „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza" weitergeführt. Mehr noch an Hoffmanns Kater Murr als an Scheffels Hiddigeigei erinnern Dorers humoristische Katzengedichte im ersten Bande. Von den deutschen Minnesingern weifs Dorer nur Walter v. d. Vogelweide und Oswald v. Wolkenstein als „tierfreundliche Dichter" anzuführen, und auch bei genauerer Durchforschung würde das Ergebnis kein sehr reiches sein. Hartmanns v. Aue oft angeführte Schilderung des schönen Pferdes in der 5. Aventiure des Erek könnte jedenfalls nicht als Zeichen besonderer Tierfreundlichkeit gelten. Wohl aber liefse sich aus den Gleichnissen der ältesten wie der späteren epischen Dichtkunst der Nachweis einer liebevollen Beobachtung der Tierwelt, ja eines Erfassens der Tierseele führen; Tierfabel- und Epos würde dann als höchstes Zeugnis solchen Mitlebens zu fassen sein. Dorer geht statt dessen wieder auf Hans Sachs Dichtungen näher ein, die ihm auch auf diesem Gebiete eine Fülle von Beispielen liefern. Dem Nürnberger Dichter des 16. Jahrhunderts gesellt er den Wiener Hofprediger des 17., aus Abraham a Santa Claras Predigten und Schriften stellt Dorer „Lobreden auf die Tiere" zusammen. „Montaigne und Cartesius" dagegen vertreten der Tierwelt gegenüber die verschiedensten Richtungen; der Verfasser der Essays verdient sich durch sein Mitleiden ebenso das Lob wie der systematische Philosoph den Tadel Dorers. Jaques Delille, dem Chateaubriand noch in den Mémoirs D'outre - Tomb bewundernde Anerkennung zollte, gehört mit seinen Dichtungen, in denen er nach dem Vorbilde von Thomson und Pope die descriptive poetry („Les Jardins") und das philosophische Lehrgedicht pflegte, zu der nicht ganz kleinen Schar französischer Dichter, welche man in Deutschland bei manchem ungünstigen Urteil über die französische Litteratur mit Unrecht zu übersehen pflegt. Dorer feiert ihn wegen seines Lehr-

gedichtes „Malheur et Pitié“ (nicht „La Pitié“ wie Dorer schreibt) als „Einen Sänger des Mitleids“. In dem Aufsatze „Die Tiere in der finnischen Volksdichtung“ ist nur H. Pauls Übersetzung der Kalewala benutzt, die gleichfalls von Paul (1882) übersetzte „Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen“, welche Ergänzungen geboten hätte, ist nicht mit herangezogen. In dem kurzen, hauptsächlich auf Wouvermann und Ludwig Richter eingeschränkten Bemerkungen „Die Tiere in der Kunst“ ist kein Anlauf zur Bewältigung des freilich kaum zu erschöpfenden Themas genommen. Walter Scott wird im persönlichen Verhalten zu seinen geliebten Hunden ohne Eingehen auf seine Dichtungen geschildert, Goethe, dem gerade die Hunde arg zuwider waren — v. Biedermanns Sammlung der Gespräche III, 68 — wird aus seinen Werken heraus im „Verhältnis zur Tierwelt“ geschildert, während Schillers „Alpenjäger“, dem im ganzen Zusammenhang dieser Aufsätze besondere Bedeutung zukommen müfste, nur ganz flüchtig neben Ludwig Richter genannt wird. Mit Recht legt Dorer dagegen stärksten Nachdruck auf den Monolog Fausts in „Wald und Höhle“*), in dem der zum tiefsten Naturempfinden und Naturerkennen gereifte Dichter in den Reihen der Lebendigen seine „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ an sich vorüberziehen sieht. Im Vorworte weist Graf Schack auf die Verdienste Schopenhauers und Richard Wagners um Weckung des Mitgefühles für die Tierwelt hin; vgl. H. v. Wolzogen „Richard Wagner und die Tierwelt, auch eine Biographie“, Leipzig 1890. Gleich Wagner hätte auch Fr. Hebbel in diesem Überblick auf die Schar besonders tierfreundlicher Dichter eigene Würdigung verdient, vgl. Tagebücher II, 455 und 500—511, Gedichte VIII, 32: „Der Bramine“. Aber auch den eigenen Namen des Herausgebers dürfen wir in diesem Zusammenhange, wie überall wo es Förderung des Edlen und Schönen gilt, den von Dorer als Tierfreunden gepriesenen Dichtern und Denkern beigesellen. Wir haben dem auf so verschiedenen Gebieten berühmten und hochverdienten Herausgeber zu danken für die gehaltvolle Gabe, welche er pietätvoll aus dem Nachlasse seines Freundes zum Genusse wie zu weiterem Forschen anregend mitgeteilt hat.

Breslau. Max Koch.

---

*) Gerne ergreife ich die Gelegenheit, um auch an dieser Stelle auf Veit Valentins schöne Worte darüber, S. 86 seiner trefflichen, nach allen Seiten anregenden Studie „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit“, Bd. 2 der „Ästhetischen Schriften“ (Berlin 1894. 309 S. 8⁰), rühmend hinzuweisen.



Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Vofs, 1893. 330 S. gr. 8°. Mk. 8.

Von den zahlreichen Schülern und jüngeren Fachgenossen, die im unmittelbaren Unterricht oder im freundschaftlich-anregenden Verkehr Belehrung von Michael Bernays empfingen, haben sich fünfzehn zusammengetan, um ihren Lehrer und Freund durch Darbietung wissenschaftlicher Arbeiten dankbar zu ehren. Diese fünfzehn Aufsätze gehören den verschiedensten Gebieten der litterargeschichtlichen Forschung an; sie behandeln Fragen aus der neueren deutschen wie aus der altgermanischen und der späteren romanischen Litteratur, ja sie greifen über die nachchristliche Zeit hinaus in die antike Poesie zurück; sie verweilen wiederholt bei den Beziehungen, welche die Litteraturen verschiedener Völker mit einander verknüpfen, decken ausländische Quellen unserer einheimischen Dichtung auf und gehen der unübersehbar mannigfaltigen Tätigkeit der Ubersetzer bei uns wie bei fremden Nationen nach; sie streifen die Grenzgegenden zwischen Poesie und Philosophie wie zwischen Poesie und bildender Kunst mehr denn einmal; sie enthalten endlich sowohl neue Mitteilungen aus Handschriften und vergessenen Drucken als auch gründliche Erörterungen des längst bekannten und allgemein zugänglichen Materials und zwar Erörterungen, in denen bald das historische, bald das ästhetische Moment der Untersuchung überwiegt. Und doch, trotz diesem bunten Reichtum, erwecken die fünfzehn Aufsätze nur eine schwache, ungenügende Vorstellung von der Fülle von Anregungen, die Bernays wirklich während so mancher Jahre denen, die ihm näher standen, geboten hat. Jede Art von historisch-philologischer oder kritisch-ästhetischer Arbeit, sobald sie nur wissenschaftlich ernst gemeint war, war seiner Teilnahme gewifs; für jede wufste er aus dem Schatze seiner weit ausgebreiteten, in einem staunenswerten Gedächtnisse sorgfältig aufgespeicherten Kenntnisse wertvolle Beisteuer zu spenden, jede auch sonst durch Rat und Urteil zu fördern. Wie viel seine Schüler alle zusammen auch leisten mögen, den Reichtum dessen, wozu er sie anzuregen vermochte, werden sie kaum je erschöpfen.

Mittelbar oder unmittelbar gehn auf solche Anregungen durch Bernays auch die meisten der Aufsätze zurück, die ihm hier vorgelegt werden. Alle diese Abhandlungen zeugen von selbständiger, fleifsiger Forschung; aber sie führen nicht alle zu sicheren, greitbaren Ergebnissen im Ganzen wie im Einzelnen; manche vielmehr beschränken sich selbst wieder darauf, neue Detailuntersuchungen anzuregen und auf den richtigen Weg zu leiten.

Die Sammelschrift wird durch einen Aufsatz von Hans Wolfgang Singer eröffnet, der aus englischen Zeitschriften und populärwissenschaftlichen Werken vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts Urteile über einzelne deutsche Dramen mitteilt, die in Ubersetzungen und Bearbeitungen über den Kanal und mitunter sogar

auf die englische Bühne gekommen waren; (vgl. VI, 305 Süpfles Beiträge). Es sind vornehmlich Stimmen aus der grofsen Masse des Durchschnittspublikums, nicht Äufserungen hervorragender Geister, die Singer an unser Ohr dringen läfst; die Kritik, die wir so über Meisterwerke Lessings, Schillers und Goethes vernehmen, ist daher oft recht töricht, einseitig und schief oder gar nur ein Beweis von vollständigem Mifsverständnis dessen, was der deutsche Dichter wollte. Mufste doch schon die Einbürgerung der Stücke eines Iffland und Kotzebue, die äufserliche Herübernahme mehrerer Ideen des Sturms und Drangs, für die in England vielfach die erklärenden litterar- und kulturgeschichtlichen Vorbedingungen fehlten, selbst in besseren Köpfen ein schlimmes Vorurteil gegen alles, was von Deutschland kam, erwecken. Dazu gesellte sich oft die gleichfalls den Originalwerken zur Last gelegte Ungeschicklichkeit der englischen Bearbeiter, von der Singer unter anderm belustigende Proben aus dem von Frederick Reynolds 1785 dramatisierten „Werther" mitteilt. Es wäre eine lohnende Aufgabe, wenn Singer seine jetzt noch sehr vereinzelten und keineswegs erschöpfenden Angaben vervollständigen und zu einer zusammenfassenden Darstellung der Aufnahme deutscher Geisteswerke des 18. Jahrhunderts in England verarbeiten wollte. Sollte er sich zu einem solchen, von vorne herein unsers Dankes gewissen Unternehmen entschliefsen, so möge er doch jedenfalls einer Marotte entsagen, durch die jetzt das Äufsere seiner Abhandlung ohne jeden Nutzen geradezu verschimpfiert wird, und nicht mehr auch bei Citaten in Prosa die Zeilen ebenso ungleich umbrechen lassen wie in den Originaldrucken. Das hätte allerhöchstens einen Sinn, wenn es sich um die Wiedergabe einer Handschrift handelte, und auch da nur bedingungsweise; beim Wiederabdruck einer in typographischer Hinsicht ganz gleichgültigen Zeitungs- oder Büchernotiz ist ein derartiges Verfahren aber unbedingt zwecklos.

Aus handschriftlichen Quellen ist der zweite Beitrag zu dem Sammelwerke geschöpft, von Max Koch mit warmen Worten eingeleitet und mit willkommenen Erläuterungen ausgestattet, die unser bisheriges Wissen überall ergänzen und berichtigen. Er besteht in der Hauptsache aus einem sehr schönen Briefe Goethes vom 1. September 1803 an die Mutter des Schauspielers und späteren Schauspieldichters Pius Alexander Wolff, aus der Antwort der Empfängerin vom 12. September und aus zahlreichen Auszügen aus 24 Briefen Wolffs an seine in Augsburg verheiratete Schwester Josephine Spitz, die aber sämtlich bereits in die Zeit seiner Berliner Wirksamkeit fallen. Der Brief Goethes ist kein volles Novum mehr; er ist, während Kochs Aufsatz in der Druckerei lag, nach dem bis auf wenige Worte gleichlautenden Konzept in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft" VI, 160f. veröffentlicht worden. Alles Übrige erscheint aber nun zum ersten Male gedruckt und zwar, was im Ganzen nur zu loben ist, sogleich gesichtet für den wissenschaftlichen Gebrauch, so dafs das für die litterargeschichtliche Forschung Unverwendbare oder Gleichgültige überhaupt aus den Handschriften nicht an die Öffentlichkeit gezerrt wird.

Aufserordentlich weit greift nach allen Seiten hin Karl Borinski aus, dessen Abhandlung über das Enjambement die Skizze zu einer umfassenden Geschichte dieses metrischen Kunstgriffes bei alten und neuen Völkern enthält und neben einigen bestimmten Ergebnissen noch viel mehr Anregung zu der mannigfachsten Einzelforschung darbietet. Bei manchen unserer mittelalterlichen Dichter, die Borinski im grofsen Zusammenhange nicht einmal flüchtig streifen kann, haben die letzten Herausgeber solche Detailuntersuchungen schon angestellt; bei der Mehrzahl entbehren wir sie noch. Die allgemeinen Angaben Borinskis werden durch derartige Nachprüfung im Einzelnen grofsenteils bestätigt. So zeigt z. B. schon eine flüchtige Beobachtung, dafs im „Heliand“ das Enjambement viel öfter nachzuweisen ist als bei Otfried. Bei einigen neueren deutschen Dichtern dürfte die Detailforschung zu genaueren Ergebnissen führen, so gleich bei Klopstock. Die Beispiele, die Borinski aus dessen Oden (leider nach der für kritische Untersuchungen ungenügenden Hempelschen Ausgabe) citiert, sind nicht immer die bezeichnendsten. Klopstock pflegt schon in seinen frühesten Oden das Enjambement sehr fleifsig; wie weit er darin geht, möge eine Probe aus der ältesten Fassung der Ode „Auf meine Freunde“ („Wingolf“), also von 1747, beweisen — die Ode bietet aufserdem noch zahlreiche Beispiele ähnlicher Art. Hier lautet, im Wesentlichen auch später unverändert, Vers 26—27:

Wo bleibst du? Kommst du von dem begeisternden
Pindus der Griechen? Oder kömmst du u. s. w.

Häufig sind in dieser wie in den gleichzeitigen Oden (schon von 1747 an) die Fälle, in denen Klopstock das „Strophenenjambement“ anwendet, den Sinn ohne Unterbrechung des Satzgefüges von einer Strophe zur andern hinüberführt. Manchmal trennt eine geringfügige Interpunktion, ein Komma oder ein Strichpunkt, der aber logisch auch nur den Wert eines Komma hat, die Strophen; oft aber ist nicht einmal eine so kleine Interpunktion denkbar, so z. B. „An Herrn Schmidten“ (1747), V. 28/29; „Auf meine Freunde“ (1747), V. 100/101, 128/129, 264/265, 280/281, 284/285; „Die Stunden der Weihe“ (1748), V. 32/33; „Bardale“ (1748), V. 64/65 u. s. w. Dafs der Dichter stets eine künstlerische Absicht mit diesen kühnen Enjambements verfolgt habe, möchte ich nicht behaupten; die Mehrzahl derselben dürfte doch nur zufällig entstanden sein. In anderen Fällen freilich ist wieder eine solche bestimmte Absicht nicht zu verkennen. Jedenfalls liebte Klopstock diese metrische Freiheit von Anfang an so sehr, dafs er später darin kaum noch weiter zu gehn gebraucht hätte. Und doch zeigen unter anderem die Veränderungen, die er hernach an seinen älteren Oden vornahm, dafs er auch in dieser Hinsicht kühner wurde. Zwei besonders prägnante Beispiele (die sich leicht vermehren liefsen) liefert auch dafür die Ode „Auf meine Freunde“. Hier lautete V. 159/160 in den früheren Handschriften und Drucken mit ganz unbedeutendem Enjambement:

Komm, Freund, komm wieder zu dem Milton
Und zur Homerischen Zeit zurücke!

In der Sammlung der Oden von 1771 (Hamburg bei J. J. Ch. Bode) war die Überführung des Sinns aus dem ersten in den zweiten Vers schon merklicher geworden:

Komm, Freund, komm wieder zu des Milton
Und zu der Zeit des Homer zurücke!

In der Ausgabe letzter Hand (Leipzig bei G. J. Göschen, 1798) trat schliefslich sehr stark das volle Enjambement in aller Kühnheit hervor:

Komm, Freund, komm wieder zu des Britten
Zeit, und zurück zu des Mäoniden!

Bei Vers 192/193 derselben Ode ist durch einen ähnlichen Vorgang ein äufserst auffallendes Strophenenjambement hergestellt. Früher hiefs es hier mit völliger Trennung der Strophen:

Dieses ist mein! Doch du selber fehlst mir.
[Neue Strophe] Du, Fanny, fehlst mir! Einsam von Wehmut voll u. s. w.

Seit 1771 lautete aber die Stelle:

Dieses geliebte Phantom ist mein! Du,
[Neue Strophe] Du selber fehlst mir! Einsam und wehmutsvoll u. s. w.

Auch das, was Borinski über das Enjambement bei Wieland sagt, ist, so richtig dabei der „Oberon“ beurteilt wird, in Betreff der kleineren Epen zu summarisch zusammenfassend. Allerdings sucht Wieland in einigen der „Komischen Erzählungen“ ziemlich streng die Überführung des Sinnes über den Versschlufs zu vermeiden. Aber er verfährt in seinen kleineren Epen durchaus nicht immer nach derselben Regel. Die Einleitung zum „Schach Lolo“ z. B. zeigt Beispiele des kühnsten Enjambements geradezu gehäuft; im weiteren Verlauf der nämlichen Dichtung werden sie viel seltner. Es scheint überhaupt, dafs Wieland da, wo es sich um ein witzig-satirisches, halb philosophisches Raisonnement handelt, das Enjambement häufiger gebraucht als in den eigentlich erzählenden Abschnitten. Auch mögen noch zeitliche Unterschiede in der langen Reihe dieser epischen Gedichte von 1762 bis 1784 zu beobachten sein. Und ähnlich, wie die Bemerkungen über Klopstock und Wieland, so erfordern auch die sonstigen Angaben Borinskis eine genauere Bestimmung durch Einzeluntersuchungen. Im Allgemeinen treffen seine Behauptungen regelmäfsig zu; zum Widerspruch kann höchstens die Ansicht herausfordern, als ob die Bestimmung der französischen Encyklopädisten, dafs der Alexandriner auch dem logischen Satzgefüge nach in zwei gleiche Hälften zerfalle, diesem Verse zum entschiedenen Nachteile gereicht habe. In dem Citat aus Boileaus „Art poétique“ auf S. 52 mufs es natürlich „Et le vers sur le vers“ (statt „les vers sur les vers“) heifsen. Möchte Borinski seine Skizze selbst zu einer ausführlichen Geschichte des Enjambements erweitern; er würde sich dabei vielfach auf seinem eigentümlichsten Arbeitsgebiete bewegen und mit leichterer Mühe als die meisten andern zu sicheren, interessanten Ergebnissen gelangen.

Bei den folgenden Aufsätzen des Sammelwerkes kann ich mich kürzer fassen. Heinrich Wölfflin charakterisiert den Inhalt der „Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Wackenroder und bezeichnet mit knappen, aber besonnen abwägenden Worten die Stellung des merkwürdigen Büchleins in der kunstgeschichtlichen Litteratur um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts sowie die Wirkung, die Wackenroders begeisterte Betrachtungen etwa auf die künstlerische Praxis der nächsten Generation ausgeübt haben mögen.

Auch Georg Witkowski schweift bis zu einem gewissen Grade auf das Grenzland zwischen Poesie, Ästhetik und bildender Kunst ab. Er sucht für den Titel des Goetheschen Aufsatzes „Nach Falconet und über Falconet" (1776) die bisher fehlende Erklärung, um die sich vor ihm nur Anton Springer, aber erfolglos, bemüht hat. Springer hatte auf den 1774 zu London in englischer Übersetzung veröffentlichten Briefwechsel Diderots mit Falconet über die Unsterblichkeit hingewiesen; doch berührt sich dieser in keinem Punkte mit den Äufserungen Goethes, für dessen Kenntnis von jener englischen Ausgabe sich zudem nicht der geringste Beweis erbringen läfst. Witkowski, der bei dieser Gelegenheit eine gute Charakteristik des französischen Bildhauers und Kunstschriftstellers giebt, weist vielmehr nach, dafs Goethe in dem genannten Aufsatze sich auf die 1760 in der Pariser Akademie vorgetragenen, 1761 französisch gedruckten und 1765 in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" übersetzten „Réflexions sur la sculpture" bezog, vornehmlich aber auf die „Observations sur la statue de Marc-Aurèle et sur d'autres objets relatifs aux beaux-arts" (Amsterdam 1771), aus der er eine Reihe von Sätzen sogar wörtlich übertrug. Die Abhandlung Witkowskis bereichert unser Wissen über Goethe tatsächlich an einer Stelle, wo wir unsere Unkenntnis bisher offen bekennen mufsten, und ist zugleich ein schätzbarer Beitrag zum Studium Falconets. Im Einzelnen nehme ich nur an der Bemerkung (S. 77) Anstofs, Heinrich Leopold Wagner verdanke weniger eignen Leistungen als der Freundschaft mit Goethe das Teilchen Unsterblichkeit, das ihm geblieben sei. Dieses harte Urteil ist dem Verfasser der „Kindermörderin" gegenüber geschichtlich kaum gerechtfertigt.

An Witkowski schliefst sich Henry Simonsfeld an mit einigen Bemerkungen über die in der humanistischen Litteratur des ausgehenden 15. Jahrhunderts hochberühmte Venetianerin Cassandra Fedele, die als Ergänzung eines Aufsatzes von demselben Verfasser in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1890, No. 48 und 49 dienen. Dann folgt ein Versuch Walter Bormanns, den Ideengang in Schillers „Künstlern" nach seinen Grundzügen darzustellen und dabei die völlige Übereinstimmung der in dem Gedichte ausgesprochenen oder doch angedeuteten Gedanken mit den Ansichten, die Schiller in seinen späteren ästhetischen Schriften vertrat, zu beweisen. Gegen den Schlufs seiner Abhandlung schlägt Bormann einen polemischen Ton an, indem er sowohl gegen einen einseitig philologischen Betrieb der litterar-

geschichtlichen Forschung, bei dem man hochmütig der Philosophie entraten zu können glaubt, als auch gegen eine falsche Kunstübung, die mit Verleugnung der einfachsten ästhetischen Wahrheiten nur nach Wiedergabe des Wirklichen trachtet, nachdrücklich Einspruch erhebt.

Einen sehr schönen Beitrag zu der Sammelschrift spendet Eugen Kühnemann. Seine Darstellung von Herders letztem Kampfe gegen Kant ist zwar hie und da etwas zu wortreich, leise rhetorisch gefärbt, aber überall durch einfach-verständliche Klarheit ausgezeichnet. So entwickelt Kühnemann übersichtlich die Grundgedanken des Kantischen Systems, wie es sich namentlich aus der „Kritik der reinen Vernunft“ ergiebt, und hebt scharf die Mifsverständnisse hervor, auf denen Herders leidenschaftlicher Kampf in der „Metakritik“ und in der „Kalligone“ beruht. Den Grund dieser Mifsverständnisse erkennt er darin, dafs Herder, nachdem er einmal seine eigene Gedankenwelt völlig ausgebaut hatte, fremde Ideen sich nur noch innerhalb dieses Kreises zurecht zu legen vermochte und deshalb Kants Lehren unbewufst in seine Sphäre herüberzog, in die sie nimmermehr pafsten. Und doch konnte er bei aller Heftigkeit der Polemik dem Einflusse seines Gegners sich nicht ganz verschliefsen. In der Anordnung und Gliederung seiner Gegenschriften z. B. folgte er Schritt für Schritt den Werken, die er zu vernichten sich abmühte — ein bedeutsames Zeichen für die Vergeblichkeit seines fragmentarisch-überstürzten Beginnens.

Hans Schnorr v. Carolsfeld teilt vier lateinische Briefe Georg Rodolf Weckherlins an Camerarius aus den Jahren 1624—1631 mit, die zwar für die deutsche Litteraturgeschichte im engeren Sinne nicht sonderlich viel, desto mehr jedoch für unsere Kenntnis von den persönlichen Verhältnissen und Anschauungen des Schreibers ergeben. Leider ist die chronologische Reihenfolge der Briefe beim Abdruck ohne ersichtlichen Grund verwirrt worden.

Wolfgang Golther untersucht die selbst erst dem 14. Jahrhundert angehörende „Gaungu-Hrólfssaga“ auf ihre Hauptmotive, deren eines aus dem Märchen von der Jungfrau mit den goldnen Haaren stammt, während das andre den in vielen alten Sagen begegnenden schlauen Betrüger aufweist, der den wahren Helden überlistet und um den Lohn seiner Taten bringt. Beide Märchenstoffe sind in der nordischen Erzählung nur äufserlich und kunstlos verbunden. Geschichtlich bedeutsam wird diese aber dadurch, dafs sie in jenem ersten Bestandteil zugleich ein Grundmotiv der älteren französischen Tristansage und zwar in einer noch ursprünglicheren, dem Märchen näherstehenden Fassung enthält, als dies in den französischen Dichtungen der Fall ist. Sehr feinsinnig macht dabei Golther, ebenso klar wie knapp-bestimmt im Ausdruck, auf die Entwicklungsphasen eines Sagenstoffes und auf die Bedingungen aufmerksam, unter denen allein das einfache Märchen zum vollendeten Kunstgedicht umgebildet werden kann: der überkommene Stoff mufs von einem echten Meister zu neuer Bedeutsamkeit herausgearbeitet und die zuweilen veränderte Form mit einem neuen, tieferen und weiteren Gehalt erfüllt werden. Für

die unbedingte Richtigkeit dieser Behauptung könnte gerade die neueste deutsche Dichtung, so weit sie an die Sage von Tristan, von den Nibelungen, von Parzival und dem heiligen Gral anknüpfte, wahre Musterbeispiele bieten; aber leider sind nur allzu oft die wirklichen oder vermeintlichen Kenner unserer alten Sagenwelt voreingenommen genug, um in jeder künstlerischen Umschmelzung des ererbten Sagenschatzes, die ein Meister unseres Jahrhunderts wagt, eine Entwertung und Zerstörung des Hortes zu erblicken.

Mit der deutschen Übersetzungslitteratur beschäftigen sich die beiden folgenden Studien. Zuerst geht Hans Bodmer den Anfängen der Verdeutschung Miltons nach, die sein berühmter Namensgenosse in der Hauptsache schon 1723–1724 vollendete. Er zeigt unter anderm, dafs Bodmer nicht zuerst durch Addisons Essays im „Spectator", wie man gewöhnlich annimmt, auf Milton aufmerksam wurde; denn Bodmer lernte den englischen Urtext der Wochenschrift erst 1724, nachdem er das „Verlorne Paradies" schon übersetzt hatte, kennen und benutzte vorher nur eine französische Bearbeitung des „Spectator", in der die Abschnitte über Milton sämtlich fehlen. Eher mag ihn eine gröfsere holländische Zeitschrift, z. B. das „Journal littéraire", oder noch wahrscheinlicher sein Freund Zellweger in Trogen auf das englische Werk hingewiesen haben. Jedenfalls entlehnte er das erste Exemplar des „Paradise lost", das ihm vor Augen kam, aus Zellwegers Bibliothek. Mit Hilfe mehrerer, zum gröfsten Teil ungedruckter Briefe Bodmers an diesen Freund sowie an Breitinger verfolgt der Verfasser den äufseren Gang, den Bodmers Übersetzungsarbeit nahm, sehr genau und charakterisiert liebevoll das persönliche Verhältnis des Übersetzers zu seinem Werke, indem er im Text wie in gehaltreichen Anmerkungen überall das Bekannte ergänzt. Leider geben nur die neu aufgefundenen und teilweise hier abgedruckten Briefe wenig Aufschlufs über formale und sonstige künstlerische Fragen, die Bodmern bei seiner Arbeit doch jedenfalls sich aufdrängen mufsten.

Den ersten Versuch Terenz zu verdeutschen (von Notkers „Andria" abgesehen), die Übersetzung des „Eunuchus", die Hans Nithart 1486 zu Ulm erscheinen liefs, beleuchtet Hermann Wunderlich. Neben sprachlichen und stilistischen Bemerkungen, bei denen gelegentlich die spätere Übertragung desselben Stückes von Valentin Boltz von Ruffach zum Vergleich herbeigezogen, auch manche irrige Anschauung über die Ulmer Übersetzungen und Drucke aus dem 15. Jahrhundert berichtigt wird, bietet der Verfasser, selbst ein Ulmer Kind und voll Eifers für den Ruhm seiner Vaterstadt, hauptsächlich eine sorgfältige Zusammenstellung dessen, was uns Ulmer Schriften und Urkunden über das Leben und die Familie Nitharts lehren.

Werner Söderhjelm untersucht zwei Dichtungen, die einem mit Nithart ziemlich gleichzeitigen französischen Autor, dem Guillaume Coquillart, in der Ausgabe seiner Werke von 1532 zugeschrieben werden, während sie in den fünf früheren Ausgaben fehlen, den

„Monologue du puits“ und den „Monologue des perruques ou du gendarme cassé“, auf ihre Echtheit. Den erstern erkennt er wegen seiner allzu genauen, eine selbständige dichterische Tätigkeit ausschliefsenden Übereinstimmung mit dem sicherlich echten „Monologue Coquillart“ nicht als ein Erzeugnis desselben Verfassers an; den „Monologue des perruques“ hingegen glaubt er für Coquillart in Anspruch nehmen und seine Entstehung gegen 1480 ansetzen zu dürfen.

Allgemeineres Interesse kann der Beitrag Karl Vollmöllers erregen, der aus einer unbekannten altspanischen Prosaübersetzung der „Ilias“ mehrere Proben mitteilt. Sie ist zwar nicht die älteste spanische Homerübersetzung — als solche hat vielmehr die des Juan de Mena (1411—1456) zu gelten —, aber doch vor dem Druck dieser ältesten Übertragung (1519) unternommen. Sie geht nicht auf das griechische Original, sondern auf die gleichfalls noch ungedruckte lateinische Prosaübersetzung des italienischen Humanisten Petrus Candidus Dêcembrius (1399—1477) zurück, die zufolge einer Aufforderung König Johanns II. von Castilien 1440 entstanden ist. Der unbekannte spanische Bearbeiter derselben übertrug im Auftrag eines spanischen Grofsen den ersten bis vierten und den zehnten Gesang der „Ilias“, dazu die von Candidus verfafste Lebensbeschreibung des Homer und einen Abrifs der trojanischen Geschichte. Aus dem allen giebt Vollmöller gröfsere Auszüge mit kurzen, meist sprachlichen Anmerkungen; die Widmung des Ganzen an den Marques de Santillana teilt er vollständig mit.

Übersetzungsfragmente bietet auch der das Sammelwerk abschliefsende Aufsatz von Julius Elias, weitaus der umfangreichste von allen. Aus dem Nachlasse des vornehmlich als Ubersetzer tätigen Johann Gottlob Regis, dem Elias schon in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ eine viel Neues beibringende Studie gewidmet hat, teilt er jetzt die zahlreichen Bruchstücke einer metrischen Verdeutschung der Dramen Shakespeares mit, die sich ihrer Entstehung nach über mehr als drei Jahrzehnte von Regis' Leben, etwa über die Zeit von 1813 bis 1847 verteilen. Es sind kleinere Fragmente aus den „Beiden Veronesern“, aus „Gleiches mit Gleichem“, „Viel Lärmen um nichts“, „Wie es euch gefällt“, „Zähmung einer bösen Sieben“, „Richard II.“, „Troilus und Cressida“, „Romeo und Julie“, „König Lear“, „Othello“, „Cymbeline“, gröfsere Stücke bis zum Umfang eines ganzen Aktes aus „König Heinrich VIII.“, „Coriolan“ und „Hamlet“. Mit A. W. Schlegel begegnete sich Regis in einigen dieser Versuche, die aber laut seiner ausdrücklichen Versicherung vor seiner Bekanntschaft mit Schlegels Übersetzung entstanden. An formaler Vollendung, an Anmut der Sprache und Wohlklang des Verses können sich die Versuche von Regis nur sehr selten mit denen Schlegels messen; bisweilen trifft dieser sogar auch den Wortsinn des Originals richtiger als sein Nachfolger. Im Allgemeinen aber ist Regis wörtlich-genauer, wagt es weniger, von dem Ausdruck, der Stellung und dem Satz-

gefüge des Englischen abzugehen, giebt, wo möglich, jeden Zug eines Gleichnisses oder Bildes sklavisch getreu wieder, während Schlegel öfters dem deutschen Sprachgefühle zu Liebe freier verfährt und so nicht blofs eine meisterhafte Übersetzung, sondern fast noch mehr eine wundervolle dichterische Neuschöpfung aus dem Geiste des ursprünglichen Autors heraus in unserer Sprache liefert. Künstlerisch steht seine Leistung zweifellos höher; der eigentümliche Charakter des Originals mit all seinen Herbheiten und uns zunächst befremdenden Kühnheiten ist aus den Versuchen von Regis stellenweise deutlicher zu erkennen. Den aus den Handschriften mitgeteilten Fragmenten schickt Elias einleitende Bemerkungen voraus, besonders über die Art, wie Regis arbeitete, bei allem Ernst und Eifer doch stets nur zum eignen Genusse, durch keinen innern Drang mitbestimmt, sein Werk der Welt vorzulegen. Auch für diese Erörterungen ist ein reiches handschriftliches Material, namentlich der Briefwechsel zwischen Regis und Karl Gustav Carus, sorgfältig ausgenutzt. Der ausführlicheren Schrift über Regis, die Elias in Aussicht stellt, wird man nach all diesen Proben nur mit den besten Erwartungen entgegenschauen dürfen.

Das ganze, auch im Äufseren vom Verleger schön ausgestattete Buch, um dessen Herausgabe sich gleichfalls Elias das gröfste Verdienst erworben hat, bietet für die verschiedenartigsten litterargeschichtlichen Studien reiche Ausbeute und Anregung und ist darum wissenschaftlichen Forschern und Lesern warm zu empfehlen.

München. Franz Muncker.

DARIO CARRAROLI: La leggenda di Alessandro Magno. Studio storico-critico. Torino-Palermo, Carlo Clausen. 1892. Mondovi, Tipografia Giovanni Issoglio. 375 S. 8⁰.

Obwohl ich bereits im „Litterarischen Centralblatt“ für 1893 Sp. 258 f. nachdrücklich das Erscheinen dieser ersten auf den ganzen reichen Materialien ruhenden Gesamtdarstellung des Alexander-Themas bewillkommnet habe, möchte ich doch hier in aller Kürze vor dem engeren Kreise der Fachgenossen auf den Wert dieses fleifsigen Buches hinweisen. Die bei jener Gelegenheit gerügten kleinen sachlichen Mängel sowie die daselbst beigebrachten Korrekturen und Zusätze übergehe ich hier und führe nur nochmals den

von mir redigierten Übersichtsartikel „Alexandersage“ in der neuen (14.) Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon an. Indem ich heute den Erforschern und Freunden des überaus ausgedehnten und hochwichtigen Stoffes die sehr geschickte Behandlung Carrarolis ans Herz lege und meiner Bewunderung seiner Emsigkeit und Umsicht angesichts seiner Hindernisse als Mittelschulprofessor eines italienischen Landstädtchens Ausdruck verleihe, trage ich einiges nach*), was sich seitdem an Bereicherung unserer Kenntnis eingestellt hat. Da ist in erster Linie „Die syrische Übersetzung des Pseudo-Callisthenes. Ins Deutsche übertragen“ zu erwähnen, die der Züricher Theolog und kundige Semitist Professor Victor Ryssel mit knapper Einleitung im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“, Band XC, veröffentlicht hat (S. 83—134, 270—288, 353—402). Beigefügt sind in Parenthese dem Texte kurze Notizen zur Vergleichung mit der griechischen Vorlage, auch einige kritische Glossen, am Ende sodann zwei wertvolle Verzeichnisse der vorkommenden Personen- und geographischen Namen (in ursprünglicher Wortform, wenn die Übereinstimmung mit dem Griechischen auf der Hand liegt; bei verstümmelten oder unkenntlich gewordenen in möglichst genauer Transscription der syrischen). Im Anschlufs an die neuen einschneidenden Untersuchungen von Budge (1889) und Nöldeke (1890) ermöglicht diese Arbeit, deren Textkonstitution der Verfasser in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ begründen will, eine wesentliche Verbreiterung des Bodens für eine wirklich vergleichende Betrachtungsweise. Die letztere lag ja bis auf jene eingehende und scharfe Distinktion in Th. Nöldekes „Beiträgen zur Geschichte des Alexanderromans“ (Druckschriften der [Wiener] K. Akademie der Wissenschaften, philol.-hist. Klasse, Bd. 38) recht im Argen. Einem 1892 erschienenen Artikel „Zur Alexandersage im Orient“ in der ‚Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz, herausgegeben von Fr. Meili‘, X. Jahrgang, 1. Vierteljahrsheft, mifst Ryssel selbst keine spezial-wissenschaftliche Bedeutung bei; bei obigem Anlafs nennt er ihn gar nicht. Ferner beschäftigen sich mit unserem Problem eine Königsberger Gelegenheitsschrift von H. Becker, „Zur Alexandersage. Der Brief über die Wunder Indiens im ältesten deutschen Alexanderepos“ (14 S.; auch bei G. Fock in Leipzig 1893 in Kommissionsverlag erschienen), und ein Aufsatz von dem Stuttgarter Gymnasialprofessor S. Herzog, „Die Alexandersage im Altertum und Mittelalter“, in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg“, 1893, No. 9 (4. August), S. 129—143, der trotz seiner Rücksicht auf ein allgemein-gebildetes Publikum auf Grund der eingangs bezeichneten „wichtigsten Quellen sekundärer Art“ gründlich zu Werk geht. Am Ende gedenke ich noch einer Auslassung G. Körtings (Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Re-

*) Über Aristoteles in der Alexanderdichtung des Mittelalters, vgl. N. F. IV, 140.

naissance, III 1, 259), die mir zufällig aufstiefs, weil sie einen von manchen andern abweichenden Standpunkt vertritt; er rechnet nämlich Walthers von Chatillon „Alexandreis“ zu den wenigen mittelalterlichen lateinischen Dichtungen, die „sich wenigstens in formaler Hinsicht etwas über das sonstige niedere Niveau“ erhoben.

Somit möge denn Carrarolis erfreuliche Leistung, die übrigens ihren Tribut der Dankbarkeit an deutsche Vorläufer nach Gebühr zollt, warm empfohlen sein, zugleich als ein Ansporn zur Inangriffnahme einer erschöpfenden Darlegung nach den Gesichtspunkten systematischer Vergleichung.

München. Ludwig Fränkel.

Nachrichten.

Zum Spiesschen Faustbuch. Das „Abenteuer mit den vollen bauern" (S. 84 des Neudrucks) ist schon vor 1587 bezeugt bei Joh. Jac. Wecker 1582 *De Secretis* p. 43: Maxime admiranda sunt ea quae praestant incantatione magi, dum corporum naturalium aut animalium actiones praepediunt: ut Faustus qui rusticis ebriis et nimiopere vociferantibus ora distenta ligavit ut taciti consisterent.

Freiburg i. B. Friedrich Kluge.

Den VI, 414 gegebenen Hinweis auf die Litteratur über die neuere Nibelungendichtung ergänze ich durch Anführung von K. Weitbrechts Antrittsvorlesung „Die Nibelungen im modernen Drama" (Zürich, Verlag von F. Schulthess 1892. 37 S. 8⁰). Beschränkung auf die namhaftesten Vertreter der Nibelungendramatik, Geibel, Hebbel, Wilbrandt, Waldmüller, Wagner, kommt der Übersichtlichkeit zu gute; die Untersuchung über Vischers Vorschlag zu einer Nibelungenoper ist besonders lobend zu erwähnen. Zu verwundern ist, dafs Weitbrecht, entgegen seiner sonstigen sicheren Beherrschung der leitenden Gesichtspunkte, wie sie sich bei den Bearbeitungen im 19. Jahrhundert ergeben haben, bei Beurteilung Wagners sich in Widersprüchen bewegt, die einen Teil seiner Arbeit geradezu wertlos machen. Wer der Konzeption des Wagnerschen Nibelungenringes ein begeistertes Lob spendet wie Weitbrecht S. 34, der sollte sich zum Schlusse doch nicht in Ausfällen ergehen, deren Haltlosigkeit in einer zwanzigjährigen Fehde längst nachgewiesen ist. Dafs der Verfasser dem Jordanschen Nibelungenepos eine hohe Stelle zuweist, kann uns nur freuen, und wir würden die Sprache, wie sie Weitbrecht auf den drei letzten Seiten seiner Schrift gegen Wagner führt, ebenso zurückweisen, wenn sie, wie bisher von anderer Seite auch schon vorgekommen ist, gegen Jordan gerichtet wäre.

Darmstadt. Karl Landmann.

Von dem in dieser Zeitschrift IV, 303—312 besprochenen „Hebräischen Reiseroman" hat Prof. Dr. D. H. Müller in den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, (philosophisch-hist. Klasse Bd. 41, Wien 1892) eine mit ausführlicher Einleitung versehene kritische Ausgabe veröffentlicht u. d. T. „Die Rezensionen und Versionen des Eldad Had-Dânî nach den alten Drucken von Konstantinopel, Mantua und Venedig und den Handschriften von London, Oxford, Parma, Rom, St. Petersburg und Wien veröffentlicht und kritisch untersucht".

Beim Lesen dieser Publikation drängt sich dem Nichtfachmanne die Frage auf, ob das Werk des Eldad auch eines solchen Aufwandes von Gelehrsamkeit und Fleifs wert ist. Aber wir müssen ihre Beantwortung den Fachkollegen des gelehrten Akademikers überlassen. Wir haben seine Arbeit mit grofsem Interesse gelesen und schätzen sie als einen sehr wichtigen Beitrag zur Lösung der Eldadfrage, müssen uns aber versagen hier näher darauf einzugehen, da sie in das Gebiet der orientalischen Philologie gehörend unserer Kompetenz nicht unterliegt und auch deshalb nicht ganz in den Rahmen dieser Zeitschrift pafst. Wir glauben jedoch die Leser, welche sich für den „Hebräischen Reiseroman" interessierten, auf diese neue sich darauf beziehende bedeutende Publikation aufmerksam machen zu sollen, wie wir in Bezug auf die Sieben Nationen (IV, 312 Anm.) auch auf eine geographische Hypothese von Dr. Metz in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Breslau 1879, S. 184—186 verweisen.

Wien. Marcus Landau.

Als Vorläufer der von H. Brandes vorbereiteten Ausgabe der älteren niederdeutschen (Lübecker) Bearbeitung von Brants Narrenschiff hat Karl Schröder die jüngere niederdeutsche Bearbeitung „dat nye schip van Narragonien", den Rostocker Druck von 1519 „Blatt für Blatt und Zeile für Zeile" mit den Holzschnitten in getreuer Nachbildung herausgegeben (Schwerin 1892, Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei. Die beigegebenen 135 Seiten Anmerkungen suchen für jedes Kapitel das ziemlich willkürliche Verfahren des niederdeutschen Bearbeiters gegenüber der Strafsburger Originalausgabe und dem Nürnberger Nachdruck festzustellen, im Anschlusse an Zarncke die Sacherklärung zu fördern und daneben Beiträge zum niederdeutschen Wörterbuche zu liefern.

M. v. Waldberg hat seiner Ausgabe des „Venusgärtlein" Hallesche Neudrucke Nr. 86/89, 1890 nun die des Jaufner Liederbuches, zugleich in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern" III, 260—327 und in Sonderausgabe erscheinend, folgen lassen. Die 53 Lieder sind zwischen 1600 und 1603 auf der südtirolischen Burg Jaufen niedergeschrieben worden, seit zwei Jahren ist die Handschrift Eigentum der Wiener Hofbibliothek. Auch bei den aus anderen Sammlungen nicht bekannten Liedern der Handschrift weist der kundige Herausgeber „deutliche Spuren der Anlehnung und Entlehnung" nach; eine eingehendere Untersuchung der Textgeschichte des in mannigfacher Hinsicht interessanten Liederbuches soll später folgen.

O. Weddigen giebt in der kleinen Schrift „das Wesen und die Theorie der Fabel" (Leipzig 1893, Rengersche Buchhandlung, 34 S. 8⁰) eine Darstellung von Lessings und Jakob Grimms Grundsätzen über Fabeldichtung und eine Vergleichung beider Theorien. Ein solcher Vergleich ist nicht nur durch Lessings einseitige Stellung zum klassischen, Grimms zum germanischen Altertume mifslich, er wird durch die ästhetisch-kritische Methode Lessings, die historisch-kritische Grimms aufs äufserste erschwert. Im Anhang giebt Weddigen, der nur einmal die Schweizerische Lehre, Breitinger selbst gar nicht nennt, eine Tabelle der Fabel- und Parabeldichter Deutschlands. So gut wie Luthers Äsopübersetzung wäre doch auch die Steinhöwelsche anzuführen gewesen; nach Herder sucht man unter den Parabeldichtern vergeblich.

Vom Jahre 1205 bis 1815 hat Abel Lefranc in der „Histoire du Collège de France depuis ses Origines jusqu'à la Fin du premier Empire" (Paris 1893, Librairie Hachette et Cie. XIV, 432 S. 8⁰) die Einrichtungen und Geschicke der auch für die Litteratur so einflufsreichen und wichtigen Lehranstalt — einen Abschnitt in der Geschichte des Humanismus," „un des épisodes les plus caractéristiques de l'histoire de la Renaissance française" bezeichnet Lefranc ihre Gründung — in gründlicher und ausgezeichneter Weise dargestellt.

Das erste Heft der von Georg Steinhausen herausgegebenen „Zeitschrift für Kulturgeschichte (Berlin, Verlag von E. Felber) enthält: Zur Einführung von Steinhausen. — Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter von K. Lamprecht. — Thomas Campanella, ein Dichterphilosoph der italienischen Renaissance von Eb. Gothein. — Deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter von Steinhausen. — Aus dem Vereinswesen im römischen Reiche von W. Liebenam. — Mitteilungen und Notizen, Besprechungen.

In zwanglos erscheinenden, in sich abgeschlossenen Heften wird Albert Leitzmann „Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte", August Sauer eine „Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen" (beide Berlin, Verlag von E. Felber) herausgeben. Als erstes Heft der Quellenschriften erscheinen von Rudolf Haym bearbeitet Briefe Wilhelm von Humboldts an Heinr Ludw. Nicolovius, als erster Band der Bibliothek edirt J. Bolte die Handschrift von Veit Warbecks schöner Magelone 1527. Wir möchten schon jetzt auf diese beiden interessanten und dem litterarischen Studium fördernde Hilfsmittel bietenden Sammlungen besonders aufmerksam machen, vorbehaltlich späterer Besprechung einzelner Hefte.

Zur Genesis eines ästhetischen Begriffs.

Von

Theobald Ziegler.

Zu dem Sammelband „Philosophischer Aufsätze, Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum gewidmet" (Leipzig 1887) hat Friedrich Vischer nicht nur das einleitende Vorwort geschrieben, sondern auch eine wertvolle Abhandlung über „das Symbol" beigesteuert. Es ist dies fraglos das Beste und Erschöpfendste, was bis jetzt über diesen Begriff gesagt worden ist, ja es ist noch weit mehr. Wenn Fechner in seiner „Vorschule" vom ästhetischen Assoziationsprinzip gemeint hat, an ihm hänge die halbe Ästhetik, so beruht auf dem Symbolbegriff die ganze, d. h. sowohl das Verständnis für das, was wir in der Natur schön finden und schön nennen, als für das Schöne, das die Menschen in der Kunst selber machen. Vischer hat am Schlufs seiner ästhetischen Selbstkritik in fast tragischer Selbsterkenntnis zugestanden, dafs die Ästhetik noch in ihren Anfängen sei und hat damit sein eigenes System als System preisgegeben; aber er hat durch jenen Aufsatz über das Symbol doch seinerseits wieder den Grund zu einem neuen Ganzen gelegt, dessen Ausführung nun freilich anderen jüngeren Kräften überlassen werden mufste.

Diese Lehre vom Symbol und dem symbolischen Charakter des Schönen beruht aber bei Vischer auf einem anderen, auf dem psychologischen Begriff der Einfühlung, welcher auch ich als dem tiefsten unter den ästhetischen Gefühlen und als dem eigentlichen Schlüssel zum Morgentor des Schönen in meiner Schrift über „das Gefühl" (Stuttgart 1893) die ihr gebührende Stelle angewiesen habe. Es ist das jener seelische Akt, vermöge dessen die Phantasie bei der ästhetischen Betrachtung — um vom künstlerischen Schaffen hier abzusehen — in alles den Menschen hineinschaut, in der Weise, dafs wir

uns, unsere Seele, unser Eigenstes in die äufseren Erscheinungen hineinlegen oder besser: hineinfühlen und sie dadurch beleben und beseelen. Dadurch unterscheidet sich diese Einfühlung von der Assoziation, der gegenüber sie ein viel Innerlicheres, Tieferes, Intimeres ist: jene bleibt in der Zweiheit und Äufserlichkeit stecken, hier dagegen ist Einheit und Innerlichkeit, Vermittlung durch das Ich, durch das eigene Lebensgefühl, ein persönliches Mitdabeisein, ein von innerstem Herzensgrunde aus Interessiertsein (weshalb es so falsch ist, in der Ästhetik von einem „Wohlgefallen ohne alles Interesse" zu reden). So nur erklärt sich das durch und durch Gefühlsmäfsige, geradezu Mystische, das aller ästhetischen Anschauung zu Grunde liegt und sie nun eben zu einer symbolisierenden Tätigkeit macht. Denn wie ich mich mit meiner ganzen Stimmung in das Objekt hineinversetze, so schaut aus diesem die geliehene Seele, die eingefühlte Stimmung auch wieder heraus und hervor; und wie das Ich den Objekten sein Bestes und sein Tiefstes leiht, so entnimmt es ihnen auch seinerseits ihr Bestes, ihre Kräfte, ihre Formen, ihre Bewegungen: mit den Wolken kann es ziehen, mit dem Vogel fliegen, mit dem Feuer lodern, mit dem Schiff über das Wasser dahinjagen, mit Tanne und Fels sich trotzig empor strecken und recken, mit der Weide sich trauernd über den Bach hinneigen u. s. f.; und umgekehrt sieht es so aus, als blicke mir aus den Zuständen des sich bewölkenden oder des klarblauen Himmels, aus den Bewegungen der Meereswogen eine heitere oder traurige oder zornige Seele entgegen.

Für alles das hatte ich mich in meinem Buch, neben Hegel und Volkelt, vor allem auf Vischers Abhandlung zu berufen; Vischer selbst hat auf eine kleine Schrift seines Sohnes Robert Vischer „über das optische Formgefühl" (Stuttgart 1873) hingewiesen, in welcher nur etwas zu formalistisch und wie mir scheint, überflüssiger Weise neben der Einfühlung noch eine An-, Zu-, Nach- und sogar eine Ausfühlung unterschieden wird. Als seine Vorgänger auf diesem Wege nennt dann der jüngere Vischer in dem Vorwort Völkers „Analyse und Symbolik", Karl Köstlins „Ästhetik" und Scherners Buch über „das Leben des Traums". Auch Lotze, auf den mich M. Carrière in einer Besprechung meiner Schrift fast unsanft aufmerksam macht, ist von den beiden Vischer schon genannt, es ist aber von dem Sohne mit Recht bemerkt worden, dafs bei ihm die systematische Verwertung des Gedankens fehle; und auch Fr. Vischer betont, dafs Lotze

das an verschiedenen Stellen Zerstreute nicht in seine Konsequenzen verfolgt habe.

Sucht man aber einmal nach Vorgängern für die Aufstellung und Verwertung dieses Begriffes, so kann ich doch erheblich ältere Quellen als Lotze dafür nachweisen. Zwar habe ich auch früher schon an Schiller erinnert; aber nur an die dichterische Anwendung des Gedankens in den dem Jahre 1795 entstammenden „Idealen“: Da lebte mir der Baum, die Rose . . . Es fühlte selbst das Seelenlose von meines Lebens Widerhall; auch die Apostrophierung der „Eilenden Wolken“ durch Maria Stuart liefse sich hier anziehen. Allein lange zuvor hatte Schiller auch theoretisch diesen Vorgang der Seelenleihung bereits erkannt und ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, in jener jugendlich kühnen Examensarbeit vom Jahre 1780 „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“. Der § 22 dieser Abhandlung, der überschrieben ist „Physiognomik der Empfindungen“, enthält den Keim zu dem, was Piderit in seiner auch von Fr. Vischer a. a. O. erwähnten und besprochenen Schrift „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik“ und was ihm nach seither noch manche andern des Weiteren ausgeführt haben. Von dem Gedanken aus, dafs „jeder Affekt seine spezifiken Äufserungen habe und sozusagen seinen eigentümlichen Dialekt, an dem man ihn kenne“, konstatiert hier der Eleve der Karlsschule die „merkwürdige“ Tatsache, „wie viel Ähnlichkeit die körperlichen Erscheinungen mit den Affekten haben“, und führt hierfür unter den freilich etwas desultorisch zusammengestellten Beispielen auch folgende an: „Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachsen, auf Stürmen und Wellen dahinbrausen; gähe Abgründe stürzen uns schwindelnd hinunter; der Hafs äufsert sich im Körper gleichsam durch eine zurückstofsende Kraft, wenn im Gegenteil selbst unser Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmonisch sich mischen“. Die beiden ersten Beispiele könnten genau so auch die beiden Vischer gebraucht haben; der Schlufs geht zwar auf anderes über, zeigt aber doch das Intime dieses ganzen Einfühlungsprozesses richtig auf.

Aber gleichwohl wollte ich nicht von Schiller als dem eigentlichen und ersten Einfühlungs-Ästhetiker — man verzeihe mir die neue Wortbildung! — reden; denn einmal fehlt bei ihm noch der Terminus für den richtig erkannten Vorgang, und dann hat er in seinen späteren ästhetischen Abhandlungen unter dem Einflufs Kants von

dieser Erkenntnis und Entdeckung kaum weiteren Gebrauch gemacht*). Nein, der Begriff ist doch nicht eigentlich Schillerisch, sondern vielmehr romantisch, und der, bei dem sich, so viel ich sehe, erstmals auch das Wort dafür findet, ist Novalis. Bei ihm heifst es in den „Lehrlingen zu Sais": „So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allem erkennt und unterscheidet und mit angeborener Zeugungslust, in inniger mannigfaltiger Verwandtschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt". Hier haben wir beides, Wort und Sache, und diese letztere ganz richtig beschrieben, das Halbunbewufste und Instinktive des Vorgangs, ebenso wie die Innigkeit und Intimität der Vermischung als besonders charakteristisch hervorgehoben. Übrigens ist die citierte Stelle nur der Abschlufs einer Reihe von Äufserungen der „Lehrlinge" über die verschiedene Art, wie man der Natur nahe kommen, sich ihrer bemächtigen könne. Da heifst es unter anderem von den Dichtern, ihnen allein bleibe die Seele der Natur nicht fremd; für sie habe die Natur alle Abwechslungen eines unendlichen Gemüts; und wenn auch im Einzelnen in ihr ein bewufstloser, nichts bedeutender Mechanismus allein zu herrschen scheine, so sehe doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Und nun folgen auch hier Beispiele, ähnlich denen, wie sie der jugendliche Schiller und wie sie später Vischer für diesen Akt der Naturbeseelung angeführt haben, nur natürlich romantisch sublimiert und übertrieben. „Der Wind", heifst es unter anderem, „ist eine Luftbewegung, die manche

*) In gewissem Sinn kommt Schiller freilich auch später noch einmal auf diese Idee zurück. Als das einzig mögliche Ideal der Schönheit und der Kunst hat sich ihm der Mensch herausgestellt. Daher mufs — führt er in seiner Besprechung von Matthisons Gedichten aus — der Landschaftsdichter die unbeseelte Natur menschenähnlich behandeln, „sie durch eine symbolische Operation in die menschliche verwandeln", indem er sie entweder musikalisch dazu benützt, die inneren Bewegungen unseres Gemüts durch analogische äufsere zu begleiten und zu versinnlichen oder durch Darstellung von Ideen den moralischen Sinn, eine sittlich gestimmte Seele zu befriedigen. Hier haben wir die Tätigkeit des Symbolisierens und des Einfühlens, zugleich aber auch den Grund, warum Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen das hier nebenbei Gefundene nicht weiter verfolgt und verwertet hat: ihn interessiert hinfort nicht sowohl das Analoge der Menschheit in der Natur und Kunst, als vielmehr diese Menschheit selbst, das Idealschöne, welches zugleich ein Idealmenschliches ist.

äufsere Ursache haben kann; aber ist er dem einsamen, sehnsuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorübersaust, von geliebten Gegenden herweht und mit tausend dunkeln, wehmütigen Lauten den stillen Schmerz in einen tiefen melodischen Seufzer der ganzen Natur aufzulösen scheint? Fühlt nicht so auch im jungen bescheidnen Grün der Frühlingswiesen der junge Liebende seine ganze blumenschwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgesprochen, und ist je die Üppigkeit einer nach sicherer Auflösung in goldnen Wein lüsternen Seele köstlicher und erwecklicher erschienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die sich unter den breiten Blättern halb versteckt? . . Drückt nicht die ganze Natur, so gut wie das Gesicht und die Gebärden, der Puls und die Farben den Zustand eines jeden der höheren, wunderbaren Wesen aus, die wir Menschen nennen? Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich andres als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschaue und die Gedanken in seinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genufsvolles Gemüt wird die Pflanzenwelt, nur ein lustiges Kind oder ein Wilder die Tiere verstehen". An mich selbst aber, der ich in meiner Schrift über das Gefühl Wahrnehmung und Vorstellung gewissermafsen abgestumpfte und erkaltete Gefühlskomplexe genannt habe, erinnert mich noch ein anderes von Novalis in diesem Zusammenhang gesprochenes Wort: „Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blafsgraues, schwaches Leben".

Ich habe diese Ähnlichkeit erst jetzt, wo ich durch eine Vorlesung über die Romantiker wieder einmal intensiver auf sie zurückgeführt worden bin, aufgefunden, wundere mich aber nicht darüber, da ja die Romantiker nach dem lediglich verstandesmäfsigen sich Behaben des Rationalismus erstmals mit Energie sich der bis dahin vernachlässigten Provinz des Fühlens angenommen haben; und auf einen von ihnen, auf Schelling und sein „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens" habe doch auch schon ich bei der Besprechung der Begriffe Symbol und Einfühlung in meinem Buche hingewiesen. Aber zwei andere Punkte sind hier wichtiger. Einmal: in der Romantik stecken noch ungehobene Schätze ästhetischer Arbeit in Fülle; gerade bei dem feinsinnigsten und poetischsten Vertreter der älteren Schule, bei Novalis wäre zu graben, man wird auf echte Goldadern stofsen. Eine Ästhetik der Romantik ist trotz des grundlegenden Werkes von Haym noch ein Desideratum und ist durch dasselbe recht eigentlich erst ermöglicht worden. Ich plane selber eine solche, würde

mich aber ebenso freuen, wenn sie von anderer Seite her in Angriff genommen würde.

Fürs zweite aber, man halte uns, die Vertreter der Lehre vom Symbol und von der Einfühlung darum, nicht für Romantiker; eine solche Befürchtung lag vielleicht H. Cohens „Jubiläums-Betrachtungen" mehr oder weniger bewufst zu Grunde, wenn er hier (Philosophische Monatshefte Bd. XXIV) Vischers Abhandlung über das Symbol an der „klassischen Ästhetik Kants" sich messen und orientieren lassen wollte. Was uns von der Romantik trennt, ist doch ein ganz Bestimmtes und Wesentliches: wir halten jenen Begriff der Einfühlung für einen lediglich ästhetischen Begriff, betrachten das Hineinfühlen ausschliefslich als eine Sache der ästhetischen Anschauung; die Romantiker, und namentlich auch Novalis in dem Romanfragment „die Lehrlinge zu Sais", dachten darüber anders. Romantik ist Poetisierung des Lebens und der Wissenschaft; um sich der Natur zu bemächtigen, sagte ich oben, um sie sich zu gewinnen, dazu sollte ihnen jenes Hineinfühlen dienen; um die Natur zu gewinnen — auch für die wissenschaftliche Erkenntnis; denn darum handelt es sich für die „Lehrlinge". Hier liegt der romantische Unfug, wie er sich vor allem in Schellings Naturphilosophie geoffenbart hat, hier das Ungesunde dieser ganzen schrankenlos universalistischen, sich nirgends beschränkenden Richtung. Wissenschaftliche und ästhetische Betrachtung sind strengstens zu scheiden, was für diese berechtigt und notwendig ist, wäre für jene vom Übel. In der Wissenschaft braucht es des „erstarrten Gefühls", d. h. der auf Allgemeingiltigkeit gerichteten Erkenntnis, und alle romantische Willkür und Subjektivität ist hier durchaus abzuweisen und auszuschliefsen; jenes Hineinfühlen aber läfst uns die Natur nicht theoretisch erkennen, sondern nur ästhetisch geniefsen, gewinnt sie und schliefst sie auf nur für die ästhetische Anschauung, welche etwas absolut anderes ist als wissenschaftliche Erkenntnis. Von der Schellingschen „Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie" wollen wir Modernen schlechterdings nichts wissen. Nur an Einem Punkt berühren sich beide, da wo die strenge Wissenschaft in ideale Konzeption übergeht, bei der Frage nach der letzten metaphysischen Unterlage alles Seienden. Auch Fr. Vischer hat — übrigens erheblich vorsichtiger als der Sohn, der in dem pantheistischen Drang zur Vereinigung mit der Welt als einer Allheit Ursache und Grund dieser symbolisierenden Tätigkeit sieht, auf die ästhetische Anschauung als sinnenfällige Erscheinung und Bezeugung der Einheit von Geist und

Natur, der Alleinheit zum Schlusse jener seiner Abhandlung noch kurz hingedeutet; und ich habe mich, noch einmal vorsichtiger und leiser deutend als er und damit hoffentlich Cohens Einspruch nicht in derselben Weise herausfordernd, dem angeschlossen und habe gerade für diesen pantheistischen Hintergrund des Symbols auf das schon genannte Gedicht Schellings von dem in der Natur steckenden Riesengeist und dem in ihr sich selber findenden Menschenkind hingewiesen. Es ist aber ein allgemein romantischer Gedanke. Doch haben ihn nur diejenigen beiden Männer festgehalten, welche zwar aus der älteren romantischen Schule hervorgegangen sind, die Romantik aber in sich überwunden haben, Schleiermacher und Hegel: jener in seiner Definition der Religion als der gefühlsmässigen Anschauung des Universums, dieser in seinem Panlogismus, der gleich in der Phänomenologie das Banner des Geistes auf allen Höhen und in allen Tiefen des Weltalls aufgepflanzt hat; also auch im Reiche der Natur, wo der Geist nur noch nicht zu sich selbst gekommen, in der Form des Andersseins ist. So kühn spekulieren wir heute freilich nicht mehr; aber wenn selbst Kant von der Schönheit „als einem Symbol der Sittlichkeit" redet, so werden wir wenigstens andeutungsweise die Vermutung wagen dürfen, dafs die Phantasie doch nur deswegen in alles den Menschen hineinschaut, weil der Riesengeist, der im All steckt, vom Menschengeist vielleicht nicht so gar verschieden sein dürfte. Allein wir begnügen uns in aller Selbstbescheidung des Nichtswissenkönnens mit einer derartigen Ahnung und bauen daraus kein luftiges System mehr. Wohl aber suchen wir den tiefsinnigen Gedanken vom Symbol und von der Einfühlung da energisch fruchtbar zu machen, wo er sich innerhalb des Gegebenen und Fafsbaren aufzeigen und allein wirklich fruchtbar machen läfst, d. h. im Gebiet des Ästhetischen.

Zum Schlusse nur noch Eines. Es versteht sich von selbst, dafs mit der Rückführung jener ästhetischen Begriffe auf Äufserungen Schillers und vor allem auf die romantische Gedankenwelt von Novalis und Schelling der Leistung der beiden Vischer kein Eintrag getan werden soll. Ich habe ja ebenso in dem Wort vom erstarrten Gefühl in Novalis einen Vorgänger für mich selbst nachgewiesen. Es ist doch gewifs weit mehr Grund zur Freude als zum Unmut, wenn man entdeckt, dafs man nur nachgedacht und doch selbständig neugedacht hat, was ähnlich schon von anderen gedacht und gefunden worden war; unsere Gedanken erhalten ja dadurch eine neue und nachträglich doppelt wertvolle Bestätigung. In diesem Fall aber wird

man durch das üble Beispiel der Romantik noch überdies gewarnt, behutsam zu sein und dem Fund nicht mehr aufzubürden, als er auch wirklich tragen und leisten kann. Und das Verdienst Fr. Vischers bleibt dabei völlig ungeschmälert, dafs er das Ästhetische überhaupt als ein Symbolisches erfafst, im Begriff der Einfühlung das psychologische Geschehnis dafür aufgezeigt und so doch noch das feste Fundament zu einem Neubau ästhetischer Systematik gelegt hat.

Strafsburg i. E.

Graf Juan Valera.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Eine äufserst schwierige Aufgabe hat der spanische Botschafter in Wien, Graf Juan Valera, längst bekannt durch verschiedene treffliche, teils poetische, teils wissenschaftliche Werke, gelöst, indem er mein Buch über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien in das Kastilianische übertrug. Derselbe ist nicht Orientalist und hätte sich auch die Originale sämtlicher in den verschiedensten Druckwerken und Manuskripten zerstreuten Gedichte, die sich in meinem Buche finden, schwerlich verschaffen können. Er mufste daher die von mir mitgeteilten arabischen Poesieen nach meiner Übertragung im Spanischen nachbilden. Wenn nun schon die grofse Verschiedenheit des morgenländischen und abendländischen Sprachgenius mir die Notwendigkeit auferlegte, von der wörtlichen Treue stark abzuweichen, so war der Spanier, der erst aus einer Version des Originals übertrug, gezwungen, sich noch mehr von der Urschrift zu entfernen. Übrigens sind die Gedichte meinem Buche nur hier und da als Proben eingefügt. Den gröfsten Teil desselben nimmt eine Schilderung des Geisteslebens und der litterarischen Kultur der spanischen Araber, sowie eine Betrachtung ihrer bildenden Kunst, besonders der Architektur, ein. Diese Partie meines Werkes hat Graf Juan Valera treu und zugleich fliefsend wiedergegeben und seine ganze Arbeit ist so gelungen, dafs sie bei seinen Landsleuten grofses Glück gemacht hat, wie das die vier kurz aufeinander gefolgten starken Auflagen derselben beweisen. (Deutschland hat sich mit einer zweiten, die seit ihrem Erscheinen 1877 noch nicht vergriffen ist, begnügt!) Als ich im Jahre 1884 zum letzten Male die pyrenäische Halbinsel durchreiste, fand ich die Übersetzung meines Buches dort allgemein verbreitet, und in der alten Hauptstadt des Boabdil sah ich sie vor den Fenstern der Buchläden stehen,

begegnete auch auf der Alhambra mehrmals Reisenden, die sich des Werkes gewissermafsen als eines Führers durch die alte Maurenstadt bedienten. So überzeugte ich mich, dafs ich jenseits der Pyrenäen für dasselbe weit mehr Leser gefunden, als in meinem Vaterlande, wo deren Zahl eine so beschränkte geblieben ist.

Es ist eine auffallende und fast unerklärliche Erscheinung, dafs die Poesie der spanischen Araber bis vor kurzem im ganzen neueren Europa so gut wie völlig verschollen war. In keinem Lande der Welt ist die Dichtkunst mit gröfserem Eifer betrieben worden als in Andalusien, und die Zahl der arabischen Poeten, die es hervorgebracht, grenzt an das Fabelhafte. Der Ruhm der letzteren lebte in den mittleren Jahrhunderten auf Aller Lippen und verbreitete sich von den Ufern des Tajo und Guadalquivir nach dem Morgenlande bis an die äufserste Ostgrenze des Chalifats. In Schriften, die zu Bagdad und gar an den Grenzen Indiens und Chinas verfafst sind, wird der Ruhm von Dichtern zum Himmel erhoben, die in der Sierra Morena oder am atlantischen Ocean zu Hause waren. Aber später bedeckte fast völlige Vergessenheit allen diesen Ruhm und selbst Männer, die in der Litteraturgeschichte wohl bewandert sind, würden in Verlegenheit geraten, wenn sie den Namen auch nur eines spanisch-arabischen Dichters nennen sollten. Was Conde in seinem bekannten Buche in solcher Hinsicht mitgeteilt hat, ist an sich äufserst dürftig und noch dazu, wie in neuerer Zeit nachgewiesen worden, bei der höchst mangelhaften Kenntnis des Arabischen, die er besafs, mit gröfstem Mifstrauen aufzunehmen. Vor dem Erscheinen meines genannten Buches waren in keiner europäischen Sprache andere Übertragungen solcher Poesieen vorhanden, als einige spärliche in Dozys „Geschichte der spanischen Araber“ enthaltene Proben. Aus Valeras Arbeit haben die Spanier nun zum ersten Male zahlreiche Beispiele der gänzlich verschollenen Dichtkunst jenes Volkes kennen gelernt, welches an acht Jahrhunderte eine so glänzende Rolle auf ihrem Boden gespielt hat, und es ist gewifs zum Teil den sonoren kastilianischen Versen, in welchen er die semitischen Laute wiedergegeben hat, zuzuschreiben, dafs sie in ihrem alten Vaterlande eine so günstige Aufnahme gefunden haben.

Im Ganzen widerstrebt die arabische Poesie dem abendländischen Geschmacke. Die beständigen Reminiscenzen an das alte Wüstenleben, denen wir in ihr begegnen, das stete Glitzern und Prunken mit oft fremden und seltsamen Bildern ist nicht geeignet, den Europäer mit

Sympathie für sie zu erfüllen. Allein auf andalusischem Boden drang teilweise ein anderer dem abendländischen verwandter Genius in die Dichtkunst ein. In den Liebesgedichten waltet ein Geist der Schwermut, ein Hauch sanfter Schwärmerei, wie er den Orientalen sonst fremd ist. In den Naturschilderungen spiegeln sich die üppigen Reize andalusischer Landschaften, die Gärten der Prachtschlösser, in denen die Omajjaden-Herrscher in den Pausen der rastlosen Kämpfe zwischen Halbmond und Kreuz wonnige Stunden mit ihren Lieblingssultaninnen verträumten.

In den Kriegsgedichten vernehmen wir das Schmettern der Drometen, das die Jünger des Propheten zum Kampfe gegen die vordringenden Christenheere ruft, die Triumphgesänge der Sieger, wie die Totenklagen um ihre Gefallenen. Rührende, tief ergreifende Klänge erschallen in den Gedichten, welche den nahen Untergang der arabischen Reiche im Westen, den Verfall ihrer Prachtschlösser, die Knechtung ihrer Bewohner unter das eiserne Joch der Christen betrauern. Zwischen den Totenklagen und den jubelnden Fanfaren, die zum Glaubenskampfe auffordern, ertönen dann wieder Einladungen zum heiteren Lebensgenufs, Scherzgedichte und Weinlieder, die im lustigen Kreise der Zecher um plätschernde Fontänen der Gartenteiche gesungen wurden. Für die Wiedergabe aller dieser Weisen hat Valera den passenden Ausdruck gefunden. Man mufs ihn um das herrliche kastilianische Idiom beneiden, welches die Übertragung der arabischen Gedichte durch einen so entzückenden Wohllaut unterstützte, wie er unserer Sprache leider nicht zu Gebote steht. Dafs er sich beträchtlicher Freiheit dem Original gegenüber bedient hat, wird, da er so schöne Resultate erzielte, auch nicht zu tadeln sein. Jene genaue und wörtliche Treue, die in Deutschland bei Übersetzungen alter Klassiker als feste Norm gilt, ist ja überhaupt den andern Völkern fremd, und auch bei uns wird wohl schon ziemlich allgemein anerkannt, dafs bei Übersetzungen aus den orientalischen, von der unsrigen so verschiedenen Sprachen, buchstäbliche Treue nur Karrikaturen der Originale hervorbringen könnte.

Im Obigen habe ich Valera für seine Arbeit alle verdiente Anerkennung gezollt. Es tut mir leid, ihn nun auch mit einer Zurechtweisung nicht verschonen zu können. Wenn derselbe meine Äufserungen in Betreff der spanischen Orientalisten gegenüber seinen Patriotismus dadurch bekunden will, dafs er sich zu ihrem Anwalt aufwirft, ermangelt

er hierzu jeder Kompetenz, indem er, wie er selbst zugiebt, der arabischen Sprache vollkommen unkundig ist und nicht einmal deren Lettern kennt. Die Arbeiten des leider so früh verstorbenen Emilio de la Fuente-Alcantara, nämlich seine Ausgabe der Alhambra-Inschriften und eines wertvollen arabischen Geschichtswerkes, habe ich mit verdienter Anerkennung hervorgehoben, wenn auch erst in der zweiten 1877 erschienenen Auflage meines Buches, in welcher sich viele Zusätze und Verbesserungen finden, die jedoch Valera ignoriert. Was aber Conde und Gayangos anlangt, so hat der treffliche, doch gewifs sowohl als Orientalist, wie als Historiker hierin competente Ernst Renan das herbe Urteil Dozys vollkommen bestätigt. Um die Aussprüche dieser beiden grofsen Gelehrten in etwas milderem Lichte erscheinen zu lassen, will ich bemerken, dafs es ein voreiliges Unternehmen von Conde, Gayangos und Anderen war, arabische Bücher übersetzen zu wollen, bevor deren Text herausgegeben und nach Vergleichung der wichtigsten Manuskripte kritisch festgestellt war. Hierdurch sind nicht nur ihre eigenen Werke, sondern auch diejenigen deutscher Gelehrten, welche sich arglos auf dieselben stützten, z. B. Schlossers Universalgeschichte, Aschbachs Geschichte der Omajjaden, die Geschichten des Mittelalters von Rehm und Rüfs in den betreffenden Partien grofsenteils irreleitend und unbrauchbar geworden. Valera möge sich daher nicht ferner zum Lobredner von Büchern hergeben, die seit mehr als 30 Jahren im ganzen aufserspanischen Europa um allen Kredit gekommen sind.

Im Jahre 1864, also ganz kurz vor dem Erscheinen meines Werkes und seiner Übersetzung desselben, sagte Valera im 2. Bande seiner Estudios criticos, Madrid 1864, Seite 30 f.: „Es ist sicher, dafs das Studium der arabischen, wie das aller orientalischen Sprachen bis heute in Spanien in äufserstem Mafse vernachlässigt worden ist. Es scheint unmöglich, dafs die arabische Sprache, in welcher so viele für die Kenntnis unserer Geschichte wichtige Dokumente und so viele poetische und philosophische Werke, die zum Ruhm unseres Vaterlandes gereichen, geschrieben sind, so allgemein unbekannt bleiben konnte. Die wenigen Orientalisten, die unter uns gezählt werden, besitzen keinen so anerkannten Ruf, dafs Schriftsteller wie Dozy und andere auswärtige Orientalisten uns nicht Verdacht gegen ihr Wissen einflöfsen sollten. — — In Spanien, wo nach der Versicherung der Kenner viele und sehr ausgezeichnete arabische Dichter gelebt haben, hat es

kaum bis auf Herrn Ricard*) jemand gegeben, der ein einziges arabisches Gedicht ins Spanische übersetzt hätte. Wir Profanen hegen daher noch den unerfüllten Wunsch, durch ihre Werke die ausgezeichneten arabischen Poeten kennen zu lernen, welche in Spanien und besonders in Cordoba zur Zeit der Chalifen geblüht haben. — Ist es denn möglich, dafs alle die Werke aller dieser Poeten verloren seien, oder dafs die Orientalisten uns auch nicht das *kleinste* Beispiel ihres Verdienstes geben und etwas davon übersetzen wollen". Das ist nun doch das direkte Gegenteil von dem, was Valera ein paar Jahre später behauptet, und zwar offenbar nur deshalb behauptet, um der spanischen Nationaleitelkeit zu schmeicheln. Von Herrn Gayangos will ich nur noch sagen, dafs selbst seine Prosaübersetzung von ganz seltsamen Mifsverständnissen wimmelt, und er Anekdoten von arabischen Dichtern erzählt, die im Texte sehr hübsch sind, aber in seiner Übertragung gar keinen Sinn mehr haben. Einen grofsen Fehler hat er auch darin begangen, dafs er sein Werk auf dem Titel als eine Übersetzung desjenigen von Makkari bezeichnet und dann im Texte doch lange Auszüge aus spanischen Chronisten einschaltet; so giebt er z. B. die ganze ältere Geschichte des Königreichs Granada (über welche bisher keine arabischen Urkunden aufgefunden sind) nach spanischen Autoren, die, da sie keinen Einblick in die inneren Vorgänge des Königreichs Granada haben konnten, völlig unzuverlässig sind. Graf Valera gestatte mir noch, ihm die folgenden Worte Renans, gegen dessen Kompetenz über diesen Punkt zu urteilen er sicher keine Einwendung erheben wird, zu Gemüte zu führen. „Die Gelehrten," sagt Renan in seinen Mélanges d'histoire, „welche die schwierige Geschichte der spanischen Araber zu schreiben unternahmen, scheinen nicht bedacht zu haben, dafs, um eine Geschichte zu schreiben, deren sämtliche Dokumente auf arabisch abgefafst sind, die Kenntnis dieser Sprache die erste und unerläfslichste Bedingung war. Joseph Conde ist der erste, welcher es unternahm, diese Geschichte nach Originaldokumenten zu schreiben. Es fällt mir schwer die litterarischen Sünden eines Mannes zu offenbaren, dessen Laufbahn in mancher Hinsicht achtbar war. Aber die aufrichtige Kritik nötigt uns zu sagen, dafs sein Werk in keiner Hinsicht das Zutrauen verdient, das

*) Dieser hat ein kleines Heft herausgegeben, in welchem einige kurze epigrammatische aus Kosegartens arabischer Chrestomathie genommene Gedichte in Versen übersetzt sind, unter ihnen jedoch keines, mit Ausnahme eines vierzeiligen Stückchens, von einem spanischen Araber.

man ihm zu leichtfertig geschenkt hat. Conde hatte kaum die ersten Elemente des Arabischen erlernt. Er versteckte seine Leichtfertigkeit unter der Maske eines Ehrenmannes. Seine Geschichte wimmelt von Mifsverständnissen und Unsinn. Indem er sich z. B. des biographischen Lexikons von Ibn Abbar bedient, bemerkt Conde nicht, dafs die Reihenfolge der Blätter durch einen ungeschickten Buchbinder in Verwirrung gebracht ist; er vermengt die Biographien der grofsen Männer des 4. und 5. Jahrhunderts der Hedschra und zieht sich kühn mittelst der lächerlichsten Bockssprünge aus diesem Wirrwarr." Wenn Renan über Gayangos einigermafsen milder zu urteilen scheint, so mufs man dies auf Rechnung der Liebenswürdigkeit stellen, welche Franzosen einem Lebenden gegenüber nicht leicht aufser Augen setzen. Dozy, der Niederländer, hat über das Werk von Gayangos ein fast eben sò herbes Urteil gefällt, wie über das von Conde. Auch mufs ich noch hinzufügen, dafs Gayangos das umfangreiche vorletzte Buch des Makkari, welches die arabischen Dichter Andalusiens behandelt und aufserordentlich zahlreiche Proben ihrer Poesien bringt, unübersetzt gelassen hat, wie er dies selbst zugesteht. Was soll ich nun dazu sagen, wenn Valera sein Publikum glauben machen will, ich sei Gayangos vielfach zum Dank verpflichtet, verschweige dies aber?

Schliefslich kann ich nicht umhin, es als eine falsche Art des Patriotismus zu bezeichnen, welche Valera freilich mit vielen seiner Landsleute teilt, wenn er denjenigen eine feindselige Gesinnung gegen Spanien zuschreibt, die nicht alles in diesem Lande vortrefflich finden. In Deutschland wird es keinem einfallen, es übel zu nehmen, wenn ein Franzose sagt, die Zustände in unserem Vaterlande während des dreifsigjährigen Krieges seien furchtbar und barbarisch gewesen. Valera aber scheint es übel zu empfinden, wenn ich sage, die Araber in Andalusien seien civilisierter gewesen als die christlichen Spanier, wenigstens hält er es für nötig, sogleich hinzuzufügen, wenn dies der Fall, so hätten doch zum mindesten letztere in der Bildung höher gestanden als die gleichzeitigen anderen christlichen Völker Europas.

An diesen kleinen Tadel mufs ich noch einen andern knüpfen. Valera sagt in einer Note zu meinem Abschnitt über Al Motamid, König von Sevilla, als ob dies einen Vorwurf enthielte und ich mich mit fremden Federn schmücken wollte (so wenigstens können seine Worte aufgefafst werden), ich behauptete meinen betreffenden Abschnitt zum Teil schon im Jahre 1861, also vor dem Erscheinen von Dozys

Werk geschrieben zu haben. Nun ist dies buchstäblich wahr. Ich hatte Teile meines Aufsatzes aus dem biographischen Lexikon von Ibn Challikan, dem Abdul Wahid und den von Dozy selbst lange vor seiner Geschichte herausgegebenen Scriptorum arabum loci de Abbadidis gezogen und diese enthielten Anekdoten, sowie Gedichte, welche Dozy später überging. Ich wollte ja kein historisches Werk über die Abbadiden, wie letzterer, schreiben; daher war es für meinen Zweck durchaus entsprechend, dafs ich das früher von mir geschriebene drucken liefs. Dieser Lektion könnte ich noch mehrere andere hinzufügen, aber ich will, das unterlassen, denn da Graf Valera mich an anderen Stellen in den verschiedenen Auflagen seiner Übersetzung mit unverdientem Lobe überhäuft, erlaubt mir die Höflichkeit nicht, weiter in dem Ton, zu dem er mich gezwungen hat, fortzufahren.

Höflichkeit ist in der Litteratur nicht immer am Platz. Wer ungerecht angegriffen zu sein glaubt, Erscheinungen der Litteratur, die er selbst als wertlos erkannt, von Urteilslosen gepriesen, oder auch Personen, die es nicht verdienen, in Ansehen stehen sieht, dem kann es nicht verargt werden, wenn er seinem Unwillen lauten Ausdruck giebt. Für die Poesie vor allem hat dies von jeher Geltung gehabt und die Dichter aller Zeiten haben von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht. Archilochos, den die Griechen dem Homer zur Seite stellten, trieb durch die schneidigen Pfeile seiner Satire manche Opfer derselben zum Selbstmord. Dem Aristophanes verzeiht man die Ungerechtigkeit seiner Angriffe auf Sokrates und Euripides wegen der Fülle seines Witzes und des berauschenden Klanges seiner Verse. Auch Goethe und Schiller befleifsigten sich nicht immer der Höflichkeit in ihren Xenien, die einen so gewaltigen Sturm der Entrüstung unter den Poetastern ihrer Zeit hervorriefen. A. W. von Schlegel hat in seinem „Triumphbogen“ den Abgott des deutschen Publikums, Kotzebue, in allen ersinnlichen Versmafsen mit einer Grobheit an den Pranger gestellt, die schwer zu übertreffen ist. Die Ausfälle Platens gegen seine Gegner, besonders die Schicksalspoeten und Romantiker sind ebenso schneidend und zugleich in so schönen Versen, wie die des Aristophanes vorgetragen, aber die von Heine in einigen Gedichten seiner späteren Zeit gegen Döllinger müssen wegen des Schmutzes, mit dem darin dieser hochachtbare Gelehrte beworfen wird, in die Kategorie des Pasquills gestellt werden. — In der Prosa haben sich viele Schriftsteller bei ihrer Polemik gröfserer Mäfsigkeit befleifsigt, keineswegs alle. Wie Petrarca in seinen berühmten Sonetten

dem päpstlichen Hofe in Avignon tötliche Hiebe versetzte, welche die Satiren des Juvenal fast an Schärfe überbieten, so schlägt er auch in seinen Briefen in Prosa denselben Ton an. Wie Luther seine theologischen Gegner mit Schmähreden bedachte, denen ähnliche jetzt kaum in den gemeinsten Schmutzblättern gedruckt werden dürfen, ist bekannt. Schelling überhäufte in seinem „Denkmal von den göttlichen Dingen“ Jacobi mit einem wahren Blumenregen exquisiter Schmeicheleien und Schopenhauer blieb nicht hinter ihm zurück, indem er sagte, die philosophischen Schriften von Meiners und Hume seien mit denjenigen von Hegel verglichen, noch immer das, was Gold nicht etwa im Vergleich mit Blei, sondern mit Mist.

Wenn ich nun im Vorausgehenden genötigt war, gegen einen Freund, einen von mir hochgeschätzten Autor, polemische Bemerkungen zu richten, so wird man mir das Zeugnis geben, dafs ich nicht in den Ton der Genannten verfallen bin. Was ich aber etwa Herbes gesagt haben mag, möge auf Lateinisch durch die Worte: Amicus Valera, magis amicus veritas, gerechtfertigt werden.

Rom.

Zur Kritik humanistischer Briefschreibung.

Von

Arthur Richter.

Eine der schwierigsten, aber zugleich auch anziehendsten Aufgaben, die der Erforschung des Humanismus gestellt sind, besteht in der kritischen Vergleichung der litterarischen Erzeugnisse der Humanisten mit denen des klassischen Altertums und mit denen ihrer eigenen Zeit. Erst dann, wenn wir bei dem einzelnen Schriftsteller klarlegen können, was Geborgtes, was freie Schöpfung in seinen Schriften ist, wird sich der innere und wahre Wert der ‚Wiederbelebung des klassischen Altertums‘ ermessen lassen. Aller Orten stöfst man bei dem Studium humanistischer Schriften auf Entlehnungen, ohne dafs doch dieselben ausdrücklich als solche hervorgehoben würden; man schmückt sich vielfach mit fremden Federn, man prunkt mit stolzklingenden Phrasen, die man erst den Schriften anderer entnommen. Einige Beispiele dafür, in welcher Art derartige Entlehnungen selbst in gewöhnlichen, eines litterarischen Wertes entbehrenden Briefen stattfanden, sollen folgende Untersuchungen bieten.

I.

Als Enea Silvio de' Piccolomini im Jahre 1442 aus dem Dienste des Papstes Felix V. schied und als Sekretär in die deutsche Reichskanzlei eintrat*), war sein Bestreben vor allem darauf gerichtet, die Gunst seines Vorgesetzten, des mächtigen Reichs-Kanzler Kaspar Schlick**) zu gewinnen. Zu diesem Zwecke begrüfste er den aus

---

*) Vergl. Georg Voigt: Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II. (Berlin 1856 ff.), bes. Bd. I, 268 ff., 277 ff.

**) Über Schlick vergl. die Bemerkungen Voigts a. a. O. I, 276 ff., sowie den Aufsatz von Krones in der Allg. deutsch. Biogr., Bd. 31 (Lpzg. 1890). — Nach Voigt a. a. O. I, 437 stirbt Schlick den 16. Juli 1449, nach Krones dagegen den 5. Juli. Letztere Angabe wird durch die Bemerkung auf Bl. 273 des Codex F. 27 der Kgl. öff.

Italien Heimkehrenden mit einem langen, von Schmeicheleien strotzenden Gedichte*), und in dem Begleitschreiben zu demselben versprach er, noch mehr Gedichte folgen zu lassen, wenn er Schlick als einen Freund seiner Dichtkunst erkennen würde. Dieses Versprechen hat Enea nicht erfüllt, er merkte wohl bald, wie Voigt treffend ausführt, und der weitere Briefwechsel Eneas und Schlicks beweist, dafs der praktische Staatsmann keinen Geschmack an dem Versgeklingel Eneas hatte, sondern auf seine politischen und diplomatischen Talente mehr Wert legte, als auf seine dichterische Begabung. Enea aber liefs es zunächst nicht bei diesem Versuche, sich bei Schlick einzuschmeicheln, bewenden. Kurze Zeit darauf, wohl Anfang 1443, richtete er einen zweiten Brief an Schlick**), in dem er die Bitte um Gunst und Freundschaft wiederholte. Dieser Brief ist für uns insofern von besonderem Interesse, als er die gröfste Verwandtschaft mit einer Horazischen Ode zeigt. Die Gegenüberstellung des Briefes und der Ode wird dies am besten erläutern***).

Enea an Schlick.	Horaz Carm. L. 1 C. 1.
Diversa hominum studia sunt, quibus et se principibus insinuant et vitam agant.	Maecenas atavis edite regibus, O et praesidium et dulce decus meum†),
Quosdam juvat in stadio currere et olimpicum colligere pulverem ac fervidis rotis curruum palmam nancisci nobilem.	Sunt quos curriculo pulverem Olympicum collegisse juvat metaque fervidis Evitata rotis palmaque nobilis Terrarum dominos evehit ad deos;
Qui semel et in theatro clamore vulgi sublatus, qui vel luctando vel hasta feri-	Hunc, si mobilium turba Quiritium Certat tergeminis tollere honoribus:

Bibliothek zu Dresden bestätigt: (Slik) obiit a. D. 1449 die Sabbati post festum sancti Udalrici episcopi. Da der Ulrichstag (am 4. Juli) 1449 auf einen Freitag fiel, so war der darauffolgende Sonnabend, Schlicks Todestag, der 5. Juli.

*) Das Gedicht ist teilweise abgedruckt bei Voigt: Die Briefe des Äneas Sylvius (Archiv f. Kunde öst. Geschichtsquellen 16, p. 338, Wien 1856), sowie vollständig in Aeneae Silvii Piccolomini opera ined. descr. I. Cugnoni (Acad. dei Lincei, Memorie Bd. 8, p. 669, 1883).

**) Vergl. Voigt im Arch. 16, p. 339, No. 21.

***) Die Horaz-Oden gebe ich nach der Ausgabe von Orelli (ed. 4. cur. Hirschfelder Berol. 1886. — Der Aeneasbrief folgt nach der Nürnberger Ausgabe von 1496 (No. 102); offenbare Druckfehler dieser Ausgabe habe ich stillschweigend verbessert. Als Überschrift trägt der Brief: Homines variis usibus delectantur differenti modo.

†) Vergl. den Schlufs des Enea-Briefes.

endo vicit emulum: haud perduci potest aliam ut vitam sumat. Attalus rex Pergamenorum, qui Romanum populum sibi fecit humilem, de agricultura diligenter scripsit. Si quis eum secutus multum frumenti condidit horreo ac semel gavisus est, findere sarculo paternos agros: nunquam dimori potest nec persuaderi, ut nauta fiat et trabe Cibrica Mirtoum secet pelagus. Verum cum adversi aliquid suo in studio quisquam perpessus est, mox alterius vitam laudat nec tamen accipit illam. Mercator, postquam luctantes ventos in medio mari expertus est et instantem procellam timet, ocium laudat et oppidi rura sui venturumque se in patriam nusquam se exiturum dejurat. At ubi cessavit tempestas, mox quassas reficit naves et indocilis pauperiem pati rursus se mari credit. Sunt qui diem totam bibendo assumunt et nunc membra sternunt sub viridi arbuto: nunc ad fluentem leniter aquam caput collocant. Quosdam castra juvant et tube sonitus permixtus lituo sive cor-

Illum, si proprio condidit horreo,
Quidquid de Libycis verritur areis.
Gaudentem patrios findere sarculo
Agros Attalicis condicionibus
Numquam dimoveas,
ut trabe Cypria
Myrtoum pavidus nauta secet mare.

Luctantem Icariis fluctibus Africum
Mercator metuens
otium et oppidi
Laudat rura sui;

mox reficit ratis
Quassas, indocilis pauperiem pati.

Est qui nec veteris pocula Massici
Nec partem solido demere de die
Spernit, nunc viridi membra sub ar-
Stratus, nunc [buto
ad aquae lene caput sacrae.
Multos castra juvant et lituo tubae
Permixtus sonitus

nu recurvo ac bella detestabilia matribus; venator, cujus fideles catuli cervam viderunt, aut cujus teretes plagas validus aper, ut est apud Marsos, rupit, nocte tota sub Iove frigido, quem nos aerem dicere possumus, manet immemor domus et tenerae conjugis. Quid singula referam? Me nihil magis delectat quam hedera, quod premium est doctarum frontium.	bellàque matribus Detestata. Manet sub Iove frigido Venator tenerae conjugis immemor, Seu visa est catulis cerva fidelibus, Seu rupit teretes Marsus aper plagas.
Me gelidum nemus oblectat, cum musis esse, non cum populo placet mihi. Exhibeat mihi tibias Euterpe, quam bene delectantem interpretamur et organum suum in modum lire compositum, quod barbiton appellant,	Me doctarum hederae praemia frontium Dis miscent superis, me gelidum nemus Nympharumque leves cum Satyris chori Secernunt populo, si neque tibias Euterpe cohibet
Polymnia mihi tradat, que vel multe laudis vel multe memorie dicitur musa, non erit in posteris meum nomen obscurum. Et potissime, si tu mihi, Caspar, favebis, vite praesidium et dulce decus meum. Vale.	nec Polyhymnia Lesboum refugit tendere barbiton. Quodsi me lyricis vatibus inseres, Sublimi feriam sidera vertice.

Man sieht: Eneas Brief ist — wenn wir vom Anfang und Schlufs desselben absehen — weiter nichts als eine in Prosa verwandelte, mit einigen erläuternden Bemerkungen versehene Wiedergabe der Horazischen Ode, und zwar schliefst sich Enea so eng dem Gedankengang und Wortlaut derselben an, dafs man zu der Annahme gedrängt wird, Enea habe hier nur eine erklärende, vielleicht auf den Wunsch Schlicks selbst verfafste Paraphase der Ode geben, nicht aber mit

diesem Brief ein Plagiat an Horaz verüben wollen. Zur Beurteilung Eneas dürfte es von Wert sein, diese Frage näher zu prüfen. Berücksichtigen wir den Bildungsgrad Schlicks, so würde es nicht unmöglich sein, dafs Schlick Kenntnis von der Ode Horaz' gehabt hätte. Über Schlicks Studiengang gehen bis jetzt die Ansichten weit auseinander. Voigt*) bezweifelt Eneas Angabe, dafs Schlick studiert habe, und diese Ansicht vertritt auch Bresslau**), indem er in Schlick den Beweis sieht, dafs zur Bekleidung des Reichskanzleramtes keine akademische Vorbildung nötig gewesen sei. Dem gegenüber führt Krones***) aus, dafs es keinem Zweifel unterliege, dafs Schlick sich die wissenschaftliche Bildung, welche Enea Silvio betone, vor seinem Eintritt in die kaiserlichen Dienste (1416) zunächst vielleicht im Hause der Mutter und dann wahrscheinlich zu Bologna holte. Letztere Annahme aber läfst sich nicht beweisen, aus der jetzt von Malagola und Friedländer veröffentlichten Matrikel der deutschen Nation an der Universität Bologna†) ergiebt sich vielmehr, dafs Schlick nicht in Bologna studiert hat, da er nicht in dieser Matrikel aufgeführt wird. Vielleicht hat Schlick die Universität Padua besucht††). Als sicher jedoch vermögen wir das Studium desselben an der Universität Leipzig, und zwar im Jahre 1413 nachzuweisen†††). Steht es demnach fest, dafs Schlick akademische Bildung genossen, so könnte er sehr wohl Horaz' Oden gekannt haben, wenn auch Horaz' Werke erst spät als Schullektüre in Aufnahme gekommen sind*†). Dieser Umstand würde also nicht gegen die Annahme sprechen, dafs dieser Brief vielleicht als Antwort auf einen Wunsch Schlicks zu betrachten sei, eine Erläuterung dieser Ode zu erhalten. Dennoch aber möchte ich mich

---

*) Voigt a. a. O. I, 276.

**) Handbuch der Urkundenlehre I, 411 (Lpzg. 1889).

***) A. a. O. p. 506.

†) E. Friedländer u. C. Malagola, Acta nat. Germ. univ. Bononiensis, Berol. 1887.

††) Papadopolus, Historia gymnasii Patavini (Venet. 1726) T. 2 p. 17, führt Schlick unter den Männern, die in Padua studiert haben, mit auf; seine Zuverlässigkeit wird aber von Fr. M. Colle, Storia scient.-lett. dello studio di Padova (Pad. 1822 ff.) Vol. 4, p. 40 stark bezweifelt.

†††) In der leider noch nicht veröffentlichten Leipziger Matrikel findet sich ‚Caspar slik de egra' für das Wintersemester 1413 bei der bayrischen Nation als No. 12 eingetragen. Von späterer Hand ist hinzugefügt: Cancellarius trium regum.

*†) Vergl. Eckstein, Lat. u. griech. Unterricht (Lpzg. 1887) p. 274 ff. Über die gewöhnliche Schulbildung hinaus sich mit Litteratur zu beschäftigen hat Schlick bei seinem bewegten politischen Leben kaum Zeit gefunden.

dagegen entscheiden, dafs Enea in diesem Brief Schlick eine Paraphrase, eine Erläuterung der Ode bieten will. Von einer näheren Beschäftigung Schlicks mit den römischen Dichtern wissen wir nichts*), und in den 30 Jahren, die seit der Studienzeit desselben in Leipzig verflossen, dürfte seine Kenntnis Horazischer Oden wohl sehr geschwunden sein. Vor Allem aber spricht die Fassung des Briefes dagegen, dafs er eine Paraphrase der Ode sein soll. Zunächst fällt auf, dafs der Name Horaz' sowie der des Maecenas, an den doch die Ode gerichtet ist, nicht genannt wird, wie es doch zur Erläuterung und zum Verständnis der Ode zweifellos notwendig gewesen wäre. Ferner sind gerade mehrere solcher Ausdrücke, die dem der klassischen Litteratur und dem altrömischen Leben Fernstehenden Schwierigkeiten bereiten mufsten, und eben deshalb eine nähere Erklärung**) bedurft hätten, von Enea weggelassen, zu diesen rechnen wir die Libyca area, das Massicum vinum, das Lesboum barbiton und die Anrede ‚Maecenas atavis edite regibus'; andere derartiger Ausdrücke sind verallgemeinert, wie die Icarii fluctus einfach als mare wiedergegeben werden, der Africus als venti. Sehen wir von dem Schlusse ab, den Enea ändert, um die Bitte um Schlicks Gunst vorzubringen, so ist noch vor Allem die Wiedergabe des 7. und 8. Verses beachtenswert. Während Horaz in diesen das Streben des römischen Volkes nach den dreifachen Ehren des Konsulats, der Praetur und der Aedilität im Auge hat, führt Enea dafür die Ehren an, die man im Theater, durch den Ringkampf und durch den Speerkampf erwirbt. Dies ist sehr bezeichnend: die politischen Ehren, die der freie Römer erstrebte, konnte Enea nicht mehr erwähnen, sie bestanden nicht mehr, er mufste dafür solche einschieben, die seiner Zeit als erstrebenswert galten; dafs er hierbei den im Altertum ganz ungewöhnlichen Kampf mit der Stofslanze, das Lanzenstechen im Turnier, erwähnt, beweist, dafs er in diesem Briefe nicht eine erklärende und getreue Wiedergabe der Horazischen Ode geben wollte, sondern dafs er unter möglichster Anpassung an seine Zeit diese Ode in geschickter Weise dazu zu benutzen sucht,

*) Dafs Enea bei Voigt, Arch. No. 183 ‚noster Horatius' citiert, beweist nicht viel wenn man berücksichtigt, dafs Enea sich öfter widerspricht, so z. B. in Voigt No. 75 Schlicks Kenntnis von Plutarch und Quintilian lobt, dagegen in Voigt No. 115 ausdrücklich hervorhebt, dafs derselbe Cicero und Quintilian nicht kenne. Aus Voigt No. 90 zu schliefsen, dafs Schlick bisweilen den Livius las (vergl. Voigt, Wiederbelebung d. klass. Altert. II² 277), scheint mir nicht notwendig.

**) Wie sie sich z. B. bei der Erwähnung des Attalus, der Euterpe etc. findet.

mit Horazischer Ausdrucksweise und Horazischem Gedankenreichtum die Gunst Schlicks zu gewinnen — ohne es jedoch für nötig zu halten, Horaz als seine Quelle anzuführen*).

II.

Einfacher liegt die Frage bei einem Briefe, den Enea an seinen Freund Johann Lauterbach am 13. November 1444 richtete**). Nachdem er in demselben von dem Auftreten der Pest in Neustadt, von seiner dadurch veranlafsten Flucht nach Bruck und seinem Leben daselbst berichtet, entwirft er eine Schilderung des Landlebens, die er zum gröfsten Teil fast wörtlich aus der zweiten Epode des Horaz entnimmt. Die Vergleichung des Briefes und des Gedichtes beweist dies deutlich***).

Enea an Joh. Lauterbach	Horaz. Epod. l. c. 2.
. . . Habes nunc et ubi locorum degam et quid rerum agam. Nunc illud te volo scire: beatum mihi videri, qui vitam ab negociis procul publicis sibi delegit:	,Beatus ille, qui procul negotiis,
sicut prisca gens mortalium consuevit.	Ut prisca gens mortalium,
Quis enim non felicem illum dicat: qui nullo fenore aut ere alieno obligatus paterna rura suis bobus exercet.	Paterna rura bobus exercet suis, Solutus omni fenore,
Audi, quam beatus sit. Nempe non truci excitatur classico, quo bellum petere ac pugnam jubeatur inire.	Neque excitatur classico miles truci,
Non horret iratum mare,	Neque horret iratum mare;
forum vitat et	Forumque vitat

*) Über die wörtliche Benutzung Boccaccios bei Enea — ebenfalls ohne denselben zu nennen — vergl. Voigt a. a. O. I, 288.

**) Voigt im Arch. 16, No. 129.

***) Den Brief Eneas gebe ich nach der Cölner Ausgabe von 1458 (b 5) und der Nürnberger von 1496 (No. 91). — Als Überschrift trägt derselbe die Worte: Commendat vitam aggrestem et commoda ruris.

litigantium jurgia. Non visitat superba divitum atria. Non fastidiosis curialibus est supplex. Sed aut altas populos adultis vitium propaginibus maritat aut in secreta reductaque valle errantes boves et armenta pascentia prospectat. Interdum ramos inutiles falce resecat: at felioiores inserit. Interdum mella que pressit puris recondit amphoris aut oves tondet lanasque recipit. At cum autumnus decorum caput mitibus pomis per agros extulit: magno afficitur gaudio: pira ex arboribus decerpens, quas sua manu inseruit. Interdum et purpureas uvas colligit et aut suspendit in usum hiemis aut mustum exprimit. Libet illi jacere modo sub antiqua ilice: modo in tenaci gramine. Labuntur aque ex altis rupibus. Queruntur aves in silvis. Obstrepunt fontes manantibus limphis somnosque leves invitant. Ut vero hibernus advenit annus et imbres nivesque dominantur, aut apros multa cane in obstantes detrudit plagas, aut rara retia levi amite

et superba civium
Potentiorum limina.

Ergo aut adulta vitium propagine
Altas maritat populos,
Aut in reducta valle mugientium
Prospectat errantis greges,

Inutilisque falce ramos amputans,
Feliciores inserit,

Aut pressa puris mella condit amphoris,
Aut tondet infirmas ovis;

Vel cum decorum mitibus pomis caput
Autumnus agris extulit,

Ut gaudet insitiva decerpens pira,

Certantem et uvam purpurae,
Qua muneretur te, Priape, et te, pater
Silvane, tutor finium!
Libet jacere
modo sub antiqua ilice,
Modo in tenaci gramine.
Labuntur altis interim ripis aquae,
Queruntur in silvis aves,
Fontesque lymphis obstrepunt manantibus,
Somnos quod invitet levis.
At cum tonantis annus hibernus Iovis
Imbres nivisque comparat,

Aut trudit acris hinc et hinc multa cane,
Apros in obstantis plagas,

seu furca contra edaces turdos suspendit aut pavidum leporem et advenam gruem laqueo captat. Quod si pudica mulier illi fuerit, quales olim Sabine seu de quibus sacra scriptura meminit: Sara, Rebecca vel Rachel, que solibus perusta domum servet et dulces nutriat liberos: multo beatior fiat, cum illa in adventum lassi viri vetustis lignis sacrum extruet focum claudensque textis cratibus letum pecus distenta siccabit ubera et dulcia vina dolio promens dapes inemtas apparabit. Quis hanc non laudet ac desideret vitam? Non me amplius Lucrina conchilia aut rombi vel scari nec*) ex quovis mari vel flumine quesiti pisces juverint quam leta de pinguissimis ramis arborum oliva decerpta aut agna quam solis*) pascalibus festis rustici mactant: vel hedus ab ore preruptus**) lupi. Nam quantum juvat inter rusticales epulas, mitia poma

Aut amite levi rara tendit retia,
Turdis edacibus dolos,
Pavidumque leporem
et advenam laqueo gruem
Iucunda captat praemia.
Quis non malarum, quas amor curas habet,
Haec inter obliviscitur?
Quod si pudica mulier in partem juvet
Domum atque dulcis liberos,
Sabina qualis aut perusta solibus
Pernicis uxor Apuli,

Sacrum vetustis exstruat lignis focum
Lassi sub adventum viri,
Claudensque textis cratibus laetum pecus
Distenta siccet ubera,
Et horna dulci vina promens dolio
Dapes inemptas apparet:

Non me Lucrina juverint conchylia
Magisve rhombus aut scari,
Si quos Eois intonata fluctibus
Hiems ad hoc vertat mare:
Non Afra avis descendat in ventrem meum,
Non attagen Ionicus
Iucundior, quam lecta de pinguissimis
Oliva ramis arborum,
Aut herba lapathi prata amantis et gravi
Malvae salubres corpori,
Vel agna festis caesa Terminalibus
Vel haedus ereptus lupo.

*) Fehlt in der Nürnbg. Ausg.

**) So die Nürnbg. Ausg.; die Cölner: preceptus. Vielleicht beides verderbt aus dem Horazischen ereptus?

et castaneas molles ac parvas et caseum, pastas oves videre cum domum properant intuerique fessos boves inversum vomerem collo trahentes languido. Multa sunt ruris gaudia, que nunc singula prosequi non est epistolaris angustie. Ideo vale et hec ex multis pauca*) notans amorem ruris aliquando indue. Iterum vale mei ut soles memor. Ex oppido Prugk die 13. nov. A. 1444.

Has inter epulas ut juvat pastas ovis
Videre properantis domum,

Videre fessos vomerem inversum boves
Collo trahentis languido,
Postosque vernas, ditis examen domus,
Circum renidentis Laris!'
Haec ubi locutus fenerator Alfius,
Jam jam futurus rusticus,
Omnem redegit idibus pecuniam,
Quaerit kalendis ponere.

Prüft man die Schilderung Eneas, so kann kein Zweifel darüber bestehen, dafs Enea auch hier seine Quelle in der Absicht verschweigt, sich selbst und seine Erfindungs- und Darstellungsgabe in helles Licht zu setzen. Denn auch hier pafst er das Horazische Gedicht den veränderten Zeitverhältnissen an. Mit Vorsicht vermeidet er, das Versmafs durchschimmern zu lassen, und erreicht dies durch Änderung der Wortstellung oder durch geringfügige Hinzufügungen; man vergleiche z. B. wie er den 1. Vers: ‚Beatus ille, qui procul negotiis' durch die umständliche Umschreibung wiedergiebt: ‚beatum mihi videri, qui vitam ab negociis procul publicis sibi delegit'. Durch eingestreute Wendungen: ‚Audi quam beatus sit', ‚Multo beatior fiat' etc. verbindet er die Bilder, die bei Horaz lose neben einander gestellt sind. Den Horazischen Text selbst ändert er dort, wo derselbe im Widerspruch zu dem Leben des 15. Jahrhunderts steht. Da die Terminalia in dieser Zeit nicht mehr gefeiert wurden, so setzt Enea ohne Bedenken das Osterfest und das Osterlamm ein, an Stelle der Frau des Apuliers führt er die biblischen Frauengestalten Sara, Rebekka und Rahel ein, für die potentiores cives, die Patrizier, treten die ‚Reichen' und die ‚stolzen Hofleute' ein, die bekanntlich nicht Eneas Freunde waren. In anderen Fällen hilft er sich dadurch, dafs er die verräterischen Stellen einfach wegläfst, so verschwinden aus

*) So die Cölner Ausg. — Die Nürnbg. Ausg. hat: multa ex paucis.

seiner Schilderung, in der er sich doch sonst streng an den Text des Horaz hält, die heidnischen Götter Priapus, Silvanus, Jupiter und die Laren, sowie das kleinasiatische Haselhuhn, das afrikanische Perlhuhn, welche die Leckerbissen der römischen Feinschmecker bildeten, aber zu Eneas Zeit wohl kaum noch in den Handel kamen. Und während Horaz die purpurnen Trauben Priapus und Silvanus opfert, läſst sie Enea sehr prosaisch für den Winter aufheben oder zum Most verwenden! Horaz schlieſst mit der satirischen Wendung, daſs der Wucherer Alfius das Landleben wohl rühme, aber nicht gewillt sei, dasselbe wirklich zu genieſsen — Enea bricht die Schilderung ab, weil der Raum des Briefes nicht gestatte, die Einzelheiten weiter auszuführen: den wahren Grund, daſs nämlich seine Quelle, Horaz, hier aufhört, verschweigt er klüglich!*)

III.

Handelt es sich in den beiden ersten Fällen um den Nachweis, in welcher Weise einer der hervorragendsten Humanisten des 15. Jahrhunderts den Stoff der altklassischen Litteratur zu seinen Zwecken ausnützt, so weicht der folgende Fall insofern von denselben ab, als hier der entlehnte Stoff aus einem Brief stammt, den der betreffende Humanist, Claudius Cantiuncula**), eben erst von einem seiner Freunde, von Ulrich Zasius, zugeschickt erhalten hatte. Derartiges ist vielleicht in der damaligen Zeit öfters vorgekommen, läſst sich aber natürlich nur dann nachweisen, wenn uns die betreffenden Briefe zufällig überliefert sind. — Am 19. Januar 1518 schrieb der bekannte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius an seinen Kollegen Claudius Cantiuncula einen Brief, in dem er in übertriebener Bescheidenheit die Lobsprüche ablehnt, die ihm Cantiuncula gespendet hatte, und in dem er sich über seine Leistungen wie über die damalige Lage der

*) Die Handschrift F 172c der Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden enthält u. a. einen dem Forscherfleiſs Voigts entgangenen Brief Eneas, der im Anfang eine starke Benützung von Horaz' Carm. l. III, 16 zeigt. Ich gedenke denselben an anderer Stelle zu veröffentlichen. — Übrigens beachte man nochmals, daſs die Männer, denen Enea diese Plagiate zuschickte, sich keiner hervorragenden litterarischen Kenntnisse erfreuten und die klassische Litteratur wohl nur soweit kannten, als dieselbe zur Erlernung der lateinischen Sprache in den damaligen Schulen gelehrt wurde.

**) Vergl. über denselben Rivier in der Allg. deutsch. Biogr. 3, 767 (Lpzg. 1876), sowie Aschbach, Gesch. d. Wiener Univ. Bd. 3, p. 137 (Wien, 1888). — Über Zasius vergl. das bekannte Werk von Stinzing: Ulr. Z. (Bas. 1857).

Rechtswissenschaft ausläfst und Cantiuncula zur Mitarbeit auf diesem Gebiet auffordert. Wie sich aus Anfang und Schlufs des Briefes ergiebt, ist derselbe die Antwort auf einen leider verlorenen Brief, in dem Cantiuncula um Zasius' Freundschaft gebeten. Diesen Zasiusbrief nun legt Cantiuncula ungescheut einem Briefe zu Grunde, den er an den bekannten Agrippa von Nettesheim richtet. Ich lasse beide Briefe — mit einigen Kürzungen — folgen*).

Zasius an Claudius Cantiuncula.	Claudius Cantiuncula an Agrippa.
Quod tibi, vir eminentissime, non protinus respondi, tuarum elegantissimarum literarum divitiae fecere, quibus meae dictionis paupertatem opponere non erat consilium. Quod certe nec hodie integrum esset, utpote quod mihi et civilibus et forensibus hic negotiis, illic lectionibus occupato, cum politioribus literis propemodum nihil sit commune. Sed humanitate tua, quae a tam eleganti eruditione abesse non potest, invitatus, qualiacunque remetior. Magnum**) me vocas et huius aetatis Papinianum, sed nihil mihi eo nomine subsilit, qui	Quod tibi, vir eminentissime, non protinus respondi, tuarum elegantissimarum divitiae literarum fecere, quibus meae dictionis paupertatem opponere non erat consilium: neque etiam tum rescribendi otium admittebat tabellarii, qui easdem reddidit, festinatio: sed humanitate tua, quae a tam eleganti eruditione abesse non potest invitatus, qualiacunque remetior. . . . [Dank Cantiunculas, dafs Agrippa ihn unter seine Freunde aufgenommen.] . . . Longe maiora, qui tuus candor est et forte caecutiens amicitia, mihi de me praedi-

*) Der Zasiusbrief findet sich in Ud. Zasii epistolae ed. J. A. Riegger, Ulmae, 1774, p. 319. Cantiunculas Brief steht in Henr. Corn. Agrippae ab Nettesheym opp. (Lugduni) P. II p. 730 (Epistolarum liber 2, 13). Als Überschrift trägt derselbe: Amicus Agrippae. Aus dem Schlufs des Briefes ergiebt sich, dafs der amicus Claudius Cantiuncula ist. Über die Korrespondenz zwischen Agrippa und Cantiuncula vergl. Prost, Aug. Les sciences et les arts occultes au 16. s.: Corneille Agrippa T. I p. 344 ff. (Paris 1881).

**) Folgende witzige Wendung hat Zasius wohl einem Briefe entnommen, den Erasmus ihm im Jahre 1514 schrieb, vgl. Erasmus' Äufserung in Zasii epp. p. 274.

ut sim corpore paulo minus vasto, quo tamen ad ingenii vires, nihil eius cothurni recipio, ut qui pressa vilior alga, in populari pulvere vix subsideam. Sed tibi tuique similibus viris insignibus ea praeconia tam assero libens quam vere adesse gaudeo. . . . [Längere Ausführung von Zasius über seine Werke] . . . Multa, vir eminentissime, scita et docta in abusum commentariorum juris nostri subloqueris: ad quae respondere non est vel otii mei vel ingenii praesentis. Barbaries velut herba parietaria juris civilis purissimam elegantiam obduxit, ut vel radices radicatas egerit. Quas tamen evellere sine corporis sine succi sine medullae injuria, vereor ne non sit expeditum. Sed ut hoc forte periculosum sit, ita luxuriantem resecare rhamnum, silvam perputare, densiora umbracula rarefacere, lumini operari, forte erit securius, in qua re si vel tua eruditio vel unus et alter tui similes ferant suppetias, operam virilem non subtrahemus. . . . [Es folgt die Bitte, cas, quam agnoscam: nihil mihi vero ea ratione adscribo: sed tibi tuique similibus viris ea praeconia tam adfero libens, quam vere adesse gaudeo gratulorque. Caeterum quod te, cujusmodi studio sequor, ignorare scribis, legalibus studiis operam navo, politioribus literis aliquando non nihil temporis succisivi suffuratique impartiens: sine quibus (quod etiam tua epistola admonet) juris studium velut truncatum et mancum est. Barbaries enim velut herba parietaria juris civilis purissisimam elegantiam obduxit: et ita obduxit, ut vel radices radicatas egerit, quas tamen evellere sine corporis, sine succi sine medullae injuria, vereor ne non sit expeditum; sed ut hoc forte periculosum sit, ita luxuriantem resecare ramum, sylvam praeputare, densiora umbracula rarefacere, lumini operari, forte securius erit: in qua re si vel tua eruditio vel unus et alter tui similes ferant suppetias, operam virilem nemo denegaturus est . . . [Budaeus, Zasius, Andr. Alciatus sind schon in diesem Sinn tätig, Agrippa soll sich diesen anschliefsen.] . . . Valeat tua dominatio sui Claudii memor. Basileae, sed ut vides percelere, anno 1518.

Cantiuncula solle sich dabei beteiligen, und ihm ein Urteil über seine Arbeiten mitteilen.] . . . Vale. Ex Friburgo, XIIII. Cal. Febr. anno 1518.

Aus dieser Vergleichung ersieht man deutlich, dafs Cantiuncula den Zasiusbrief als Vorlage gebraucht: die Eingangsphrasen, die Stelle über die Lage der Rechtswissenschaft benutzt er wörtlich, während er an den Stellen, an denen Zasius von seinen Werken und seiner Stellung zur Rechtswissenschaft spricht, natürlich Änderungen vornehmen mufste und dafür entsprechende Aufschlüsse über seine Verhältnisse giebt. Die Unverfrorenheit, mit der Cantiuncula den Zasiusbrief hier ausschreibt, ist charakteristisch für die Auffassung, die man in der damaligen Zeit von dem geistigen Eigentum hatte.

Dresden.

Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia.

Von

Ludwig Fränkel.

III.*) Beziehungen zu verwandten Stoffen und Einzelumständen.

Schon lange vor dem Entstehen einer rationellen philologisch vorgebildeten Shakespeareforschung war es zahlreicher Popularphilosophen, besonders aber schriftstellernder Schöngeister Gepflogenheit, in einer zufälligen Mufsestunde dem grofsen Briten eins am Zeuge zu flicken. Namentlich betreffs des geistigen Gehalts und seiner Veranschaulichung — ‚Idee' und deren ‚Incarnation' benannte es vornehm die Kunstsprache dieser Richtung — mufste er ihnen als Sündenbock herhalten. Oft genug aber ging die Sucht dieser Theoretiker, gegen alle Einzelheiten seiner Arbeitsweise Einwände zu erheben, über die Grenze ästhetischer Beurteilung hinaus und mäkelte am Sachlichen, am Stoffe selbst. Die etwaigen Mängel, die an diesem auszusetzen wären, erklären sich nun in den meisten Fällen aus den Schwächen seiner Vorlagen**); und letztere allseitig zum Verständnis der

*) Dieses dritte Kapitel der Ztschr. N. F. III, 171—210 und IV, 48—91 veröffentlichten Studien wurde schon 1889 ausgearbeitet und jetzt blofs durchgesehen. Kapitel IV erschien seitdem stark erweitert, als selbständige Schrift: „Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte der germanischen Völker" (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1893).

**) Ein klassisches Beispiel, was er dagegen aus einem brauchbaren Stoffe trotz trüber Quelle zu gestalten wufste, bietet „Othello" dar: vgl. Frenzel, Dichter und Frauen III, 150 und Berliner Dramaturgie II, 349 f., Al. Schmidt, Anmerkgn. zu Shakespeares Dramen S. 402, Hense, Shakespeare S. 592.

Shakespeareschen Fabeln herangezogen und ausgelegt zu haben, das ist eben eins der bedeutendsten Verdienste der vielgeschmähten jungen ‚Shakespeare-Philologie'.

So verhält es sich selbst mit vielen Vorwürfen gegen Komposition und Motivierung, bei denen man so oft Shakespeare den bühnenkundigen Schauspieler und Regisseur, der mit ganz andersartigen scenischen Einrichtungen, mit einem weit grobkörniger gesitteten Künstlerstand, mit einer weniger krittelnden Zuschauerschaft zu rechnen hatte, glaubt völlig aufser Acht lassen zu dürfen. Wie fein ist doch die Wirkung des einzelnen Auftritts bei Shakespeare ausgedacht, und wie himmelweit verschieden ist dieses Planen von der modernen Art, die ihre schön gedrechselten Tiraden und theatralischen Überraschungen auf den Augenblickseffekt zuschneidet! ‚Romeo and Juliet' bietet ein Musterbeispiel hierfür im zweiten Teile von IV 5, dem satirisch angehauchten, im ganzen aber von flotter Laune bewegten Wortgefechte zwischen Peter*), dem vorlauten Sekundanten der geschwätzigen Amme, und den in ihren goldigen Hoffnungen getäuschten**) Musikanten. Dafs Shakespeare auch hier durchaus nach dem wirklichen Leben arbeitete, das er, ein echter Realist, trotzdem in die dramatische Kunsthöhe erhob, zeigt Halliwells***) lehrreicher Nachweis, dafs Peters Namensanruf Simon Catling einen ‚Symon Catlyn' meint, der in Southwark, unweit von den Theatern wohnte. Peter vertritt

*) Ob bei der Wahl des Namens (vgl. Ztschr. N. F. III, 186 f. u. IV, 82 f.) die aus Italien stammende komische Maske des französischen Theaters Pierrot („Peterchen") mitwirkte, der einfältige, derblaunige, dummpfiffige Diener, eine Verschmelzung von Arlecchino und Polichinell?

**) Vgl. IV 5, 130 ff. Oesterley in Ztschr. I, 52 f. weist die Bezahlung von Musik mit Hoffnung in zahlreichen Variationen des Orients und des Occidents nach. Gerade 16. und angehendes 17. Jahrhundert sind vertreten. Auf englischem Boden finden wir Jack of Dover cap. 8 den Musiker mehrere Stunden warten, um seinen Lohn hierdurch recht reichlich zu empfangen. Bei Walter Mapes Nugae curiales II, 22 (vgl. Germ. V, 53) wird ein erträumter Genufs mit dem Spiegelbilde des Goldes bezahlt (vgl. türkisch: ‚40 Veziere', Nacht 38). Zum ganzen Stoffkreise s. Benfey Pantschatantra I, 127; Wahl, Jhb. d. dtsch. Shak.-Ges. 23, 93 f. bringt neues Erläuterungsmaterial bei in einer Glosse zu ‚musicians sound for silver'. Bei der Beurteilung von IV, 4, 114 f. im Zusammenhang mit den nächsten Wortspielen darf man sich nicht durch Schlegels freie Übersetzung der Stelle verleiten lassen, an eine Parallele zum Anfange der letzten Strophe von E. Geibels „Lob der edlen Musika" zu denken: „'ne Musikantenkehle, die ist als wie ein Loch" (vgl. Ztschr. f. d. dtschn. Unterricht VII, 137).

***) Memoranda on Love's Labour's Lost, King John, Othello, and on Romeo and Juliet (Lond. 1879), p. 95.

hier gewissermafsen diejenige Rolle, die in manchen ernsten Dramen dem lebensklugen ‚fool', jenem eigentümlichen Zwittergeschöpf von Narr und Weiser, zufällt. In den durch furchtbarstes Leid führenden Tragödien wird freilich dieses Element stark an die Wand gedrückt, und sein Träger mufs sich in einen engen Schlupfwinkel zurückziehen: so verschwindet der Narr in „King Lear", das Ideal seiner ganzen Gattung, auf dem Gipfel der Katastrophe sang- und klanglos von der Bildfläche, so flüchtet sich der Humor in „Macbeth" in das drastisch wahre Genregemälde der Pförtnerscene, die in Zweck und Tendenz mit der unsrigen aus der gleichen Erkenntnis hervorgewachsen ist. Schiller, dem trotz seiner gewaltigen Herrschaft über die Äufserlichkeiten der Bühne das Verständnis für vielerlei kleine Feinheiten, wie sie Shakespeare den Proben und der erstmaligen Aufnahme neuer Stücke abgelauscht haben mag, vollkommen abging, er strich diese gepfefferte, aber scharf berechnete Unterbrechung der Mitleidsstimmung und ersetzte sie durch ein heruntergesungenes oder gar -deklamiertes Lied von vollendeter Harmlosigkeit. Und ebenso hat Goethe in seiner unglücklichen Umarbeitung von „Romeo and Juliet" (1812)*) die beiden letzten Auftritte von Akt IV gerade um diejenigen Gespräche verkürzt, die Shakespeare sicherlich eben um einen Wogenbrecher gegen die Uberreizung des mit Trauer gesättigten Gemüts zu schaffen eingeschoben hat**). Weshalb? Henses***) objektiver Bericht belehrt uns darüber: „Der ‚folgerechten, Übereinstimmung liebenden Denkart' fielen sehr wichtige Scenen und Stellen zum Opfer. Dieser Denkart mufste die vierte und fünfte Scene des vierten Aktes weichen†), da die Witze der Bedienten in dem Trauerhause gegen den Schmerz der Eltern Juliens über die Totgeglaubte die stärkste Disharmonie zu bieten schienen"††). Man tritt Goethe nicht zu nah, wenn man den

*) Eine neue selbständige Würdigung im entschieden zustimmenden Sinne unternahm G. Ramberg 1892, 234. und 235. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, die E. Kilian ebd. Nr. 250 scharf zurückwies; Köster, Schiller als Dramaturg, S. 284 nennt Goethe hier ‚schonungslos'.

**) Über absichtliche komische Einlagen in tragische Stücke, um den Ernst der Handlung zu mildern, vgl. auch Raché, Die deutsche Schulkomödie (1891) S. 31.

***) Shakespeare. S. 270.

†) d. h. natürlich nur in den beiden zweiten Hälften. Auch die Erzählung von Queen Mab (I 4, 53 ff.) wurde als „phantastischer Auswuchs" von Goethe ausgemerzt.

††) Unter diesen ‚Witzen' Peters ist seine drastische Auslegung der italienischen Tonleiter besonders interessant (V, 121 f.). Sie findet sich ganz ähnlich Tamg. of the shr. I 2, 16, eine andere voll feineren Humors ebd. III 1, 74 ff., sarkastisch gewendet King Lear I 2, 149.

Standpunkt, der ihn zu dieser Mafsnahme verleitete, einen unfreien, voreingenommenen und in gewissem Sinne beschränkten nennt. Der junge Strafsburger Goethe, der sich in frisch naivem Genusse aus Shakespeares realistischen Schönheiten eine ersehnte Welt vorbildlicher Dichtung eroberte, hätte einen derartigen Schritt als arge Versündigung gebrandmarkt. Es ist daneben als Zeichen des Zeitgeistes vielleicht der Erwähnung wert, dafs die angeblich von anonymer Hand in dem 1853 von Payne Collier als soeben aufgestöbert ausgerufenen Exemplare der Shakespeare-Folio von 1632 eingetragenen Streichungen, die das bei den gleichzeitigen Aufführungen Weggelassene ausscheiden sollen, auch die ganze Unterredung zwischen Peter und den Musikanten umfassen*). Seltsamerweise haben Chateaubriand, der ganz im Banne mystisch-sentimentaler Romantik befangene, daneben ein nüchterner französischer Litterarhistoriker und ein oft genug als philisterhaft verketzerter deutscher Übersetzer**) die Absicht des englischen Meisters eher erraten, als dessen eigene Landsleute und Goethe, sein grofser Genosse auf dem Parnafs. Der erste belegt Shakespeares ‚grand usage des contrastes' von Ernst und Scherz***): ‚Que des musiciens appelés aux noces de Juliette arrivent précisément pour accompagner son cercueil; qu'indifférents au deuil de la maison, ils se livrent à d'indécentes plaisanteries, et s'entretiennent des choses le plus étrangères à la catastrophe: qui ne reconnaît là toute la vie, qui ne sent toute l'amertume de ce tableau et qui n'a été témoin de pareilles scènes?' V(illemai)n bemerkt im Artikel ‚Shakespeare' der ‚Biographie universelle'†): ‚Les froides plaisanteries des musiciens, dans une salle voisine du lit de mort de Juliette, ces spectacles d'indifférence et de désespoir, si rapprochés l'un de l'autre, en disent plus sur le néant

*) Ulrici in seiner Ausgabe von Romeo and Juliet S. 176 A. 3 (noch 1853) enthält sich in der Mitteilung hierüber eines eigenen Urteils, scheint aber doch stillschweigend beizustimmen.

**) Man wird an Dingelstedts Urteil über die Vofssche Shakespeare-Verdeutschung überhaupt erinnert: „pedantisch hart und steif bis zur Ungeniefsbarkeit, aber dann und wann unübertrefflich scharf und tief".

***) Essai sur la littérature anglaise I, 225. Vgl. auch M. Koch in Sievers' „Akademischen Blättern" (1884), S. 622: „Die im spanischen Drama ganz anders noch als bei Shakespeare unvermeidliche Einmischung des Komischen in die Tragödie hat Schack durchgängig vermieden".

†) t. 42 (1825), 229—245; die ausgehobene Stelle p. 239.

de la vie, que la pompe uniforme de nos douleurs théâtrales‘. Vofs’*) treffende Glosse zu IV 5, 107 f. (O, play me some merry dump, to comfort me) lautet: „Dafs Peter, wenn gleich auf possenhafte Weise, Trost fordert für seinen Gram, darin scheint die Rechtfertigung dieser so oft getadelten Scene zu liegen. Nicht zerreifsen will Shakespeare das Gemüt, er will es beruhigen. Jede zu heftige Erschütterung weifs er zu dämpfen, und viele seiner sogenannten unschicklichen Scenen stehen um deswillen da. Das dünkt unbegreiflich unsern weichlichen Seelen, denen am behaglichsten ist, wenn Herz und Auge sich recht satt und matt weinen können.“ Übrigens hat Goethe mit den hier gestrichenen Stellen zum Teil die Bedientenscene erweitert, die bei ihm den ersten Akt eröffnet. Der feinsinnige moderne Bühnenbearbeiter der Tragödie, W. Öchelhäuser, streicht die Aussöhnung der Eltern mit ihrer reuig vermuteten Tochter nebst der Scheintotscene nicht, sondern blofs die zweite genrebildliche Hälfte, weil die Gespräche des betrübten Peter mit den Musikanten an diesem Flecke unser Gefühl verletzen würden. Ich kann nimmermehr mit Goethe, der diese angeblichen Auswüchse einfach abschnitt, und seinem jüngsten eifrigen Verteidiger**) den Inhalt dieses dramaturgisch geradezu meisterlichen Auftritts unter die „komischen Zwischenfälle, die den Zuschauer von der Haupthandlung ablenken“, rechnen, ebensowenig ich Ramberg einräumen mag, dafs Goethe hierbei „unnötige Personen beseitigt und humoristisches Füllwerk ausgemerzt hat“.

Es war auf diesen lehrreichen Fall breiter einzugehen, weil er besonders deutlich ersehen läfst, wie wenig man gerade Shakespeare gegenüber zu Vorwürfen über Unachtsamkeit in der Komposition berechtigt ist. An der oft brüchigen Technik seiner Vorgänger gemessen sind jene offen hinfällig. Vieles was klügelnde Kritikaster an der Führung der Handlung ausgesetzt haben, fällt Shakespeares Stoffquellen zur Last, deren dramaturgische Gestaltung und Verarbeitung ihm gewifs reichliche Mühe kostete. Ausstellungen wider schwächliche Begründungen, wie sie z. B. K. Frenzel, Dichter und Frauen III, 154 für ‚Romeo and Juliet‘ vorbringt, sind zwar nicht haltlos, aber ihr Ursprung stellt sich dem historisch verfahrenden

*) Shakespeares Romeo und Julia von J. H. Vofs (Lpz. 1818), S. 165; die äufserst gründliche „Vergleichung der Schlegelschen und Vofsschen Übersetzung von Shakespeares ‚Romeo and Juliet‘“ von K. Holtermann (Jahresbericht über das Realgymnasium zu Münster i. W. 1892) geht hierauf nicht ein (doch vgl. S. 3 und 27).

**) Ramberg a. a. O. Nr. 235, S. 6a.

Beurteiler als notwendige Folge der ganzen Arbeitweise des Dichters heraus. Diese hat ja in ‚Romeo and Juliet' noch längst nicht den Gipfel äufserer Kunstvollendung erstiegen, wie der stellenweise fast schüchterne Aufbau zeigt. Ich denke hier besonders an das schon von Dowden*) hervorgehobene ordnungmäfsige — ich möchte sagen schachfigurenartige — ‚Aufmarschieren' der Streitkräfte in der 1. Scene der Tragödie. Läfst sich andrerseits z. B. die Verschiebung der Entführung, die — sogar gegen Bandello und Boaistuau — erst im Augenblick höchster Gefahr geplant wird, ebenso wenig recht verteidigen wie die überhastete Ansetzung der Hochzeit mit Paris, so mufs doch fast in jedem einzelnen Falle einer derartigen scheinbaren Absonderlichkeit nach den technischen Absichten des Dichters gesucht werden. Ein hervorragendes dramatisches Kunstmittel, das er in Romeo and Juliet in gröfserem Umfange verwertet, ist ‚das tragische Motiv des Verschweigens'. C. C. Hense**) erklärt hieraus überzeugend mancherlei Unwahrscheinlichkeiten der Katastrophe. Auch die Form des Monologs nimmt mit künstlerischer Berechnung einen breiten Raum ein***). Uberhaupt beherrscht Shakespeare in diesen Hinsichten die Erfordernisse der Bühnentechnik bereits in ‚Romeo and Juliet' nach selbständiger Erfahrung†). Daneben mufs man sich in die äufsere Umgebung der Nachrenaissance versetzen und in dem Gedankenkreise dieser fremdartigen Bildungswelt einleben, wenn man tiefer in die eigene Sphäre — das französische ‚milieu' — unseres Dramas ein-

*) Shakespeare, sein Entwicklungsgang in seinen Werken, deutsch v. Wagner (Heilbr. 1879) S. 44 f.: Es „werden zuerst zwei Diener der Capulets eingeführt, dann zwei Diener der Montague, dann Benvolio von der Partei der Montagues, dann Tybalt von der Partei der Capulets, dann Bürger auf jeder Seite, dann der alte Capulet und seine Frau, dann Montague und seine Frau, und am Ende der sie alle verbindende Eckstein, der Fürst". Dr. Timon, Shakespeares Drama in seiner natürlichen Entwicklung (1889), nennt die Exposition (S. 225) „vortrefflich", ist aber (S. 268) trotz des von Anfang an ersichtlichen Gegensatzes von der „Symmetrik" nicht voll befriedigt. Vgl. E. Winters Ausgabe S. 5.

**) Das Schweigen und Verschweigen in Dichtungen (Parchim 1872), S. 77 ff.

***) Vgl. Delius im Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XVI, 2—7.

†) G. Günther, Grundzüge der tragischen Kunst (Lpz. 1885) verwebt mehrere an ‚Romeo and Juliet' gemachte Beobachtungen dieser Art in seine theoretische Darlegung (S. 347 Problem, 403 Peripetie, 411 Höhepunkt der Verwicklung, 423 Parallelismus der Charaktere, 469 f. Tragik des sittlichen Konflikts); nur schiebt er zu viel Spekulation unter.



dringen will*). Diese und die oben verlangte Rücksicht hat namentlich Ed. v. Hartmann übersehen, als er mit den Waffen spekulativer Philosophie dessen übliche Wertschätzung bekämpfte**). Die Abwege, auf die er dabei geriet, wurden sogleich erkannt, z. B. von Gosche***), aber doch hat der geistreiche wenn auch völlig mifslungene Versuch wegen des Verfassernamens manchen eine unbefangene Würdigung der Tragödie erschwert†). M. Günther trat ihm allerdings in einer eigenen Schrift††) entgegen, ging aber leider dabei zu wenig in die Tiefe†††).

Mehrfach schon wurde auf die ungeahnten Aufschlüsse der vergleichenden Methode hingewiesen. Vielerlei was in ‚Romeo and Juliet‘ recht ungereimt scheint, wird ein ganz andres Aussehen annehmen, wenn man entsprechende Einzelheiten verwandter Stoffe daneben hält. Dies gilt, nebenbei bemerkt, auch für die sprachliche Charakteristik, die kaum irgendwo bei Shakespeare so fein abgetönt und schattiert ist wie hier*†). Manche Ausbeute für jene Einsicht liefert namentlich eine Durchmusterung der älteren deutschen Bühnenlitteratur. Wenigstens im Vorbeigehen sei da einer auf den ersten Blick auffälligen Parallele gedacht. Sie findet sich in der lateinischen Komödie ‚Callimachus‘, die um 980 die deutsche Nonne Hruotsvintha im Stil einer von excentrischer Frömmelei durchwehten Legende ge-

*) P. Weisengrün, Die Entwicklungsgesetze der Menschheit (Lpz. 1888), S. 179 bemerkt über Shakespeare überhaupt: ‚Was er vor allem zu so grofsartigem poetischen Ausdruck bringt, ist das Durcheinanderwirken von Mittelalter und Neuzeit. Shakespeare ist einer der ersten Vertreter modernen Geistes, und doch wie viele Anklänge an das Mittelalter sind bei ihm nicht anzutreffen!‘ Vgl. Fränkel, Shakespeare und das Tagelied, S. 128.

**) Shakespeares Romeo und Julia. Lpz. 1874.

***) In der Groteschen illustr. Ausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare (1874) III, S. XVIII; für Einzelheiten Fränkel, Sh. und das Tagelied. S. 109 ff.

†) Am gründlichsten verfährt die Widerlegung von W. Wetz, Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte I, S. 525 ff. und 545 ff.

††) A defence of Shakespeares ‚Romeo and Juliet‘ against modern criticism (Halls. Diss.), 1876.

†††) It is a pity that this [Hartmanns] attack has not yet met with a more vigorous repulse than that brought forth in Max Günthers etc.: L. Pröscholdt in seiner Ausgabe des Stücks (Hamb. 1889) S. 7.

*†) Man vergleiche z. B. den bezüglichen Gegensatz der doch auch in Italien spielenden Römerdramen zu ‚Romeo and Juliet‘, wie ihn Brincker, Poetik Shakespeares in den Römerdramen (Münster 1884), S. 159 hervorgehoben hat.

schrieben*). Mit grellen realistischen Effekten führt die Dichterin (wie auch im Abraham und im Paphnutius) wildeste Sinnlichkeit vor, aber nur in moralpädagogischer Tendenz. Magnin**), Albert Cohn***) und wohl unabhängig Scherer†) wollten in einer Scene dieser Art und sonst augenfällige Ähnlichkeiten mit ‚Romeo and Juliet' entdecken. Namentlich zu ‚Romeo and Juliet' I 1, 162 ff., Romeos Geständnis an Benvolio, soll Callimachus sc. 1 und 2 eine vollständige Parallele bilden. Einer unbefangenen Prüfung halten alle diese vorgeblichen Anklänge nicht stand, nicht einmal in Scherers Inhaltsübersicht, die wie für diesen Zweck zurechtgelegt lautet. Der Tod, der den Helden Callimachus für sein verbrecherisches Beginnen durch göttlichen Eingriff in der Schlufsscene — auf die sich die genannten besonders stützen — getroffen hat, erscheint mir wie das Einschreiten christlicher Gesittung gegen einen altbarbarischen Brauch††). Was aber die Hauptsache ist, irgend welche litterarische Berührung Shakespeares mit diesem Drama ist völlig ausgeschlossen†††). J. Aschbach, dessen Hypothese (1867), die Stücke der Hrosvitha seien von ihrem Herausgeber (1501) Conrad Celtes gefälscht, durch Köpke und Waitz widerlegt wurde, würde diese Parallelisierung aufgreifen können, um einen unmittelbaren Zusammenhang mit den ersten Bearbeitungen der Romeofabel herzustellen.

Viel eher liefse sich ein Stoff mit ‚Romeo and Juliet' vergleichen, der in der Zeit des Entstehens dieser Shakespeareschen Tragödie zweimal in Deutschland dramatisiert wurde. 1591 wurde zu Danzig durch Gymnasiasten aufgeführt: ‚Elisa. Ein Newe vnd lůstige Comœdia, Von EDVARDO dem Dritten dieses Namens, Kŏnige in Engellandt, Vnd Fraw Elisen einer gebornen Grăffin von Warwitz, Gestellet Durch Philippum Waimern von Dantzigk, B. R. D.'

*) Über die Quellen vgl. R. Köpke, Ottonische Studien (1869) II, 60 ff.

**) Théâtre de Hrotsvitha (Paris 1845) p. XLII.

***) Shakespeare in Germany in the 16th and 17th centuries (London 1865) p. I–III.

†) Geschichte der deutschen Litteratur S. 58.

††) Vgl. die von Liebrecht Germ. XXXIII, 248 unter ‚Leichen beschlafen' beigebrachten Belege, ebd. 250 ‚Phallen in weiblichen Mumien' und XXXII, 500 ‚tote Frau geheiratet'. Auch H. Kornmann, De linea amoris (1610) p. 128 ist heranzuziehen.

†††) Auch der Gedankengang von St.-Beuve, Oeuvres ed. Troubat I (Tableau de la poésie française au XVI. siècle), 1876, p. 250 kann unsere Frage nicht in positivem Sinne beeinflussen.

und in demselben Jahre ebenda ‚durch Jacobum Rhodum‘ auf den Büchermarkt gebracht*). Als seine Quelle nennt der Verfasser in der vom 18. Mai desselben Jahres datierten Vorrede den ‚Bandelius, der in Welscher sprachen etliche Tragicas oder klegliche Historien der meinung zusammengebracht (die nachmaln in vielen andern Zungen aufsgangen)‘**). In demselben Jahrzehnt — nach Malone***) 1596 zuerst gedruckt — erschien die Shakespeare (sogar von Tieck und Collier) zugeschriebene Tragödie ‚Edward III.‘, die höchstens ein von fremder Hand mit zahllosen ungehörigen Bestandteilen durchsetzter Entwurf des Dichters sein kann†). Auch Jakob Ayrer bearbeitete denselben Stoff in der ‚Comedia vom Könige Edwarto dem Dritten diss Namens, König in Engelland, vnd Ellipsa, Herrn Wilhelm Montagy Gemahl‘††). Er erzählt da die Geschichte des Liebeshandels zwischen Eduard III. und der schönen Elipsa (sic!), Gemahlin des verschollenen Grafen Montagi, die sämtliche Anträge ihres Bewerbers, denen sie der eigne Vater willfährig machen will, beharrlich zurückweist. Der Ausgang ist ein glücklicher, wie in den spanischen Behandlungen der Romeofabel†††), und in der Tat bezeichnet Ayrer als seine Quelle ‚Paludanus*†) ein Spaniol‘, d. h. niemanden anders als Bandello, der

*) Mir lag von diesem aufserordentlich seltenen Werke das Exemplar der Königl. Bibl. zu Berlin (Litt. germ. Yq 1251) vor (Heyse, Bücherschatz 2192). Übrigens brauchte nicht erst Cohn (Shakespeare in Germany) 1865 darauf hinzuweisen, wie z. B. Prölfs (Geschichte des neueren Dramas II, 150) annimmt, nachdem es eine bei aller Fülle so trübe Quelle wie W. Menzels ‚Geschichte der deutschen Dichtung‘ 1859, und dazu nicht einmal aus Autopsie (er schreibt ‚Weimer‘) genannt hatte. Zum Stoffe vgl. J. Bolte, Ztschr. für vergl. Litteraturg. N. F. II, 362 f.

**) p. A i i j. Die Quelle ist Bandello Parte II, novella 37.

***) The plays and poems of W. Shakespeare II (1821) 682.

†) Vgl. A. Teetgen, Shakespeares „King Edward the Third“ absurdly called and scandalously treated as a „Doubtful Play“, an Indignation Pamphlet. London 1875.

††) Ayrer hrsg. von Ad. v. Keller (Stuttg. lit. Verein) III 1927 ff. (Opus theatr fol. 384).

†††) Vgl. Fränkel i. d. Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. III, 189 f., auch IV, 63 und 67 Anm. 4. Man vergleiche dazu auch L. Geigers Urteil über Fr. L. Schröders Opernbearbeitung von ‚Romeo and Juliet‘, wo Julia lebendig bleibt: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1890 No. 285 S. 1.

*†) Paludan(us) ist eine kaum veränderte Buchstabenversetzung von Bandel(l)o und kann leicht mit Rücksicht auf den damals in der Gelehrtenwelt mit Ehren genannten Namen (z. B. war der holländische ‚medicus eximius‘ Bernhardus Paludanus, ‚clarissimus vir‘, Ayrers Zeitgenosse: Clarorum virorum epistolae centum ineditae ex museo Joh. Brant. Amstel. 1702 p. 50 und 63 stehen Briefe an ihn von 1593 und 1598, der letztere aus Nürnberg, Ayrers Wohnort) gewählt worden sein. Auch blofse Mifsverständnisse oder Ungenauigkeiten der Schreibung sind damals häufig genug. Quelle ist ebenfalls Band. II, nov. 37.

eine Reihe von Jahren als Bischof von Agen im äufsersten ehemals spanischen Südfrankreich fungierte*). Wenn es nun nach den Untersuchungen von Helbig (1847 und 1855), Schmitt (1851), Passow (1852) und Tittmann (1868) auch ausgemacht ist, dafs Ayrer romanische Novellen**), namentlich Bandello in Belleforests Verballhornung, intensiver und sicher weit häufiger benutzte als das Tagesrepertoire englischer Wandertruppen***), so liegt hier doch — man denke nur an den Grafen Montagi[i], die Werbung des Fürsten†) um dessen Gattin, deren Widerstand trotz des eindringlichen Zuredens ihres Vaters — eine noch unaufgeklärte Beziehung zu unserem Stoffe vor.

Mehr Licht bringt erst folgender Hinweis. 1565 erschien in London „The Tragicall and True Historie which happened betwene two English louers. 1563 written by Ber. Gar. [d. i. Bernard Garter]††) 1565. In œdibus Richardi Tottelli. Cum Priuilegio“. Diese Erzählung ist eine Umgestaltung des 1562 bei demselben Verleger herausgekommenen Gedichts von Arthur Brooke†††), das zuerst in englischer Sprache die Geschichte von Romeo und Julia behandelt hatte. Wie auf der volkstümlichen Schaubühne der Italiener treten nur Typen auf, die namenlos agieren und so die ganze Teilnahme auf die Handlung allein lenken. Diese*†) ist hier auf englischen Boden verlegt und in eine Richtung geleitet, die der Ayrers nicht gar zu fern steht. Zwei Verliebte (the Lovers) feiern Hochzeit; der junge Ehemann mufs aber bald in den Krieg, wo er sich rühmlich hervortut, aber von einem Soldaten unschuldig des Verrats bezichtigt wird. In dem

*) Vgl. Ztschr. f. vgl. Litt. N. F. IV, 82.

**) Vgl. Th. Wolff, Zur Kenntnis der Quellen von Jacob Ayrers Schauspielen (10. Jahresbericht der Luisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin. 1875) S. 8 f.

***) Diese führten übrigens den betreffenden Stoff noch lange in Deutschland auf; vgl. Gädertz, Archivalsch. Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck Lünburg im 16. und 17. Jahrh. (1888) S. 101 (für 1666).

†) Auch in der Romeofabel ist ja Paris ‚a young nobleman, kinsman to the prince‘.

††) Bernard Garter ‚the well-known versifier‘: Warton-Hazlitt, History of english poetry IV, 302.

†††) Vgl. Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. III, 179, 181, 194. Garters Gedicht, bemerkt J. P. Collier, „was composed in decided imitation of Arthur Brooke's ‚Romeus and Juliet‘, perhaps in consequence of the success of it, but it is inferior in every poetical quality“.

*†) Hier nach der Inhaltsangabe dieses seltenen Werks bei Daniel (New Shakespeare Soc. III, I.) p. XXXIV f. skizziert.



Entscheidungduell fällt der Ankläger, aber auch jener stirbt an den erlittenen Wunden. Als seine Gattin dies erfährt, stirbt sie plötzlich vor Gram. Die Nebenpersonen the Father, the Mother (diese ereilt am Schlusse ein unerwarteter Tod wie in ‚Romeo and Juliet' Romeos Mutter), the Nurse und an old Doctor, des Jünglings Freund*), sind in die reizende Anfangsepisode verflochten, wo der von der nurse zu der kranken Jungfrau gerufene old Doctor deren Eltern die Heirat mit dem jungen Edelmann empfiehlt**). Wenn auch von einer Dramatisierung dieser sichtlich an die Romeofabel angelehnten Geschichte ebenso wenig etwas bekannt ist wie von einer Verpflanzung nach Deutschland, so war sie dennoch für Ayrer oder seinen Danziger Vorgänger nicht von vornherein unzugänglich. Springen hier die Berührungspunkte sofort in die Augen, so hat dagegen die Jungfer Julia in Ayrers ‚Comedia von der schönen Sidea' (mit Shakespeares ‚The tempest' verwandt), die ebenfalls einen aufgedrungenen Mann heiraten soll, mit Juliet ebenso wenig etwas gemein wie der unschuldig verfolgte Liebhaber in der ‚Comedia von dem getreuen Ramo'***) mit Shakespeares Romeo.

Anklänge an den Stoff von ‚Romeo and Juliet' in der nachshakespeareschen Periode zu besprechen, kann hier nicht meine Aufgabe sein, wo die Überlieferung eben bis zu seiner Tragödie verfolgt werden soll. Zudem hat dies gerade für deutsche Stücke seine grofsen Schwierigkeiten, weil da in jedem einzelnen Falle der etwaige Einflufs einer der verschiedenen freien Bearbeitungen von Shakespeares Stück†) zu untersuchen wäre. Doch scheint mir, was bisher völlig

*) Diese Verschmelzung nahm auch Chr. Fel. Weifse in seiner (Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. III, 177 erwähnten) Umarbeitung von Shakespeares ‚Romeo and Juliet' vor, indem er den Lorenzo ganz strich und dafür ‚Benfoglio Arzt aus Verona' zum Vertrauten des Paares macht, was von seinen Zeitgenossen (s. Schmid, Biographie der Dichter II, 1770, S. 109) hoch gerühmt wurde. Diese Figur auch in der Bearbeitung von Alex. Kún Szabó (Prefsburg 1786) auf der magyarischen Bühne: Aug. Gregufs, Shakespeare in Ungarn (Budapest 1879 [aus ‚Litterar. Berichte aus Ungarn' II]) S. 1 f.

**) Ein altes Motiv, das schon im klassischen Altertum zu einer Märchennovelle erweitert wurde, ist diese Heilung durch Erfüllen der Liebessehnsucht (vgl. Kuntze, Die Geschichte von dem kranken Königssohne: Grenzboten 48 [1889] 214—224, 264—275, 483 f.); derselbe Gedanke in Molières ‚l'amour médecin'. Vgl. Romeo and Juliet II 3, 50 f. sowie Beneckes Anmerkung zu Hartmann v. Aue, Iwein 1551.

***) Ayrer hrsg. von Ad. v. Keller III, p. 1855 ff.

†) Die erste 1604 erwähnt (Archiv f. Litteraturgesch. XI, 626). Über spätere s. Cohn, Shakespeare in Germany p. CXIV ff. (Textabdruck) und CXXIII f., XCVII f. u.

unbeachtet blieb, Johann Peter Titz' ‚Leben auss dem Tode, oder Grabes-Heyrath zwischen Gaurin vnd Rhoden' (1644), eine Erzählung in Versen*), unmittelbaren Zusammenhang mit unserem Stoffe zu besitzen. Der Inhalt ist in Kürze dieser: Gaurin liebt hoffnunglos die schöne Rhode, mit ihrem aber ohne ihres Vaters Einverständnis, der sie vielmehr dem reicheren Sylas vermählen will. Sie stirbt plötzlich auf unerklärliche Weise und wird begraben. Gaurin gräbt sie heimlich wieder aus**), findet sie nur scheintot und rettet sie. Nun erzählt er schlau Sylas eine ganz ähnliche Begebenheit, um ihn schliefslich zu fragen, ob die gerettete Frau dem angetrauten Gatten oder ihrem Retter gehöre. Als sie Sylas dem letzteren zuspricht, ruft Gaurin: „Wohlan! hier ist sie!" und stellt ihm Rhode blühend und gesund wie früher vor. Aber der zum Tode erschrockene Sylas stirbt, um nun Weib und Vermögen dem glücklichen Gaurin zu hinterlassen. Titz hat diesen Stoff nach dem Gedichte des Holländers Jacob Cats***), der zu Shakespeares Zeit auch in London war und daselbst in gebildeten Kreisen verkehrte, bearbeitet. Allerdings beruft sich Cats auf die Italiener als seine Quelle, und diese ist auch wohl schliefslich Boccaccio decam. X 4, wie Fischer†) annimmt, eine Novelle, die andrerseits††) auch zur Romeofabel herangezogen wurde. Auch in Volksliedern und verwandten Poesien ist der Stoff nachgewiesen worden†††). Einzelnes scheint an die Geschichte von Cardenio und Celinde anzuklingen, die wenig später als Titz' Gedicht Andreas Gryphius — angeblich nach einem wahren gleichzeitigen

CXV, p. 307—406 (verbesserter Abdruck aus E. Devrient, Gesch. d. dtsch. Schauspielkunst I, 408—434). Genée, Gesch. der Shakespeareschen Dramen in Deutschland S. 167; Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels (1882) S. 319 f. und 346; v. Vincke im Jhrb. d. dtsch. Sh.-Ges. 11, 2; The works of William Shakespeare ed. by A. Dyce[2] VI (1866) 385.

*) Zuerst gedruckt von Köpke in v. d. Hagens Germania X, 205 ff., neuerdings in L. H. Fischers Neudruck der ‚Gedichte' Titz' (Halle 1887) S. 18—31.

**) Geliebte wieder aufgegraben und Tod nach 15 Tagen: Germ. XX, 504.

***) 1577—1660. Alle de Werken Amsterd. 1712 II, S. 213 ff. Vgl. J. von der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden III, 243 ff.

†) a. a. O. S. 273 (wo auch eine Übersicht verwandter Geschichten).

††) Jhb. der dtsch. Sh.-Ges. 11, 157.

†††) Liebrecht, Zur Volkskunde (1879) S. 60 f. und derselbe in d. Germ. XXIX, 359. H. Gering, Islendzk Aeventyri (1884) II, 192 und 396. Einige Nachträge giebt J. Bolte in seiner Rezension von Fischers Ausgabe, Deutsche Litterat.-Ztg. IX, Sp. 736 f. (19. Mai 1888).



Ereignis*) in Italien — bearbeitete. Diese letztere steht zwar im ganzen dem Don-Juan-Stoff näher, berührt sich jedoch auch mannigfach mit Shakespeares ‚Romeo and Juliet'**). Der freudige Ausgang in der Vereinigung der Liebenden, nachdem der Nebenbuhler beseitigt ist, wie Titz endet, wurde schon gelegentlich des Ayrerschen Dramas (ob. S. 151) als wichtiges Kennzeichen einer bestimmten Gruppe der ‚Romeo und Julia'-Behandlungen betont.

Aber der seltsame Scheintod der Rhode in Titz' Erzählung, ihr Erwachen und ihre Rettung durch Gaurin, ihren begünstigten Liebhaber, entsprechen vollkommen der „Art***) wie in Bandellos Novelle und noch bei Shakspeare Romeo sich in Besitz Juliens zu setzen gedenkt, indem sie zum Schein sterben und dann mit Romeo entfliehen soll", die auch „grofse Ähnlichkeit hat mit der Entführung Salomes im ältern Morolf, dies aber wieder mit der im Cliget des Chretien von Troyes, wo Fenice durch einen Schlaftrunk†) scheinbar erkranken und sterben, dann aber aus der Gruft befreit mit Cliget entfliehen soll. Morolf giefst bekanntlich der Salome geschmolzenes Blei durch die Hände, weil er behauptet, sie sei aus rechter Schalkheit tot; auch dieser Zug kehrt im Cliget wieder, wo drei Ärzte von Salern die Stelle von Morolf einnehmen. Vergl. Holland Chrétiens von Troyes, Tübingen 1854, p. 46. 57".

Dasselbe verabredete Sichtotstellen und mehrere andere Züge der Morolf-Cligetschen Parallele weist eine schottische Ballade auf, deren merkwürdige Verwandtschaft mit Romeo and Juliet bereits mehrfach

---

*) Auch Porto, Bandello, Boaistuau, Sevin, Guyon, Brooke, Garter und selbst der Historiker Corte bezeichnen die von ihnen erzählte Romeofabel als wirkliches Vorkommnis.

**) Über die unter Flethers und Shakespeares Namen gehende ‚The History of Cardenio' (1653): Jhb. der dtsch. Sh.-Ges. 8, 371. Der von Vogeler, ‚Cardenio und Celinde des Andreas Gryphius und Shakespeares Romeo und Julia' Herrigs Archiv 79, 391—402 angestellte Vergleich ist oberflächlich und verständnislos (meine Zusammenstellung der verwandten Sagen ebd. 80, 70 f.). Menzel, Gesch. d. dtschn. Dichtg. III, 344 vergleicht Arnims Bearbeitung von Gryphius Stück mit ‚Romeo and Juliet'.

***) Im folgenden bediene ich mich, um ganz unparteiisch nur die Tatsache sprechen zu lassen, der Worte Simrocks, Die Quellen des Shakspeare[2] I, S. 99 (Dieser irrt, wenn er Romeo den Plan aussinnen läfst; eben dafs dieser ununterrichtet bleibt, beschwört ja die Katastrophe herauf!).

†) Die Amme reichte ihr diesen (also anders als in der Romeofabel): Birch-Hirschfeld, Über die den provenzal. Troubadours bekannten epischen Stoffe (1878) S. 52 liefert einen interessanten Beleg dafür.

hervorgehoben ist*). Sie betitelt sich the gay (oder jolly) goshawk**). Eine Kombination der verschiedenen Fassungen***) führt auf folgenden Kern der Handlung. Ein Mädchen übersendet ihrem heimlich Verlobten, der ihr Liebesgrüfse und die Bitte ihm eine Zusammenkunft zu bestimmen zukommen läfst, einen eigenartigen Entführungsplan†), an dessen Ausführung sie selbst in folgender Weise geht. Sie ersucht ihren nichtsahnenden Vater um das Versprechen, nach ihrem einstigen Tode††) in der ‚vierten Kirche in Schottland' beigesetzt zu werden. Bald danach ‚stirbt' sie urplötzlich auf unerklärliche Weise und wird der erlangten Zusage gemäfs nach dem erbetenen Begräbnisplatze überführt. Als sie dort der Verabredung folgend der Geliebte erwartet, schlägt sie die Augen auf und wird, nachdem sie den erstaunten Ihrigen den Sachverhalt auseinandergesetzt, seine Gattin auch ohne Einwilligung der Familie. In einer Fassung wird sogar noch des ausdrücklichen Widerspruchs ihrer Brüder gedacht, ein altes Motiv der Romeofabel†††). Nach der einen Version hat sie 9 (!) Tage ge-

*) Beiläufig von Liebrecht bei Dunlop, Gesch. d. Prosadichtung S. 459; genauer von Schulze, Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XIII, 205 ff.; im einzelnen bei Fränkel, Shakespeare und das Tagelied S. 86 ff.

**) d. i. der fidele Gänsehabicht oder -adler. Falke und Adler werden in der indogermanischen Mythologie, auch in Volkslitteraturen anderen Ursprungs, wiederholt vertauscht; M. Landau trägt zu den von mir a. a. O. S. 86 Anm. 3 dargebotenen vielen Beispielen in „Am Ur-Quell" V, 36 nach: „L'oiseau bleu" bei Gräfin d'Aulnoy und „Der Schusterjunge" in S. Grundtvigs „Dänischen Volksmärchen". Vgl. ferner Eberh. Tappe, ‚Waidwerck vnd Federspiel' (Strassb. 1542) Bl 5b, 8a, 31b.

***) Die Hauptglieder der Textfamilie im Urtext und in den Verdeutschungen habe ich a. a. O. Anm. 2 angeführt und geordnet.

†) Trotz gänzlicher Verschiedenheit der zugrunde liegenden sozialen und persönlichen Verhältnisse läfst sich eine provenzalische Romanze (3. Marcabrun 25 f) für die erste Hälfte der Handlung vergleichen: s. Diez, Leben und Werke der Troubadours[1] S. 47, Römer, Die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovenzal. Lyrik (Diss. 1884) S. 18.

††) Es mufs doch einigermafsen auffallen, dafs über diese unverblümte Andeutung niemandem Verdacht aufsteigt. Vielleicht liegt hier der einem Interpolator zugehörige verständnislose Zusatz einer Vordeutung vor. In einer Fassung (vgl z. B. Dönniges a. a. O. S. 22) Str. 20 bereitet allerdings das äufsere Aussehen auf die Simulation vor.

†††) Neben der geschlossenen doppelten Siebenzahl der Brüder und der Schwestern erscheint das Mädchen allerdings wie abgesondert. Zu der Siebenzahl der Brüder vgl. die Ballade Clerk Saunders (Scott, Minstrelsy of the Scottish border II, 77), deren 2. Teil in die Lenorentradition gehört, Strophe 5:

> Im Mai da kommen meine sieben Brüder
> Mit brennenden Fackeln an;
> Sie werden sagen: „Unsre einzige Schwester
> Liebt einen Rittersmann".



fastet, um als scheintot nach jener Kirche gelangen zu können; eine andere verkürzt diese unglaubliche Länge auf 3, wie hoch auch Masuccios Novellenskizze, die nachweislich älteste Quelle der Geschichte von Romeo und Julia, den Zauberschlaf der letzteren bemifst*). Eine jüngere, auch erst später bekannt gewordene Redaktion, die wohl in einer schon kritischeren Periode enstand, läfst das Fasten als Begründung überhaupt weg und erzählt:

And she has drunk a sleepy draught,
She mix'd wi' mickle care.

Und dieser Motivierung völlig entsprechend, rät — schon in der älteren Fassung — die Zauberin, die die Verschiedene wecken soll, (in einer Fassung ists die Stiefmutter) heifses Blei aufs Gesicht zu tröpfeln, ‚zu sehen, ob tot sie sei', denn dann ‚wird sie wiederum sprechen; denn gar viel wagt ein Mädchen, um zu seinem Geliebten zu gelangen'**). Aber es nützt nichts, da sie nicht mehr atmet***). Wir haben also hier „die zwei Hauptzüge der Romeosage, die Liebe der Spröfslinge feindlicher Häuser zu einander und das Lebendig-Begrabenwerden einer Scheintoten"†). Allerdings ist der Charakter des Mädchens hier viel mehr ins Heroische erhoben. Doch dies verlangte die Ballade, und auch Shakespeares Julia entbehrt ja keineswegs derartiger Züge, wie man bei einem Vergleiche mit Charakteren von der Art Ophelias††) sieht. Ist nun auch die Entstehungszeit dieser Ballade fraglich, so lassen sie doch plausible Gründe†††) vor 1600 ansetzen, so dafs irgend welche Beziehung zu Shakespeare nicht unmöglich ist*†). Der glück-

---

*) Vgl. Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. IV, 69.

**) Vgl. Juliens Worte IV, 1, 87 f.

***) Dieser ‚sleepy draught' entspricht also durchaus Shakespeares ‚sleeping potion' (V, 3, 244), der nach IV, 1, 94 ff. (distilled liquor; ‚liquor' von einem alchymistischen Zauberelixier Temp. V, 1, 280 u. ö., s. Vofs zu letzt. St.) bewirkt dafs through all the veins shall run a cold and drowsy humour; for no pulse shall keep his native progress, but surcease: no warmth, no breath, shall testify the live. Ferner sei bemerkt, dafs IV, 1, 99 f. eine — medizinisch undenkbare — Übertreibung von ‚effect' enthält, nach dem Ausrufe des Bräutigams an der Bahre auch in der Ballade vorauszusetzen. Das Absterben der Augen in letzterer stimmt genau mit Romeo and Juliet IV, 1, 100 f. (IV, 3, 31 u. V, 3, 260).

†) Schulze, Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. 207.

††) s. Chiarini i. d. Nuova Antologia III, 15, p. 22.

†††) Schulze a. a. O. S. 210.

*†) Ohne einen bestimmten Gedanken über einen Zusammenhang auszusprechen, sei doch an das für 1596 bezeugte Gedicht über Romeo und Julie erinnert, dem Pace-Sanfelice (a. a. O. p. XIV f.) folgende Auslassung widmet: ‚In 1596, Edward White published

liche Ausgang, der diese Fassung zu der mehrfach erwähnten spanischen Textgruppe stellt, widerspricht dem nicht*). Denn es kommt hier nur darauf an, zu zeigen wie die Liebe alle Hindernisse überwindet**), ein Gedanke dem verschiedene englische Volkslieder und auch die schönen Verse Romeos I, 2, 66 ff. innigen Ausdruck verleihen. Nachdruck kann man auch darauf legen, dafs in der einen Fassung der Ballade wie bei Shakespeare bedeutsam das ganze Glück und die Zukunft beider Familien an den beiden einzigen Kindern***) hängt. Demgegenüber hat der Träger der Romeorolle z. B. bei Masuccio

a new ballad of Romeo and Juliet, of which, as no copy is known to exist, so they say, if not probable it is possible that White in the indefinite language of the time meant the play when he called ballad, and that he wished to establish some prior claim to the publication of Shakespeare's tragedy (Collier's Shakespeare's Library)'. Vgl. Collier, The History of English Dramatic Poetry and the Stage II, p. 416. Trotzdem dürfte Frenzel, Dichter und Frauen III, 117 etwas übertreiben: „Bänkelsänger verkündeten in Stadt und Land die klägliche Geschichte Julias und Romeos", und dies noch vor Shakespeares Tragödie! Halliwell-Phillipps, Outlines p. 513 sagt: The first appearance of a ,new ballad' on the subiect of a popular drama is a probable indication of its following shortly after the production of the latter of the stage. Edward White entered ,a newe ballad of Romeo and Juliett' on the Books of the Stationers' Compagny, on August 5 th, 1596.

*) Trotzdem ist er ein wichtiges Kennzeichen einer ganzen Gruppe von Bearbeitungen. Die Zuspitzung der Handlung am Ende unseres Stückes verglich Hiecke Ges. Aufs. zur dtsch. Litt. S. 30 A. (vorher Herrigs Archiv II, 303) mit dem Ausgange von Uhlands ,Bertran de Born'.

**) Nach Dr. Timon a. a. O. S. 312 ist das Thema unserer Tragödie der Sieg der vom Hafs hingemordeten Liebe über diesen Gegner (vgl. auch ebd. S. 283). Die Liebe tritt hier aber als „dämonische Allgewalt der Leidenschaft" (Stark, König Lear. Eine psychiatrische Shakespeare-Studie, 1871, S. 3) auf, zwar auch „eine durch die Ehe bestätigte", wie in Imogens Charakter, aber nicht wie dort „eine sanfte, beständige und feinere Liebe" (W. Richardson, Über die wichtigsten Charaktere Shakespeares. Aus dem Englisch. Lpz. 1775, S. 145). Man darf nicht Julias Selbstgespräch III, 2 als ein Programm unschuldiger gottgefälliger Liebe im Goetheschen Sinne (Der junge Goethe II, 272) ansehen (G. Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik, 1889, S. 52). Verständnisvoll begründet Ramberg a. a. O. No. 235, S. 6 f. seine Auffassung der „Tragödie der rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit" und belegt diese Ansicht durch Tiecks und Genées Charakteristiken des Liebesverhältnisses. Übrigens ist nach W. Wetz (Engl. Studien XVI, 8) ,Romeo und Julia' Shakespeares einzige Tragödie, in der neben dem äufseren nicht noch ein inneres Gericht einhergeht. Vgl. zum Obigen Fränkel, Sh. u. das Tagelied, S. 103.

***) Für Romeo wohl aus I, 5, 138 zu entnehmen, für Julia ganz deutlich aus III, 5, 166 f., wogegen R. Prölfs' (Shakespeares Romeo und Julia erläutert S. 15 f. und 165) Sophistik nicht standhält. Shakespeare änderte bewufst gegenüber seinen Vorgängern; noch Delapeend (1565) schreibt: Romeus eldest sonne of the Lorde Montesche,



einen Bruder, Juliens Vertreterin in dem dalmatinischen Fischermärchen*) zwei Brüder, u. s. w. Wenn der Ruhm und der Familienstolz der Montecchi und der Capeletti gewissermafsen nur auf je zwei Augen steht, so bedeutet dies eine wirkungsvolle Steigerung der Katastrophe.

Aber auch Shakespeare selbst giebt ein reiches Material zur Erläuterung von ‚Romeo and Juliet' an die Hand. Bei jedem Schriftsteller, der auf Grund eines einheitlichen Kunstprinzips schafft, bildet die Kommentierung eines Werkes durch die meist unbewufsten Andeutungen in anderen ein ungemein verlockendes Hilfsmittel philologischer Hermeneutik. Den mit anderen Dramen des Dichters korrespondirenden Zügen unserer Tragödie ist man erst zum Teil auf die Spur gekommen. Da sich nun bei den zeitlich aufeinander folgenden Stücken stets ein gewisser innerer Zusammenhang erweist (nicht durch Fortspinnen eines aufgegriffenen Gedankens oder Problems, sondern meist in versteckteren Anspielungen), so empfängt man hier für ‚Romeo and Juliet' nicht nur neue Hinweise zum Verständnis des Themas, sondern auch bestimmte Belege für die Sicherheit der fraglichen Datierung.

Bekanntlich schwebt letztere insofern in der Luft, als sie durch keine äufsere Notiz festgelegt wird. Jedes Jahr von 1590 an bis zum ersten Druck 1597 wird durch einen oder mehrere namhafte Forscher vertreten. Die meisten neigen sich der Durchschnittszeit 1593/94 zu**),

*) Dies gehört wahrscheinlich zu den am adriatischen Meere zahlreichen Ablegern der Sage von Hero und Leander (vgl. Fränkel, Englische Studien XVII, 128) und ward in einer eigentümlichen Umkehrung der Schicksale schon 1550 von Straparola ‚Le Piacevoli notti' VII, 2 verarbeitet, wo es dem Mädchen ergeht wie sonst Leander. Heinrich Noë (Reisebilder aus Dalmatien und Montenegro) teilte es nach mündlicher Mitteilung mit (vgl. Joh. Meifsner, Wiener ‚Deutsche Ztg.' 5. Sept. 1875), P. Heyse nahm es in seine „Novellen in Versen" auf. Dunlop-Liebrecht, Gesch. d. Prosadichtg. S. 286 bespricht es (nach II nov. 7, Ausg. Venedig 1554) im gleichen Zusammenhange, nach ihm Schulze, Jhb. d. dtsch Sh.-Ges. XI, 149. F. W. V. Schmidt, Die Märchen des Straparola (1817), Brakelmann, G. F. Straparola (1867), M. Landau, Beiträge zur Geschichte der ital. Novelle (1875; S 126—131) sind hierauf nicht näher eingegangen.

**) Es ist unbegreiflich, wie ein so klar denkender Shakespeare-Kenner wie Delius den Termin bis 1591 hinaufrücken konnte. Mag nun aber ihn und seine Meinungsgenossen im wesentlichen die bekannte als Anspielung auf 1580 bezogene Erwähnung des Erdbebens ‚vor 11 Jahren' (I 3, 23) dazu bewogen haben, so kann man doch die These der Clifton Shakespeare Society vom 19. Dezbr. 1885 nicht verstehen: Internal evidence proves that the original draft of Romeo and Juliet was written as early as 1591. Zu den wirklichen Jugendstücken ist ‚Romeo and Juliet' nach Form und Stoffbehandlung nicht zu rechnen.

und diese nach verschiedenen äufseren Kennzeichen wohl glaubliche Fixierung mag auch uns vorläufig im allgemeinen genügen.

Für eine engere Begrenzung ist auf das inhaltlich bedeutsame*) Zwiegespräch zwischen Romeo und Mercutio über die Queen Mab (I 4, 50—103) besonderer Wert zu legen. Diese Episode liefse sich, wenngleich ein vortrefflich in den Text verwobenes Beispiel kunstvoller, nirgends wie bei dem Zeitgenossen Spenser in leere Allegorie**) übergehender Personifikation***), als entbehrlich in dem vorwärts drängenden Strom der Handlung†) ausscheiden. Man vergleiche hierzu die

*) Die Queen Mab kommt hier zuerst vor. Bei Chaucer Sir Thopas V. 77 ff. findet sich ‚die Elfenkönigin', wie Hertzberg (s. Übersetzung der Canterbury-Geschichten S. 462 ff.) und A. v. Düring (G. Chaucers Werke II, Strafsb. 1885, S. 225 ff.) verdeutschten, noch nicht (Kölbing i. Englisch. Stud. XI, 503). Auch die Titania im Mids. ns. dr. mag Shakespeare mit einiger Selbständigkeit charakterisiert haben. Denn sie „ist der Überlieferung durchaus fremd; von einer Königin der Elfen weifs die deutsche Sage überhaupt wenig zu berichten" (Th. v. Bernhardi, Volksmärchen u. epische Dichtung, S. 12). Doch ist mit der Mab wohl auf deutschem Boden die Mahr (vgl. Prätorius, Weltbeschreibung 27; Wuttke, Dtschr. Volksabergl.[2] 419; O. Nicolaissen, Fra Nordlands fortid. Christ. 1889, S. 5) verwandt, „ein Fabelwesen, welches mit dem Alpdrücken in Verbindung gebracht wird" (F. M., 1. Beil. d. Voss. Ztg., Berl. 8. März. 1889, im Referat über d. Vortrg. v. E. Lemke ‚Aus dem Volksleben Ostpreufsens mit Bezug auf märkische Gebräuche') wie die Mab I 4, 75 ff. Letztere hat gemäfs der jüngeren Sage ihren Sitz auf einer ‚seligen Insel'. Carus Sterne (Die german. Oervandil-Sage als Quelle d. Odyssee. II., Voss. Ztg. Sonntgsbeil. 3 Febr. 1889 S. 3) vergleicht diese mit dem sagenhaften Eiland nach Sonnenuntergang, das aus dem nordischen Mythos in die homerische Fabelwelt übertragen worden sei (als *Αἰαίη*). W. Morris läfst vielleicht deshalb in The earthly Paradise I. (1868) normännische Seefahrer, die lange Jahre auf dem fernen Westmeer nach einem irdischen Paradiese gesucht haben, bei Nachkommen verirrter Griechen ans Ziel gelangen (vgl. J. Riegels Erlanger Dissertation über Morris' Quellen, 1890).

**) Vgl. M. Hoffmann, Über die Allegorie in Spensers „Faerie Queen" (Königsberg. Diss.) 1887.

***) Die belebende Personifikation wesenloser Begriffe nach menschlichem Muster zeigen schon zahlreiche Stellen von ‚Romeo and Juliet'. G. Stern, Über das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva bei Shakespeare (Prog. des Vitzthumsch. Gymns. zu Dresden) 1881, behandelt unter anderen lehrreichen Beispielen: I 1, 175; 4, 100 u. 107. II 2, 109 u. 162; 3, 5 u. 9 ff. (s. Stern S. 7, 12 und 18); 3, 35 u. 38; 6, 11. III. 1, 84 2, 92; 3, 3 u. 13; 5, 171 f. IV. 1, 75; 5, 35 u. 44; 5, 74 u. 145. V. 3, 103 u. 125; 3, 203 u. 305. Auch einige sinnige dem englischen Volksleben entnommene Vergleiche, an denen der Dialog reich ist, z. B. der Schiffahrt, gehören hierher (z. B. II 2, 28 u. 4, 107; besprochen bei Schümann, See und Seefahrt, nebst dem metaphorischen Gebrauch dieser Begriffe, in Shakespeares Dramen [Progr. d. Thomasschule zu Lpz. 1876] I, S. 19). Man betrachte auch Bilder wie I 1, 118 f. u. 198. II 2, 133 f. und 5, 8.

**) v. Friesen, Shakespeare-Studien II, 172, der mancherlei Vorstellungen mittelalterlicher Romantik in Romeo and Juliet charakteristisch eingeflochten findet, bemerkt:

geläufige Hypothese, dafs in A midsummer night's dream II 1, 88—115 „Titania's Schilderung, ohne bestimmte Beziehung, keine Notwendigkeit weiter für die dramatische Situation" *), sondern jedenfalls durch Zeitereignisse hervorgerufen ist**). So wird, auch wenn man an Shakespeares stilistische Gewohnheit erinnert, mit dramaturgischer Berechnung mitten in den Ereignissen, die die Verwicklung vorbereiten, Kontrast erzeugende Ruhepunkte***) zu bieten, der Gedanke nahegelegt, dafs die Elfen- und Traumwelt von Mids. n. dr. bereits bei ‚Romeo and Juliet' lebhaft die Phantasie des Dichters beschäftigte†). Hense††) fafst die Rede Mercutios, die sich wie ein Kindermärchen anläfst†††), als „Charakteristik des Traums" bei Shakespeare überhaupt und zieht sie einerseits ganz in den Gedankenkreis des Mids. n. dr. hinein, andrerseits lehnt er vereinzelte Äufserungen des träumerischen Romeo*†) an den Grundzug seines Wesens an, indem er zeigt, wie Shakespeare auch sonst Unsicherheit, Leidenschaft, Vorahnung seiner Personen durch Traum und Vision versinnlicht. Man findet dadurch bestätigt, dafs ‚Romeo and Juliet' das unmittelbar vor

---

„Von diesem Standpunkte aus betrachte ich Mercutios reizende Schilderung der Frau Mab als eine zum Ganzen recht nothwendige Einzelheit." Vgl. Goethes Urteil oben. — Möbius, Shakespeare als Dichter der Naturwahrheit (1864) S. 15 rechnet Romeo and Juliet mit zu den Stücken, die uns ‚die bunte Romantik des Mittelalters' vorführen: unsere Episode bietet dafür die Hauptstütze.

*) R. Genée, Shakespeare sein Leben und seine Werke, S. 266. Vgl. Gericke, Jbh. d. dtsch. Sh.-Ges. XIV, 258.

**) Shakespeare kann daneben recht wohl den Ovid benutzt haben. C. C. Hense, Jhb. VII, 270 betrachtet Ovid. metam. V. 477 f. schlechthin als Qnelle.

***) Zu Shakespeares Neigung zu solchen Einschiebseln vgl. G. Freytag, Technik des Dramas S. 160 f., und ebenfalls vom dramaturgischen Gesichtspunkt aus G. Günther, Grundzüge der tragischen Kunst S. 342. Für den vorliegenden Fall s. Al. Schmidt in der Einleitg. zu Schlegels „Sommernachtstraum": Shakespeares Werke hrsg. von der dtsch. Shakespeare-Ges. IV, 337, wo er die Mab-Stelle für die Basis der Datierung erklärt. Als solche Einschaltscenen in Romeo and Juliet bezeichnet Dr. Timon, Shakespeares Drama u. s. w., S. 229: II 1, III 4, IV 4, V 2.

†) Vgl. Hebler, Aufsätze über Shakespeare², S. 172. Die mehrfach vertretene Chronologie 1594 für M. n. dr. und 1596 für Romeo and Juliet (so sogar Hense Shakespeares Sommernachtstraum erläut. S. 84) ist hiernach schon höchst unglaubwürdig.

††) Ebd. S. 44 ff. Anm.

†††) II 2, 139 ff.; I 4, 49 f.; V 1, 1—11.

*†) Mercutio trägt in den älteren Bearbeitungen der Romeofabel noch einen seltsamen märchenhaften Zug, stets eiskalte Hände (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 143 und Benfeys „Orient und Occident" I, 117).

Mids. n. dr. geschriebene Stück Shakespeares ist, der gewifs stets für die Aufführung arbeitete*) und nicht Jahre lang über den Gebilden seiner künstlerischen Imagination grübelte, er, das Ideal eines Theaterdichters.

Auf anderer Grundlage möchten ihre Beweisführung für den Zusammenhang beider Stücke diejenigen aufbauen, die in Shakespeares Geisteserzeugnissen lediglich ‚Selbstbekenntnisse‘ des Menschen, seines Herzens und Gemütes, erblicken. Sie wollen in dem unglücklichen Paare der Liebestragödie ebenso den Earl of Southampton**) und seine Geliebte Lady Vernon wiederfinden wie in der Trias Demetrius Helena Hermia der comedy dasselbe Paar nebst Lady Rich. Massey***) und Kraufs†) haben diese Doppelbeziehung aufs wärmste empfohlen, während nüchternere Forscher wie Elze††) und Pröscholdt†††) nur für den Mids. n. dr. und auch nur sehr bedingten Einflufs zugeben. Kraufs hat sogar, Gedanken Masseys weiterführend, dem Liebesergusse Romeos II 2, 3 ff. einen tatsächlichen Untergrund hierin zu schaffen gesucht. Er bezieht die Stelle direkt als Anspielung auf das von der Königin mit Mifsgunst und Strafe verfolgte Verhältnis des genannten Paares. Einige wichtige Belege für sein Hauptargument, moon und Cynthia bedeute auch für Shakespeare wie für die zeitgenössischen Dichter die Königin Elisabet, hat er sich in ‚Romeo and Juliet‘ III 5, 20 und in I 1, 214ff.*†) entgehen lassen. Auch übersah er, wie auffällig Vers 7 f. der besprochenen Stelle II 2, 1 ff., wo von der vestalischen Tracht der gleich der Mondgöttin keuschen*††) Mädchen die Rede ist, an Mids. n. dr. II 1, 158—162 erinnern, woselbst die Hin-

*) Vgl. Tschischwitz in der Groteschen illustr. Ausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare VIII, 328 A. 1 (zu Cymb. III 4, 28) u. VII, 230 A. 1 (zu K. Lear I 1, 88). W. Scherer, Poetik S. 158. Am schärfsten: Rich. Grant White, Studies in Shakespeare (Boston 1885) p. 28 u. 209.

**) Der bekannte Freund und Gönner Shakespeares.

***) Shakespeares sonnets never before interpreted (Lond. 1866 u. 1872), bes. p. 470 f.

†) Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XI, 242 ff. Insbesondere für die Sonette vgl. sein Buch „Shakespeares Selbstbekenntnisse“ (1882).

††) Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. III, 165 f.

†††) On the sources of Shakespeare's midsummer night's dream (Halls. Diss. 1878) S. 10.

*†) Vgl. Hense, Shakespeares Sommernachtstraum S. 133 A. und Steevens' Note zu d. St.

*††) Vergl. As you like it III 4, 16 f. (u. Mids. n. dr. I 1, 89).



deutung auf die Königin offen zu Tage liegt. An letzterer Stelle „dient die Liebesentzündung als Kontrast zu dem Verhalten der Vestalin, welcher es doch auch am Himmel, in der keuschen Luna, nicht an einer Bundesgenossin fehlt“ *). Hebler**) berührt, die Parallele der liebenden Jungfrauen unbewufst ergänzend, die Ähnlichkeit der Väter: „Egeus, der Vater der Hermia, läfst sich im Beginn fast an wie ein anderer Capulet oder Brabantio“ ***).

Aber diese Gemeinsamkeit des Liebesgedankens †), die die gleiche Wurzel in des Dichters Umgebung erklären soll, darf sich auf zwei wichtigere Momente stützen. Von ‚Romeo and Juliet‘ kommend, erkennt man in der Geschichte von Pyramus und Thisbe, die mit sinnbildlicher Bedeutung die zerklüftete Handlung durchschlängelt und zusammenhält, eine von den „ähnlichen Sagen, welche von der Macht der Liebe handeln, die zwei Spröfslinge feindlicher Häuser zusammenführt und sie vernichtet“ ††). Auch hier wird die Ehe ohne den Willen der Eltern geplant, der Jüngling tötet sich, im Wahne die Geliebte sei gestorben, und diese folgt ihm, als sie seinen Irrtum gewahrt, durch Selbstmord †††). M. Koch*†), der diese Fabel geradezu ‚eine antike Romeo- und Juliasage‘ nennt, sieht im Dichter von ‚Romeo and Juliet‘ den unmittelbaren Vorläufer des von Mids. n. dr., weil die Liebeshandlung des letzteren Stückes gleichsam die Fortsetzung und den Ausklang

---

*) Hebler a. a. O. S. 162.

**) s. ebend. 163

***) Hense a. a. O. S. 28 f. hat die Charaktere des Egeus und des Brabantio, auch mit Vergleichung bestimmter Äufserungen, eingehend verglichen. — [Zur allgemeinen Orientierung verweise ich auch auf Finkenbrink, An essay on the date, plot and sources of Shakespeare's „a midsummer night's dream“ I. on the date. Progr. Mühlheim a. d. Ruhr 1884. Man wird daselbst die chronologische Unterlage für die Verwandtschaft dieser Charaktere finden.] Nach Frz. Horns Urteil (Shakespeares Schauspiele erläutert I, S. 239) wird die äufsere und innere Schönheit der Julia durch die pöbelhafte Sprache und das rohe Auftreten des alten Capulet in III, 5 sogar noch gehoben; Egeus benimmt sich weit gemäfsigter.

†) Vgl. König, Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. VIII, 204.

††) Schulze, Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. 148.

†††) Vgl. Boswell in d. Einltg. zu Romeo and Juliet: Shakespeares Works ed., VI (1821) p. 265.

*†) Shakespeares dram. Werke nach d. Übstzg. von Schlegel, Kaufmann u. Vofs hrsg. (Cottasche Bibl. d. Weltlit.) II, S. 233 ff. Vgl. ten Brink Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XIII, 97—99.

der Herzenstöne biete, die in der ‚Tragödie der Liebe'*) die Gefühle des Dichters wiederspiegelten**).

Offenbare Wechselbeziehungen ergiebt jeder aufmerksame Blick in die parallel laufende, nur einem verschiedenen Ziele zulenkende Handlung. Lysanders Verhalten gegen Hermia deckt sich mit dem Romeos gegen Rosalinde***). Theseus und Lorenzo †) berühren sich nicht nur in ihrer Charakterindividualität und deren Äufserungen, sondern auch in der Art der Stellung, die ihnen die Komposition anweist. Namentlich berührt sich aber wieder die Pyramusepisode mit der eigentlichen Romeofabel ††). Wenn Simrock †††) zu dem äufserlichen Hindernisse der Wand in ersterer auch in ‚Romeo and Juliet' eine Parallele fand (II 2, 63 ff.), die ihm ein Rest des Gitterfensters und der hohen Parkmauer in Bandellos Novelle scheinen wollte, so führe ich Mids. n. dr. V (1,) 357 f. an, wo als Folge vom Untergange der beiden Liebenden angegeben wird ‚the wall is down that parted their fathers', und so symbolisch ein vortrefflicher Abschlufs gewonnen ist, von dem die antike Überlieferung (Ovid. metam. IV, 164 ff.)*†) nichts weifs, aber der in ‚Romeo and Juliet' die deutlichste Illustration bildet*††).

Die höchst lehrreiche Stelle in ‚Romeo and Juliet', wo Thisbe er-

---

*) Schön auf rein psychologischem Wege begründet von W. Zimmermann, Geschichte der Poesie aller Völker [2] (1856) S. 271 f. Trefflich ist der Gegensatz hergestellt bei Hebler a. a. O. S. 171 f., wenn auch etwas aus der Vogelschau.

**) Gleichmäfsig sprechen sich in demselben Sinne aus: K. Frenzel, Dichter und Frauen III, 154 (vgl. P. Möbius Shakespeare als Dichter der Naturwahrheit, S. 16), Hense a. a. O. S. 47 f., 50, auch 49. Insbesondere für Romeo and Juliet vgl. Frenzel a. a. O. S. 149 u. 152; Chr. D. Grabbes sämtl. Werke hrsg. v. O. Blumenthal (1874) IV, 164. Sträter, Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. u. Litt. LXV, 164 setzt ebenfalls Mids. n. dr. „an den Schlufs der ganzen Reihe von erotischen Stücken, . . also unmittelbar . . nach dem Kaufmann von Venedig und Romeo und Julia".

***) Vgl. auch Hense S. 85 (sowie 27 f.).

†) Diese Partie soll der Dichter selbst gespielt haben.

††) Vgl. die dramaturgische Zustimmung von P. S(chlenther), Sonntagsbeilage der Voss. Ztg. 7. April 1889 S. 4.

†††) Quellen des Shakspeare I, S. 87 f., wo auch des Vincenzo Carnara neugriechische Epopöe Ερωτόκριτος (um 1640) herangezogen wird (vgl. Ikens Leucothea I, S. 187).

*†) Shakespeares Quelle ist Arthur Goldings Übersetzung (1567); vgl. Hense a. a. O. S. 88 A., Pröscholdt a. a. O. S. 31 ff. Auch Temp. V, 33 ff. (vgl. met. VII, 192 ff.) stammt daher.

*††) E. Montégut, Essais sur la littérature anglaise (1883) p. 223: La dernière scène de ‚Roméo et Juliette' répète exactement l'histoire de Pyrame et Thisbé.

wähnt wird, ist bisher noch nicht zur Erläuterung des Zusammenhanges verwertet worden. Mercutio, der den verliebten Romeo kommen sieht, als er sich eben Benvolio gegenüber über ihn lustig macht, bricht II 4, 40 ff. in folgenden Ausruf aus: Now is he for the numbers that Petrarch flowed in: Laura to his lady was but a kitchen-wench; marry, she had a better love to be-rhyme her; Dido a dowdy; Cleopatra a gipsy; Helen and Hero hildings and harlots; Thisbe a grey eye or so, but not to the purpose. Thisbe steht hier wie eine Figur, deren Geschichte für einen prägnanten Vergleich landläufig genug war. Ein solcher kommt auch in Tit. Andr. II 4, 40 vor, also in derselben Schaffensperiode des Dichters wie ‚Romeo and Juliet'. Überhaupt verwendet die Renaissancepoesie Thisbe als ein stehendes Sinnbild unglücklicher Liebe. Mit genauer Anlehnung an Ovid. met. IV, 55—166 behandelte schon ein altfranzösischer Lai des 12. Jahrhunderts*) ihre Leidensgeschichte, „sehr vertraut waren die Troubadours mit den Schicksalen"**), und aus der Ausgangszeit der altfranzösischen Erzählungslitteratur zählt Dernedde***) 14 Stellen auf, wo Pyramus und Thisbe als typisches Liebespaar erwähnt werden. In Italien hatte Boccaccio (De claris mulieribus) die alte Sage mit romantischem Schmucke aufgefrischt und wenige Jahre später nahm sie Chaucer vor in ‚Tisbe of Babilon' (Legends of good women†)). Auf ihm fufsten jedenfalls die verlorene dramatische Fassung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, und zwei prosaische, 1562 beziehentlich 1578 gedruckt. Neues Licht brachte 1888 ein interessanter Fund von Gaedertz††). Ein für 1526 zu datierender Holzschnitt, der deutlich die Pyramus- und Thisbe-Geschichte†††) darstellt, bildet das Titelblatt zu ‚Ein kurtze Vermanung vleissig zu bitten für vnsern Keyser usw. von Johan. Sauroman (Wittenberg, Georg Rhaw)'. Eine getreue Nachbildung dieses Holzschnitts — mit geringfügigen Abweichungen — findet sich in zwei Verlagsartikeln des Lon-

*) Méon, Contes et fables IV, 326 ff.

**) Birch-Hirschfeld, Über die den provenzl. Troubadours bekannten epischen Stoffe (Lpzg. 78) S. 12—14.

***) Über die den afrzs. Dichtern bekannten epischen Stoffe des Altertums (Göttg. Diss.) 1887 S. 112 f.

†) Zuerst erneuert Chaucers Works by John Urry (Lond. 1721) p. 343 ff.

††) Zur Kenntnis der altenglichen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur (Bremen 1888) S. 25 ff. Vgl. dazu Fränkel, Englische Studien XVI, 443 f.

†††) Zuerst in Deutschland in dem alten Liede behandelt, das Zeitschrift f. dtsch. Altert. VI, 304 abgedruckt ist.

doner Buchhändlers Richard Tottel, des Verlegers von Brookes Gedicht über Romeo und Julie und Painters Palace of Pleasure I., beigegeben; (dafs nun gerade diese die ‚Quelle‘ vom Sommernachtstraum sei, braucht man aber doch nicht mit Gaedertz anzunehmen*). Auch in wirklich volksmäfsiger Litteratur jener Zeit ist die innige Liebe von Pyramus und Thisbe als eine vorbildliche betrachtet worden. In einem Love's Solace**) überschriebenen Gedichte heifst es:

Be thou my lovely Pyramus,
I le be thy constant Thysbe.

und in einem anderen, The Lover's Joy and Griefe***), soll der Vergleich

As Thisbe faire, by Parents' care
From Pyramus was hidden

das Erzählte veranschaulichen.

Man ersieht, dafs diese mit der Romeofabel so eng verwandte Sage in Shakespeares England allgemein bekannt gewesen sein mufs†). So ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Dichter mancherlei aus ihr in seinen Tragödienstoff übertrug. Dasselbe gilt aber auch von anderen jener romantischen Liebespaare, deren Schicksale in der Renaissancelitteratur vielfach vermischt worden sind. Obige Blütenlese im Munde des Mercutio liefert ein hübsches Beispiel einer Zusammenstellung der weiblichen Hälften, von denen mancher Zug auf Shakespeares Julia übergegangen ist. Denn die Fabel von Romeo und Julia, dem jüngsten in der Reihe der romantischen Liebespaare, fafst gleichsam die Vorgänge aus der älteren Geschichte von Pyramus und Thisbe, Hero und Leander, Tristan und Isolde, Euryalus und Lucrezia, Guiscard und (Si)gismunda zusammen. Die letztere, von Boccaccio in einer

*) Führt er doch selbst als Beleg für die Kenntnis der Sage im damaligen England an, dafs in den 1557 — allerdings auch Apud Richardum Tottel — erschienenen Songes and sonettes written by the right honorable Lord Henry Howard late Earle of Surrey and other p. 16 b folgende Verse stehen: ‚(I) kisse the ground, whereas the corse doth rest, With vapordeyes: from whence such streames auail, As Pyramus did on Thisbes brest bewail‘. Gädertz übersah dabei aufserdem noch, dafs dieses (bis 1587 neunmal aufgelegte) Liederbuch Shakespeare (Mer. wiv. I 1, 205 f.) bekannt war. Es erschien 1554 bei R. Tottel auch eine Boccaccio-Übersetzung (Gädertz S. 30).

**) The Roxburghe Ballads edited by Ch. Hindley II (Lond. 1874) p. 275.

***) Ebd. p. 240.

†) Vgl. die von E. Flügel Angl. XII, 13—20 gedruckten Gedichte über ‚Pyramus and Tysbe‘ von 1520 bis Shakespeare.



beliebten Novelle ausgearbeitet, wurde als „ein besonders tragisches Gemälde der Leidenschaft“ betrachtet und allein in Shakespeares Zeit von drei verschiedenen Italienern dramatisiert*). Dafs Shakespeare die History of Lucres and Eurialus, 1560 erschienen, kannte, ist kaum zu bezweifeln**). Die drei erstgenannten sind mit Romeo und Julia eng nebeneinander zu stellen, wie es z. B. Bartsch***) mit deutlicher Schärfe gethan hat. Häufig treten diese und verwandte Paare verbunden auf, besonders gern in Gleichnissen. Neben jener Aufzählung in Romeo and Juliet II 4 steht eine ähnliche in Merch. of Ven. V 1, dem wahrscheinlich unmittelbar vorher gedichteten†) Drama Shakespeares, in kleinen meisterhaften Charakteristiken „durch Erinnerung an geliebte antike Sagen, an Geschicke liebender Personen“ die poetische Stimmung belebend und erhöhend††). Eröffnet wird die Reihe durch Troilus (dessen tragisches Liebesgeschick Shakespeare ja in einem eigenen von mehreren obenan gestellten Drama behandelte) wie As you like it IV 1, 100ff. (vgl. auch What you will III 1, 59ff.), wo er ‚one of the patterns of love‘ heifst. An letzterer Stelle folgt ihm der unglückliche Schwimmer Leander — Mercutios ‚Hero‘ entsprechend — als unfreiwillig Badender, der nur Pech in der Liebe hat ‚for a hot midsummer night‘†††). Auch Marlowe in ‚Eduard II.‘ gebraucht einen Vergleich mit dem den Hellespont durchschwimmenden Leander*†).

*) s. Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur II, 568.

**) Vgl. Fränkel, Zeitschrift f. vgl. Litteraturgesch. N. F. IV, 77. „Laneham, in his narrative of the queen's visit at Kenilworth Castle in 1575, mentions among the favourite story-books, Lucres and Eurialus, p. 34.“ Warton-Hazlitt a. a. O. IV, 237.

***) Gesammelte Vorträge und Aufsätze S. 151—154.

†) (S.) Alter Ego. Eine Studie zu Shakespeares Kaufmann (Hbg. 62) S. 17: „Nach der Komödie der Freundschaft, genesen wie Antonio, gewann der Dichter seinen vollen königlichen Reichtum wieder und schuf dann mit freier Kraft das Trauerspiel der Liebe — nach dem Kaufmann von Venedig das Brautpaar von Verona: Romeo und Julia“ (denselben inhaltlichen Gegensatz findet [Tamms] Alte und neue Anmerkungen zu Shakespeares dram. Werken I, S. 79). Ebenfalls aus inneren Gründen stellt beide Dramen zeitlich zusammen W. König, Shakespeare als Dichter, Weltweiser und Christ S. 55.

††) Hense, Shakespeare S. 75.

†††) Vgl. die Äufserung der Olivia What you will III 4, 61 und über diesen Zusammenhang Hebler, Aufsätze über Shakespeare S. 174 (eine andere Auslegung giebt dieser Stelle Hense, Shakespeares Sommernachtstraum S. 40.)

*†) Works ed. by A. Dyce vol. II, p. 165. Es mufs doch Bedenken erregen anzunehmen, Shakespeare habe das mehrere Jahre später im Druck erschienene Gedicht von Marlowe über ‚Hero und Leander‘ gekannt.

Dafs Mercutios Anspielung auf dieses klassische Liebespaar*) den gebildeten Besuchern einer ,Romeo and Juliet'-Vorstellung kein Kopfschütteln der Unkenntnis entlockte, zeigt beispielsweise eine Stelle in dem Gedichte Love's Lunacie**):

But living voyd of joy and blisses
I'm Hero te Leander.
For as chast Hero her selfe drowned, so I am drown'd in sorrow,
The Fates on me hath sorely frowned, no patience can I borrow,

In Thomas Lodges „Rosalynd", Shakespeares Quelle zu „As you like it" (wo III 5, 81 aus Marlowes „Hero and Leander" stammt), antwortet Phoebe dem werbenden Montanus, sie werde ihm kein Gehör schenken und wäre er ,so verliebt wie Leander' (Simrock, Quellen des Shakspeare[1] III, 92). Die schlimmen Epitheta, die Mercutio der Hero giebt, veranlafste einmal die Gesellschaft der übelbeleumundeten Helen(a), andrerseits der schlechte Ruf, in den sie durch eine eigenartige litterarische Verballhornung geraten zu sein scheint***). Unter den klassischen Citaten der altfranzösischen Dichter kommen Hero und Leander nach Dernedde (a. a. O. S. 113) 11 mal vor. In Sebastian Brants ,Narrenschiff', genau ein Jahrhundert vor ,Romeo and Juliet', steht die betreffende Anspielung neben der auf Pyramus und Thisbe†). Überhaupt sind Zusammenstellungen dieser Art, besonders der Frauen, im Mittelalter sehr beliebt. Ganz wie Romeo und Julie II 4, 43 ff. werden im altfranzösischen Tristanroman I, p. 88 der Einleitung aufgezählt: ,Sarre, Tisbé, Rebeque et Sairy, Lucresce, Yseult', ähnlich bei Froissart††): ,Genevre, Yseut, Helaine, Lucresse'. Auch im

*) Auch im Provenzalischen: Birch-Hirschfeld a. a. O. 16.

**) The Roxburghe Ballads a. a. O. II, p. 288. Vgl. die ganze Handlung, nur ohne Namen in ,The damsel deploring': Allan Ramsay, Tea-Table miscellany (Edinb. 1775) II, p. 25 (bei Herder, Stimmen der Völker III. Buch Nr. 31, sowie bei Ursinus Balld. u. Ldr. altengl. Dichtart, 1777, S. 120—123 übersetzt). Ein lyrisches Gedicht auf Leander und Hero bei Shakespeares älteren Zeitgenossen Gascoigne (ed Hazlitt I, 493 f.).

***) Ich glaube das aus den Mitteilungen bei Elze, W. Shakespeare S. 499 und 188 auf die derben Ausdrücke hildings and harlots beziehen zu dürfen.

†) 13,63 (Zarnckes Ausgabe S. 16): Tysbe ferbt nit die wissen boer; 13,49: Leander nit syn schwymmen dåt.

Neben letztere Stelle halte man Shakespeare, The two gentl. of Ver. I 1, 21 ff., auch Much ado ab. noth. V 3, 50 ff., wo wie As you like it IV 1, 100 ff. Troilus mit Leander verbunden wird.

††) Poésies de Froissart II, 303 v. 157 ff. — In dem Shakespeare vielleicht bekannten A very proper Dittie (Fränkel, Sh. u. das Tagelied, S. . .) des Leonarde Gybson

Italienischen; Gaspary bemerkt*), nachdem er die rhetorischen Bilder in der Liebespoesie der sizilianischen Dichterschule besprochen: „Dazu kommen dann andere Vergleiche, welche aus der klassischen Tradition des Mittelalters oder aus den Erzählungen der französischen Ritterromane stammen, die mit Narrissus, mit Paris und Helena, mit Pyramus und Thisbe, und am häufigsten mit Tristan und Isolde". Noch der 1636 erschienene Roman La Dianea des Loredano stellt z. B. Piramo e Tisbe und Leandro e Ero nebeneinander**), und der deutsche Bearbeiter dieses Werkes, Diederich von dem Werder, bringt dieselbe Verbindung p. 247f. des ersten Drucks von 1644. Alles dies lautet also ebenso wie Romeo and Juliet II 4 Hero neben Thisbe steht und wie Pyramus Mids. ns. dr. V 1, 198 sich treu nennt ‚like Limander', worauf er von Thisbe die Gegenversicherung ‚And I like Helen' empfängt.

Die den Zeitgenossen Shakespeares sicher geläufigste unter den von Mercutio hingeworfenen Parallelen ist Dido. Sie erscheint ebenfalls in der langen Gleichnisreihe Merch. of Ven. V 1, hier ganz sentimental, fast modern-weltschmerzlich; man vergleiche dazu z. B. dieselbe Situation im Liede der Desdemona Othello IV 3, 41ff. Von sonstiger Verwendung zu demselben Zwecke ist interessant: Cymb. III 4, 60f., II. Henry VI. III 2, 116ff., bes. Haml. II 2, 467, auch Tempest II 1, 75ff. Bei Brooke Vers 391 vergleicht sich Juliet selbst mit ihr***), und „Stanyhurst, in his ‚Epitaph on Commune Defunctorum', at the end of his translation of the first four books of the Æneid, places Juliet in the same line with Dido and Cleopatra"†), letzteres also genau wie Mercutio. Auch Tit. Andr. II 3, 22 und Tam. of the shr. I 1, 159 steht Dido im Liebesvergleich, Mids. n. dr. I 1, 173ff. in einem sprich-

---

(gedruckt bei Richard Yhones in London) heifst es in Str. 3: Mee thinkes faithfull Thisbies be now very rare, in Str. 6: Mee thinkes, by your constant nesse, Heleyne doth rule ye, in Str. 11 wird Troylus angeführt. Froissart vor Shakespeare englisch übersetzt: s. Ztschr.

*) a. a. O. I, S. 64.

**) Was des Loredano Behandlung der Geschichte von Pyramus und Thisbe betrifft, so befinden sich K. M. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur (Leipz. 1883) S. 403 und G. Witkowski, Diederich von dem Werder (Leipzig 1887) S. 45 Anm. 1 im Widerspruch, indem sie ersterer in ‚La Dianea' sieht, letzterer in ‚Amori infelici' (Opere II [Venet. 1655] 266ff.).

***) Auch Lopes Julia (Akt III Anfg., Hohenthals Neudr. S. 169) vergleicht sich u. A. mit Dido und Lucretia.

†) Pace-Sanfelice in s. Neudruck des da Porto p. XV.

wortähnlichen Schwur mit Anklang an die citierte Stelle Merch. of Ven. V 1, 9ff. Die Geschichte von ihrer unglücklichen Liebe war dem Publikum durch die zahlreichen Ubersetzungen (zuerst Caxton 1490) des Vergil*) und (lateinischen und englischen) Dramatisierungen vertraut; von letzteren fällt die von Marlowe (und Thomas Nash) ins Jahr 1594! Auch in der lyrischen Poesie ward sie zugezogen: so z. B. The Roxburghe Ballads ed. by Hindley I, p. 27 und p. 454. In der altfranzösischen Poesie wird ihre Schönheit oft gerühmt; ein Lai der Marie de France p. 109 v. 584ff. stellt sie neben Venus.

Wir hatten bereits oben Gelegenheit, den Übergang der Romeofabel in die lyrische Volkspoesie zu verfolgen. In umfangreicherem Mafse geschah es den verwandten Sagen, dafs Einzelheiten ihrer Handlung mit volkstümlichen Keimen zu Liedern verwuchsen, die im Munde des gemeinen Mannes die Schicksale der litteraturfähig gewordenen Stoffe teilweise bis heute überdauerten**). Bartsch***) hat am Ende seiner Klassifikation von den Haupttypen „jener grofsen Klasse von Sagen, die wir mit dem allgemeinen Namen der Liebessage bezeichnen können" auf das deutsche Lied von den ‚zwei Edelkönigskind' hingewiesen†),

---

*) Vgl. H. Schmidt, Richard Stanyhursts Übersetzung von Vergils Aeneide I–IV. Ihr Verhältnis zum Original, Stil und Wortschatz. (Bresl. Diss.) 1887, bes. S. 2—4 u. 44.

**) G. Meyer, Neue freie Presse, Wien, 6. März 1889, Morgenblatt S. 4: „Das schöne deutsche Lied von den zwei Königskindern, die nicht zu einander kommen konnten, weil das Wasser viel zu tief war, beruht auf alter Überlieferung, die von den Griechen mit den Namen Hero und Leander versehen und am Hellespont lokalisiert worden ist; die meisten deutschen Stämme kennen das Lied, es ist bei Slaven und Magyaren, bei Franzosen und Italienern verbreitet. Wenn in einer piemontesischen Fassung der Name Leander vorkommt, so weist das natürlich auf litterarischen Einflufs. Er ist auch sonst manchmal nicht zu verkennen; so wenn wir in einem schwäbischen Volksliede die traurige Geschichte von Pyramus und Thisbe wiederfinden" (jetzt auch Meyer, Essays u. s. w. II, 129). Zum kosmopolitischen Charakter des Lieds von den zwei Königskindern vgl. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, p. CXII und CXIV.

***) s. o. S. 167 Anm. 3. Vor ihm schon Simrock a. a. O. S. 87.

†) Es kommen aufser diesem noch in Betracht: das original-deutsche ‚Es wohnet lieb bei liebe' (D. Kn. W. II, 243), um 1506 gedruckt (vgl. Görres, Altd. Volks- und Meisterlieder S. 191, Ambras. Liederb. 303, auch altholländisch Hoffmann, Hor. belg. II, 105, vgl. ebd. 112) [die Modernisierung der Geschichte von Pyramus und Thisbe ‚O dafs ich könnt von herzen' (D. Kn. W. I, 265, Erlach, Volkslieder I, 116; zuerst gedruckt in A. G. Meifsners Apollo, Juni 1794 S. 165); die alte Bearbeitung s. o. ‚Der verlorne Schwimmer' („Es wirbt ein schöner Knabe" D. Kn. W.) u. a. Vgl. Alb. Höfer, „Das Lied von den zwei Königskinder in 15 germanischen Sprachen und Mundarten als Probe historisch-kritischer Behandlung des Volksliedes", 1840, einiges Hierhergehörige auch in dessen Aufsatz „Die Liebe in der deutschen Poesie": German. XXX,



dabei auch den Vorwurf einer unsittlichen Tendenz dieser Stoffe widerlegt und das Motiv des tragischen Ausgangs mit Recht im Irrtum des Liebhabers erkannt, nicht wie Frenzel (a. a. O. 154) in einer bühnentechnischen Aufserlichkeit, dem nicht abgebbaren Briefe Lorenzos, für ‚Romeo and Juliet'.

Werfen wir nach diesem Exkurs einen kurzen Rückblick auf das Verhältnis von ‚Romeo and Juliet' zu A mids. n. dr., so vermögen wir allerdings letztere comedy ebenso wenig als „ein förmliches Gegenstück*) zu unserer Tragödie anzuerkennen**) wie What you will***), wenigstens nicht als ein planmäfsig als solches geschriebenes. Jedoch ist es aufserordentlich ergebnisreich, beide Dramen zusammenzufassen und durch wechselweise Beobachtung gegenseitig zu beleuchten. Unwiderleglich bleibt es, dafs sie derselben Entwicklungsepoche der Shakespeareschen Kunst angehören†), und zwar ‚Romeo and Juliet' jedenfalls als das ältere, wenn auch nur durch einen geringen Zeitraum geschieden.

Führte in den verschiedenartigen Fällen auffälliger Berührung, die der auf A mids. n. dr. geworfene Streifblick aufspürte, meist nur die gelegentliche Verwandtschaft des Inhalts oder Gedankens zu beiderseitigem Abwägen der sachlichen Eigentümlichkeit, so fordert bei ‚The two gentlemen of Verona' die fast durchgängige Gleichheit der ganzen Situation, die Zwillingsähnlichkeit der Charaktere und die äufsere Übereinstimmung in Örtlichkeit und Namengebung einen Gesamtvergleich heraus. Dieses romantische Lustspiel, in der Entstehung

---

401—410 (bes. 402, 407, 409). Dieses Volksliedthema erscheint der Romeofabel stark angenähert in der oben angezogenen dalmatinischen Sage.

*) Gervinus, Shakespeare [4] I, 257;

**) Ohne diese Wendung so schroff angreifen zu wollen wie Genée, Shakespeare S. 242 Note, der übrigens den Ausdruck in der in demselben Jahre vom ihm besorgten neuen Ausgabe von Gervinus' Werk unbeanstandet liefs.

***) W. König, „Was ihr wollt", als komisches Gegenstück zu „Romeo und Julia" Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. VIII, 262 ff.

†) T. Mommsen, Shakespeares Romeo und Julia S. 153: „Kein Drama steht dem Kunststil des Romeo näher als der Sommernachtstraum .... es ist dasselbe Grundthema, von der Zaubergewalt der Liebe, welches, im Romeo mit furchtbarem Ernst durchgeführt, hier als neckisches Spiel behandelt wird ... und ich möchte glauben, der Dichter habe das Lustspiel wie zu seiner Erholung gleich nach Vollendung des Romeo gedichtet. Ja, es lassen sich im Einzelnen manche Stellen nachweisen, welche zeigen, dafs der Dichter gewissermafsen aus demselben Kreise der Gedanken und Gefühle heraus das heitere Feendrama hinwarf, auch in ironischer Weise, wie die Klagen um den totgefundenen Pyramus an den Jammer der Capulets und der Amme um Julia erinnern".

wenig älter als ‚Romeo and Juliet', bietet verschiedene Elemente, in denen man ohne Zwang eine Art Studienarbeit für Figuren und Situationen von ‚Romeo and Juliet' erblicken kann. Trotzdem hier entschieden eine leichtere Stilart vorherrscht, sind selbst einzelne Pointen der Verwicklung vorgebildet, in denen Shakespeare dann in ‚Romeo and Juliet' abgewichen ist. Ich gestehe zwar, ganz gelegentlich hierauf verfallen zu sein, betone aber, dafs ich meine Beobachtungen angestellt habe, bevor ich von Schücks*) und Zupitzas**) ähnlichen Hinweisen Kenntnis erhalten hatte. Um ein Urteil über meinen etwaigen Fortschritt zu ermöglichen, nehme ich nun aber das von ihnen Ermittelte voraus, obgleich auch mir das Meiste davon sich unabhängig ergab. Schück weist hin auf die gemeinsamen Namen***): Valentin, Julie, Antonio, Mercutio, Lorenzo, „in dem einen beiläufig erwähnt, in dem anderen Hauptpersonen bezeichnend", auf den gleichen Schauplatz in Verona und Mantua und auf die Verbannung der Hauptperson, „beidenfalls sogar in ziemlich gleichen Ausdrücken". Zupitza nimmt an, „dafs Shakespeare Brookes Gedicht von Romeus und Juliet zur Zeit, als er Die beiden Veroneser schrieb, schon gründlich gelesen haben mufs, da sie mehrfach Anklänge an jenes enthalten" (S. 5). Aus Einflufs von Brooke erklärt Zupitza ferner folgende Züge in ‚The two gentlemen': Verona als Heimat der beiden Freunde, nicht Rom (wie in der mutmafslichen Quelle); der Name Julia statt Felismena; Mercatio als Julias Verehrer in I 2 (S. 6); Thurio wie Paris vom Vater „auf alle Weise begünstigt, während die Tochter einen Anderen liebt"; „die Absicht Valentins, Silvia mit Hilfe einer Strickleiter zu entführen" (S. 10); Proteus' Umschlag in der Liebe gleicht Romeus' plötzlichem Abspringen von Rosalin zu Juliet (S. 11)†); „die Behandlung der Silvia ein Nachklang der Drohung von Juliets Vater, dafs er seine Tochter

---

*) Henrik Schück: William Shakespeare, hans lif och värksamhet. En historisk framställning. Stockholm (1883/84) p. 169. Vgl. die Auszüge daraus von W. Bolin, ‚Eine schwedische Shakespeare-Monographie': Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XXII (S. 209f. für unsere Frage).

**) Jhb. d. dtsch. Shakespeare-Ges. 23, 5ff. (nach S. 5 Note, ohne Wissen von Schücks Arbeit).

***) Zum Teil fast stehend gewordene. Die Namen Lorenzo, Tibaldo, Valentino, Vincenzo waren „im sechzehnten Jahrhundert bei den Norditalienern vielfach im Gebrauch", Th. Elze, Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. 13, 148.

†) Vgl. unten S. 175. Kommt aber schliefslich nicht ‚that change' jedem ‚young waverer' (vgl. Romeo and Juliet II 3, 65 und 89) zu?



lebenslänglich einsperren wolle, wenn sie Paris' Werbung nicht annehme" (S. 12); die outlaws bei Mantua wie der ausgewiesene Romeus; Valentins angeblicher Verbannungsgrund (S. 13); Bruder Laurence (S. 16).

All diese umsichtigen Nachweise beschränken sich, wie man sieht und nach den Themen beider auch erwartet werden mufs, auf äufserliche Übereinstimmungen. Ich hatte von vornherein einen tiefer liegenden Zusammenhang aufzufinden gesucht, indem ich gleich die ganze Fabel samt den Charakteren heranzog. Fafst man Shakespeares ,The two gentlemen', die indirekte Grundlage im 2. der ,Siete libros de la Diana Enamorada' des Montemayor*) und die nah verwandte deutsche Comoedia von Julio und Hyppolita**) inhaltlich zu einem Stoffkomplex zusammen, so kann man unschwer durch Kombination den Kern der Handlung von der dramatischen Gestaltung losschälen. Man wird ersehen, dafs die Gemeinsamkeit doch viel weiter geht als Schücks und Zupitzas Notizen ahnen lassen. In der deutschen Fassung tötet der unglückliche Liebhaber Romulus seinen Gegner Julius, schliefslich erstechen sich er und seine Geliebte eigenhändig. Der Schauplatz ist auch hier Oberitalien; in ,The two gentlemen' Verona, teilweise das Mantuaner Gebiet, Mailand; in der ursprünglichen Fabel Rom. Auch der Stoff von ,Romeo and Juliet' ist wahrscheinlich aus Mittelitalien nach Norden gewandert: bei Masuccio spielt er noch in Siena, und eine bis jetzt unbekannt gebliebene Parallele (die bereits im 16. Jahrhundert ausdrücklich als eine solche erkannt wurde) ebenfalls in Rom***). Besonders auffällig ist die Gleichheit oder Ähnlichkeit der Namen. Der deutsche Romulus entspricht Shakespeares Romeo, genauer noch Brookes (von Zupitza ja als Quelle angenommen!) Romeus. In ,The two gentlemen' heifst derselbe junge Veroneser

---

*) Vgl. über diesen Stoff J. G. Schönherr, Jorge de Montemayor und sein Schäferroman die ,S. l. d. l. D.' (Lpz. Diss. 1886) S. 41 f. und 49, zur englischen Übersetzung S. 76. Kraufs (Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XI, 230 ff.) findet in demselben Werke auch eine Quelle des Mid. n. dr.

**) Gedruckt als 7. der ,Engelische Comedien vnd Tragedien' l. 1620; A. Cohn, Shakespeare in Germany p. 117 ff.; Tittmann, die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland (1880) S. 175—195. Vgl. Genée, Gesch. der Shakespeareschen Dramen in Deutschland (1870) S. 166. Die Titelangabe bei Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung II, 384 A. ,Julia und Hypolyta' beruht auf Irrtum.

***) Vgl. Fränkel, Zeitschr. f. vergleich. Litteraturgesch. N. F. III, 203. Auch bei Porto beabsichtigt Romeo (vgl. Fränkel ebd. IV, 55) nach Rom zu fliehen.

Valentine und ein solcher gehört Romeo aud Juliet I 2, 71 zu Capulets Gästen. Die der Juliet in letzterer Tragödie entsprechende weibliche Gestalt heifst in dem deutschen Stücke zwar Hypolita*), aber in ‚The two gentlemen‘ Julia, eine Namensform, die Shakespeare auch sonst, z. B. in ‚Measure for Measure‘, gebraucht und die auch in mehreren romanischen Bearbeitungen der Romeofabel erscheint**). Diese Julia hat u. a. auch ein wichtiges Schönheitsattribut, die hohe***) Stirn, mit Romeos Rosalinde gemein, wie ein Vergleich von ‚The two gentlemen‘ IV 4, 198 mit ‚Romeo and Juliet‘ II 1, 18 zeigt. Sie führt überdies wirklich aus, was ihre Namensschwester wenigstens in den älteren Bearbeitungen plant, ja in der Ausgangsfassung bei Masuccio ebenfalls tut, nämlich dem fliehenden Geliebten in männlicher Verkleidung zu folgen†). Carriere††) darf also diesen Zug nicht als spezifisch spanisch ausgeben und mit auf ihn seine Hypothese bauen, Shakespeare habe unmittelbar ein spanisches Stück benutzt. Bei Bandello und dem von ihm abhängigen Boaistuau erbietet sich Julia sogar ausdrücklich, ‚als Diener‘ Romeo zu begleiten. Von den sonst vorkommenden Namen fällt besonders Mercatio auf. Der Träger, ein junger reicher Veroneser†††), wird ‚The two gentlemen‘ I 2, 12 der Julia als Heiratskandidat empfohlen, und entsprechend finden wir ‚Romeo and Juliet‘ I 2, 70 Romeos Freund Mercutio unter den vom Grafen Capulet eingeladenen Gliedern der feinen Gesellschaft Veronas, neben ihm ‚his brother Valentine‘. Es ist auf dem von Capulet gegebenen Ball, der seiner Tochter Gelegenheit zur Bräutigamswahl bieten soll! An der Namensform Mercatio, die von Brooke noch ebenso abweicht wie ‚Julia‘ von dessen ‚Juliet‘, darf

---

*) Nicht Julia, wie man nach der oben berichtigten Angabe Menzels glauben könnte. Zu ‚Hyppolita‘ für ‚Hippolyta‘ bemerkt Zupitza a. a. O. S. 4 Anm.: „Ich behalte diese unrichtige Schreibung des alten Druckes durchweg bei“.

**) Vgl. Zeitschr. f. vergleich. Litteraturgesch. N. F. IV, 48f.

***) Tadel des Gegenteils: Tempest IV, 250 und bes. Ant. and Cleop. III 3, 36f.

†) Genaue Belege hierzu Fränkel a. a. O. IV, 72ff.

††) Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. VI, 367. Lope de Vega läfst zwar — was übrigens Carriere nicht wufste — Julia sich mit dem Geliebten in Bauernkleidern verstecken; doch ist dies nur als eine Variation seiner italienischen Quelle anzusehen. Bei Masuccio reist das Mädchen dem Geliebten in Mannskleidung nach, wie in Shakespeares ‚The two gentlemen‘. Es ist eben ein allbeliebtes Motiv der Renaissance: Elze, Abhandlungen zu Shakespeare S. 256f., Frenzel, Berl. Dramaturgie II 41.

†††) Wie dieser ist Mercutio in ‚Romeo and Juliet‘ von edlem Geschlecht als a kinsman to the prince.



man sich nicht stofsen; Porto schreibt Marcucio, Clitia Bandello Boaistuau ähnlich Marcuccio und erst Brooke und Painter anglisieren zu Mercutio. Der Vater von Valentins Widersacher Proteus heifst Antonio, und dieser Name findet sich zwar nicht — wie Schück behauptet — in Shakespeares ‚Romeo and Juliet', wohl aber bei Porto, Bandello, Boaistuau und Lope und zwar als Name des alten Capulet, also der entsprechenden Person. Auch der Antonio — ein damals sehr beliebter Bühnenname — in ‚Much ado about nothing'*) trägt manchen Zug vom Urbilde des Vaters Capulet und verdankt seinen Namen vielleicht indirekt einer Bearbeitung der Romeofabel. Bei Brooke wird der Vorname des Grafen nicht angegeben, Painter**) übersetzt aus Boaistuau: ‚Anthonie Capellet the Chief of that Familye', meist aber ‚Lord Antonio'!

Wir wenden uns zu einigen inneren Übereinstimmungen. Mehrere der Hauptcharaktere sind ähnlich gezeichnet. Von Valentin meint M. Koch***), ohne an einen Zusammenhang beider Stücke zu denken: „Er mahnt in einzelnen Zügen an Romeo, an dessen Klagen über das Verbannungsurteil die seinen (III 1) auffallend erinnern". Die Beobachtung an sich ist richtig, aber das Verhältnis natürlich umgekehrt: Valentin ist die Vorarbeit zu Romeos Charakterbild, der erste Versuch zur lebenswahren Schilderung eines so schwierigen Typus. Ganz entsprechend findet Dr. Timon†) den Sonettenstil „den einsamen Liebesklagen des Valentin und Romeo" gemeinsam. Gisbert Freiherr Vincke sucht einen Zusammenhang bei Valentins Partner, Proteus. Im Eingange seiner Studie „die beiden Veroneser als Bühnenstück"††) findet er es auffällig, „wie Motive und Situationen dieser Jugendarbeit in reiferen Werken des Dichters wiederkehren und belegt diesen Satz aufser durch die Freierschau I 2 (verglichen mit Merch. of Ven. I 2) durch den Hinweis: „Proteus springt ab als Liebhaber von Julia zu Silvia — wie Romeo von Rosalinde zu Julia"†††). Dieser Vergleich

*) s. seine Charakteristik durch Thümmel: Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XVIII, 142.

**) In Daniels Neudruck f. d. New Shakspere Soc. p. 99, Zl. 13.

***) a. a. O. I, S. 193.

†) a. a. O. S. 197.

††) Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XXI, 148.

†††) Auch Gervinus stellt Othellos Liebe der „Liebe im Müfsiggange, die die Proteus und Romeo zu weichlichem Verliegen führe" gegenüber; dagegen sprach sich E. W. Sievers, Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr. u. Litt. IX, 145 aus.

kehrt bei Zupitza a. a. O. wieder*) und bestätigt sich auch bei näherem Zusehen als nicht unzutreffend, wenn auch im allgemeinen Romeo doch mehr ein Liebhaber im Geschmacke Valentins ist, dem er auch in den sonstigen Eigenschaften näher steht**). Immerhin stellt Romeo in gewissem Sinne eine Verschmelzung der two gentlemen dar, wie beide Dramen überhaupt die Behandlung der feurigen Liebe der Jugend unter Shakespeares erotischen Problemen in erster Linie vertreten***). Allerdings schleppt er — man lese nur die Schilderung I 1, 125ff. — ein gut Teil krankhafter Sentimentalität mit sich herum, so dafs sich Frenzel†) gewifs nicht ganz unberechtigt zu dem etwas romantischen Bilde verstieg, „im Reich der Schatten" gingen Romeo und Werther zur Seite von Prevosts Chevalier Desgrieux. Romeos Wesen ist vollbewufst und systematisch gerade so herausgearbeitet; man darf daher die These der Clifton Shakespeare Society vom 19. Dezember 1885 unterschreiben die besagt: ‚It is a weightly testimony to the massive healthiness of Shakespeare's character, that among the heroes of his plays Romeo alone falls a victim to love'. Er ist ein im klassischen Stile angelegter Bühnenheld, etwas weichlich zwar, aber nicht schablonenmäfsig mit heroenhaften Allüren ausgestattet oder als moderner Salonliebhaber, der Schiffbruch leidet (eine damals in Spanien viel gepflegte Gattung) zu denken. So gewährt sein Charakter grofsen schauspielerischen Naturen eine breite Basis zur scenischen Repräsentation††).

Weitere Beweise giebt sodann The two g. IV 1, 44 ff. an die Hand. Einige Geächtete, die „ein romantisches Räuberleben" †††) nach dem Vorbilde des in Sage und Lied gefeierten Volkshelden Robin Hood (Vers 36) führen, stellen sich dem Valentin als Leidensgefährten vor: sie sind wie er Edelleute und wegen verschiedener Bagatellen aus der Heimat verbannt. Blofs ‚tolle Streiche wilder Jugend' hätten sie einst herausgerissen from the company of awful men. Namentlich

*) s. oben S. 172.

**) Dr. Timon a. a. O. S. 431f. führt aus, dafs Romeo „keineswegs eine scharf maskierte, vielseitig ausgebildete Persönlichkeit ist, er ist absolut kein psychologisches Rätsel, sondern im Grunde ein einfacher, vortrefflicher junger Mann, so wie Valentin in den ‚Edelleuten'".

***) Vgl. Dr. Timon S. 283 Anm. 1.

†) Dichter und Frauen III, 262.

††) s. Frances Anna Kemble, Notes upon some of Shakespeares plays (London 1882), chap. 5.

†††) Koch a. a. O. I, 192.

giebt einer von ihnen an, er sei aus Verona verbannt worden, weil er ein Fräulein zu entführen suchte, die aus einem reichen dem Herzoge nah verwandten Hause stammte. Ein zweiter erteilt über sich die Auskunft, er sei von Mantua verwiesen, weil er in der Wut des Zornes einem Ritter das Herz durchstochen habe. Dazu halte man den schon von Schück (siehe oben S. 172) hervorgehobenen Verbannungsgrund, hinter dem sich Valentin Vers 27 ff. deckt: er habe im offenen Kampf zu seinem Bedauern einen Mann getötet. Stärkere Anklänge an den Stoff von ,Romeo and Juliet' darf man nicht erwarten, wenn der Dichter sich nicht selbst ausgeschrieben haben soll. Einen haltbaren Schlufs aus derartiger Vergleichung kann natürlich erst eine völlig sichere Feststellung der ersten Drucke beider Stücke*) und die Bestimmung einer Quelle für The two g. of V. ermöglichen. Dann dürften auch kleinere Anklänge gebührend beachtet werden, von denen hier noch einige angeführt seien, z. B. wird in The two g. I 1, 20 ff. und III 1, 119 f. die Geschichte von Hero und Leander in ähnlicher Gleichnisform wie in ,Romeo and Juliet' (siehe oben S. 165) erwähnt. Die Figur der Lucetta stellt sich wie eine noch matte Folie der nurse dar; ihre Titulatur ist ,waiting-women to Julia', sie ist also kein waiting-maid wie Nerissa im Merch. of Ven., die ja mit ihr eine sehr ähnliche Scene (I 2 in beiden Dramen) gemein hat. Scenen wie The two g. II 1 und Romeo and Juliet I 5, 130 ff. und III 5, 215 ff. verglichen, werden in dieser Hinsicht die merklich gewachsene Vertiefung und Prägnanz derselben Situation aufdecken. Auf den Friar Laurence (V 2, 37) haben schon Schück und Zupitza hingewiesen, und in der

*) Allerdings ist F. G. Fleays Annahme, lediglich auf metrischen Untersuchungen, besonders des Reimes fufsend, the two g. sei erst nach Romeo and Juliet, Richard II. und III. und Henry V. und VI. entstanden, aus inneren Gründen schon ganz unhaltbar: s. Transactions of the New Shakspere Society I, 16 ff. Auf richtigem Wege befindet sich Sträter, Arch. f. d. Stud. d. neuer. Spr. LXV, 162 f.: The two g. sind die Etappe von den roheren den antiken nachgebildeten (?) Komödien zu Loves lab. lost, Romeo and Juliet und Mids. n. dr. „Vielfache Naivetäten in den Scherzen und in der Komposition, besonders der Schlufs des Ganzen unter den Räubern, weisen auf einen jugendlichen Dichter hin, der sich noch nicht an Romeo und Julia geübt und bewährt hatte. Es ist wie eine erste Vorstudie zu dieser Liebestragödie von Verona. Ebenso deuten die wiederholten Anspielungen auf antike Sagen und die vielfachen Reime . . . . . . auf die Übergangszeit zwischen Comedy of Errors und Romeo and Juliet hin." „Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, dafs eine genauere Detail-Untersuchung über die Zeitbestimmung für Romeo und Julia nicht kann durchgeführt werden, ohne dafs zugleich das Verhältnis des Stückes zu den Veronesern . . . . . in Bezug auf Sprache und Komposition bestimmt wird."

Tat hat diese völlige Gleichheit des Namens etwas Bestechendes. Stellt man aber bei dem Lorenzo in ,Romeo and Juliet' seine milde und opferwillige Gesinnung über die Äufserlichkeit des Namens, so mufs viel eher der Mönch Patrick (IV 3, 43 u. ö.) zum Vergleich herangezogen werden, wie schon früher geschehen ist*). Es ist interessant zu beobachten, wie ein Dichter der Gegenwart, Otto Roquette, in der Tragödie „Der Feind im Hause" (1875) die entsprechende Stufe der Handlung in ganz ähnlicher Weise gegeben hat, (wie der Verfasser mir mitteilte) in vollkommener Unabhängigkeit. Ich gebe darüber einem berufenen Kritiker der ,Première' das Wort**): „Mit einem lyrischen Accord beginnt der fünfte Akt, die Familienähnlichkeit zwischen dem Einsiedler Piero und Shakespeares Pater Lorenzo ist nicht zu verkennen, aber die ausgleichende Figur des Mönchs ist in solchen Tragödien vielleicht auch nicht zu vermeiden". Auch andere interessante Anklänge an ,Romeo and Juliet'***) weist Roquettes Drama auf, so dafs sich hier auf dem modernsten Theater der Patrick und Laurence der beiden Shakespeareschen Stücke in eine Gestalt vereinigt haben. Und warum sollen wir den Rückschlufs auf Shakespeare selbst ablehnen? Wie nach einer obigen Bemerkung Züge aus Proteus' Wesen mit dem Valentin-Charakter zu dem Romeo zusammenflossen, so borgte die der Überlieferung gemäfs Laurence benannte Figur des Mönchs in ,Romeo and Juliet' die Grundlagen des Charakters von dem Patrick in der früheren Übungsarbeit. Endlich hilft noch die deutsche Tragedia aus dem Stoffkreise von The two g. zur Erklärung eines weiteren Verbindungspunktes. In ihr werden die Briefe des Romulus unterschlagen†), und eine später nicht wieder aufgegriffene Andeutung über ein ähnliches Schicksal von Valentins Papieren findet sich The two g. III 1, 248—250 verglichen mit IV 4, 126. Hier ein ganz bedeutungsloser Passus, ist dies Motiv in einiger Umgestaltung bei der Katastrophe in ,Romeo and Juliet' doch nicht nebensächlich. Frenzel, ein bühnenkundiger Kritiker, findet freilich, wie schon einmal bemerkt, hierin gerade einen Mangel der Komposition: „Der tragische Ausgang beruht zunächst auf dem nicht

*) Thornbury, Shakespeare's England II, 64 ff.

**) K. Frenzel, Berliner Dramaturgie I, S. 429 (über die Aufführung vom 8. Oktober 1875). Vgl. V 1, 3 u. 42 in The two g. sowie den ganzen Eingang zu V.

***) s. ebd. S. 425 f. und 430 und Ztschr. N. F. IV, 62 Anm. 2.

†) Die Bedeutung dieses Motivs in der Verwicklung legt Tittmann, Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland, p. XLVII dar.

an Romeo abgegebenen Brief Lorenzos. Geistvoll und sinnreich hat man diese ‚Fügung' des Zufalls verteidigt, mir widerstrebt sie. Das an sich Notwendige, der Untergang Romeos und Julias, sollte sich folgerichtiger, weihevoller vollziehen"*). Dem ist zu entgegnen, dafs die verfehlte Briefbestellung weder äufserlich in dieser Weise betont wird noch für das Verhängnis allein den Ausschlag giebt.

Nach diesen zahlreichen Anklängen darf man ‚The two gentlemen of Verona' gewifs als eigene Nebenvorlage des Dichters von ‚Romeo and Juliet' bezeichnen. Aber auch in anderen Dramen begegnen uns Namen, Figuren u. ä. aus der sichtlich dem Dichter schon früh ans Herz gewachsenen Romeofabel, oder auch die Fäden führen umgekehrt aus den Stoffen früherer Stücke in ‚Romeo and Juliet' hinein. Ein Beispiel von jeder Art sei genannt: ‚The taming of the shrew' für den letzten, ‚All's well that ends well' für jenen Fall. Auf Capulets Ball ist ein young Petruchio (I 5, 133) anwesend**) und in The taming of the sh. wird Petrucchio im Personenregister und durch seinen eigenen Mund (II 1, 47) als a gentleman of Verona bezeichnet, der anderwärts über seine Abkunft erzählt (I 2, 191):

Born in Verona, old Antonio's son.

Romeo and Juliet I 5, 37 ff. wird Lucentios Hochzeit erwähnt und eine solche wird ja in der Tat am Ende von The tamg. of th. sh. gefeiert. Benvolio, der von Shakespeare eingeführte Freund Romeos, verdankt seinen Namen zweifellos The tamg. I 1, 13, wonach Vincentio ‚come of the Bentivolii' ist, eines edlen Pisaner Geschlechts. So ist der Name also dem italienischen Bentivoglio gleichzusetzen***). Soll der Ruf des Ercole Bentivoglio († 1572), eines Gelehrten, der in Ferrara zwei durch ihren tadellosen Stil bekannte Komödien ‚il Fantasma' und ‚il Geloso' schrieb, bis an Shakespeares Ohr gedrungen sein und er dem Standesgenossen

*) Vgl. auch Dr. Timon a. a. O. S. 486.

**) Vgl. Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XIV, 246. Vgl. auch Fränkel, Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. III, 186 f. über Sevins Bostruch (= Petrucchio).

***) So verändert Shakespeare in der Fabel zu ‚What you will' den Malevolti seiner (mittelbaren? vgl. Klein, Gesch. des Dramas IV, 805) italienischen Quelle gl'Ingannati (Ven. 1537?) in Malvolio. Vgl. tamg. of the sh. I 2, 282: I shall be your ben venuto. Übrigens kommt ‚Benvolio' noch dazu immer in dieser Schreibart, in Marlowes einige Jahre älterem ‚Faustus' vor. Vielleicht kannte Shakespeare auch noch das Bologneser Herrschergeschlecht der Bentivoli (vgl. z. B. J. B. de Rocoles, La fortune marastre de plusieurs princes de toutes nations [Leyd. 1684] p. 33).

in dem versöhnlichen*) Benvolio ein Denkmal gesetzt haben wie etwa dem Baptista Spagnolus aus Mantua (1448—1518) in Loves lab. lost. IV 2, 96 ff.**)? Nebenbei gedenke man des Dieners Peter, The tamg. IV 1, 137, als eines Vorgängers seines Namensvetters in ‚Romeo and Juliet'. Auch die Witze, die letzterer IV 5, 121 f. mit Hilfe der italienischen Notensprache reifst (siehe oben S. 145 Anm. 5) sind in The tamg. I 2, 17 gleichsam vorgebildet, und auch III 1, 71 ff. dient diese als versteckte Liebeserklärung. Ebenso kommt der derbe Scherz von Julias Amme II 5, 78 schon ganz ähnlich im Wortstreite Petrucchios mit Katharina II 1, 200 ff. vor. Schliefslich erscheint a banquet ‚Romeo and Juliet' I 5, 124 ebenso wie The tamg. V 2, 9 f. als kleines Nachtisch-Essen nach einer grofsen Festlichkeit***). Hieran schliefse sich eine eigentümliche Anspielung auf ein Zeichen der zeitgenössischen Tracht in The tamg. IV 1, 94 ‚let be — their garters of an indifferent knit', da diese ausgeprägter The two gentl. II 1, 79 wiederkehrt. Das Tragen oder Nichttragen — dies das Zeichen Verliebter — beziehentlich die Art des Tragens von Kniebändern hatte stets irgendwelche Bedeutung: vgl. As you like it III 2, 397 f., vielleicht auch Haml. II 1, 80, besonders aber das tragikomische Abenteuer Malvolios in ‚What you will'.

Ein späteres, leider nicht genauer datierbares Stück Shakespeares, „All's well that ends well", möge die Behauptung über die äufserlichen Nachklänge der Romeotragödie im Schaffen des Dichters rechtfertigen. Diana, die Tochter der old widow, bemerkt daselbst über sich V 3, 158 f.

> I am . . a wretched Florentine
> Derived from the ancient Capilet,

und III 5, 80 erscheint eine hohe Persönlichkeit namens Escalus†) (wie

---

*) Sollte der Name zu denen gehören, die wie so häufig bei Shakespeare durch ihren etymologischen Sinn (benevolus) symbolisch den Träger charakterisieren und in einem gewissen Gegensatz zu dem gleichmäfsig umgebildeten Malvolio stehen? Vgl. den antiken Euphemismus ‚Beneventum' statt ‚Maleventum' und sodann ‚Maledetti' für ‚Benedetti' in ‚Der Ohrenzwang von Ems' aus dem Kriege 1870.

**) Von der Verbreitung des B. Sp. und der leichten Zugänglichkeit für Shakespeare zeugt der mir vorliegende Druck J. Baptistae Mantuani Opera. Antverpiae 1576. 1567 reimte Turberville eine ältere englische Übersetzung des Mantuanus (Eclogae) in Verse um.

***) Vgl. Vatke Jhb. XXIII, 264; s. Ant. a. Cleop. II 7 in. u. Macb. I 4, 56.

†) Man vergleiche meine ausführliche Genealogie dieser Form Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. IV, 81 f.

auch in ‚Measure for Measure' ein in die Verwicklung verflochtener ancient Lord heifst). Auch „erinnert mit ihrer ebenso tief leidenschaftlichen als naiven und zartsinnigen Liebe Helena an Romeos Julie", wie Gosche*) bemerkt, der auch des Familiennamens Capulet gedenkt**). Übrigens gleicht die Ringauswechslung in der Endscene dieses Stückes aufserordentlich demselben Vorgange am Schlusse von ‚The two gentlemen of Verona'. Bezeichnenderweise ist Shakespeares mutmafsliche Quelle zu „Ende gut alles gut" eine Novelle (Boccaccios) in demselben Werke, das auch die Romeofabel zuerst in getreuer englischer Übersetzung gab, William Painters ‚Palace of pleasure'.

Wie den bisherigen Auseinandersetzungen zu entnehmen ist, spielen Verona und Oberitalien überhaupt in der ersten Schaffensperiode Shakespeares eine bedeutende Rolle. Aber die leicht erklärliche Behauptung, er habe die oberitalienische Landschaft und Volksart so wunderbar getreu gezeichnet***), dafs man einen tatsächlichen Aufenthalt in der Poebene annehmen müsse†), stand von jeher auf schwachen Füfsen und vermochte sich überhaupt blofs so lange zu erhalten, als man für die betreffenden Stücke nicht die stofflichen Vorlagen mit Gewifsheit nachgewiesen hatte. Man hat sich auch dabei doch zu sehr auf Äufserlichkeiten berufen. Darf da z. B. etwa besonderes Gewicht darauf gelegt werden, wenn er einer allgemeinen Institution des katholischen Gottesdienstes wie der Vesper gedenkt? Denn etwas

*) Grotesche Ausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare, 1874, VIII, p. IV.

**) Ob dieser auch in Florenz nachweisbar ist, bin ich ebenso wenig imstande zu verfolgen wie das etwaige geschichtliche Vorbild der gekrönten Buhlerin Bianca Cappello von Florenz in S. Mosenthals Drama ‚Isabella Orsini'.

***) Vgl. Elze, Shakespeare S. 470. Will. Archer, The local colour in Romeo and Juliet: The Gentleman's Magazine Lond. Novbr. 1884. Dr. Timon (a. a. O. S. 392) rechnet R. a. J. zu denjenigen Shakespeareschen Stücken, die „was Land und Klima betrifft" „schwer von ihrem Boden zu trennen" sind. Höchste Anerkennung spricht aus den Worten E. Montéguts (a. a. O. p. 239): nous essayerons de faire sentir combien Shakespeare a profondément compris la vie des municipalités italiennes et de la noblesse particulière à ce patriciat italien, aussi différente de la noblesse qui fut propre à l'aristocratie issue de la féodalité, que les populations urbaines sont différentes des populations rurales. Dagegen flicht Chateaubriand (a. a. O. I, 211f.) in seine von barocken Urteilen strotzende Charakteristik Shakespeares den seltsam anmutenden Satz ein: Dans les sujets empruntés de l'Italie, Shakespeare transporte le naturel de sentiment des nations scandinaves et calédoniennes; dans les sujets tirés des chroniques septentrionales, il introduit l'affectation du style des populations transalpines (?!). Ohne bestimmte Belege ist doch der Chateaubriand hier vorschwebende Gedanke unverständlich.

†) Dafür namentlich Ch. A. Brown, Shakespeare's Autobiographical Poems (1838) p. 100—118; vorsichtiger Dr. Timon S. 185.

anderes ist doch R. a. J. IV 1, 38 unter ‚evening mass' gewifs nicht zu verstehen*). E. Engel, der in seiner popularisierenden „Geschichte der englischen Litteratur" (1884) gegenüber der ‚zünftigen' Gelehrsamkeit gern den ungläubigen Thomas spielt, tut freilich recht, diese Erwähnung nicht weiter zu betonen; dann sollte er aber auch nicht auf Shakespeares Kenntnis von Äufserlichkeiten, die sichtlich überall auf sachkundige Quellen zurückgeht**), einen grofsen Nachdruck legen.

Die realistische Kritik der Gegenwart fordert nicht einfach mehr Treue des Lokaltons, sondern schärfste Kontouren eines solchen, ‚Erdgeruch' wie das Schlagwort lautet. Wie ist es nun hier im rein geographischen Sinne damit bestellt? Was hat Shakespeare insbesondere von Verona gewufst? K. Elze, der in seinem material- aber auch hypothesenreichen Aufsatze „Shakespeares mutmafsliche Reisen"***) die vorgeblichen Spezialkenntnisse des Dichters zu wichtig nimmt, würde nichts gegen einen Aufenthalt in Verona vorbringen†). Die Vertreter dieser Ansicht berufen sich hauptsächlich mit auf die äufserst fragliche Stelle Othello II 1, 26. Am sorgfältigsten hat diesen kritisch und exegetisch schwierigen Vers Schümann (S. 6 Anm. 1) behandelt, dem ich mich durchaus anschliefse. Der Wortlaut ist:
‚(The ship is here put in,) A Verennessa' (Fol.) oder ‚a Veronessa' (Qu.)††).

---

*) Man sehe darüber Ritson in Reeds Shakespeare vol. XX, p. 192. Simpson, Transactions of the New Shakspere Society 1875/76 p. 148—150 (nach diesem gab es in Oberitalien und zwar besonders in Verona wirkliche ‚Abendmessen'). Den früheren Standpunkt (Malones Shakespeare by Boswell II, p. 57 u. a.) vertritt noch v. Friesen, Shakspere-Studien I, 286 ff. Vgl. auch Dowden, Shakspere, deutsch von Wagner S. 29 A.

**) Sitten und Gewohnheiten sind in R. a. J. teilweise dem Italien der Zeit, wo die Geschichte spielt, wunderbar fein angepafst (vgl. zur Kontrolle z. B. Bartsch, Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes: Nord und Süd X, S. 353—365), namentlich was Mädchenerziehung (vgl. I 3) und Anstandsregeln (s. z. B. III 5, 68 ff.) betrifft. Ausgezeichnet getroffen ist in dieser Beziehung auch die Charakteristik der Gräfin Capulet, deren Bild als einer echten Renaissancedame Ulrici (S. 40 A. 1 seiner Ausgabe) vortrefflich aus kleinen Zügen zusammengefügt hat. Sonst sei beispielsweise noch III 1, 2 als naturpsychologische Andeutung angeführt: Thomas Smith, Commonwealth of England (1583) II. Buch, 19. Kap. S. 70 hatte darauf hingewiesen, dafs in Italien fast alle Meuchelmorde in der Sommerhitze begangen würden.

***) Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. VIII, 46 ff., für hier S. 68 bes. (auch in s. Abhandlungen zu Shakespeare, 1877, bes. 303 ff.).

†) s. Abhandlungen zu Shakespeare S. 309.

††) Th. Elze, Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges. XIV, 175 f. liest verrinessa ‚Wogendurchbrecherin' zu verrinare percer.



Schümann entscheidet sich nun für die Lesart der Folios und faſst diese als Eigennamen. Erklärend fügt er bei: „Sollte wirklich Shakespeare, was zu beweisen unmöglich, Oberitalien besucht, oder sollte er wenigstens gewuſst haben, daſs Verona mit andern lombardischen Städten durch die Etsch und durch Kanäle Verbindung zu Wasser pflog*), — immer bleibt es unerklärlich, wie ein Fluſs- oder Kanalfahrzeug gleiche Benennung mit einem „noble“ Seeschiff sollte gehabt haben“. Eine andere Erleichterung suchte Gosche (a. a. O. 8, 148) zu schaffen, wenn er zu Baudissins ‚die Veronessa‘ bemerkt: „Vielleicht so genannt, weil es von Verona für den venetianischen Seedienst**) ausgerüstet war“. Aber man sollte doch Shakespeare***) nicht die Bekanntschaft mit solchen Einzelheiten unterschieben! „Die naive Annahme lombardischer Binnenorte als Seestädte“ †) läſst sich nicht hinwegleugnen. Aus kleinen Steinchen hat man hier ein groſses Gebäude aufgeführt und dabei vollständig vergessen, daſs Shakespeare, wo er in seinen Quellen das Lokalkolorit nicht angedeutet fand, sich oft recht grobe Verstöſse hat zu Schulden kommen lassen, und zwar vornehmlich auf rein geographischem Gebiete. Das klassische Beispiel hierfür liefert ‚The winter's tale‘, wo man von Sizilien nach Böhmen segelt und daselbst landet††)!

Und bei den zahlreichen aber dem Dichter durchaus nicht zu belastenden geographischen Schnitzern unternahm es Th. Elze, in mehreren

---

*) Vgl. Frz. Eyssenhardt, Römisch und Romanisch. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte (1882) S. 131 f., auch V. Hehn, Italien² S. 7. Vielleicht gehört Merch. of Ven. III 4, 52 ff. hierher. 1593 erschien zu Verona: C. Sorte, Modo d'irrigare la campagna di Verona e d'introdur più navigationi per lo corpo del stato di Venetia. 4.

**) Vgl. Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. III, 196 und IV 78.

***) Engel a. a. O.: „Die Anschaulichkeit, mit welcher Shakespeare Venedig schildert und von gewissen, wenig bekannten Lokalsitten (!) Oberitaliens Kunde hat, bewog manche Kritiker, ihn mindestens in Verona und Venedig verweilen zu lassen“. Man vergleiche den ehrlichen Standpunkt von J. G. Meusel, Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit III, (1800) S. 1169: „Shakespeare hält, bei seiner kunstlosen, von aller Spur der Erudition entfernten Schilderung jetzt ungewöhnlicher Menschenformen und Sitten durch Menschenkunde schadlos“. Aus Shakespeares ‚auffallenden Lokalkenntnissen‘ leitet auch Koch a. a. O. VIII, 161 einen Aufenthalt in Venedig ab.

†) Schümann a. a. O. S. 5, vgl. S. 6 Anm. 1 u. S. 8. Anderer Ansicht ist K. Elze, Abhandlungen S. 320 ff. u. Shakespeare 470. Man vgl. die mit der seinigen ganz kongruente Darlegung Holthausens, Beiträge z. Gesch. d. dtsch. Spr. v. Paul u. Braune IX, 496 f. für die Thidrekssage.

††) Vgl. dazu jetzt die Vorschläge eines Auswegs von Lippmann im XVII. Bde. d. Jhb. d. dtsch. Sh.-Ges.; J. Rodenberg, Ferienreisen in deutschen Landen.

Folgen „Italienische Skizzen zu Shakespeare" im ,Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft' bis zu einem Gesamtbilde von Shakespeares Wissen über Italien vorzuschreiten! Man mufs doch aber dem Dichter die Freiheit gestatten, z. B. von Veronas Mädchen mit besonderer Hervorhebung ihrer Anmut zu sprechen (wie z. B. Romeo and Juliet I 2, 89 ff. u. ö.), wenn er auch nicht gewufst haben mag, dafs diese bei ihren Landsleuten als ,gratiosae' in Ruf standen*). Im Gegenteil, es ist umsomehr zu bewundern, wenn in ,Romeo and Juliet' wirklich „das Klima des sonnigen Verona" herrscht**) und nicht blofs ein Schimmer der italienischen Natur auf der Handlung ruht***).

Auf Genauigkeit der Scenerie, die tatsächlichen Verhältnissen von heute†) entspreche, ist leider recht wenig Verlafs. Wie es sich damit verhält, brachte Dickens' lebenswahre Schilderung von 1844††) deutlich zur Anschauung. Noch heute zeigt man in Verona die beiden alten Familienschlösser der Montecchi und Capelletti, bei dem der letzteren, jetzt einem Wirtshause niederer Gattung, das angebliche Wappen über dem Tor. Via Capello, 9. Haus links an der Piazza Independenza entlang Nr. 17—25 sagt die Inschrift, dafs hier Romeos Julia (Capulette) wohnte, „welche zarte, trauernde Herzen bezwang und so mancher Dichter besang" †††). Der Garten des Orfanotrofio*†) soll der Ort sein, wo Romeo und Julia beim Franziskaner zusammenkamen. Es mögen dies ja immerhin besser beglaubigte Monumente sein als der berüchtigte alte Wassertrog, aus dem heute Vieh getränkt wird und in dem man den Rest des ,monument de Rhomeo et de

---

*) Ich entnehme dies der Aufzählung bei Nathan Chrytraeus in Henrici Kornmanni Sibylla Trygandiana seu de virginitate tractatus novus et incundus p. 159 (einer in meinem Besitz befindlichen Ausgabe Francofurti 1629) cap. LXIV (de variis virginum in variis Italiae locis, dotibus, vitiis externis).

**) Hense, Shakespeare S. 321.

***) s. ebd. S. 337—339. C. Philips, Lokalfärbung in Shakespeares Dramen (Jahresber. der höh. Bürgerschl. zu Köln) II (1888) S. 1 f.

†) Über diese bin ich durch die freundlichen Mitteilungen von Frau Sofie Wohl in Leipzig, die mir diese Mai 1888 direkt von Ort und Stelle machte, und von Frau Rosa Leberecht in Verona (Herbst 1888) unterrichtet.

††) s. Pictures from Italy. By Charles Dickens (Leipzig Tauchnitz edition Nr. 103 1846) p. 115 ff.

†††) Gsell-Fells, Italien in 60 Tagen, Leipzig 1883 S. 105.

*†) In der Tat als Waisenhaus benutzt (s. Anm. 5.)

Juliette' erblicken will*). Aber einmal steht es mit ziemlicher Gewifsheit fest, dafs die Sage von Romeo und Julia erst nachträglich in Verona lokalisiert worden ist. Und andrerseits hat jeder Altertumsforscher, der den Spuren eines Ereignisses auf den Urboden nachgeht, mit bewufsten und unbewufsten Erfindungen zu rechnen, wenn er bei den Anwohnern des betreffenden Ortes selbst Umfrage hält**). Warum sollte man einem so regen Erfindungstriebe, wie ihn Shakespeare allenthalben bekundet, nun nicht so viel Fähigkeit zutrauen, als sie sich in den sichtbaren Märchen offenbart, die der heimatstolze Veroneser staunenden oder gar neugierigen Fremden auftischt***). Man weifs zur Genüge, wie überall lokaler Sehenswürdigkeiten Bedeutung aufgebauscht und der Besuch auch oft gar nicht um der Sache selbst willen unternommen wird. So halte ich es denn auch nur für begreifliche Selbsttäuschung, wenn Martin Schleich†) berichtet, in Verona sei die Giulietta, bei kleinen Kindern sogar, eine volkstümliche Figur††) wie andrerseits die berühmte Francesca in Rimini. Das Meiste, wenn nicht Alles an diesem Nimbus ist modernes Erzeugnis, zu dem die Dichter und gewifs auch Shakespeare das Beste beigetragen haben.

Wir kommen zu der letzten Klasse verwandter Züge der Romeofabel, den mythischen, die bisher eigentlich übergangen worden sind. Hier kann ihnen nur ein kurzer Hinweis gewidmet sein, den wir an die von Gr. Sarrazin, Ztschr. f. vergl. Litteraturg. I, 262 ff. vorgenommene Untersuchung „Germanische Sagenmotive im Tristan-Roman" anknüpfen. Denn diese ergiebt für manche Einzelheiten der Romeosage, ohne sie

---

*) Boaistuau, der seine Erzählung mit einer etwas überschwänglichen Lobpreisung Veronas (die wohl Bandello überbieten soll) einleitet, hat es ausführlich beschrieben. Auch Brooke und Painter reden davon. Noch 1726 sagt Captain Breval in seinen Travels, man habe ihm in Verona ein altes Gebäude, das als Waisenhaus benutzt wurde, als den Ort bezeichnet, wo sich das Doppelgrab (vgl. Romeo and Juliet V 3, 298 ff.) befunden habe; er setzt aber hinzu: but it was then destroyed.

**) Zwei schlagende litterarhistorische Beispiele s. in Fr. Zarnckes Ausg. des Nibelungenld. p. XC (der 5. Aufl.) u. Holthausen in Pauls u. Braunes Beitäge zur Geschichte d. dtsch. Spr. u. Litt. IX, 463.

***) Der ungläubige Dickens a. a. O. p. 116.

†) Italische Apriltage (Münch. 1880) S. 30 f.

††) Etwas ganz andres ist es, wenn Dickens erzählt (p. 119): In one place, there was a very pretty modern theatre, where they had just performed the opera (always popular in Verona) of Romeo and Juliet.

selbst zu berühren, eine neue Beleuchtung. Der Zweikampf Romeos mit Tybalt hat in jenem Roman, dessen Handlung wir schon als der Romeofabel nah verwandt erwähnten, seine Parallele im Duell Tristans und Morolts (‚Moormann') und entspricht äufserlich dem skandinavischen Holmgang, gedanklich dem mythischen Streite zwischen Baldur und Hödur (Licht und Finsternis) um Nanna, der auch bei Saxo Grammaticus, Shakespeares mittelbarer Quelle zum ‚Hamlet', erzählt wird. Schon G. Brynjulfson Annal. f. nord. Oldkynd. 1851 S. 89ff. nimmt nordische Einflüsse auf die zuerst von einem Anglonormannen, Thomas, konzipierte Tristanfabel an, die möglicherweise Shakespeare gar nicht unbekannt geblieben ist. In deren ältester Fassung, dem Tristan des Thomas*) V. 1799 heifst es nun:

Presque Ysolt la novele ot
De dolur ne puet sumer mot,

und ebenso sinkt in der Örvar Odds Saga F. A. S. II, 222ff. Ingeborg bei der Kunde von Hjalmars Tod wortlos tot nieder. Dieser Zug kehrt in den älteren Fassungen der Romeosage übereinstimmend wieder**). Sarrazin rechnet nun (S. 268) das Erschlagen des Nebenbuhlers — ein solcher ist auch Tybalt in der Tat***) — und den plötzlichen Tod der Geliebten zu den Grundingredienzien dieser gemeingermanischen Sagenbildung. Gestützt wird diese Annahme noch durch die parallelen Züge der Nibelungensage, wo die Rivalität zwischen Sigfried und Hagen von der späteren Fassung (Nibel. Lachmann Str. 121ff.) auf einen einfachen Streit beschränkt ist, wie bei Shakespeare der Gegensatz zwischen Romeo und Tybalt gegenüber den früheren Bearbeitungen ebenfalls nur in der einen, sogleich entscheidenden Scene zum Ausbruch und Austrag gelangt. Vielleicht darf man auch an das gemeinsame Trankmittel denken. Isoldens Mutter kettet dadurch unbewufst Tristan und ihre Tochter aneinander (Eilh. v. Obg. 2264ff., Gottfr. v. Strbg. 11439ff.); ebenso mischt Völsunga Saga cap. 26 (cf. Gudrunarkv. II, 21) Grimhild, Gudruns Mutter, Sigurd einen Zaubertrank, damit seine Neigung von Brynhild auf Gudrun übergehe.

*) Ms. Douce, also in England erhalten; s. Michel II, p. 84.
**) Vgl. Ztschr. f. vergl. Litteraturg. N. F. IV, 87 nebst Anm. 2.
***) Vgl. ebd. 61.

Schliefslich erwähne ich, dafs in der nordischen Sage erst Skirnir, Balder-Freys Freund und Jugendgespiele, von Hödur erschlagen*) wird, und ihn Balder (bez. Frey) später an diesem rächt wie Romeo Mercutios Tod an Tybalt**).

Ob in der Romeofabel versprengte Töne der altgermanischen Sage nachklingen, wird sich schwer entscheiden lassen, wo der Grad der etwaigen Verquickung mit der überlieferten Historie nicht endgiltig festzustellen ist. Obige Parallelen bezwecken keineswegs, einem greifbaren und gesicherten Vergleiche zur Unterlage zu dienen. Aber sie mögen, obwohl sie hier nur zur weiteren Beachtung mitgeteilt werden, auch nicht als leere Luftgespinnste gelten, wo Tschischwitz in seiner inhaltreichen Abhandlung 1865 so zahlreiche ‚Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakespeares' hervorgehoben hat (wovon besonders die S. 3 ff. mit altgermanischen Mythenzügen verglichenen die Berechtigung unseres Hinweises unterstützen) und schon die Thidrekssaga Verona mit ziemlicher Ausführlichkeit und Kenntnis schildert***).

Erst wenn man von allen angedeuteten Gesichtspunkten aus eine strenge Scheidung der einzelnen Stoffelemente in ‚Romeo and Juliet' vornimmt, erkennt man, wieviel sich von parallelen Zügen verwandter Stoffe und älteren Sagenbestandteilen†) an einen etwa ursprünglich historischen Kern††) der Geschichte von Romeo und Julia angesetzt hat†††). „Shakespeare benutzte für seine Schöpfungen noch keine andere Quelle als Geschichte und Sage“ *†), mit feinem Verständnis seiner dichterischen Aufgabe, denn „in der Tat ist der tragischen Kunst nichts angemessener und zugleich nichts für den Tragiker

*) Mit dem Zweige der Mistel, einer als giftig geltenden Pflanze; liegt hier eine Verbindung mit Romeos Todesart vor?

**) Vorstehende Darlegung unterscheidet sich streng und grundsätzlich von denen, die Romeos Gestalt zu einer einfachen Allegorie herabdrücken wollen (z B. L. Kefsler, Das Wesen der Poesie, 1889, S. 67).

***) Holthausen a. a. O. 474 f.

†) Vgl. Will. Archer, The myths of Romeo and Juliet: The National Review Lond. Decbr. 1884.

††) Vgl. Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. III, 184 f. und 209, besonders aber IV, 79 f.

†††) Vgl. G. Erick Mackay, The true story of Romeo and Juilet: Gentlemans Magazine No. 1753 (Jan. 1877).

*†) W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik, Stilistik (1873) S. 216.

vorteilhafter als ein Anlehnen an das historisch Gegebene“ *), und „wir besitzen kaum eine Tragödie ersten Ranges, welche nachweisbar in freier Erfindung aus dem Motiv die Fabel entwickelt hätte“ **).

München.

*) Ebd. S. 210. Vgl. Les romans en prose des cycles de la table ronde et de Charlemagne. Par J. W. Schmidt. Traduit par F. de Roisin (Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie). 1842. p. 101: les vrais poètes: Homère, Dante, Shakespeare ont tenu à honneur de rester fidèle à l'histoire, et pour eux de douces rêveries ne constituent pas l'essence de la poésie.

**) W. Dilthey, Über die Einbildungskraft der Dichter: Ztsch. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft X, 74 (ebd. S. 77—84 feinsinnige Würdigung von Shakespeares dichterischer Einbildungskraft).

Diederichs von dem Werder Übersetzung des Ariost.

Von

Carlo Fasola.

---

§. 1.

Folgende kurze Arbeit hat einerseits den Zweck, den Teil der Witkowskischen Monographie „Diederich von dem Werder“ Leipzig 1887, welcher der Übersetzung des Orlando furioso (Seite 83—90) gewidmet ist, einer kritischen Besprechung zu unterwerfen; andererseits die Werdersche Ubersetzung selbst näher und vollständiger zu untersuchen, als von Seite Witkowskis geschehen. Ich werde jedoch fast nur sprachliche Fragen erörtern, zumal da die litterar-geschichtliche Seite der Witkowskischen Arbeit schon mehrfach, und in dieser Zeitschrift selbst von Borinski (N. F. 1, 468), besprochen worden ist.

In einer Periode der deutschen Litteratur, in welcher von Seite der Sprachgesellschaften massenhaft übersetzt wurde, sind die Werderschen Übersetzungen entstanden. Sie gehen zunächst aus dem edlen Streben hervor, die deutsche Litteratur des XVII. Jahrhunderts aus ihrer Mattherzigkeit und Impotenz zu reifsen und sie durch Zuführung von neuen Stoffen und bedeutenden Mustern zu kräftigen und zu heben. Sie sind gleichsam Vorübungen zu einer späteren selbstständigen poetischen Tätigkeit, und haben sicherlich gedient, der Sprache einigen Schliff zu verleihen.

Die Gerusalemma liberata des Tasso und Ariosts Orlando furioso repräsentierten damals in der litterarischen Welt fast das höchste der epischen Leistung und wurden in alle Sprachen übersetzt. Deutschland bewunderte sie schon lange, ohne sich noch an eine Übersetzung dieser beiden Epen herangewagt zu haben. Da übernahm Diederich von dem Werder, mit dem gröfsten Vertrauen in seine „tapffere Muttersprache“ die schwierige und langwierige Aufgabe zu lösen. 1626 erschien das „Erlösete Jerusalem“ mit Beibehaltung der ita-

lienischen ottave rime; 1632 die 3 ersten, später noch 27 Gesänge des Rasenden Roland, in denen der Übersetzer jetzt die für die damalige deutsche Sprache beschwerlichen ottave rime abschaffte und den nackten Alexandriner benutzte, allerdings mit regelmäfsiger Abwechselung der weiblichen und männlichen Paare.

Die Werdersche Übersetzung des Ariost ist, für eine Zeit, in welcher die Poesie oft nur eine Silbenspielerei und Reimausklügelei (siehe Werders „Gebetlein wegen Regens"), für eine Epoche, in welcher die Poesie nach Rists charakteristischem Ausspruch ein „Konfekt nach der Mahlzeit" war, als eine verhältnismäfsig gut gelöste Aufgabe zu betrachten. Keiner von Werders Zeitgenossen hätte vielleicht den Roland so wiedergegeben wie er; trotzdem legten die Zeitgenossen geringen und die späteren Generationen gar keinen Wert auf seine Übersetzungen, und Anderes war nicht zu erwarten von der Sprache und der leichten poetischen Richtung des XVII. Jahrhunderts. Das Interesse, das wir an Werders Tätigkeit haben, kann deshalb nur litterar-geschichtlicher oder historisch-grammatischer Natur sein.

Die 8 Seiten, die Witkowski der Werderschen Übersetzung des Ariost widmet, enthalten manches Unrichtige und manches, was auch anders ausgelegt werden kann. Die litterar-historischen Momente der Ubersetzung hat der Verfasser (S. 83—86) kurz und bündig zusammengestellt und die Bedeutung dieser Übersetzung sowohl an sich als dem „Erlöseten Jerusalem" gegenüber, mit glücklicher Knappheit (S. 85—86) charakterisiert. Aber was er in betreff des Verses und Reims sagt ist mangelhaft, und statt auf die bedeutungslosen Druckfehler einzugehen, wäre es mehr angezeigt gewesen, die Übersetzungsfehler zu berücksichtigen, welche Werders Kenntnisse der italienischen Sprache beleuchten. Auch hätte Witkowski dem Leser die Herkunft der 76 Strophen nicht verschweigen dürfen, womit der XXIII. Gesang bei Werder stärker ist als der entsprechende im italienischen Original. Witkowski ignorierte augenscheinlich, dafs diese 76 Strophen aus Bojardos Orlando Innamorato hergenommen und aus welchem Grunde sie, vermutlich, dem Rasenden Roland einverleibt sind.

§. 2. Vom Vers.

So genau und gewissenhaft Werder auch an seine Übersetzung herangetreten ist und dem Vers die möglichste Glätte und Flüssigkeit gegeben, so sind ihm doch manche holprige Verse, manche Härten mit unterlaufen. Die mit den Endungen -lich -ig -isch gebildeten Ad-

jektiva bereiteten dem Übersetzer wegen der jambischen Beschaffenheit des Alexandriners manche Schwierigkeiten. Fast alle diese Endungen erscheinen daher bei Werder stark betont, eine sprachliche Erscheinung, die dem damaligen Standpunkt der Sprache nicht so ohrwidrig war, wie's uns jetzt klingt, zumal da die Übersetzung wegen ihres bänkelsängerischen Anstrichs, den Werder ihr absichtlich verliehen, eine solche volksmäfsige ungekünstelte, eigentlich nur mechanische, Silbenzählung und Accentuierung des Alexandriners ohne Angstlichkeit zuliefs.

α) Aber wenn Verse wie: Das sonst Menschlíche Macht nicht hette tilgen kunt VIII. 70. 4; Auff die schrecklíche Stimm . . . VIII. 83. 7; Erwürget oder auch durch ein tödtlíches Schlaffen X. 53. 6; Als würden sie viel Tag' glücklíche Winde haben XVIII. 123. 6; Bei allen Heyden war da, bei nächtlícher Weile XVIII. 152. 1; Sagt der höfflíche Held . . . . . . XIX. 88. 6. — Die beyden waren nun zwo gar gütíge Faten XV. 52. 5; Sein groszmächtiges Hertz . . . . XXIV. 63. 3. — Ob dem viehíschen Volck . . . XI. 48. 5; Wo der Mördríscbe Pfeil war worden hergesendet: XIX. 9. 2; Es fraget ihn der Printz aus dem Englíschen Lande XIX. 47. 6 u. a. m. einen Zwang zeigen, so dürften andere mehrsilbige, mit den genannten Endungen gebildete Adjektiva, deren erste Silbe Betonung zeigt, wie: Durch vngewohnte Bahn' vnd wúnderlíchen Steg VII. 40. 4; Ein grosser Sturm da gleich sich gráusamlích erweckt XVII. 21. 3. — In démütígster Art . . . XXV. 17. 4. (hierher gehört die weiter unten citierte, vom part. präs. ausgehende adjektivische Weiterbildung auf -ig: lébendíg) — Ranrückt, vnd brachte mit das Éngelísche Feld XVI. 27. 8, nicht durchaus unberechtigten Anspruch auf die Accentuierung ⏊ ⏑ ⏊ erheben; wenigstens verdient die Sache einige Untersuchung, und darf nicht, wie bei Witkowski, mit Stillschweigen übergangen werden, zumal da in seiner Schrift vom Vers bei Werder gehandelt wird.

β. Beachtenswert ist die hier wahrscheinlich durch die Silbenzählung bedingte, sonst in Quellen nicht nur des XVII. Jahrhunderts, sondern bis in das XVIII. hinein vorkommende Accentuierung von „lebendig" mit dem, wie in der alten Sprache, ruhenden Hochton auf der ersten, der Stammsilbe; doch ist die Accentuierung lébendig bei Werder keineswegs durchgängig: Sich lébendig begrub, vnd todt darinnen blieb III. 10. 8; Der lébendige Geist bey diesem Cörper

wohnet III. 11. 1; Ja brennen lébendig . . . IX. 33. 3; Er will jhn lébendig . . . IX. 65. 3; Dasz lébendig hierein ich nun begraben bin XIII. 30. 4; Theils schind er lébendig . . . XV. 23. 7; Zween lébendige Leut' vmb einen todten Mann XVIII. 177. 8; Sie werden gar gewisz jhn lébendig verbrennen XXII. 40. 2; Woher jhm komm im Kopff der lébendige Brunnen XXIII. 205. 6; Vnd wohne lébendig in diesem See hierin XXV. 57. 8; So hette man vermeint, die weren lébendigk XXV. 83 (fehlerhaft 38 abgedruckt). 8; Vnd lébendig so hoch geliebet ward von mir XXX. 15. 4; Bisz auch nicht lébendig war einer mehr zu schawen XXX. 47. 6. Alle diese Beispiele zeigen die alte Betonung der Stammsilbe, vereinzelt kommt die neuhochdeutsche Betonung vor: Da die Lebéndigen begraben jnnen ligen XII. 86. 2.

γ. Ebenfalls hierher gehört das, hier unzweifelhaft durch die Silbenzählung bedingte, Substantiv bezw. Adjectiv „elend" mit der alten Betonung e-lénd: Das Volck, das in der Noth vnd im Eléndе war VIII. 14. 4; Ach ich Elénder ich . . . VIII. 78. 1; Vnd gleich indem er klagt: Ach weh, weh mir Elénden VIII. 82. 5; Welch Thier könt aber mich Elénder wohl verderben X. 29. 5; Da das elénde Volck gar kläglich drunter that XIV. 108. 3; Vnd kamen so viel vmb durch den elénden Todt XV. 5. 4; Der König, der so lang in dem Elénde stand XVII. 59. 3; Dasz das elénde Volck . . . XVII. 64. 7; Wird disz elénde Schiff XVIII. 130. 6; Darauff verliessen sie nun die elénden Damen XX. 21. 5; Was meint jhr wohl, mein Herr, wie dem elénden Alten XXI. 60. 1; Eléndes Thier . . . XXIX. 12. 7; neben seltnerem élend: Der so viel Vnglücks hat vnd Élend müssen schwitzen XIII. 4. 2; Vnd thust dem Menschen auch sogar viel Élend an XXX. 6. 4.

δ. Der Erwähnung und Erwägung wert ist die schon mittelhochdeutsch anhebende, hier durch die Silbenzählung bedingte Verkürzung der Endung -bar in -bre: Dann der vndankbre Mensch . . . V. 73. 1; Durchs schandbre Schlosz . . . VII. 76. 6; Viel tewer- vnd kostbrer . . . X. 55. 3; Es wohnt' ein erbre Fraw . . . XVII. 26. 5; Die Erbre Fraw . . . XVII. 38. 5.

ε. Den schon von Witkowski erwähnten und belegten Härten in der Silbenzählung, die eigentlich mehr als Härten, wahre grobe Nachlässigkeiten sind, füge ich noch den Vers (schwerlich verdient er diesen Namen) hinzu: Vnd schwúr eh wiéderúmb nicht zú kommén ins Feld XIV. 14. 7.

ζ. Endlich ein Versuch im alten Druck die Silbenzählung auch graphisch anzugeben und so das Lesen des Alexandriners zu erleichtern, haben wir in der (allerdings nicht konsequent durchgeführten) Schreibung -jo- und -io-, deren erste als einsilbig, die zweite als zweisilbig zu lesen ist: Lurcánjo wárd . . . V. 48. 1; Stund Arjodánte stéts V. 50. 8 — Vnd vón Lurcánió VI. 8. 7; Aríodánte macht VI. 9. 7 u. oft.

§. 3. Vom Reim.

a. Auch in betreff des Reims hat Witkowski aus Werders Roland viel zu wenig geschöpft und dieser Frage nur acht Zeilen gewidmet. Ich möchte nicht ohne Weiteres mit Witkowski, dem gewissenhaften Übersetzer, Reime wie nimmt: zukömmt I. 20. 7f; rinnen: können XI. 43. 1f. als fehlerhaft zur Last legen; sie sind dagegen berechtigte, dialektlich richtige Reime, wovon uns das DWbuch (Bd. V. Sp. 1629. c.) Beispiele auch bei Opitz und Fleming belegt; und dafs hier kein Fehler, sondern nur eine engherzige orthographische Genauigkeit, vielleicht nur von Seite des Setzers, vorliegt, beweist uns Werder selbst mit dem Reim: kümpt: berühmt V. 69. 3f; nimbt: kümpt XXIV. 9. 7f.

b. Einen niederdeutschen (wie auch sonst niederdeutsche Ausdrücke Lampe, Köten vorkommen) dialektlich nicht unrichtigen Reim haben wir in: beleidigt: vnbeschädigt XXVI. 22. 1f.

c. Beachtenswert ist die mitteldeutsche Aussprache des Adverb je- = i:

Recht hast du sie geliebt, eh ihr Betrug noch je
Dir worden kundt, nun must du aber lassen sie, V. 54. 3f;

sie: je XIX. 18. 7f; ein jeder: wieder XXIII. 149. 1f.

d. Auffallend ist die Infinitiv-Form sprachen in Reim mit Sachen:

Allhier nun fangen sie an vnter sich zu sprachen,
Von edlen, wolgeziemt- und lobenswerthen, Sachen,

XXIII. 150. 1f. während dialektlich nicht selten ist die Verbal-Form sprachte: machte V. 56. 1f (auch aufser dem Reim vorkommend: Darum bespracht er sich also mit seinem Hertzen VIII. 73. 2, besprachten XXII. 93. 1). Sprachte: dachte XXIII. 8. 1f.

e. Endlich dürfte nicht ohne Interesse sein zu wissen, wie Werder aus Reimnot einige italienische Eigennamen verändert und reimfähig gemacht hat: Prusione in Prusönig (: König) XV. 6. 2; Gismonda in Gismande (: Vaterlande) XV. 53. 1; Chelindo in (Hurenkinder:) Chelinder XVI. 43. 2.

§. 4. Druckfehler und Übersetzungsfehler.

A. Da Witkowski einige von den Druckfehlern, die bei der Herausgabe und Korrektur des Druckes, oft zum grofsen Nachteil der Silbenzählung, manchmal das Verständnis erschwerend, zurückgeblieben sind, belegt und besprochen hat, so will ich hier diejenigen hinzufügen, welche ich bei der Nachlese gesammelt habe: sigt statt siht (ital. trionfan) I. 44. 4; vermodert statt vermordet III. 10. 6; Alda (Eigennamen) statt all da III. 27. 2; zu Kindeskind statt zu Kind Kindskind V. 67. 1; leicht statt liecht XIV. 25. 1; Stand statt Sand (ital. sesso) XVII. 35. 5; Bogio von statt Bogio vnd XVIII. 45. 5; räumet statt räumt XVIII. 48. 8; Auch ohne Wort statt Auch Wort XXI. 47. 4; Hauff statt Hausz XXIV. 9. 7; ein Ende statt ein Erde XXIV. 10. 1; Knie statt Kin' (ital. ginocchio) XXIV. 19. 4; sahe statt sage (ital. guardo) XXIV. 22. 7; wegziehn statt wegziehen XXV. 41. 3; saget statt sagt XXV. 135. 5; daselbsten statt daselbst XXV. 160. 3; Gradasso statt Gradasz XXVI. 50. 1; darumb statt drumb XXVI. 51. 4; So findt statt findt XXIX. 4. 8; schneit statt scheint XXIX. 29. 4; ohn jhn statt ohn XXIX. 63. 5; und XXX. 36. 8 fehlt der Reim (Ort:) fort.

B. Ungleich wichtiger aber für uns sind die von Werder bei seiner Ubersetzung des Roland begangenen Fehler. So gut er auch sonst die schwierigsten Stellen des italienischen Textes verstanden hat, so ist ihm doch hin und wieder Manches begegnet, was er mifsverstanden und daher falsch übersetzt hat. Jedoch sind wahrscheinlich einige von den Fehlern nicht grade Werder, sondern schon dem italienischen Texte zur Last zu legen, wie es zum Beispiel im Anfang gleich I. 10. 7 der Fall ist, wo Werder „presaga“ mit „ein Zeichen“ wiedergiebt (was dem Sinn nach nicht unrichtig ist), als ob in seinem italienischen Texte „presagio“ gestanden hätte; dies dürfte mit einer Untersuchung des von Werder etwa benutzten italienischen Exemplars leicht zu entscheiden sein.

Von Werder mifsverstanden ist die Stelle V. 18. 4—8:

Nè Vesuvio, nè il monte di Sicilia,
Nè Troja avvampò mai di fiamme tante,
Quanto ella conoscea che per suo amore
Ariodante ardea per tutto il core

Ætna, Vesuvius nicht so viel Fewers haben,
Troja vnd Sodoma nicht so viel Flammen gaben,
Als sie, da sie erkannt, dasz Arjoolantis Hertz
Vmb Ihrentwillen auch empfand viel Liebes Schmertz.

Nicht sie sondern Ariodant lodert, nach dem italienischen Text, in Liebesflammen auf; Werder mufs statt conoscea conoscendo gelesen oder interpretiert haben, was freilich seine Auslegung rechtfertigen würde.

Irrtümlich übersetzt Werder das Wort ripa oder riva mit Bach oder Strom statt mit „Ufer“ oder (ripa für rupe) „steiler Ort“ oder dergl.

Poi giunsi in una valle inculta e fiera,
Di ripe cinta e spaventose tane

In ein grosz Thal begunt' hernach ich anzulangen,
Mit schwartzen Hölen war vnd Bächen es umbfangen.

II. 41. 5 f.

Aveva un bel giordin sopra una riva,
Che colli intorno e tutto il mar scopriva

Bey einem breiten Strom' ein schöner Garte stundt,
Da man die Berg' vnd Meer aus vbersehen kunt.

XIII. 10. 7 f.

Werder scheint nur das Masculinum rivo zu kennen, das allerdings Bach heifst. Es ist interessant zu sehen, wie an einer Stelle, wo Werder vom italienischen Texte die Bedeutung von Riva = Ufer aufgenötigt ist, er doch auszuweichen sucht:

Jo vengo innanzi, io vengo in sulla riva
Del mare al luogo ove io gli avea lasciati

Ich gehe weiter fort, ich komm' auch auff die Strassen
Beym Meer, vnd an das Ort, da ich sie vor gelassen;

XXIV. 22. 5 f.

Es setzt ebenfalls die Unkenntnis der italienischen Redensart „non rompere (heute torcere) un capello“ = jemanden nicht das geringste Unrecht thun, voraus, wenn Werder die Redensart nicht abstrakt auffafst:

Parmi non sol gran mal, ma che l'uom faccia
Contra natura e sia di Dio ribello
Che s'induce a percuotere la faccia
Di bella donna o romperle un capello

Ein grosses Vbel ists, wie offt die Männer handeln,
So, dasz sie gegen Gott, Natur, vnd Rechte wandeln,
Vnd schlagen eine Dam' in ihr schön Angesicht,
Sie schonen auch für Zorn der schönsten Haare nicht.
V. 3. 1 f.

Tergere für torgere mufs Werder irrtümlich interpretiert haben, wenn er den Vers:

Al primo suon di quella voce torse
Ruggiero il viso e subito levosse

übersetzt:

Auff diesen ersten Klang der Stimme wischt die Wange
Ruggiero trocken ab, vnd auff die Füsse sprange. VI. 29. 1 f.

Einen ähnlichen Fehler begeht Werder, indem er die Verbalform volse als Imperfektum zu volgere statt volere übersetzt:

E fecela fermar, volse o non volse. XVIII. 80. 4.
Vnd sie stracks wiederumb, mit jhrem Klepper wend. XVIII. 70. 4.

Ein von Werder mifsverstandener Vers ist:

Ponsi altri a bocca il corno, altri la coppa,

als Zeichen des Trinkens. Werder übersetzt:

Der setzt jhm Hörner auff, der ist voll grimm vnd Neides,
VI. 62. 5.

Einen ähnlichen Fehler, wie Goethe einmal bei Übersetzung von Manzonis Ode „Il 5 Maggio“ (valli = Täler statt Wälle auffassend) begangen hat, ohne jedoch den Sinn des Verses zu zerstören, haben wir hier, wo Werder das Wort passi statt mit dem richtigen „pässe“, mit dem sinnwidrigen lächerlichen Schenkel wiedergiebt:

E quei, poi ch'allargati furo i passi
So bald dieselben nun die Schenckel konnten regen.
VIII. 15. 5.

Einmal hat Werder das Beiwort destra im Sinne von passend, geeignet, gelegen nicht verstanden und mit rechter Hand übersetzt:

Con una fune al suo bisogno destra
Mit einem Seile gleich, so er zur rechten Handt,
XIII. 39. 7.

Das richtige darunter verstandene Substantiv gelingt einmal Werder nicht ausfindig zu machen, und er trifft, die Stelle mifsverstehend, das unrichtige Wort:

Sono appoggiate a un tempo mille scale
Che non han men di duo (nämlich Soldaten) perogni grado
XIV. 116. 1 f.

Bey tausent Leitern sie nauff an die Mawer stossen,
Vnd hatten allzumal darzu zwiefache Sprossen. XIV. 92. 1 f.

Es beweist, daſs Werder die Stelle

Di questo già si cinse il petto e il tergo
Quello avol suo ch'edificò Babelle,
E si pensò cacciar dall'aureo albergo
E tôrre a Dio il governo delle stelle. XIV. 118. 3 f.

nicht richtig verstanden hat, wenn er Vers 5 und 6 von Vers 4 unabhängig hält und übersetzt:

An Brust und Rücken trug gleich auch dieselbe Haut
Sein alter Ahnherr eh, der Babel hat erbawt.
Der Rodomonte will Gott aus dem Himmel jagen,
Vnd sich, vmb das Gebiet der Sternen, mit jhm schlagen.
XIV. 94. 3 f.

Irrtümlich legt Werder den Vers

Conquel (gregge) s'enva dove il suol far satollo,
Sonando una zampogna ch'avea in collo. XVII. 35. 7 f.

aus, wenn er das Pronomen il nicht auf das darunter verstandene Substantiv gregge bezieht:

Hernach (wie es als pflag, wann es war worden satt)
Spielt' auff der Sackpfeiff' es, die es am Halse hatt.
XVII. 28. 7 f.

Köstlich ist es, wenn Werder das Substantiv piante statt mit Fuſs(sohle), irrtümlich mit Pfläntzlein wiedergiebt:

Nè persona fu mai si avventurosa
Che 'n quel giardin potesse por le piante.
So werth hat keinen noch das Glück jemals geschätzt,
Der in den Garten hett' ein Pfläntzlein neinversetzt.
XIX. 33. 3 f.

Und wie ihm wieder, bei Übersetzung einer Stelle aus Bojardos Orlando Innamorato, das unbequeme Wort begegnet, weicht er vorsichtig aus und tut als ob's nicht vorhanden wäre.

Da le piante sudava insin la fronte. Boiardo Orlando innam.
XVI. 16. 5.

Sehr heisz war jhm zwar nicht, doch schwitzt er an der Stirnen.
XXIII. 116. 5.

Ein verzeihlicher Fehler ist's, wenn Werder die in Deutschland nicht (oder nicht überall) vorkommende Sing-Cicade (Cicada orni), die schon im Altertum wegen ihres lauten Gesanges hochberühmt war, einmal mit Hewschreck'

Sol la cicala col noioso metro
Le valli e i monti assorda e il mare e il cielo.
VIII. 20. 6—8.

Die Hewschreck . . . .
Vnd füllet' vnd betäubt' durch jhren vblen Schall
Den Himmel vnd das Meer, die Ebnen, Berg' vnd Thal.
VIII. 20. 6—8.

übersetzt; einmal das Wort unübersetzt läfst:

Come appresso la sera, racchetata
La cicaletta sia, ch'or s'ode sola,
La condurremo . . . . XIV. 19. 5—7.

Sobald die Hitze sich in etwas wird verlieren,
Vnd dasz der Abend kömpt, so werden wir sie führen.
XIV. 19. 5—6.

wobei aber die echt italienische Stimmung der Landschaft in dem vom italienischen Dichter entworfenen Bild, zu gunsten einer allgemeinen stimmunglosen Nachmittagszeit verloren geht*).

§. 5. Volkstümliche Wendungen.

Witkowski hat schon (S. 83) bemerkt, dafs mit der Übersetzung des „Rasenden Roland" Diederich von dem Werder, die oberen Stände, auf deren Beifall er mit seinem „Erlöseten Jerusalem" gerechnet, verlassen und sich der Volksklasse**) zugewendet hatte. Dem entsprechend finden wir im Roland eine Reihe volkstümlicher Wendungen, von denen die meisten einen komischen, oft mit der Ernsthaftigkeit des italienischen Originals sehr kontrastierenden, Beigeschmack haben, eine Folge der dialektlichen Färbung der Sprache, wodurch die Erzählung sich oft im bänkelsängerischen Ton fortbewegt.

---

*) Bekanntlich hat Goethe das zuerst für das Tiefurter Journal (Das Journal von Tiefurt, Weimar 1892 Seite 75. Neuntes Stück) geschriebene Gedicht: „An die Heuschrecke, aus dem Griechischen", später in seine Werke mit dem richtigern Titel: „An di Cicade, nach Anakreon", aufgenommen.

**) Es ist kein Zufall, wenn Werder die verächtlichen Ausdrücke des Ariost und Bojardo: volgo scioces e ignoro VII. 2. 1. gentoglia vile (Bojardo) abschwächt und die milderen Ausdrücke: der gemeine Mann, VII. 1. 5, Bärenhäuter, Werder XXIII. 108. 5, dafür setzt, oder wenn er Verse wie:

Ma vulgo e popolazzo voglio dire
Degno, prima che nasca di morire. XVI. 23. 7—8.

ganz ausläfst.



Vielfach gebraucht sind die Ausrufe: mein! II. 161, III. 60. 8, Ey mein! XII. 54. 5, ach mein, ach mein XXII. 41. 7; die adverbiellen Wendungen: im huy X. 7. 3, XXII. 55. 6, in einem huy XXIII. 16. 4, XXV. 121. 6, in einem nun XXVI. 552. Viel interessanter aber als diese von Witkowski schon bemerkten einzelnen Ausdrücke, sind ebenfalls die ganz dem volkstümlichen Stil entnommenen Ausdrücke oder Sätze, in denen der deutsche Text, dem italienischen gegenüber, von einer gewissen Würde absichtlich ins Komische fällt: che il miser . . . übersetzt Werder: . . . dieweil der arme Tropff . . . I. 56. 7; Cosi fan questi giovani: Die jungen Kerlen X. 8. 1; La vecchia: Der alte Sack XX. 131. 1, das alte falsche Stück 133. 1, Vettel 138. 3, Rabenstück 138. 8; Cattiva femmina: Falscher Balg XXI. 14. 6; una donna: Ein loses Weibesstück XV. 79. 2; pallidi e tremanti: Sie flohen, ganz verbast, XX. 91. 3;

E più volte d'avean rotta la fronte
Sie hatten sich gar offt gezogen drumb die Haar, II. 67. 3;
Si mise a camminar bagnato e molle
Vnd geht drauff fort gebadt, vnd nasz wie eine Maus.
VI. 6. 3.

. . . . . o gli avea tronca
L'alta necessità la vita lieta
Ja oder ob ihm hett der Todt den Rest gegeben.
VII. 37. 6.

A questo orribil grido risvegliossi
E tutto pien di lagrime trovossi
Auff die schreckliche Stimm' erwacht er grasz vnd blasz,
Vnd fand mit Thränen sich gebad, vnd pfützennasz.
VIII. 83. 7—8.

E fatti avrá di me tutti glistrazi. IX. 52. 2.
Vnd mich genug in Qual vnd Marter lassen schwitzen.
IX. 51. 2.

Isabella son io, che figlia fui
Dal re mol fortunato di gallizia
Ich eine Tochter bin, des Königs von Galitzen,
Der so viel Vnglücks hat vnd Elend müssen schwitzen.
XIII. 4. 1 f.

Marfisa intanto si levò di terra
E tutta ardendo di sdegno e d'ira. XXVI. 132. 1 f.

Marfisa hatte sich erhoben vnterdessen,
Vnd hette sich für Zorn schier selber auffgefressen.
XXV. 158. 1 f.

Gli sdegni le repulse, e finalmente
Tutti i martir d'Amor, tutte le pene. XXXI. 4. 1 f.

Zorn, Marter, Abschlag, Leid, vnd endlich wol gar Körbe,
Ja was mehr in der Lieb' ist bitter scharff vnd herbe.
XXX. 4. 1 f.

Einen frischen volkstümlichen Hauch verleiht manchmal Werder auf eigene Faust mit Hinzufügung einer komischen Apposition:

Perchè veduta non fosse da Atlante. XIII. 74. 8.

Auff dasz der alte Fuchs Atlante sie nicht seh. XIII. 73. 8.

Er weiſs sehr oft eine witzige Redensart mit einer ebenso witzigen wiederzugeben:

La qual mi spiacque sì, che restò poco,
Che per punir l'estrema sua viltade,
Non li facessi allora allora un gioco. XVII. 125. 1 f.

Vnd das miszfiel mir so, dasz es gar wenig fehlte,
Dasz wegen solcher Schand', ich jhn nicht weidlich strählte.
XVII. 110. 1 f.

Aber manchmal will er des guten zu viel tun und bauscht gemessene Beschreibungen wie:

Pallido, crespo e macilento avea
Alcina il viso, il crin raro e canuto,
Sua statura sei palmi non giungea
Ogni dente di bocca era caduto. VII. 73. 1 f.

ins Fratzenhafte auf:

Bleich, runtzlich, gelb', vnd scheel Stirn, Aug' vnd Wangen waren,
Ihr Kopff auch grindicht, graw vnd dünne doch von Haaren,
Sechs Hande breit war sie nicht in der Länge hoch,
Dartzu auch alle Zähn jhr auzgefallen noch:
Der Athem stank jhr sehr, ein Buckel auff dem Rücken,
Macht', dasz sie sich im gehn vnd stehen muste bücken. VII. 70. 1 f.

Ähnlich bei einer Beschreibung des Meeres bringt er die Zahl der im italienischen Texte genannten Fischgattungen von 11 auf 24:

Veloci vi correvano i delfini
Vivenia a bocca aperto il grosso tonno,
I capodogli co i vecchi marini
Vengon turbati dallor pigro sonno.

Mule, salpe, salmoni e Coracini
Nuotano a schiere in più fretta che ponno.
Pistrici, Fisiteri, Orche e Balene
Escon del mar con mostruose schiene
Es schossen da herumb die Schwerdtfisch' vnd Delphinen,
Mit auffgerecktem Schlund sah man auch die Thuninen,
Es liesz sich fangen da der Blawling mit dem Els,
Der Prasse, Winger, Stör, die Neunaug', vnd der Wels,
Lampreten, Hägeln, Hecht, Migling vnd Adelfelgen,
Putz, Kutteln, Horrenfisch', Ohnhäupter, sampt den Schwälgen,
Karauschen, Sprützenwahl, die Quapp' vnd Meereslaus,
Die kamen all' im Meer' in grossen Hauffen raus. VI. 36. 1—8.

eine Übertreibung, die im Volksstil ihren Grund und ihre Berechtigung hat.

§. 6. Weglassung von gelehrten Anspielungen.

So wie Werder mit Rücksicht auf seine Leser Sprache und Stil eine dialektliche Färbung*) verliehen, so hat er dementsprechend oft gelehrte und daher dem Volke ungeläufige Anspielungen, den Sinn erleichternd, aufgelöst oder geschickt zu gunsten einer allgemein verständlicheren Wendung verändert oder sie auch, als unnützen Ballast, weggelassen.

Ich gebe die Belege so, wie ich sie beim Lesen gesammelt habe:

. . . . . tal che un ruscello
Parean le guance e il petto un Mongibello
. . . . . dasz seyn Gesicht bey nah
Dem Bach, vnd seine Brust dem Fewer ähnlich sah. I. 40. 7 f.

Prende la via verso ove cade a punto
Il sol quando col granchio si raggira
Da nimbt er seinen Weg hin nach der Gegend zu,
Da sich die Sonne pflegt zu legen zu der Ruh. IV. 50. 3 f.

Mancavan capitani e pur de buoni
E di Spagna, e di Libia, e d'Etiopia. XIII. 83. 3 f.

---

*) Zu dieser dialektlichen Färbung tragen hauptsächlich gewisse Provinzialismen bei, wie z. B. das sonst nirgends, hier zweimal, belegte Zöhr(e) = Klepper, Mähre.

Vnd schaw', es kömpt darauff ein Alter ohne Wehre,
Zum Thor in eyl' heraus, auff einer dürren Zöhre. XXII. 58. 1 f.
Vnd also bringen sie den Held aus Schottland her
Gebunden, vnd geschmiedt auff eine kleine Zöhr. XXIII. 52. 7 f.

So mangelt jhm auch noch gar manches grosses Haupt,
Das jhm hat in der Schlacht das Kriegesschwerdt geraubt.
XIII. 81. 3 f.

Per veder se può far rompere il filo
Alla parca di lui sì che non viva. XV. 66. 1 f.

Vnd reissen jhm entzwey einst seines Lebens Faden. XV. 46. 2.

Ch'esser del cavalier stati si crede
Che liberò dal Drago la Donzella. XV. 98. 5 f.

Man helt darfür, dasz sie S. Görgens seyn gewesen,
Der von dem Drachen wust' das Fräwlein zu erlösen.
XV. 76. 5 f.

Vede le piaghe che di man d'Ettorre
Pareano uscite . . . . XVIII. 64. 5 f.

Die Wunden die er sah', an diesen seinen Schaaren,
So mächtig lang vnd weit, ... XVIII. 56. 5 f.

u. dergl. mehr.

Aber nicht allein gelehrte Anspielungen hat sich Werder zu gunsten seiner Leser mit großer Einsicht wegzulassen erlaubt, sondern auch obscöne Wendungen und ganze Strophen sind von dem rechtschaffenen Übersetzer „aus ehrlichen Ursachen“ gemildert oder „mit Fleisz verhüpfft worden“. Das Verhältnis dieser Weglassungen der deutschen Übersetzung zum italienischen Original hat Witkowski (Seite 89—90) statistisch abgedruckt und es zeigt sich das schon erwähnte Bestreben Werders seinem Publikum eine möglichst knappe von unnötigem Ballast befreite Übersetzung zu geben.

§. 7. Die Teile aus Bojardos „Orlando Innamorato“.

Es ist mir unbegreiflich, wie Witkowski bei der sonst genauen Vergleichung des deutschen mit dem italienischen Texte die 76 Strophen entgangen sind, um die der XXIII. Gesang (von Strophe 98 bis 176)*) in der Übersetzung stärker ist als der entsprechende im italienischen Original. Nirgends ist in seinem vortrefflichen Buch eine Notiz davon. Werder war in der welschen Litteratur sehr bewandert; wir dürfen seine Kenntnisse der italienischen Sprache und Litteratur tiefer und breiter annehmen, als sonst aus seinen Ubersetzungen her-

*) Die 98. und 176. Strophe sind von Werder und dienen zur Anknüpfung der Strophen aus Bojardo an den Roland.

vorgeht. Ohne sichere grofse Kenntnisse*) hätte ein gewissenhafter Mann wie Werder sich nicht an zwei so grofse Arbeiten herangewagt wie die Epen des Tasso und Ariost es sind, und für den Tasso die ottave rime beibehalten, ein Versuch von entschiedener Kühnheit im XVII. Jahrhundert. Ebenso gut wie Tasso und Ariost kannte Werder Bojardo und dessen Hauptwerk „Orlando Innamorato", aus dem er eine Episode entnommen und seinem Roland geschickt mit einigen von ihm selbst herrührenden, die Anknüpfung vermittelnden Versen, einverleibt hat. Diese Episode ist teils dem X., teils dem XIV., hauptsächlich aber dem XV., XVI., XVIII. und XIX. Gesang entnommen. Es wird darin der Kampf zwischen Orlando und Agricane, dem heidnischen Fürsten, und des letzteren Niederlage und Taufe von Seite des Helden Orlando, beschrieben. Die lebendige Schilderung dieser Episode, die eine neue Verherrlichung des Helden des Epos ist, mochte Werder gereizt haben, sie auch seinen Lesern, des Beifalls sicher, zugänglich zu machen, zumal da er in dem wehmütig versöhnenden religiösen Schlufs selbst eine Art Versöhnung mag empfunden haben mit manchen im Laufe der Übersetzung nicht immer vermiedenen und schwer zu vermeidenden schlüpfrigen Stellen.

§. 8. Proben Werderscher Übersetzung.

Das Unternehmen schon, den Roland in das Deutsche des XVII. Jahrhunderts zu übersetzen, mufs Diederich von dem Werder als Verdienst gerechnet werden. Die Wahl des Stoffes und die verhältnismäfsig freie Übersetzung deuten auf einen Mann von Geschmack und Verstand. Trotz der schwerfälligen Sprache des XVII. Jahrhunderts mit der unglücklichen Wahl des Alexandriners, der sich wegen seines, in zwei gleiche Hälften geteilten, monotonen Ganges für gröfsere fortlaufende Dichtungen kaum eignet, ist es doch Werder oft gelungen, wenn auch nicht die Grazie des Originals wiederzugeben, eine hübsche Reihe geniefsbarer Strophen zu schaffen.

Man vergleiche miteinander den italienischen und den deutschen Text:

Trovossi alfin in un boschetto adorno,
Che lievemente la fresca aura move;
Duo chiari rivi mormorando intorno,
Sempre l'erbe vi fan tenere e nove;

*) Aufser Tasso, Ariost und Bojardo kannte und übersetzte Werder die Dianea des Venetianers Giov. Fran. Loredano (1606—1661), s. Witkowskis Werder Seite 90—98.

E rendea ad ascoltar dolce concento
Rotto tra picciol sassi il correr lento.
— — — — bisz sie ein Wäldlein find,
Im selben wehet gleich ein lieber sanffter Wind,
Zwei kleine Bächlein da mit sanfften rauschen flossen,
Es stunden da umbher viel Blümlein auch entsprossen,
Der Vöglein waren da vmbher so mancherley,
Vnd stimmten so mit ein, mit ihrer Melodey. I. 35. 3f.

Manchmal ist ein gutes Bild des Originals mit einem ebenso treffenden wiedergegeben:

Sbrigossi da la Donna il Mago allora,
Come fa spesso il tordo da la ragna
Dem Fräwlein vnversehens der Zauberer entwischet,
Wie offt ein Aal entkömpt demselben der da fischet.
IV. 39. 1 f.

Sehr gut übersetzt Werder die Stellen, die im Original eine komische Situation beschreiben. Es verrät sich darin der simple kindliche Humor, der dem gewissenhaften aufserordentlich tätigen Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft uns näher rückt.

Di questi il capitano si vedea
Aver gonfiato il ventre, e'l viso grasso,
Il qual su una testuggine sedea,
Che con gran tardità mutava il passo.
Avea di qua e di là chi lo reggea,
Perchè egli era ebbro, e tenea il ciglio basso:
Altri la fronte gli asciugava e il mento,
Altri i panni scuotea per fargli vento
Ihr Hauptmann kam daher mit einer grossen Nasen,
Er hatt ein feist Gesicht, den Bauch hoch auffgeblasen,
Auff einer Schildkröt' er in grossem Prachte ritt,
Dieselbe machte gar gar langsam ihre Schritt'.
Auff dies- vnd jener Seit' hielt' jhm man seine Glieder,
Dieweil er truncken war, vnd schlug die Augen nieder,
Theils wischen jhm die Stirn, auff dasz er besser ruh',
Vnd wehen jhnen Wind mit ihren Kleidern zu. VI. 63. 1 f.

Und grade so wie Werder das Kindlich-Komische gut wiedergiebt, so findet er mit Leichtigkeit und Sicherheit den Ausdruck innerer Entrüstung:

Wie hastu schelmisch Werck, voll Vnflat, vnd voll Sünden,
Im Menschen Hertzen doch je können Stelle finden?
Des Krieges Herrligkeit ist, durch dich gantz zerstört,
Durch dich die Waffen nun seyn keiner Ehren werth,
Durch dich ist es dahin nun mit der Tugend kommen,
Dasz offt ein Schlimmer wirdt*), für dapffer angenommen,
Es kan kein kühner Muth und hohe Tapfferkeit
Vmb deinet Willen, sich erweisen mehr im Streit.

Come trovasti o scellerata e brutta
Invenzion mai loco in uman core?
Per te la militar gloria è distrutta;
Per te il mestier dell' arme è senza onore;
Per te è il valore e la virtù ridutta,
Che spesso par del buono il rio migliore:
Non più la gagliardìa, non più l'ardire
Per te può in campo al paragon venire. XI. 26. 1 f.

§. 9. Legt man keinen zu hohen künstlerischen Maſsstab an die litterarischen Erzeugnisse des XVII. Jahrhunderts und verlangt man von der damaligen Sprache nicht die Biegsamkeit und den Schliff, die sie nur später erreichen konnte, so muſs man den Werderschen Roland loben. Die freie Behandlung des italienischen Originals, die volkstümliche Färbung der Übersetzung, die darin zitternde leise komische Ader (die ein Zug in Werders Stil ist), kamen dem Roland zu statten und halfen ihm über die Schwerfälligkeit hinweg, in die er leicht hätte fallen können. Obgleich der „rasende Roland" nie zu einem Neudruck gekommen ist, so muſs er doch höher geschätzt werden als das „erlösete Jerusalem", das die Zeitgenossen dem Übersetzer hoch anrechneten, und das ihm das Lob eintrug: zu den „ersten authores gezählt zu werden, die gewiesen hätten, daſs man auch im Teutschen könne Verse machen".

Florenz.

*) Irrtümlich mit groſsem Anfangsbuchstaben abgedruckt.

Goethe als satirisch-humoristischer Dichter.

Von

Hermann Henkel.

In allen Perioden der dichterischen Laufbahn Goethes von der Leipziger Studentenzeit an bis in seine letzten Lebensjahre begegnen wir Erzeugnissen satirisch-humoristischen Charakters. Er hatte das Bedürfnis den Verdrufs und Unmut über alles, was ihn abstofsend und verletzend berührte, von der Seele hinwegzuspotten und durch elektrische Entladungen des Witzes und der Laune die Luft, in der er atmete, zu reinigen. So war es in erster Linie Herstellung der innerlichen ästhetischen Freiheit, die der Dichter damit bezweckte, und oft genügte es ihm an seinen Widersachern im Stillen ein poetisches Strafgericht zu vollziehen und die Verdammten in das Dunkel seines „Walpurgissackes" (J. Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, S. 92 fg.) zu versenken; doch war natürlich die Absicht auch nach aufsen zu wirken und das Falsche und Verkehrte in der Vorstellung der Mitwelt zu vernichten auch auf dem Gebiet der persönlichen Satire keineswegs ausgeschlossen.

Der Name der Ungeister aber, von denen er sich umdrängt sah, ist Legion: Gemeinheit und Niedertracht, Blindheit und Leichtgläubigkeit, Phantasterei und Heuchelei, Schelmen- und Schwindlerwesen, Parasitentum und Tartüfferie, Unnatur und Regelzwang, Pedanterie und Philistertum, Plattheit und Mittelmäfsigkeit, Empfindsamkeit und Schwärmerei, Pfuscherei und Dilettantismus, Originalitätssucht und Prätension, Neid und Parteisinn, Intoleranz und Gildengeist treten ihm auf dem Gebiete der Poesie, Kunst und Wissenschaft, des religiösen und politischen Lebens, sei es in bestimmten Persönlichkeiten, sei es in allgemeinen Bildungszuständen und Zeitrichtungen, oder auch im Charakter der Menge und in der menschlichen Natur überhaupt

hindernd und hemmend entgegen und fordern seine satirische Laune heraus.

Und er macht ihr bald in gröfseren, bald in kleineren Dichtungen Luft, für die ihm die verschiedenen Formen der poetischen Gattungen nach Bedürfnis dienen, des Dramas und Epos (Reineke Fuchs), der epischen Lyrik, des Liedes, der Parabel und des Epigramms, die dramatische (Dialog, scenisches Bild, Fastnachtsspiel, phantastische Komödie) vorherrschend in seinen jüngeren Jahren, die epigrammatische in seiner Alterszeit*).

Der vorliegende Artikel nun hat die rednerischen Mittel zum Gegenstande, die der Dichter für seine satirischen Zwecke verwendet, den Witz, der sich in Wort oder Bild vollzieht, die Parodie und Travestie, die Karikatur und die Ironie.

In der an erster Stelle genannten Art des Witzes ist Träger des Spottes ein doppelsinniges Wort, das zunächst in harmloser Bedeutung gebraucht auf überraschende Weise plötzlich einen Sinn hervorkehrt, der dem Gedanken eine pikante Wendung giebt. „Gebt ihr ein Stück“, heifst es in Faust I, V. 99 fg., „so gebt es gleich in Stücken! Solch ein Ragout es mufs euch glücken! Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht. Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht, Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.“ Derber und schärfer sind die Pointen der Goethischen Wortspiele, wo er sich

*) Es sind in der Reihenfolge ihrer Entstehung folgende Dichtungen: Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, ein Schönbartspiel, Götter, Helden und Wieland, eine Farce und Satyros, oder der vergötterte Waldteufel, Drama, 1773; Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten, und Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt, 1774; Hans Wursts Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama (Fragment) und Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers, 1775; Der Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille, 1777; Die Vögel, nach dem Aristophanes, 1780; Das Neueste von Plundersweilern, 1781; Der Grofs-Kophta, ein Lustspiel, 1791; eine Anzahl Venezianischer Epigramme, 1790; Reineke Fuchs, in zwölf Gesängen und Der Bürgergeneral, ein Lustspiel, 1793; Xenien und Musen und Grazien in der Mark, 1796; Walpurgisnachtstraum, oder Oberons und Titanias goldne Hochzeit, Intermezzo (Faust I, V. 4223—4398) und Hauspark, 1797; Deutscher Parnafs, 1798; Walpurgisnacht (Faust I, 3835—4221) 1800/1; Gewohnt, gethan, 1813; Die Weisen und die Leute, 1814; Buch des Unmuths im Divan, meist aus den Jahren 1814/5; Invectiven (in v. Loepers Ausgabe der Gedichte III, S. 307 fg.) aus allen Perioden seines dichterischen Schaffens; verschiedenes aus seiner Früh- und Spätzeit unter „Parabolisch“; mehrere Gedichte unter „Epigrammatisch“ aus seinen letzten beiden Decennien; Zahme Xenien aus der Altersperiode von 1817 an.

der Hemmnisse und Negationen seiner aufrichtigsten Bestrebungen immer von neuem zu erwehren hatte, wie in seiner Polemik gegen Nicolai und die Nicolaiten, gegen Newton und seine Schule. Den platten Aufklärer, den Proktophantasmisten, der „zu Zeiten an Visionen litt und sich veranlafst fühlte sowohl sein Leiden als dessen sehr natürliche Heilung durch Blutegel zum Gegenstande eines Vortrags in der Akademie der Wissenschaften zu machen“, citiert er auf den Blocksberg, wo derselbe sich von tanzenden Geistern umgeben sieht und gegen den Geistesdespotismus, den sein Geist nicht exercieren kann, entschiedenen Einspruch erhebt. „Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen“, sagt Mephistopheles (Faust I, 4172 fg.), „Das ist die Art, wie er sich soulagirt*), Und wenn Blutegel sich an seinem Steifs ergötzen, Ist er von Geistern und von Geist curirt.“ Die musenlosen Jünger Nicolais aber, Böttiger und Kotzebue, werden wegen der Nichtigkeit ihrer plumpen Angriffe auf die beiden Schlegel mit den groben Worten heimgeschickt: „Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit euren Flegeln“ (Invect. 11). Gegen den englischen Physiker und seine Anhänger richtet der Dichter die Spitzen seiner Epigramme wiederholt, z. B. wenn er spottet (Ven. Epigr. 78): „Weifs hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säculum glaubt“, oder wenn er sagt (Z. Xen. VII, 396 v. Loep.): „Es lehrt ein grofser Physicus Mit seinen Schulverwandten: Nil luce obscurius! Ja wohl, für Obscuranten!“ Auch das in damaliger Zeit beliebte Spiel mit Eigennamen verschmähte Goethe nicht, um seine Gegner zu persifflieren. Der räuberische Nachdrucker Macklot sollte in Hans Wursts Hochzeit auftreten, wie er mit seiner Macklotur hausieren geht (D. u. W. 18, v. Loep. IV, S. 53); Tobiesen, der Anhänger Newtons erscheint in der Invective „Antikritik“ als der arme Tobis (Tobias der Bibel), „Dem die theoretische Schwalbe Augenlicht und -lust geblendet“, und zur Verhöhnung Pustkuchens, des Verfassers der falschen Wanderjahre, wird das grobe Wort „Pusten“ und der heidnische Götze „Pusterich“ ins Feld geführt (G. u. P. 1822). —

Das Wortspiel urteilt über einen Gegenstand in frappanter Wendung, der bildliche Witz veranschaulicht und charakterisiert

*) In Tiecks Vision „Das jüngste Gericht“ (1800) zeigt der Traum dem Dichter u. a. den alten Nicolai, der das Schauspiel des Gerichtes für blofsen Spuk seiner übertriebenen Einbildungskraft hält, gegen den er sich durch angesetzte Blutegel zu wehren sucht.

ihn in treffendem Bilde oder sprechender Maske. Von dem ersteren macht Goethe doch im Ganzen nur sparsam Gebrauch, in der Richtung des letzteren sehen wir die Satire des Dichters, der das Bedürfnis und die Gabe sich gleichnisweise auszudrücken in so hervorragendem Grade besafs, sich mit Vorliebe bewegen. So ist ihm der Kritiker z. B. bald der Fuchs, der dem Täubchen, das ihm der Knabe triumphierend zeigt, die Federn ausreifst, weil sie zu kurz seien, und sich den Braten rupft (Dilettant und Kritiker), bald der Spitz, der hinter dem in die Kreuz und Quer trabenden Reiter unaufhörlich her kläfft und durch sein Bellen nur beweist, dafs derselbe reitet (Kläffer), oder der Storch, der sich von den Fröschen des Teiches nährt, aber auf dem Kirchturm nistet, wo er nicht hingehört, und sein Recht nur durch die löbliche Tendenz beweisen kann, das Kirchendach zu besudeln (Beruf des Storches). Dann wieder greift er, um gewisse Poeten mit seinem Spotte zu treffen, zu Bildern aus der Sphäre des Handwerks. Ramler, der das Geschäft den deutschen Dichtern ihre Verse zu korrigieren und alle Unebenheiten darin zu tilgen mit Leidenschaft betrieb, stellt er als Barbier dar, in dessen Bude alles, was Stoppeln im Gesicht zeigt, gewaltsam herbeigezerrt wird, um seinem Messer zu verfallen und wohl auch Haut und Nase unter demselben zu lassen (Das Neueste aus Pl. V. 59—70). Die pfuschenden und ohne künstlerischen Kanon arbeitenden Dichter nennt er Schuster, die keinen Leisten kennen und Oberleder, aber keine Sohlen auf den Markt bringen, dafs der Käufer des verfluchten Zeugs, ehe er es für möglich hält, barfufs laufen mufs (Auf den Kauf). Und wieder geifselt er die nämlichen, weil sie, von ihm ins Haus gerufen, ein jeder seinen Sparren hereingebracht, sich als Zimmerleute geriert und ihm das Dach hätten abtragen und ein neues hinaufsetzen wollen, ohne doch anderes als Unfug und Verwirrung anzurichten, bis er die Narren zuletzt unmutig hinausgewiesen habe (Valet). Endlich sei noch an die Charakteristik einer verstiegenen phrasenhaften Odendichtung durch eilende Knaben erinnert, die ihren Papierdrachen hoch in die Lüfte steigen lassen (Das Neueste aus Pl. V. 209—214), und an die Schilderung der Kampfesweise Kotzebues, des neuen Alcinous, der sich in seinem Garten vergnügt mit Kugeln, die Namen seiner Werke tragen, auf Kegel zu schieben, die, nach seinen Feinden benannt, weil sie sich durch ihren Frevel ewige Hölle verdienen, immer von neuem aufgesetzt und wieder umgeworfen werden (Der neue Alc. II).

Dieselbe Tendenz durch Hervorhebung von Ähnlichkeiten eine komische Wirkung zu erzielen liegt auch den Charaktermasken des Dramas zu Grunde, die das Ähnliche nicht blofs im Bilde, sondern in leibhafter Erscheinung wiedergeben. So tritt der Pendant des Pater Brey, der kraftgenialische Wollüstling Satyros in der Gestalt eines jener derberen Elementargeister der griechischen Mythologie mit ziegenartigen Ohren und borstigem Haar auf, die auf Bergen und in Wäldern hausen, lüstern nach Wein und Weibern und von halbtierischen Naturtrieben beherrscht. So der griesgrämige Criticus der „Vögel“ als Schuhu, der den Vögeln ihre Jungen anatomiert, um ihnen zu zeigen, wie sie ihnen hätten schärfere Flügel, rüstigere Schnäbel und wohlgebautere Beine verschaffen sollen, und der Leser, der gar nichts denkt und wenn ihm so was recht in der Seele wohl thut, erst den Schuhu, seinen Herrn, fragt, ob's auch was taugt, in Papageienmaske.

An die Komik der Gleichheit und Ähnlichkeit in Wort und Bild reihen wir die Komik des Gegensatzes, des Kontrastes von Form und Inhalt, Ernst und Scherz, Pathos und Nüchternheit, Erhabenheit und Platitüde, auf dem die Wirkuug von Parodie und Travestie beruht, indem entweder Form und Ton einer ernsten oder doch ernst gemeinten Dichtung auf einen komischen Stoff übertragen, oder ein ernster dichterischer Stoff in komischer Art behandelt wird. Von diesem Werkzeug der Satire machte Goethe schon als Student in Leipzig einmal gegen den dortigen Professor Clodius Gebrauch, der in Festprologen den majestätischen Pomp des Ramlerschen Odenstils auf fremdartig anmutende Weise nachgeahmt hatte. Er versammelte die Kraft- und Machtworte desselben in ein Gedicht zum Preise des Kuchenbäckers Händel, an dessen trefflichen Kuchen er sich in den Kohlgärten mit seinen Freunden zu erlaben pflegte (D. u. W. B. 7, v. Loep. II S. 83). Im Estherdrama des Jahrmarktfestes zu Plundersweilern (2. Bearbeitung) hinwieder steckt er ein tragisches Süjet in ein lächerlich närrisches Kleid. Keinesfalls jedoch gilt die Satire desselben der „Esther“ Racines, auf die sich in den hier in Frage kommenden Partieen (II 1, 120—136, und I 5) nicht die geringsten Beziehungen entdecken lassen, sondern dem auf der deutschen Bühne herrschenden Schauer- und Rührstück (V. 279 und 468) mit „seinen Tugendsprüchen und grofsen Worten“ (V. 31) überhaupt*) und den

*) „Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, „schreibt Goethe an Salzmann 6. März 1773, „hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreifsen können. Wir

Gottschedischen Travestieen der französischen Alexandrinertragödie (vgl. Gervinus Gesch. der poet. Nat. Lit. IV 360 fg.) insbesondere.

In scherzhaft parodischer Weise verwendet Goethe gelegentlich auch wohl Sentenzen aus Dichtungen feierlichen Stils, wie in den gegen Sulzers Abhandlungen „Über die Unsterblichkeit der Seele" und gegen Hallers „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" gerichteten Xenien No. 352 und 353 die Sätze aus Klopstocks Messias VII, 432: „Drüben über den Urnen wie sehr ist es anders Als wir dachten" und VII, 418: „Einige (Thaten) werden (drüben) belohnt, die meisten werden vergeben"*). „Die herrlichsten, gehaltvollsten Reden," bemerkt er einmal (Weim. A. Th. 26 S. 371), von vielen auswendig gelernt, oft wiederholt, angewendet und trivialisiert regen zuletzt das parodistisch Geistreiche im Menschen auf. Erst braucht man solche Stellen als klassisch, als Belege unserer Erfahrungen, als Beweisgründe unserer Gesinnungen, späterhin wird der Gebrauch immer frevelhafter". So in seinem eignen Liede Vanitas!, in welchem der Vers des von Joh. Pappus gedichteten Kirchenliedes: „Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt" in die übermütigen Worte umgebildet wird: „Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt". Zu der kecken Brut geselliger Lieder dieses parodistischen Charakters gehört auch das lustige Gegenstück zu „dem elendesten" aller deutschen Lieder: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr" (an Zelter, 3. Mai 1813), das Gedicht mit der Aufschrift: „Gewohnt, gethan", in welchem die Vordersätze jenes aufgenommen und die philisterhaft grämlichen Negationen seiner Folgesätze durch die Positionen eines unentwegten Lebensmutes und Frohsinns ersetzt werden: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich erst recht" u. s. w.

Im Übrigen jedoch erklärt sich Goethe als einen Todfeind von allem Parodieren und Travestieren, sofern es das Schöne, Edle, Grofse herunterziehe und ins Gemeine verschleppe (an Zelter, 26. Juni und 25. Aug. 1824, Aufs. z. Lit. Hemp. A. N. 146), und er erschrak ganz eigentlich, indem er sich vergegenwärtigen wollte, wie eine so grenzenlose Nüchternheit und Plattheit, wie sie sich in Blumauers

---

haben Sittlichkeit und lange Weile". Und in W. Meisters Lehrjahren IV 18 spricht er von der Monotonie, die ehemals auf dem deutschen Theater geherrscht, dem albernen Klang und Fall der Alexandriner, dem geschraubt platten Dialog, der Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger.

*) Dieser Vers wird auch sonst gern von ihm citiert (v. Biederm. G.s. Gespr. No. 1419k), z. B. an Schiller, 9. Mai 1798.

Aeneide zeige, doch auch einmal dem Tage willkommen und gemäfs hätte sein können (T. u. Jahresh. 1820). Er selbst hat daher nur selten und im Wesentlichen nur gegen das scheinbar, nicht gegen das wirklich Grofse und Schöne diese Art des Spottes geübt und auch Shakespeare dagegen verteidigt, dafs er in Troilus und Cressida Homer parodiert oder travestiert habe, da man das englische Meisterstück vielmehr als eine glückliche Umformung, Umsetzung der Ilias ins Romantisch-Dramatische zu betrachten habe (an Zelter, 25. Aug. 1824)*).

Ein andres Mittel, worüber die Satire verfügt, ist die Karikatur, welche die charakteristischen Züge, in denen sich eine Torheit offenbart, im Träger derselben verschärft, vergröbert und ins Lächerliche verzerrt, d. h. im satirischen Sinne idealisiert wiedergiebt. Eine solche Karikatur ist Prinz Oronaro, der Don Quixote der Empfindsamkeit, dem im Grazioso des Stückes, Merculo, sein Sancho Pansa zur Seite steht. Der sublimierte Held hat sich, um sich ungestörten Genusses der Natur erfreuen zu können, eine künstliche Natur verschafft, die eine für die Stube, wenn er auf seinen Lustschlössern verweilt, eine zweite für seine Reisen, auf denen ihn Quellen, Vogelgesang und Mondschein, in Kästen wohlverpackt, überallhin begleiten. Ebenso überträgt er seine schwärmerische Liebe von der wahren Geliebten auf eine gemachte, die er auf seinen Zügen mit sich herumschleppt, eine Puppe, welche die Maske jener trägt und mit Häckerling und Schriften der empfindsamen Litteratur**) ausgestopft eine magische Gewalt auf ihn ausübt. Bis zu solchem Grade der Narrheit steigert der Dichter in ihm die damals grassierende Krankheit einer schalen Sentimentalität, um sie hellstem Gelächter preiszugeben. Neben diesem phantastischen Zerrbilde der herrschenden Gefühls- und Naturschwärmerei bietet er uns eine derbere Karikatur des Rousseauschen Naturkultus im Fastnachtsspiele „Satyros", in dem er die vom cynischen Propheten desselben betörte leichtgläubige Menge sich zu der lächerlichen Toll-

*) Wenn also W. Hertzberg im Vorwort zu seiner Übersetzung (Shakesp.-A. von Ulrici XI, 168) sagt, Eitner zuerst habe die Absicht Shakespeares, die homerische Welt in Tr. und Cr. zu parodieren, entschieden in Abrede gestellt, und hinzufügt, wir hätten darin vielmehr ein durch antike Anschauungen interpoliertes romantisches Gemälde vor uns, so gehört, wie man sieht, die Urheberschaft beider Auffassungen unserem Dichter und zwar der zweiten, wie mir scheint, in korrekterer Fassung. — Vgl. M. Kochs Shakespeareausgabe XI, 102.

**) Dafs die ursprüngliche Forderung Andrasons, diese Bücher zum Feuertod zu verurteilen, an Don Quixote I 6 erinnert, bemerkt Jellinek im G. J. X. S. 239.

heit versteigen läfst, für den „Frafs roher Kastanien“ sich zu begeistern und alsbald im Walde, wie die Eichhörnchen gekauert, am Genufs der bedenklichen Frucht zu erlaben.

Noch eine Waffe birgt die Rüstkammer der Satire, eine besonders wirksame, die Goethe mit unvergleichlicher Meisterschaft zu handhaben wufste, die Ironie, jene Form der Darstellung, die gleichsam unbefangen in die Vorstellungen, auf deren Verspottung es abgesehen ist, eingeht und sie mit angenommenem Ernst und dem Anschein, als ob sie die wahren und idealen seien, in der Nichtigkeit ihres Wesens entwickelt und aufdeckt. Die direkte Ironie allerdings, wie sie Rabener anzuwenden liebte, welche das Lobenswürdige tadelt und das Tadelnswerte lobt, vermeidet er, „sie fällt auf die Dauer, sagt er (D. u. W. B. 7, v. Loep. II, S. 45), einsichtigen Menschen verdriefslich, macht die Schwachen irre und behagt nur der grofsen Mittelklasse, welche ohne besonderen Geistesaufwand sich klüger dünken kann als andere“. Um so häufiger aber macht er von der indirekten Gebrauch, die er in allen Tönen, von den leisesten bis zu den schärfsten und schneidendsten anzuschlagen weifs.*)

Am verstecktesten wohl erscheint dieselbe im deutschen Parnafs (Schiller an G., 23. Juli 1798), so versteckt, dafs sie noch bis in die Gegenwart hinein verkannt worden ist. Auf die Klagelieder Gleims in „Kraft und Schnelle des alten Peleus“ über den Sittenhafs der Xeniendichter und den Untergang der schönen Zeit, da auf dem Helicon noch Apollo, nicht Priapus, Gott war, keine Faunen der Musen Tänze mit ihrem Wolfsgeheul störten, alle Sänger noch ihre Lieder einander vortrugen und sich wie Brüder liebten, auf diese Jeremiaden antwortete Goethe mit jenem Gedichte, in welchem er ein ideales Bild vom Leben der Brüder und Schwestern in Apoll auf dem Musenberge im Sinne der sittlich überzarten Poeten entrollt, den Einbruch einer von Parnassiern selbst geführten bacchantischen Schar in die himmlischen Gefilde, die Scenen wüster Sinnlichkeit, mit denen Faunen und Nymphen sie alsbald erfüllen, und das Entsetzen des Parnassushüters schildert, der den verirrten Brüdern endlich mit dem Grimm des nahenden Apollo droht, den wilden Zug vom heiligen Boden hinwegzulenken gebietet,

*) Schon Passavant hebt (1774) die Gabe Goethes hervor, sich in die Person und Situation zu versetzen, in welche er wolle, G. Jahrb. V, 186. Daher liebt es der Dichter den Personen, die er ironisiert, das Wort zu erteilen und sie in Monologen sich selbst charakterisieren zu lassen, wie in den Musen und Grazien in der Mark, im Hauspark, Deutschen Parnafs und neuen Alcinous.

aber, wenn sie im Edlen dereinst wieder ihr Glück gefunden, den reuig Wiederkehrenden Vergebung und freudige Aufnahme mit Worten biblischen Klanges verheifst. Trotz dem ernsthaften Gesicht, das er macht, der Ungezwungenheit und der Wärme seines Vortrages erkennt man bei schärferem Hinblick doch den lächelnden Mund des Dichters und den Schalk, den er im Nacken hat*).

Eine hellere lustige Ironie herrscht in den Musen und Grazien der Mark. Mit köstlichem Behagen durchmifst er das ganze Gesichtsfeld des Werneucher Pfarrers, nimmt alle charakteristischen Züge der platten Natürlichkeit seiner Poesien auf und weifs sie mit geschickten Strichen ins Komische hinüberzuspielen und doch dabei den Anschein des Harmlos-Naiven zu bewahren. So löst er seine Aufgabe in echt dichterischer Weise, während ein A. W. Schlegel in seinem famosen Wettgesang dreier Poeten (Mathisson, Vofs und Schmidt v. W.) ungeachtet des Selbstgefühls, mit dem er auf seine litterarischen Scherzgedichte blickt, es doch nur zu einer kritischen und künstelnden Behandlung des nämlichen, nur erweiterten Gegenstandes gebracht hat**).

Bis zu vernichtender Schärfe endlich steigert sich die Ironie in Mephistopheles, den Goethe auch wohl zum Organ der eignen satirischen Laune gemacht hat. Es wird hier genügen an das Gespräch zu erinnern, in welchem derselbe die alte sterile Schullogik, den Kultus des leeren Wortes in der Wissenschaft und die geistlos mechanische Weise des Studiums auf das grellste beleuchtet und zugleich dem andächtig lauschenden Schüler mit der unbefangensten Kaltblütigkeit empfiehlt. —

Soviel von den rednerischen Mitteln, die Goethe für die Zwecke der Satire verwendet hat. Nun sind es aber nicht blofs andere, gegen die sein Spott gerichtet ist. „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, Der ist gewifs nicht von den Besten“, sagt er (Meine Wahl) und er durfte es sagen, da er unbefangen genug war, um zu erkennen, und aufrichtig genug, um zu bekennen, dafs auch er seinen Teil an den menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten habe, wie er es im Triumph der Empfindsamkeit, im Neuesten von Plundersweilern, in den Vögeln und deutlicher noch in den zahmen Xenien (z. B. II 35, III 169, IV 213, v. Loep.***) wiederholt bewiesen hat. Denn er besafs

*) Vergl. an Schiller, 30. Dez. 1795: „Über uns selbst dürfen wir nur das was die albernen Bursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter die Form der Ironie“. S. D. Jacobi, G. J. XIV, S. 196 fg.

**) Vergl. Haym, Die romantische Schule S. 723 und D. F. Straufs Kleine Schr. S. 184.

***) Vergl. Fr. Vischer im G. Jahrb. IV, S. 44 fg.

in letzter Linie die herrliche Gabe des Humors, der uns über die Gegenstände erhebt und die Welt der Verirrungen und Verwirrungen (auch der eignen) mit leidenschaftloser Heiterkeit betrachten läſst*). Allerdings hat er ihn nicht immer und überall bewährt. Dem Ungeheuren gegenüber, angesichts der Halsbandgeschichte, als düsterer Vorbedeutung, der Revolution selbst, als gräſslicher Erfüllung, vermochte er nicht die souveräne Freiheit des Gemütes zu gewinnen, das seine überlegne Kraft an den Gestalten seiner Umgebung mit spielender Laune erweist, und in den Stücken, deren Stoffe von dorther entnommen sind, dem Groſskophta, dem Bürgergeneral und den Aufgeregten, waltet kein froher Geist, höchstens „ein ärgerlich guter", d. h. doch sein eigenstes Wesen verleugnender Humor**). Auch in der Xenienfehde, wo es einen schonungslosen Vernichtungszug gegen die Widersacher galt, fand der Humor keinen Raum sich zu entfalten, und für eine solche planmäſsige Polemik wiederum war unser Dichter weniger geschaffen: es fehlte in seinen Ausfällen daher nicht an flachen Hieben, während Schiller, dem er die Führung im Kampfe bald überlieſs, mit seinen wohlgezielten Schwabenstreichen die Köpfe der Gegner schärfer und wuchtiger zu treffen wuſste. Goethes Natur neigte eben entschiedner nach der Seite des Poetisch-Humoristischen, als nach der der direkten Satire und der Geist echten Humors, der auch dem Gemeinen und Häſslichen eine dem Auge wohltuende Beleuchtung zu geben vermag, durchdringt in der Tat die vorzüglicheren unter seinen satirisch-komischen Dichtungen (Jahrmarktsfest v. Pl., Satyros u. a.), sowie im ernsten Drama und Epos die köstlichen Gestalten der Pedanten und Philister, Wagners im Faust, des Apothekers in Hermann und Dorothea, Jetters im Egmont, und last not least die unvergängliche Schöpfung des Mephistopheles.

Wernigerode.

*) G. an Schiller, 31. Jan. 1798: „Der Humor, selbst ohne poetisch zu sein, ist eine Art von Poesie und erhebt uns seiner Natur nach über den Gegenstand". Was er hier Humor nennt, ist ihm in D. und W. B. 10 (v. Loep. II, 198) „ironische Gesinnung, die sich über die Gegenstände erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt".

**) S. Campagne in Frankreich, Hemp. A. XV, S. 172 fg.

NEUE MITTEILUNGEN.

Ein Brief von Schillers und Th. Körners Vater.

Mitgeteilt von Ernst Müller und Gottlieb Krause.

I.

Ein Brief von Schillers Vater.

Solitude, den 28. Juli 1795.

Liebste Kinder!

Als mich der l. Fritz in seinem letzten Brief fragte, ob ich mein Honorar nebst den Freiexemplaren bekommen hätte, hatte ich bloſs etliche Tage zuvor dasselbe an Ihn geschrieben u. gemeldet, daſs ich noch nichts bekommen. Auch habe ich den Vorschlag gemacht, Er könnte, um das Porto zu ersparen, das Geld behalten u. mir bei Cotta in Tübingen so viel dagegen anweisen. Da ich nun indessen von Herrn Michaelis weder das eine noch andre erhalte, so wird mir eben doch die Zeit lang; ich habe einigen Freunden Exemplare versprochen, u. da schon seit geraumer Zeit das Buch in den Läden zu haben ist, so werden sie denken, ich werde mein Versprechen nicht halten. Daher ersuche ich den l. Sohn, mir auf dieses Nachricht zu geben, was ich von der langen Verzögerung zu denken habe. Wir befinden uns gottlob allesamt gesund und zufrieden, nur daſs es allhier noch immer sehr theuer ist. Das Pfund weiſs Brot kostet 5 kr., das Ochsenfleisch 12 kr. u. nach diesem Verhältniſs sind alle andern Nothwendigkeiten im Preis gestiegen so, daſs man gerade noch einmal so viel braucht, als im vorigen Jahr. Immer ist das K. K. Feldspital noch hier, welches uns u. allen andern Einwohnern gar nicht lieb ist. Wir bekämen heuer viel Obst, aber man kann es nicht reif werden lassen, weil so viel davon genommen wird. Ich würde es zwar hüten lassen, aber es kann mich auch wenigstens 10—12 fl. kosten u. da könnte man eben doch von anderswoher eine schöne Partie ganz reifes Obst dafür kaufen. Unser Herzog ist gottlob wieder ganz gut und wird den Sommer in Hohenheim zu-

bringen. Einige Leute wollen wissen, dafs nach Abgang des Spitals die Solitude wieder in etwas hergestellt werden soll. Dann kann es geschehen, dafs der Hof auch wieder auf einige Sommermonate hieher kömmt, welches ich sehr wünschte, um vom Herzog nochmals erkannt zu werden. Nun will ich schliefsen und der Mama auch noch ein Plätzchen übrig lassen. Gottes Segen und Schutz sei über Euch, ich küsse u. umarme Euch alle besonders den l. Karl. Sch.

Das Original dieses Briefes, der bisher meines Wissens ungedruckt war, befindet sich im Schillerarchiv in Weimar. Ich veröffentliche ihn mit gütiger Erlaubnis der grofsherzoglichen Archivdirektion.

Schiller hat den Brief als empfangen von der „Solitude“ in seinem Kalender am 3. August 1795 vermerkt und noch an demselben Tage laut seinem Kalendereintrag beantwortet. Sein Schreiben ist bis jetzt nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Dem Briefe des Vaters hat, wie in demselben angedeutet ist, auch die Mutter etliche Zeilen beigefügt. Ihr Schreiben ist bisher ebenfalls unbekannt geblieben; ich werde dasselbe in meiner demnächst erscheinenden Biographie derselben mitteilen.

Der Brief des Vaters ist zwischen die Nummern 48 und 49 in der Sammlung seiner Briefe in den „Beziehungen“ einzureihen. Das Buch, um das es sich in demselben handelt, ist „Die Baumzucht im Grofsen“, Neustrelitz bei Michaelis 1795. Vergl. die Nummern 45—49 in den „Beziehungen“. Über das Benehmen des Verlegers Michaelis ist Urlichs, Briefe an Schiller, S. 245 zu vergleichen. Der Herzog, der in dem Brief erwähnt ist, ist Herzog Friedrich Eugen, der zweite Nachfolger des Herzog Karl. Er wurde kurz nach seinem Regierungsantritt vom Schlage gelähmt (vgl. Vater Schillers Brief vom 20. Juni 1795), erholte sich aber bald wieder, so dafs Vater Schiller schreiben konnte, es gehe ihm wieder „ganz gut“.

Über die übrigen Punkte sind ebenfalls die bereits erwähnten Nummern 45—49 in den „Beziehungen“ zu vergleichen.

Tübingen. Ernst Müller.

II.

Ein Brief Christian Gottfried Körners.

In dem grofsartigen geistigen Wettkampfe unseres Volkes während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt Königsberg als Sammelpunkt bedeutender Denker und Schriftsteller eine höchst wichtige Stelle ein. Lebten und wirkten hier doch neben Immanuel Kant der geniale Hamann, ferner Hippel und der grofse Staatswirtschaftslehrer Christian Jakob Kraus. Zu diesem Kreise gesellte sich als Genosse und Freund eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Andenken sich nicht mehr in weiteren Kreisen erhalten hat, der Kriegsrat und Schriftsteller Johann George Scheffner, in dessen Nachlasse unter

andern auch der Körnersche Brief sich findet. Scheffner, geboren am 8. August 1736 in Königsberg, trat als Jüngling in das Heer Friedrichs des Grofsen und hat als Fähnrich und dann als Lieutenant an den letzten Belagerungen und Gefechten des siebenjährigen Krieges teilgenommen. Bald nach dem Frieden ergriff er die Beamtenlaufbahn, nahm aber 1775 als Kriegs- und Domänenrat seinen Abschied. Nachdem er viele Jahre als Gutsbesitzer gelebt, wählte er (wohl seit 1795) Königsberg als seinen dauernden Wohnsitz und ist hier am 16. August 1820 in einem Alter von 84 Jahren gestorben*).

Scheffner verband mit grofser geistiger Beweglichkeit und Frische einen mannhaften, jeden Schein verschmähenden Charakter. In seiner Lebensstellung später völlig unabhängig, hat er selbst den Höchstgestellten gegenüber nie mit seinen freimütigen Urteilen zurückgehalten und weil bei diesen, auch wenn sie sich in eine satirische Form kleideten, stets die gute, auf das Gemeinnützige gerichtete Absicht hervorleuchtete, und er über jede Selbstsucht erhaben war, hat er sich der Achtung und Verehrung der Besten seiner Zeitgenossen zu erfreuen gehabt. In seinen schriftstellerischen und poetischen Erzeugnissen erscheint er im ganzen nicht bedeutend; nur seine Selbstbiographie ist noch heute ein sehr lesenswertes Buch, da es ein anziehendes, an charakteristischen Einzelzügen reiches Kulturbild bietet.

Arndt, der während der bewegten Zeit am Anfange des grofsen Jahres 1813 Scheffner, „den schönen schon schneeweifsen Greis", in Königsberg kennen lernte, fällt über ihn folgendes Urteil: „Scheffner war ein Ehrenmann, von den Matten und Feigen wegen seines Witzes gefürchtet. Er gehörte zu den geistreichen Menschen, die darin einem ächten Kieselstein gleich sind, dafs sie nur durch Draufschlagen Feuer geben. Er hat in Prosa und Versen Einiges geschrieben, das ist aber seinen unmittelbaren Erzeugungen, die in der lebendigen Gesellschaft aus ihm hervorsprudelten, nimmer vergleichlich geworden, sondern viel zu künstlich gemacht und antithetisch, solchen Witzen gleich, welche man französische oder jüdische Witze zu nennen pflegt". (Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. 2. unveränderter Abdruck. Berlin 1858 S. 152).

---

*) Scheffner hat sein Leben selbst beschrieben und mit den Aufzeichnungen erst vier Wochen vor seinem Tode aufgehört: Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Erste Hälfte. Königsberg 1821. Zweite Hälfte. Leipzig 1823. Die Autobiographie reicht bis zum Jahre 1816 und findet eine Fortsetzung bis zum 18. Juli 1820 in den erst 1884 herausgegebenen „Nachlieferungen zu meinem Leben etc. Von Johann George Scheffner". (Leipzig, Verlag von Carl Reifsner). — Für einzelne interessante Vorfälle und Episoden in Scheffners Leben siehe zwei im Drucke erschienene Vorträge von R. Reicke: Aus dem Leben Scheffner's (Altpreufs. Monatsschr. Band I. Königsberg i. Pr. 1864. S. 31—58) und: Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise (ibid. S. 706—736); siehe ferner in meiner Schrift Friedrich der Grofse und die deutsche Poesie. Halle a. S. 1884, S. 44—59, 99—100, 101 – 102, 111—117 und den von mir in der Altpreufs. Monatsschr. Bd. XXVI, S. 583—612 veröffentlichten Vortrag: Das Landwehrkreuz auf dem Rinauer Berge bei Galtgarben.

Wiederholte Reisen nach Deutschland hatten Scheffner mit vielen Gelehrten und Dichtern von Rufe in Verbindung gebracht und in den Zeiten schwerer Bedrängnis, die für Preufsen auf die Niederlage von Jena und Auerstädt folgten und den königlichen Hof nach Ostpreufsen führten, hatte er Gelegenheit, mit all den ausgezeichneten Männern, die ihre Kräfte der Wiederherstellung und Verjüngung des niedergeworfenen Staates weihten, in persönlichen Umgang und Meinungsaustausch zu treten. Neben den Ostpreufsen Schroetter, Alexander von Dohna und Schön gehörten zu seinen Bekannten u. a. Stein, Beyme, Klewitz, Vincke, Niebuhr und die edlen Reformer auf dem Gebiete des Heerwesens Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann. Besonders anziehend erscheint aber der Verkehr, dessen die hochherzige Königin Luise und ihre Schwester, die Prinzessin Friederike von Solms, den geistreichen und patriotischen Greis würdigten.

Als urkundliche Zeugen der vielseitigen und interessanten Beziehungen Scheffners bewahrt das hiesige Staatsarchiv seinen brieflichen Nachlafs. Aus ihm werden in dieser Zeitschrift einige Stücke mitgeteilt werden; zunächst erscheint hier ein kurzer Brief Christian Gottfried Körners.

Auf einer seiner Reisen hatte Scheffner in Leipzig bei dem Buchhändler Göschen den als Vorkämpfer des Freimaurertums und als Übersetzer der englischen Humoristen Sterne, Goldsmith etc. einst vielgenannten Johann Joachim Christoph Bode*) kennen gelernt und hat diesen, wie er selbst bezeugt (Mein Leben etc. S. 229), zur Übersetzung von Montaignes Essais veranlafst**).

In seiner Selbstbiographie (S. 229) schildert er Bodes Wesen und Persönlichkeit: „Ueber Bode's oft recht feine, meistens sehr beifsende Einfälle wunderte man sich doppelt, wenn man seine Körpermasse ansah. Die Weiber behandelte er im Umgange mit solcher Gewandtheit, dafs sie am Scherz und Spafs, den er mit ihnen trieb, stets Gefallen fanden, oder ihm selbigen doch nicht übel nahmen". Von ihm begleitet, gelangte Scheffner nach Dresden; es war in dem bedeutsamen Jahre 1789. Er genofs in der sächsischen Hauptstadt „am Tische" des preufsischen Gesandten, Grafen von Gefsler, die Gesellschaft des trefflichen Christian Gottfried Körner und hat dann im Hause des letzteren „mit Bode einen angenehmen Mittag gehalten". Gefsler, der treue Freund Körners, der nachmals der Pate des kleinen Karl Theodor wurde und in noch späterer Zeit der schwer geprüften Familie tröstend und helfend zur Seite stand***),

*) † 13. Dezember 1793.

**) Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins Deutsche übersetzt. 6 Bände. Berlin, bey F. T. Lagarde 1793—95. Der 7. Band (1799) enthält nur Register.

***) Siehe u. a. F. Jonas, Christian Gottfried Körner etc. Berlin 1882. S. 309, 317—18, 322, 328, 339, 357—58. Karl Friedrich Graf von Gefsler starb als Kammerherr, Geh. Finanzrat und Ritter des eisernen Kreuzes den 20. Mai 1829 im 77. Lebensjahre zu Schmiedeberg. Neuer Nekrolog der Deutschen. 7. Jahrg. 1829. 2. Teil. Ilmenau 1831. S. 937. Vgl. die Schilderung Gefslers bei Arndt, Meine Wanderungen etc. 2. Abdruck. S. 197 ff.

wird von dem Ostpreufsen als „ein höchstgebildeter und in mineralogischen Wissenschaften sehr unterrichteter und erfahrner Mann“ gerühmt (Mein Leben S. 231).

Auf diesen Besuch Scheffners in Dresden nimmt der folgende Brief Körners Bezug. Er ist der Dank für ein Beileidsgedicht, das aus Anlafs des Todes von Emma Körner (erfolgt am 15. März 1815) von Königsberg gesandt worden war. Die Verse waren nebst einer Empfehlung durch einen Freund und Landsmann Scheffners, den Staatsrat Nicolovius*), in Berlin übermittelt worden. Dorthin war Körner mit seiner Gattin und seiner Schwägerin Dora im April übergesiedelt, um die Stelle eines Staatsrates im Königlichen Ministerium des Innern zu übernehmen.

Dem Schreiben fehlt das Datum, Scheffner hat aber den Tag des Empfanges auf ihm vermerkt: den 4. Oktober 1815.

„Ew. Wohlgeboren

sage ich innigen Dank für Ihre herzliche Theilnahme bey meinem Verluste. Es hat mir sehr wohl gethan, dafs Sie, wie mir Herr Staats Rath Nicolovius mitgetheilt hat, sich meiner so gütig erinnern, und vorzüglich werth war mir das Gedicht, was er mir in Ihrem Namen überreichte. Jede Blume auf den Gräbern meiner Kinder, die ihnen von einer edlen Seele geweiht wird ist Linderung für die trauernden Aeltern.

Sehr genau erinnere ich mich der Zeit, da ich das Vergnügen hatte Sie in Dresden bey Herrn Grafen von Gefsler und bey mir in Begleitung des verstorbenen Bode zu sehen. Wie viel hat sich seit dieser Zeit ereignet!

Seit einigen Monaten bin ich Ihr Landsmann geworden, und kann nicht genug die freundliche Aufnahme rühmen, die ich hier gefunden habe. Grofsentheils verdanke ich sie meinem Sohne, und es macht mir eine bittersüfse Empfindung unter seiner Empfehlung hier aufzutreten.

Recht schön wäre es, wenn irgend ein Anlafs Sie nach Berlin bringen könnte und wir uns hier wiedersähen.

Meine Frau läfst Ihnen viel Herzliches sagen.

Leben Sie recht wohl!

Körner.“

Königsberg i. Pr.

---

*) Georg Heinrich Ludwig N., geb. 13. Januar 1767 in Königsberg i. Pr., gest. 2. Nov. 1839, hat sich um das Kultus- und Schulwesen Preufsens grofse Verdienste erworben. Siehe über ihn den Aufsatz von E. Friedlaender in Allgem. deutsch. Biogr. 23. Bd. S. 635—40.

Rumänisches zu Bürgers „Kaiser und Abt“*).

Von

A. F. Dörfler.

Der rumänische Schriftsteller V. A. Urechia hat in der „Rumänischen Revue“ (Jahrg. 1888, S. 114) eine Erzählung „Der gelehrte Herr Pfarrer“ in deutscher Übersetzung veröffentlicht, deren Inhalt kurz der folgende ist: Zur Zeit des moldauischen Fürsten Wode Stefan des Grofsen lebte im Dorfe Branisteni der sehr gelehrte Pfarrer Onofrei und ein Schweinehirt, namens Gloanta. Der Wode Stefan vernahm auch einmal Kunde von der tiefen Gelehrsamkeit des Pfarrers und besuchte ihn. Doch bald hatte er von der Weisheit des Pfarrers genug. Zum Abschied gab er dem Pfarrer drei Fragen, die er nach Verlauf eines Monates zu beantworten hatte. „Wenn Ihr nur eine der drei Fragen richtig beantworten könnt“, sagte der Fürst, „so werdet Ihr nicht gehängt, sondern enthauptet; könnt Ihr auf zwei Fragen richtig antworten, so wird Euch der Oberwaffenträger mit dem fürstlichen Streitkolben töten; könnt Ihr aber alle drei Fragen richtig beantworten, so werdet Ihr Bischof zu Radauti. . . Die drei Fragen sind folgende: Erstens will ich wissen, wie viel ich wert bin? Zweitens: Nachdem Gott meiner Hand ein kräftiges Schwert verliehen, vor dem sich alle Nachbarvölker beugen, möchte ich gerne wissen, wie viel Zeit ich wohl benötigen würde, um mit demselben in der Hand von einem Ende der Welt bis zu dem anderen zu gelangen? Und drittens will ich wissen, wann ich unrichtig denke??“ . . . Kurz, am Terminstage erschien der Schweinehirt Gloanta in des Pfarrers Kleidern angetan und beantwortete die Fragen also: „Wenn unser Heiland und Erlöser Jesus Christus nur auf 30 Silberlinge geschätzt wurde, so werden Hoheit doch zufrieden sein, wenn ich sage, Ihr seid 29 Silberlinge wert . . . Ihr behauptet alle und nicht wahr, so ist es, Se. Hoheit der Wode ist die Sonne der Moldau! Nun, wenn dem so ist, so braucht Seine Hoheit als Sonne nur 24 Stunden um die Erde zu umkreisen, denn so lange braucht die Sonne für einen Tag und eine Nacht. Was Ihr in diesem Augenblicke denkt, ist unrichtig, denn Ihr sprecht gegenwärtig nicht mit dem Pfarrer Onofrei, sondern mit dem Schweinehirten Gloanta“ . . . Der Pfarrer wurde vom Fürsten abgesetzt und ward Schweinehirt, Gloanta aber wurde Bischof von Radauti . . .

Dies der kurze Inhalt der Erzählung, die Urechia als auf volkstümlicher Überlieferung fufsend, angiebt, indem er anführt, sie von einem moldauischen Bauern, dem „Vater Dudan“ gehört zu haben.

*) Vgl. Zeitschrift IV, 116 und V, 466.

Aus der Gegend von Naszód (Siebenbürgen) stammt folgendes inedierte rumänische Märchen, das ich hier in deutscher Übersetzung mitteilen will:

„Es lebte einmal ein Schenkwirt, der war sehr reich, aber ein sehr grober Kerl, der sich gar viel auf seine Klugheit einbildete. Kam zu ihm ein Gast, so mufste er Speise und Trank doppelt bezahlen und wenn er dann den Wirt bei Gericht einklagte, so wurde doch diesem Recht zugesprochen, denn er redete den Richtern den Kopf so voll, dafs diese nicht recht wufsten, woran sie waren. In derselben Stadt lebte auch ein armer Taglöhner, der oft und oft zum Wirte sprach: „Pafs' auf, der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht! auch Deine Klugheit wird einmal an einen harten Felsen geraten, an dem sie dann zerschellen wird!" Und so geschah's denn auch einmal. Der Kaiser kam einmal unverhofft in die Stadt, stieg beim Wirte ab und afs und trank dort in der Schenke. Als er zahlen wollte, verlangte der Wirt eine so hohe Summe, dafs der König darob samt seinen Leuten erstaunte; aber der Wirt redete so lange hin und her und drehte und wendete die Sache, wie der Zigeuner das Eisen, bis endlich der Kaiser sagte: „Gut, Du sprichst so klug und schlau, dafs Dir die Leute Recht geben müssen. Weil Du nun von Gott mit so grofser Klugheit gesegnet worden bist, so will ich Dir zu Deinem Glück verhelfen. Wenn Du mir binnen drei Tagen auf drei Fragen Antwort geben kannst, so will ich Dir die Hälfte meiner Schätze geben; kannst Du aber auf eine dieser Fragen nicht antworten, so nehme ich mir die Hälfte Deines Vermögens. Also höre, dies sind die drei Fragen: Wie alt wäre Adam, wenn er jetzt noch lebte? Zweitens: Wie weit ist es bis zum Himmel? und drittens: Was denke ich in dem Augenblick, als Du mir die zwei ersten Fragen beantwortest? Nach drei Tagen komme ich wieder her und dann sollst Du mir die Fragen beantworten". Der Kaiser zog von dannen und der kluge Wirt ward nun aus Schreck so krank, dafs er sich zu Bette legen mufste. Er rief nun den armen Taglöhner zu sich, damit dieser ihm das Hauswesen bewache, denn aus Geiz hatte er sich kein Weib genommen und lebte allein.

Ein Tag verging nach dem anderen und am Abend des dritten Tages befiel den Wirt die Angst so sehr, dafs er jammernd dem armen Taglöhner sein Leid erzählte.

„Bekümmert Euch darüber nicht im Geringsten", sprach der arme Mann, „kommt morgen der Kaiser, so versteckt Ihr Euch hier unter die Bettstätte, ich aber lege mich ins Bett hinein und werde sehen, wie ich mit dem Kaiser fertig werden kann!" Der Wirt willigte freudig in diesen Vorschlag ein und als am nächsten Tage der Kaiser erschien, da lag der arme Taglöhner mit verbundenem Gesicht und verhülltem Kopf im Bett, der kluge Wirt aber kauerte unter der Bettstätte. „Was", rief der Kaiser, „Du bist Freundchen, krank?" — „Ja und auch nein!" versetzte der Taglöhner, „das grofse Glück, das mir nun bevorsteht ist für meine Schultern etwas zu schwer, deshalb

will ich mich durch Rast etwas stärken. Ihr fragt mich, allergnädigster Kaiser: Wie alt Adam sei? Nun, eine Woche jünger als die Welt; denn eine Woche lang erschuf Gott die Welt und dann formte er zuletzt den Adam". — „Gut", sprach der Kaiser, „nun die zweite Frage?" — „Ihr fragt: Wie weit es bis zum Himmel sei? nur eine Tagereise weit, denn Christus sagte am Kreuze zu dem Sünder, den man neben ihm ans Kreuz geschlagen hatte: ‚Heute wirst du mit mir im Himmel sein!'" — „Sehr gut", sagte der Kaiser, „nun aber die dritte Frage?" — „Ich soll nun euere Gedanken erraten", sprach der arme Taglöhner, „nun Ihr denkt jetzt, ich sei der kluge Wirt, aber dem ist nicht so. Ich bin nur ein armer Taglöhner und liege hier im Bett, der reiche Wirt liegt aber dort unter dem Bett!" Da liefs der Kaiser den Wirt aus dem Versteck hervorziehen und nahm ihm die Hälfte seines Vermögens ab, die er den armen Taglöhner überliefs, den er obendrein noch reichlich beschenkte . . .

Budapest.

Zur Quelle von Shakespeares „Mafs für Mafs".

Von

A. H. v. Osztoya.

Im V. Heft 1893 der magyarischen Zeitschrift „Századok" (= Jahrhunderte), Organ der ungarischen historischen Gesellschaft veröffentlichte Johann Illésy aus dem Archiv der Familie Nádasdy (gegenwärtig dem k. Landesarchiv einverleibt) in ungarischer Übersetzung einen lateinisch verfafsten Brief aus dem 16. Jahrhundert, den ein gewisser *Josef Macarius* am 1. Oktober 1547 von Wien aus an Georg Pernezith von Martinich, dem Verwalter von Thomas Nádasdys Sárvárer Gütern und Freunde dieses berühmten Palatins, geschrieben hat. Über Josef Macarius' Lebensverhältnisse ist nichts näheres bekannt; derselbe mag ein armer Verwandter Perneziths gewesen sein, der ihn in Wien studieren liefs. Dieser Brief liefert einen kleinen Beitrag zur Quellenforschung von Shakespeares Werken, und lautet in deutscher Übersetzung also:

„Die folgende neue und bemerkenswerte Geschichte erzählt man sich jetzt bei uns. Zwei Bürger einer Stadt in der Gegend von Mailand gerieten zufällig in argen Streit miteinander, wobei die Wut und Torheit des einen so weit ging, dafs er den anderen mit seinem Dolche niederstiefs. Der ergriffene Mörder ward nun in den Kerker

geworfen; aber seine junge wunderschöne Frau bietet aus Liebe zu ihrem Gatten Alles auf, um den Verbrecher aus dem Kerker zu befreien. Sie geht zum obersten Richter, den man dort „spanischer Graf" nennt, fällt vor ihm flehend auf die Kniee und bittet ihn, er möge sie nicht durch das Todesurteil von der Hälfte ihrer Seele trennen, sondern dem Verbrecher das Leben schenken und ihn lieber zu einer anderen Sühne, etwa zu einer Geldstrafe verurteilen; gleichzeitig verspricht sie ihm eine sehr hohe Geldsumme, die sie aus dem Verkaufe aller ihrer Güter zu erlangen hofft. Der Richter, unverheiratet und gefesselt von der aufserordentlichen Schönheit der Frau, fordert als Bufse nichts anderes, als ihren Besitz. Und als diese aus Scham, und auch aus Liebe zu ihrem Gatten unschlüssig ist, gewährt ihr der Richter eine kurze Frist zur Entschliefsung. Sie eilt im Geheimen zu ihren Verwandten und Schwägern, entdeckt ihnen das gemeine Verlangen des ehrlosen Richters, und bittet sie um Rat, was sie in dieser schrecklichen Lage tun solle? Diese rieten ihr an, sie solle sich hingeben, denn sie meinten, die Seele der Frau bleibe rein, da sie ja nicht freiwillig sündige. Hierauf hat die, sowohl durch die Ansicht der Verwandten, als auch durch ihre — ich möchte sagen — blinde Gattenliebe, sich dem Richter hingegeben, aber mit traurigem Antlitz und tränenden Augen, so dafs der gewalttätige Ehebrecher nur einen widerwilligen und erzwungenen Genufs gewann. Aber am nächsten Tage erfährt sie gegen ihre Erwartung, dafs ihr Gatte hingerichtet sei. Voll Erbitterung geht sie nun abermals zum Richter und macht ihm gräfsliche Vorwürfe, dafs er sie nicht nur des geliebten Gatten beraubt, sondern auch ihre Ehre befleckt und ihr den guten Ruf genommen habe. Als sie aber sah, dafs dieser sie höhnisch auslachte, reiste sie nach Mailand zu Don Ferdinand Gonzaga, einem Bruder des Herzogs von Mantua und dem Statthalter der kaiserlichen Majestät, klagt diesem in bitteren Worten das erlittene Unrecht und den Betrug und ruft Gott zur Rache an. Der Statthalter empfiehlt der Frau Schweigen; nach zwei Monaten aber ladet er, als ob er vom Tode des Gatten gar nichts wüfste, den Richter und einige Bürger zu sich zu einem Mahle; zu gleicher Zeit aber, ohne dafs es jener ahnte, auch die junge Witwe. Nachdem sie gegessen und getrunken, führt er den Richter zu einer Beratung in ein Nebenzimmer und wirft hier dem Erschrockenen seine ehrlose Tat vor. Hierauf sagte er ihm: „Du hast ehrlos und gemein gehandelt; ich fordere daher, dafs Du ihr sogleich dreitausend Dukaten als Mahlschatz übergiebst". Und dann sprach er vor den herbeigerufenen Gästen: „Jetzt wirst Du der Ehre dieser Frau Genüge leisten, und zwar in der Weise, dafs Du sie zu Deiner rechtmäfsigen Gattin erhebst!" Hierauf wurden die Beiden vom herbeigerufenen Priester getraut, und haben, wie üblich, die Ringe gewechselt. Nun sagte er zur Frau: „Jetzt also hast Du, so wie es mein Wunsch war, sowohl einen Brautschatz, als auch Deinen ehrlichen Namen erlangt; Dir aber", sprach er zum spanischen Grafen (dem obersten Richter) gewendet, lasse ich morgen für den Kopf des

Hingerichteten Deinen Kopf abschlagen". Und so geschah es denn auch. Dies war ein gerechtes Urteil und wurde von seiner Majestät bestätigt. Diese Geschichte wird bereits in verschiedener Weise erzählt; wenn ich wüfste, dafs der gnädige Herr (nämlich Graf Thomas Nádasdy) dieselbe nicht schon besser und ausführlicher gehört habe, würde ich sie noch einmal abschreiben . . ."

Dies der von Illésy in ungarischer Übersetzung mitgeteilte Brief, der es aber nicht bemerkt hat, dafs dieser Bericht des Studenten Josef Macarius die älteste*), bislang uns bekannte Fassung derjenigen Begebenheit ist, welche Shakespeare in seinem Stücke „Mafs für Mafs" bearbeitet hat und somit einige Beachtung verdient. *Liebrecht* führt in seinen Anmerkungen zu Dunlops „Geschichte der Prosadichtungen" (S. 493, Anmerk. 351 a) an, dafs diese Begebenheit als im Jahre 1547 vorgefallen, auch im Werke: „*Tragica s. tristium historiarum de poenis criminalibus et exitu horribili eorum, qui impietate etc. ultionem divinam provocarunt etc. libri II* (Islebiae 1598, I. S. 107) erzählt wird. In demselben Jahre, also 1547, schrieb auch Macarius den oben mitgeteilten Brief. Der Täter, ein „dux Hispanus", heifst es im obigen Werk, behandelt so verräterisch die Frau eines Bürgers zu Como, also in der Nähe von Mailand, und wird vom Herzoge Gonzaga, der tatsächlich im Jahre 1547 kaiserlicher Statthalter in Mailand gewesen ist, auf dieselbe Weise bestraft, d. h. nach der Vermählung hingerichtet. Dieselbe Geschichte teilt auch *Goulart* in seinen: „*Histoires admirables advenues de nostres temps*" (Paris 1618, I. S. 221) als in Como geschehen mit, in welcher ebenfalls Don Ferrante Gonzaga als Rächer auftritt und nach der Vermählung den Verführer hinrichten läfst. Demnach ist der Brief des Macarius vom Jahre 1547 die älteste bislang bekannte schriftliche Aufzeichnung, die den Stoff von Shakespeares „Mafs für Mafs" erzählt.

Für Shakespeares unmittelbare Quelle vgl. M. Kochs Shakespeareausgabe, Stuttgart 1884, XI. 234, gilt, wie bekannt, *Whetstones* Drama: „*Promos und Cassandra*" (1578) und eine Geschichte seines „*Heptameron of Civil Discourses*" (1582), die zur Zeit des Königs Mathias von Ungarn spielt. Whetstones Quelle soll die Novellensammlung *Geraldo Cinthios* (1565) gewesen sein, bei dem die Geschichte in Innsbruck zur Zeit des Kaisers Maximinus (Maximilian) sich abspielt. Zeitlich die älteste gedruckte Fassung dieses Stoffes bietet uns *Claude Rouillets* Tragödie „*Philamire*", die im Jahre 1565 erschienen ist.

Über König Mathias leben im slovakischen Volke Ungarns zahlreiche Sagen und Legenden, von denen eine in den Kreis des Stoffes von „Mafs für Mafs" gehört und mit Cinthios fünfter Novelle der 8. Dekade nahe verwandt ist. In der Kaschauer Gegend erzählt sich das slovakische Volk, dafs in Kaschau ein junger Edelmann zum Tode verurteilt wurde, weil er einem Bürgermädchen jener Stadt

*) Hans Sachs dramatische Bearbeitung des Stoffes (Stuttg. litt. Verein VIII, 81) „die zwen Ritter von Purgund" ist vom 16. Januar 1552, die Historia vom 11. Mai 1557 (II, 331). Als Quelle nennt er „die hoch burgundisch cronica". (M. K.)

Gewalt angetan. Die Schwester des Verurteilten flehte den königlichen Richter um Gnade für ihren verurteilten Bruder an. Der Richter verspricht ihr dieselbe, wenn sie die folgende Nacht mit ihm schlafe. Die Jungfrau erbittet sich bis Abend Bedenkzeit und geht zum verführten Bürgermädchen, dem sie Vorwürfe macht. Abends kehrt die Jungfrau beim Richter, einem ledigen Manne ein, und opfert ihre Ehre. Inzwischen erfährt die Bürgermaid, dafs sich König Mathias in Rosenau befinde und von dort aus in der kommenden Nacht nach Polen reise. Sie eilt zum König und erzählt ihm den Vorfall. Der König eilt mit ihr zurück nach Kaschau und überrascht den Richter mit der Schwester des Verurteilten im Bette. Er läfst sofort einen Pfarrer herbeiholen und das Pärchen trauen; den verurteilten Edelmann aber begnadigt er und läfst ihn das Bürgermädchen sofort heiraten . . . Ich erwähne hier nur so nebenbei, dafs die obenerwähnte Geschichte im „Heptameron of Civil Discurses“ des Whetstone auch zur Zeit des Königs Mathias von Ungarn spielt. Möglich, dafs sich eine solche Geschichte auch unter Mitwirkung dieses Königs irgendwo in seinem Reiche abgespielt, wovon dann die slovakische Erzählung der einzige bislang bekannte Bericht wäre.

Budapest.

VERMISCHTES.

Boccaccio in Ungarn.

Von

Marcus Landau.

Fürst Metternich soll einmal gesagt haben, dafs bei Prefsburg der Orient beginne. Wenn er damit gemeint hat, dafs Ungarn dem deutschen Österreich so fremd und unbekannt sei wie der Orient, so ist sein Ausspruch für die Gegenwart vielleicht noch wahrer als für die Zeit in der er getan wurde. Freilich, in politischer Beziehung ist Ungarn jetzt den Deutschen viel besser bekannt und für die Verhandlungen des ungarischen Reichstags und die Kurse der ungarischen Papiere interessiert man sich jetzt in Deutschland viel mehr als vor fünfzig Jahren. Aber was Litteratur und Wissenschaft betrifft scheint es mir, dafs man in Deutschland besser über den Orient als über Ungarn unterrichtet ist. Jedenfalls dürften in Deutschland auf hundert Gelehrte, die sich mit orientalischer Litteratur und Sprache beschäftigen nicht mehr als einer oder zwei kommen, die sich mit der Sprache und Litteratur der Magyaren abgeben.

In den öffentlichen Bibliotheken Wiens ist die ungarische Litteratur sehr ungenügend vertreten, und noch weniger dürfte davon in aufserösterreichischen zu finden sein. Von wissenschaftlichen ungarischen Werken wird in deutschen Zeitungen gewöhnlich erst Notiz genommen, wenn eine deutsche Übersetzung erscheint. So konnte es geschehen, dafs eine vor zwölf Jahren erschienene Biographie Boccaccios*) mir erst jetzt durch Zufall bekannt wurde. Sie führt denselben Titel wie mein Werk (Giovanni Boccaccio, sein Leben und seine Werke — Boccaccio élete és müvei) hat aber noch den Zusatz: (a legújabb kutatások alapján) „auf Grund der neuesten Forschungen". Wie es sich damit verhält werden wir noch sehen.

*) Budapest, Franklin-Gesellschaft 1881. So auf dem Titelblatt, der Umschlag hat die Jahreszahl 1882.

Wie der Verfasser oder vielmehr Bearbeiter Herr Gustav Heinrich in der Einleitung sagt, war sein, jetzt 250 Seiten starkes, Buch ursprünglich eine in der Budapesti Szemle (Revue) erschienene Besprechung meines Werkes, die er dann durch weitere selbständige Studien, Umarbeitung, Ergänzung und Vertiefung zu einem selbständigen Werk umgeschaffen hat. Mir ist diese Besprechung nicht zu Gesicht gekommen*) und der Verfasser hat es auch nicht für passend gefunden mir ein Exemplar seines Buches zuzusenden. Ob aus Stolz oder aus übergrofser Bescheidenheit weifs ich nicht. Dies mag hier die verspätete Auseinandersetzung entschuldigen. — Wie Herr Heinrich sagt, konnte er für die eigentliche Lebensgeschichte Boccaccios nach meinen und Körtings Arbeiten — er citiert übrigens auch Manni, Witte und Baldelli — nichts wesentlich Neues bieten, dagegen vindiciert er sich gröfsere Selbständigkeit in der Beurteilung der Werke Boccaccios, deren Quellen, Beziehungen zu ihrer Zeit und Wirkung auf Spätere er selbständig nachgeforscht haben will. Ich will ihm dies gern glauben, mufs aber gestehen, dafs ich von dieser Unabhängigkeit sehr wenig wahrnehmen konnte. Mit Ausnahme des Kapitels über den Urbano, wo er manches Neue bietet, scheint er ein eklektisches System zu befolgen, indem er in der Beurteilung der Dichtungen Boccaccios teils mir, teils Körting, bei den lateinischen Werken auch Hortis folgt. In der Biographie folgt er gröfstenteils meinem Werke, führt aber mitunter in einer Anmerkung die abweichende Darstellung Körtings an. Es hat mir dies bei meiner etwas mangelhaften Kenntnis der ungarischen Sprache die Lektüre seines Buches sehr erleichtert, denn in vielen Fällen, wo ich etwas nicht verstand, brauchte ich nicht die Hilfe des Wörterbuchs in Anspruch zu nehmen, sondern nur die betreffende Seite meines Buches aufzuschlagen, wo ich das Gesuchte wörtlich wiederfand. Selbst wo er (S. 46 und 47) Schlegel und Hettner citiert, fand ich das Citat wörtlich in meinem Werke. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich annehme, dafs er ungefähr dreiviertel seines Werkes, mit Ausnahme der gleich zu erwähnenden ungarischen Bearbeitungen der Novellen, aus dem meinigen, ein Viertel aus andern Werken und eigenem Studium der Boccaccios genommen hat.

Sehr ausführlich behandelt Heinrich die Quellen des Dekameron, wobei er, wie er selbst sagt, hauptsächlich meinem gleichnamigen Buche, von dem er aber natürlich nur die erste Auflage kannte, gefolgt ist. Doch hat er auch Rohde, Liebrecht und Manni benutzt.

Ganz selbständig und für die vergleichende Litteraturgeschichte von einigem Wert ist er nur, wo er die ungarischen Bearbeitungen der hundert Novellen behandelt, denen er ein Viertel seines Buches widmet.

Am interessantesten darunter sind die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Übertragungen oder Bearbeitungen in Versen

*) Die Budapester Revue fehlt in den Wiener öffentlichen Bibliotheken!!

von 3 Novellen Boccaccios, denen aber nicht diese direkt sondern lateinische Übersetzungen zu Grunde liegen. Es sind dies: Die zwei treuen Freunde (Dekameron X. 8) von Kaspar Veres (1578) und Guiscardo und Ghismonda (Dekameron IV. 1) von Georg Enyedi (Debreczin 1577). Beide Novellen sind nach der lateinischen Übersetzung Philipp Beroaldos bearbeitet, was auch auf dem Titelblatt der letztern angegeben ist. Diese hat auch eigenen poetischen Wert und übertrifft die Übersetzung Beroaldos, wenn sie auch das italienische Original nicht erreicht. Dagegen hat Veres, der wie Heinrich annimmt, aufser der Arbeit Beroaldos auch das italienische Original kannte, dieses durch Einschiebung einer überflüssigen Scene verdorben. Die Novelle von Griseldis (Dekameron X. 10) hat wieder Paul Istvanfi ziemlich frei nach Petrarcas lateinischer Übersetzung umgedichtet. Istvanfi starb im Jahre 1553 und die ältestvorhandene Ausgabe seiner um 1539 geschriebenen Novelle datirt von 1574. Heinrich vermutet daher, dafs diese nicht die älteste Ausgabe ist*).

Kaspar Raskays poetische Erzählung vom Ritter Franciscus und seiner Frau (Debreczin 1574) ist eine der zahlreichen Bearbeitungen der „Wette" (Dekameron II. 9), bei der es aber noch zweifelhaft ist ob die Novelle Boccaccios oder eine andere Vorlage benutzt wurde. Jedenfalls hat der Verfasser der schon 1552 gedichteten Bearbeitung seine Vorlage sehr frei bearbeitet und ihr ein starkes ungarisches Lokalkolorit zu geben gewufst.

Eine vollständige des Originals würdige ungarische Übersetzung des ganzen Dekameron existiert meines Wissens noch nicht. Wie Heinrich meint, entspricht die 1880 erschienene Übersetzung der hundert Novellen allein (ohne die herrliche Einleitung Boccaccios, ohne die eingestreuten Gedichte und Gespräche der zehn jungen Leute) auch den bescheidensten Anforderungen nicht, und ist die derselben vom anonymen Übersetzer vorangeschickte kurze Biographie Boccaccios ganz wertlos.

Möglich ist es, dafs seitdem eine bessere vollständige ungarische Übersetzung des Dekameron erschienen ist, von der man aus den eingangs erwähnten Umständen diesseits der Leitha noch nichts erfahren hat.

Läge es nicht im Interesse der ungarischen Schriftsteller für eine bessere Bekanntmachung ihrer Werke in Deutschland zu sorgen?

Wien.

---

*) Zum Teil anderer Ansicht über diese Übersetzungen ist Heinrich von Wlislocki (in dieser Zeitschrift VI. S. 37), dem aber, wie es scheint, auch Heinrichs Boccaccio unbekannt geblieben ist.

Zu Zeitschrift N. F. VI, 259.

Eine Replik.

Von

Hermann Ullrich.

An meine Besprechung von Kippenbergs Robinson in Deutschland in dieser Zeitschrift hat J. ten Brink, Professor an der Universität Leyden, einen Artikel angeknüpft*), der, bei aller Anerkennung für mich, doch die Berichtigung eines starken Irrtums fordert, den J. ten Brink mir und Kippenberg imputiert, obwohl wir beide uns deutlich genug ausgesprochen hatten. Um der Folgerung willen, die ten Brink an seine Behauptung knüpft, — er hofft nämlich, dafs in meiner projektierten Arbeit über Robinson und Robinsonaden „aan onze Nederlandsche Robinsonaden wat meer aandacht gewijd worde" — scheint mir eine Widerlegung jenes Irrtums nicht ganz unerheblich. — Ich hatte in meiner Besprechung u. a. gesagt: „Dafs der mir in einer holländischen, einer französischen und einer deutschen Ausgabe wohlbekannte Kurtzweilige Avanturier des Nikolaus Heinsius auch unter dem Titel der Niderländische Robinson herausgekommen ist, hätte ich aus dem Katalog der Weimarischen Bibliothek wissen können, aber übersehen". Diese Bemerkung, sowie die Tatsache, dafs Kippenberg jenen Niderländischen Robinson in seinem Buche erwähnt, veranlassen J. ten Brink zu folgenden Äufserungen: „Beide auteurs toonen evenwel op het duidelijkst, dat zij schromelijk mistasten, zoodra zij van Nederlandsche Robinsonaden beginnen te spreken". Und weiter: „Bij zoovel kennis, als de auteur over Defoe en zijne navolgers aan den dag legt, schijnt het zonderling, dat hij zoo averechts over den Vermakelijken Avanturier van Nicolaas Heinsius spreekt ... Het is volkomen onmogelijk, dat dit boek onder den titel van den Niderländschen Robinson uitkwam, daar het 24 jaar ouder is dan Defoe's Crusoe, en daar er in de beide dikke deelen hoegenaamd niets voorkomt, dat op eene Robinsonade zou gelijken. Noch Ullrich, noch Kippenberg, hebben den Vermakelijken Avanturier gelezen. Zij zouden dan von dezen roman gezwegen hebben, die in rechte lijn afstamt van Spaansche en Fransche schelmenromans, maar met het Robinsonmotief hoegenaamd niets heeft te maken".

---

*) Elseviers Geillustreerd Maandschrift (Juli).

‚Auf diesen leichtfertigen Vorwurf der Unbekanntschaft mit Heinsius Roman habe ich kurz nur folgendes zu erwidern. Dieses Werk liegt mir jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, zum zweiten Male vor in zwei Originalausgaben (von 1704 und von 1727), einer französischen Übersetzung (von 1729) und einer deutschen Übersetzung (von 1714); desgleichen liegt vor mir der „Niderländische Robinson" (1724) und erweist sich nicht nur als inhaltlich völlig gleich mit dem Werke des Heinsius, sondern als bloſser Nachdruck der obengenannten deutschen Übersetzung desselben. Mit keinem Worte ist aber von Kippenberg oder von mir behauptet worden, daſs Heinsius' Roman eine wirkliche Robinsonade sei; wenn nun trotzdem Kippenberg nicht jenen Roman, sondern den Niderländischen Robinson anführt und bespricht, so tut er dies mit vollem Rechte wegen der Maske, die der holländische Schelmenroman in Deutschland angenommen hat. Aus dem gleichen Grunde müssen noch eine Anzahl anderer Werke besprochen werden, die, vor dem Defoeschen Robinson erschienen, in Deutschland nach 1719 mit dem Robinsontitel auf den Markt kamen. So Le Sages Gil Blas (1715) als „Spanischer Robinson" (1726); die Reisebeschreibung des Fr. Leguat (1708) als „Frantzösischer Robinson" (1723); die ‚Peregrinaggio di tre giovani, figliuoli del re di Serendippo' (1557) nach der französischen Ubersetzung von 1719 als „Persianischer Robinson" (1723); Zucchellis Missions- und Reisebeschreibung nach Congo (1715) als „Geistlicher Robinson" (1723); Joh. Mich. Heberers Aegyptiaca servitus (1610) als „Churfältzischer Robinson" (1747); von Büchern zu schweigen, die, nach dem englischen Robinson erschienen, in Deutschland durch Annahme des Robinsontitels sich meist mit Erfolg eines gröſseren Leserkreises versicherten, wie z. B. die Aventures de Don Antonio de Buffalis p. La Barre de Beaumarchais (1722), die im gleichen Jahre als „Italiänischer Robinson" auf den deutschen Büchermarkt gebracht wurden. Wenn J. ten Brink gleichzeitig unter einigen holländischen Robinsonaden auch zwei mir unbekannte nennt, so werde ich dafür in meiner Arbeit zwei ihm nicht bekannte nennen können. Überhaupt möge er sich versichert halten, daſs die Angaben meiner geplanten Arbeit, wo ich sie ohne Vorbehalt des Irrtums mache, den Anspruch gröſster Zuverlässigkeit erheben sollen. — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir noch eine Berichtigung und einen Zusatz zu meiner Besprechung zu geben.

Seite 262. Zu dem über den Roman des John Kirkby, Automathes Gesagten kann ich jetzt hinzufügen, daſs schon Graeſse (Poesie Europas S. 427) ihn als eine „Amalgamation des Robinson Crusoe und des Arabischen Romans Hai Ebn Yokdan" bezeichnet.

Seite 265 verbessere: Leben und Reisen Jacob Janson de Roy 1723, statt 1733.

Chemnitz.

BESPRECHUNGEN.

JOSEPH JACOBS): English fairy tales collected, illustrated by John D. Batten. 2. edition, London, Nutt. 1892.*

JOSEPH JACOBS: More english fairy tales collected, illustrated by John D. Batten, London, Nutt. 1894.

In dieser köstlichen Sammlung sind 87 Märchen enthalten, welche aus dem englischen Sprachgebiet der britischen Inseln und Amerikas aufgezeichnet wurden. Wie bei allen Märchen ist freilich auch bei diesen mit der Sprache keineswegs immer die Heimat bestimmt, die Geschichten sind meistens gemeineuropäisch und finden fast alle in Deutschland Seitenstücke. Aber sie haben englischen Erdgeruch angenommen, in Form und Gedanken sind sie volkstümlich englisch. Aus reichen Sammlungen, von denen bisher nur einzelne Stücke in Folkloristischen Zeitschriften bekannt gemacht wurden, traf Jacobs diese Auswahl. Seine Absicht, die ihm wohl gelang, geht dahin, eine englische Originalsammlung an Stelle der in England eingebürgerten Übersetzungen Perraults und Grimms zu geben. Ob freilich nicht hier und da ein in mündlicher Überlieferung nach und nach anglisiertes und doch schliefslich aus Perrault oder Grimm stammendes Märchen mitunterläuft, läfst sich schwer genau und sicher sagen. Jedenfalls bleibt aber genug echt englisches und alles ist in trefflicher Form gegeben, so wie es sein mufs, dafs ein Märchen jung und alt erfreue. Es ist ein Kinderbuch und doch auch wissenschaftlich von bedeutendem Wert. Dafür bürgt schon der Name des Herausgebers, der einen hervorragenden Platz unter den englischen Folkloristen einnimmt. Die angehängten notes and references nennen die Quelle, die englischen Parallelen und geben noch einige Fingerzeige auf Besonderheiten. Man gewinnt also aus dem Buche einen Überblick über die Gesamtheit der englischen Märchen und erhält für Einzelheiten die nötigen Auskünfte und Verweise in sehr geschickter Anordnung. Die Anmerkungen zu XXI sind litterarhistorisch und ethnographisch gleich interessant. Shakespeare und Milton kannten ‚childe Rowland'. Uralte Erinnerungen an ein in Hügeln hausendes Volk, das sich Frauen raubte, mögen darin noch erhalten sein. Auf

*) Vgl. VI, 144 über Jacobs Sammlung von Celtic fairy tales.

Grund der in Märchen öfters begegnenden Reime schliefst Jacobs die ‚cante-fable', d. h. eine mit Versen und Prosa abwechselnde Erzählungsweise sei die ursprünglichste und volkstümliche Form der Darstellung; daraus konnte sich einerseits ein reines Gedicht, die Ballade, andrerseits eine Sage entwickeln. Der anregende Gedanke ist näherer Untersuchung wert.

Und John Batten! Wir haben bereits in dieser Zeitschrift VI, 144 auf die ebenso trefflichen Celtic fairy tales hingewiesen. Noch keinem Künstler ist so das Wesen der Volkssage aufgegangen wie ihm, keiner hat es so wiederzugeben vermocht. Für derbsten Humor wie für zarte Schönheit findet er gleich treffende Bilder, wahre und wirkliche Kunstwerke und dabei von einer unnachahmlichen Ursprünglichkeit und echt englischen Eigenart, die helle Bewunderung hervorruft. Die Brüder Grimm waren von Anfang an für Bilder eingenommen, welche der Phantasie des Volkes und der Kinder nachhelfen. Die englischen Übersetzungen (E. Tailor, germ. popular stories 1823/6, ill. by Cruikshank und J. Edw. Tailor, the fairy ring 1846, ill. by R. Doyle) brachten manch hübsches Bild und auch in Deutschland hat mancher treffliche Künstler das Märchen zum Vorwurf genommen. Erst jüngst erschien die Prachtausgabe der Grimm'schen Märchen mit vorzüglichen Bildern von Grot Johann und Leinweber. Aber alle überragt Batten, weil er völlig im Stoffe aufging und die Fähigkeit besafs, die gewonnenen Eindrücke ganz und wahr zu verwirklichen.

In England haben die prächtigen von Nutt gediegen ausgestatteten Märchenbücher schnell allgemeine Beliebtheit gewonnen. Sie verdienen auch in andern Ländern Verbreitung. Auch ihnen wohnt die Kraft bei, wie Goethe von den Grimmschen rühmte, Kinder (und nicht blofs die kleinen auch grofse Kinder) glücklich zu machen.

München. Wolfgang Golther.

HEINRICH v. WLISLOCKI: Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen. Berlin, E. Felber 1893 (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde erster Band). 8⁰. IX, 212 SS.

Der rastlos tätige Verfasser hat wiederum einen Band vorgelegt, der die Teilnahme der Folkloristen ebenso wie die der Erforscher deutscher Volksbräuche beanspruchen darf. Die Siebenbürger Sachsen haben lange zähe an ihren alten Bräuchen festgehalten und die Sammelarbeit, von tüchtigen Gelehrten besorgt, ergab reichliche Ausbeute. Auch diese kleine entfernte deutsche Sprachinsel hielt im Grunde des Volkslebens die Gemeinschaft mit den andern deutschen Stämmen aufrecht. Wlislocki hat sich zur Aufgabe gemacht, alles was bisher über diesen wichtigen Gegenstand der Volkskunde ver-

einzelt oder doch nur in geringerem Umfang (z. B. bei Haltrich-Wolf, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, Wien 1885, S. 249—340) oft in wenig verbreiteten und bekannten Schriften veröffentlicht wurde, zusammenzustellen und mit eigenen Beiträgen, namentlich aus einer handschriftlichen Sammlung seines Grofsvaters zu bereichern. Er schuf somit ein bequemes und durch stetige Quellenangaben verlässiges, leicht nachzuprüfendes Handbuch, das mit Hilfe des Sachverzeichnisses einen raschen Überblick gewährt. Der Reihe nach werden die Dämonen, Festgebräuche, Segen und Heilmittel (diese besonders ausgiebig), Glück und Unglück, Tiere, Tod und Totenfetische besprochen. Der Verfasser besitzt genug Erfahrung, um bei der schlichten, wohlgeordneten Vorführung des Stoffes zu verharren. Nur selten nimmt er von einem älteren Gewährsmann eine der früher üblichen verfehlten Auslegungen herüber und auch dann nur mit ausdrücklichem Verweis und ohne beizustimmen. Eine germanistische Schulung vereinigt mit der praktischen Kenntnis der Siebenbürger Mundart hätte vielleicht dem Buche manchmal besonders in etymologischen Dingen Nutzen gebracht. Aber Wlislocki hat hierzu wie zu einer methodischen Heranziehung der weitausgedehnten Fachlitteratur wenig Gelegenheit. Umsomehr verdient er Dank und Anerkennung dafür, dafs er, obwohl mit beschränkten Mitteln arbeitend, doch Ab- und Irrwege meidet, dafs er auf einem engerem Gebiete eingelebt, wie es wenigen sonst möglich wäre, sein Wissen in so nützlicher Weise zu verwerten weifs.

München. Wolfgang Golther.

L. NEUBAUR: Die Sage vom ewigen Juden untersucht. Zweite durch neue Mitteilungen vermehrte Ausgabe. Leipzig, 1893. J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Der Verfasser dieser Schrift giebt zunächst Seite 1 bis 52 eine ganz vortreffliche Geschichte der Sage. Alles was über Ursprung, Fortgang und Verbreitung der Sage vom ewigen Juden beigebracht werden konnte, ist sorgfältig gesammelt und verwertet. Die verschiedenen Traditionen, aus denen die Erzählung von dem fluchbeladenen zu ewiger Wanderung verurteilten Juden gebildet wurden, sind sehr alt und lauten: Als Christus der HErr durch die Strafsen von Jerusalem sein schweres Kreuz trug nach Golgatha, wollte er ermattet sich auf eine Bank setzen vor dem Hause des Schuhmachers Ahasverus, um eine Weile zu ruhen. Ahasverus aber wehrte es ihm und trieb ihn unbarmherzig fort. Da blickte ihn der HErr Jesus Christus an und sagte: „Ich werde ruhen; du aber sollst gehen und wandern, bis ich wiederkomme“.

Nach einer anderen Tradition war es der Türhüter des Pontius

Pilatus, Namens Kartaphilos (Cartaphilus), der Jesus mit Faustschlägen mifshandelte, ihn spottend zur Türe hinaustrieb und nun zur Strafe bis zum jüngsten Gericht ruhelos durch die Welt wandern mufs. Als nach der Kreuzigung das Christentum sich immer mehr ausbreitete, ward Cartaphilus von Ananias der auch den Apostel Paulus taufte, zum Christentum bekehrt und erhielt den Namen Joseph.

Nach einer dritten Tradition wird jener Diener des Hohenpriesters, der Jesus schlug, als eine Persönlichkeit bezeichnet, die den Tod nicht finden kann. (Johannes 18, v. 22: „Als er aber solches redete, gab der Diener einer, die dabei stunden, Jesu einen Backenstreich und sprach: Sollst du dem Hohenpriester so anworten?") Die Tradition identifiziert diesen Diener mit jenem Malchus (Joh. 18, v. 10), dem Petrus im Garten von Gethsemane ein Ohr abhieb, welches Christus wieder heilte. Malchus, der seine Freveltat mit einem Eisenhandschuh vollzogen haben soll, ist (nach einer alten italienischen Legende) dazu verurteilt, unter der Erde um die Säule, an welche Christus vor seiner Kreuzigung gebunden wurde, zu laufen. Er versucht in seiner Verzweiflung immer von neuem sich den Tod zu geben, indem er mit dem Kopfe gegen die Säule stöfst, aber vergebens, er mufs ewig diese Strafe erleiden.

Auch die mifsverstandenen Bibelstellen Math. Kap. 16, v. 28, und Joh. Kap. 21, v. 23, haben Veranlassung zur Annahme eines ewigen Wanderers gegeben.

Den ältesten, bis jetzt nachweisbaren Bericht über den ewigen Juden gab ein Mönch der Abtei S. Albans in England, Roger von Wendower (gest. 1237) in dessen „Flores Historiarum". Das Geschichtswerk Rogers hat der Chronist Matthäus Parisiensis (gest. 1259), ebenfalls Mönch zu S. Albans, wörtlich in seine Chronik aufgenommen. Über das Fortleben der Sage in verschiedenen Verschmelzungen der Traditionen, werden interessante und ausführliche Berichte aus früheren Jahrhunderten mitgeteilt und der Leser wird den Verfasser in seinen Untersuchungen mit Anteil folgen. Erst im Anfange des 17. Jahrhundert entstand aus dem überlieferten Material die Erzählung vom ewig wandernden Juden Ahasverus. Paulus von Eitzen, Bischof von Schleswig (geb. 25. Januar 1522 zu Hamburg, gest. 25. Februar 1598), sah den Helden der Sage, wie er mitteilt, in Hamburg während der Predigt barfufs der Kanzel gegenüber stehen, will dann weiter nachgeforscht haben und erstattete darüber seinen Schülern einen Bericht, den einer von ihnen, Chrysostomus Dudulaeus, zum Druck beförderte. Dieser Bericht bildet den Inhalt des Volksbuches vom ewig wandernden Juden, das in erster Ausgabe 1603 zu Leyden erschien, seitdem oft aufgelegt und in verschiedenen Sprachen übersetzt, überall hin verbreitet wurde. Die Sagenperson des ewig wandernden Juden hatte somit Bestand genommen und trat nun auch ihre Wanderung durch das Reich der Dichtung an. Die über diesen Gegenstand vorhandenen Schriften: Romanzen, Gedichte, Erzählungen, Schauspiele, Romane, Novellen, Balladen u. s. w. nehmen

bereits einen stattlichen Umfang ein*). Die grofse Popularität der Ahasverus-Legende beweist aufser ihrer Verbreitung in den einzelnen Ländern Europas auch der Umstand, dafs an verschiedenen Orten Betrüger auftraten, die als angebliche Propheten in ähnlicher Weise wie der berühmtere Ahasverus schon seit Jahrhunderten gelebt haben wollten. Der Verfasser erzählt mehrere Fälle der Art. Auf Seite 45 wird ein höchst ergötzlicher Bericht aus einer mormonischen Zeitung mitgeteilt, über das Auftreten des ewigen Juden in Amerika. Danach hatte Ahasverus im Jahre 1868 den Pächter O'Grady besucht, dem er als Anerkennung für die gastliche Aufnahme, die er gefunden, einen in Schweinsleder gebundenen Folianten zum Geschenk machte, welcher Auszüge aus dem Talmud enthielt nebst einem Zeugnis, dafs der Geber der echte Ahasverus sei.

Seite 53 bis 65 folgt der Abdruck zweier Texte des ältesten Volksbuches vom ewigen Juden; worauf dann bis Seite 102 ein Verzeichnis folgt, welches die im 17. Jahrhundert in deutscher, vlämischer und französischer Sprache erschienenen Ausgaben der Erzählung vom ewigen Juden enthält. Seite 103 bis 132 folgen reichhaltige Anmerkungen zur Geschichte der Sage, Berichtigungen und Nachträge. Bis hierher stimmt der Inhalt des Buches mit der ersten Ausgabe von 1884 genau überein. Der voliegenden zweiten Ausgabe ist ein Anhang beigegeben von 24 Seiten. Titel: Neue Mitteilungen über die Sage vom ewigen Juden. Von Dr. L. Neubaur. Leipzig, 1893. J. C. Hinrichsche Buchhandlung. Diese Blätter enthalten interessante Nachträge zur Geschichte der Sage, Ergänzungen, Berichtigungen, viele Zeugnisse über die Verbreitung der Sage, Erzählungen von Personen, welche den wandernden Juden gesehen und gesprochen haben wollen, wie auch Beispiele von Betrügern, welche die Sage vom ewigen Juden benutzten, um äufsere Vorteile zu erringen.

Den Sagenfreunden wird das Buch eine sehr willkommene Gabe sein, aber auch für Fachgelehrte ist es interessant und anregend.

---

*) Über ein von G. G. Gervinus geplantes didaktisches Gedicht berichtet dessen Selbstbiographie, Leipzig 1893, Seite 276; „Mir, den das Nachdenken über die Gesetze der geschichtlichen Welt seit der Bekanntschaft mit Machiavelli so stark gepackt hatte, mir lag es nahe, diesen ewig lebendigen Zeugen der Weltgeschichte zum Ausleger ihres Geistes, zum Deuter ihrer Geheimnisse zu machen. Der Kern der Sage, vergeistigt oder rationalistisch aufgefafst, war doch dies: dafs Ahasver die Verkennung einer weltgeschichtlichen Erscheinung zu büfsen hatte; die Bufse ward ein Gewinn, wenn er an den stets neu zu erlebenden Katastrophen der Menschheitgeschichte· die Zeichen der jeweiligen Zeiten immer klarer erkennen lernte; das Tragische der Sage ward so, wie in Goethes Umgestaltung der Faustsage, in Versöhnung gemildert. Die Aufgabe konnte dann nicht sein, wie sie die meisten der neueren Bearbeiter fafsten, poetische Gemälde von einzelnen Geschichtsereignissen zu entwerfen, sondern den irrenden Juden zu einem in sich eingekehrten Weisen zu verwandeln und ihn als einen betrachtenden Chor die Wanderungen der Menschheit deuten, nicht ihn poetische Geschichten erzählen, sondern eine poetische Philosophie der Geschichte entwerfen zu lassen, in persönlicher Berührung mit dem dichterischen Geschichtslehrling, dem es hier gestattet gewesen wäre, auch seinen Träumen und Ahnungen über die innersten Mysterien des Geschichtsganges den freien Lauf zu lassen, den die strenge Wissenschaft versperrt. Der poetische Umrifs des grofsen Geschichtsdramas hätte eine Art Seitenstück zur göttlichen Komödie werden mögen; aber ein Dante wäre erforderlich gewesen, diesen Umrifs auszuzeichnen". (M. K.)

Zahlreiche Zusätze zur Bibliographie der Sage, verspricht der Verfasser im „Centralblatt für Bibliothekswesen“ zu veröffentlichen.

Schliefslich möge hier noch bemerkt sein, dafs die Sage vom ewigen Juden mit der Faust- und Don Juan-Sage vielfach verglichen wird. Auch ist die Person des Ahasverus in verschiedenen Faustdichtungen mit eingeflochten worden. Es schildern diese drei gröfsten Volkssagen die Unruhe, die Unersättlichkeit des menschlichen Herzens. Faust strebt nach Hochgenufs der Erkenntnis, Don Juan sucht Befriedigung in sinnlichem Genufs, den schärfsten Gegensatz zeigt der ernste düstere Ahasver, dem der Tod das Wünschenswerteste ist. Alle drei Sagen haben, trotz ihrer charakteristischen Verschiedenheit eine innere Verwandtschaft und den gemeinsamen Grundgedanken, dafs — aufser in Gott — keine Ruhe und Befriedigung zu erreichen ist.

Dresden. Karl Engel.

ARTURO GRAF: Miti Leggende e Superstizioni del Medio evo. Torino, Ermanno Loescher. Bd. I, 1892, XXIII, 310 S. Bd. II, 1893, 398 S. 8°.

Der als tiefsinniger Dichter wie als gründlicher Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Sagen- und Legendenlitteratur auch in Deutschland rühmlichst bekannte italienische Gelehrte Arthur Graf giebt uns in den vorliegenden zwei elegant ausgestatteten Bänden eine Sammlung kleinerer Aufsätze aus dem von ihm so meisterhaft beherrschten Wissensgebiete.

Die Aufsätze sind teils ganz neu, teils mit Zusätzen und Anmerkungen versehene Umarbeitungen bereits erschienener Abhandlungen. Erscheint schon die enorme Belesenheit des Verfassers in der mittelalterlichen, sowohl gelehrten als Volkslitteratur bewunderswert, so müssen wir seine genaue Kenntnis aller einschlägigen neuern und neuesten Publikationen, namentlich der deutschen, noch mehr bewundern; nicht ohne ein gewisses Gefühl des Neides ob der vielen mitunter schwer zugänglichen oder in Zeitschriften zerstreuten und versteckten Aufsätze und Notizen, die zu seiner Kenntnis gelangten.

Er bezeichnet die drei Abhandlungen des ersten Bandes — Il mito del paradiso terrestre, Il riposo dei dannati, La credenza nella fatalità*) — als Beiträge zum Studium der christlichen Mythologie, — sie sind aber zugleich auch wichtige Beiträge zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Und mehr oder weniger läfst sich dies auch von den neun Aufsätzen des zweiten Bandes — La leggenda di un pontefice, Demonologia di Dante, Un monte di Pilato in Italia, Fù superstizioso il Boccaccio?, San Giuliano nel Decamerone e altrove,

*) Der Mythos vom irdischen Paradiese, Die Ruhepause der Verdammten, Der Glaube an das Fatum.

Il rifiuto di Celestino V., La leggenda di un filosofo, Artù nell' Etna, Un mito geografico*) — sagen.

Bei dem vielumfassenden, mannigfaltigen Inhalt des Werkes würde ein näheres Eingehen auf die einzelnen Aufsätze und deren genaue Kritisierung einen gar zu grofsen Raum erfordern, und da ich ohnehin nicht auf all den vom Verfasser durchstreiften Gebieten so heimisch bin wie er, so mufs ich mich hier mit einem allgemeinen Urteile und einigen Berichtigungen und Ergänzungen seiner Arbeit begnügen.

Als besonders gelungen und belehrend erscheinen mir die Abhandlungen über das irdische Paradies, über Sylvester II., über Michel Scotus und über Arthur im Ätna. In letzterm verdient das über den litterarischen Einflufs der Normannen in Sicilien Gesagte besonders hervorgehoben zu werden**).

Schwächer sind die Aufsätze über den Pilatusberg, der heilige Julian, Boccaccios Aberglauben (hauptsächlich eine Widerlegung Koertings) und über die Entsagung Cölestins. In letzterm, der eigentlich ein historisches Thema behandelt, kommt der Autor zu keinem klaren Resultat, und dies ist auch bei der Dämonologie Dantes der Fall.

Interessant ist es, dafs während am Anfange des vorigen Jahrhunderts Monsignore Bottari die vollständige Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit Boccaccios zu beweisen suchte, Graf ihn jetzt gegen den Vorwurf zu vielen Glaubens zu verteidigen sucht. Die Grenzlinie zwischen Aberglauben und vernünftigem Glauben zu ziehen ist sehr schwer, und die meisten Menschen machen es sich sehr leicht, indem sie ihren eigenen Glauben für vernünftig, was darüber hinausgeht, für Aberglauben erklären. Bei Boccaccio ist aber noch besonders zwischen seinen Ansichten in der Jugend und im Alter zu unterscheiden. Und wenn ihm Koerting unter anderm vorwirft, er habe an Träume geglaubt, wogegen ihn Graf damit verteidigt, dafs ein gläubiger Christ sich dieses Glaubens nicht entschlagen konnte und, dafs er diesen Irrtum mit Dante, Petrarca und dem „in pieno Rinascimento“ lebenden Cardano teilte, so können wir hinzufügen, dafs nicht blofs „in voller Renaissance“ sondern noch in unserer Zeit von einem Philosophen wie Schopenhauer an Träume geglaubt wurde.

Sehr richtig bemerkt übrigens Graf, dafs der Ankläger auch das Viele, das Boccaccio vom Aberglauben seiner Zeit als solchen erkannte oder in Zweifel zog, hätte berücksichtigen sollen. Dagegen kann ich seine Meinung nicht teilen, wenn er in der Abhandlung über das Fatum dem christlichen Mittelalter einen Glauben daran vindiziert, weil in manchen Legenden und Sagen auch solche die aus Irrtum

*) Die Legende eines Papstes (Sylvester II.), Dantes Dämonologie, Ein Pilatusberg in Italien, War Boccaccio abergläubisch?, Der heilige Julian im Dekameron und anderswo, Die Entsagung Cölestins V., Die Legende eines Philosophen (Michael Scotus), König Arthur im Ätna, Ein geographischer Mythos (Der Magnetberg).

**) Vgl. übrigens die ausführlichere Darstellung bei Graf A. F. Schack, Geschichte der Normannen in Sicilien II, S. 45—56.

oder Ungewifsheit sündigten als der ewigen Verdammnis verfallen erscheinen, aus der sie nur durch die aufserordentlichsten Bufsübungen und Gnadenmittel der Kirche gerettet werden können*). Ich glaube auch darin nur mönchische Erfindungen oder Umwandlung älterer Sagenstoffe zur Verherrlichung und Vergröfserung der Macht der Kirche erblicken zu dürfen. Da der Glaube an das Fatum weit in das Altertum zurückreicht, so wäre hier wohl ein Zurückgehen darauf erforderlich gewesen; aber wenn wir solches von unserm Autor fordern, könnte er uns mit dem Hinweis auf den Titel seines Buches, welcher dessen Inhalt auf das Mittelalter beschränkt, antworten. Und doch scheint uns eine solche Beschränkung gerade bei solchen Mythen- und Sagenforschungen nicht empfehlenswert. Das Mittelalter hat, trotz seines Christentums mit dem heidnischen Altertum nicht ganz gebrochen. Es hat es wohl mifsverstanden, wegen seines Heidentums bedauert oder verabscheut, seine Götter zu Dämonen, seine Dichter und Gelehrten zu Zauberern oder zu Helden sonderbarer Abenteuer gemacht — ich erinnere nur an Virgil, Aristoteles, Alexander den Grofsen — aber es hatte doch ungeheuern Respekt vor dem Altertum, baute auf dessen Grundlage, wenn auch in anderem Style weiter und schätzte als höchsten Adel die Abstammung von Römern oder Trojanern.

Als Beispiele solchen Zusammenhanges bei den von Graf behandelten Stoffen will ich nur einiges erwähnen. „Im Mittelalter“, sagt er, (II S. 355) „wurde viel Wesens von berühmten, ich möchte sagen historischen Waffen gemacht; deren Wiederauffindung gab Stoff zu zahlreichen Erdichtungen und mit ihrem Besitz war gewöhnlich ein Recht oder ein Vorzug verbunden“. — Das Vorbild dazu finden wir aber in den Sagen von den im Besitze Philoktets befindlichen Pfeilen des Herkules. Eine ähnliche von dem biblischen Erzähler etwas verhüllte Bedeutung scheint mir das Schwert des Goliath (I. Buch Samuelis XXI 9) zu haben. Wie König David, so holt sich auch die Jungfrau von Orleans eine hinter dem Altar versteckte „historische“ Waffe und in Southeys epischem Gedicht Thalaba the destroyer bildet die Herausholung des Schicksalsschwerts aus dem Feuer den Kernpunkt der Handlung. Zu der (I S. 257) aus einer Predigt des heil. Bernhard citierten Stelle, in der geschildert wird, wie die Seligen den Qualen der Verdammten zusehen, liefse sich eine Stelle aus Platos Phädon anführen, nach der die toten Sünder zu den Seligen, an denen sie sich im Leben vergangen haben, kommen, um deren Verzeihung und dadurch die Befreiung von den Höllenqualen zu erlangen.

Einige Ähnlichkeit mit der Legende vom heiligen Julian, der aus Irrtum und Übereilung Vater und Mutter tötet (I 286) hat die Erzählung

*) Giuliano, Ursio, Albano, Gregorio peccano senza sapere e senza volere, e se non facessero penitenza sareblero irremissibilmente dannati. Non é questa fatatitá bella e buona? Essi, come Edipo, purgano in sé la colpa del fato, e la providenza nei casi loro non interviene se non forse per volgere da ultimo a fine buono la lunga sequela dei mali, o, piuttosto per trarre dal male il bene. (I S. 294.)

des Phädrus, Res gesta sub Augusto (Buch III Fab. X.), von dem Manne, der seinen eigenen Sohn tötete. Doch ist der Ausgang hier ganz anders als in der Legende: der Mörder wird kein Heiliger, sondern tötet sich aus Verzweiflung. War die römische Erzählung die Quelle der mittelalterlichen Legende, so zeigt sich hier klar die christliche Tendenz in der Rettung des im Heidentum der Verzweiflung anheimfallenden Mörders durch die Gnadenmittel der Kirche.

Nur im Anhang über das Schlaraffenland (I S. 229) hat Graf auch antike Sagen eingehender behandelt. Wenn er das Altertum, dessen Litteratur ihm doch so gut bekannt ist, mit bestimmter Absicht so wenig berücksichtigt hat, so mag die geringe Aufmerksamkeit, welche er dem Orient schenkte, in der Unkenntnis der orientalischen Sprachen begründet sein. Es zeigt sich dies besonders bei der hebräischen Legendenlitteratur, für die von europäischen Gelehrten in dieser Beziehung nicht so viel geleistet wurde als etwa für die indische. Die vortrefflichen Arbeiten Wünsches hat Graf nicht benutzt, und so kam es, dafs er mitunter aus ziemlich unlauteren Quellen, wie Eisenmenger und seinesgleichen schöpfte. So citiert er einmal (I S. 30) den Talmud-Traktat „Abodath Hakkodesch", der gar nicht existiert; ein anderes Mal sagt er (II S. 252) der Talmud gestatte die Dämonen um Rat und Hilfe anzugehen. Ich konnte dieses sehr verdächtige Citat nicht kontrollieren, da die Anführung des „Talmud" schlechtweg so genau ist, wie wenn Jemand die Acta Sanctorum ohne Angabe von Monat und Band citieren möchte. Ja in letztern könnte man, wenn man den Namen des Heiligen weifs, eine Stelle schon eher auffinden.

Aus der nachtalmudischen jüdischen Legendenlitteratur hätten die von Dr. Ad. Jellinek im Original herausgegebenen sogenannten kleinen Midraschim manche Parallele bieten können. Ich begnüge mich hier eine zu der „Ruhepause der Verdammten" aus dem fünften Bande (Wien 1873 S. 46) der genannten Sammlung zu erwähnen, die ich übrigens schon in meinen Quellen des Dekameron (2. Aufl. S. 244) citiert habe.

Diesen materiellen Anschauungen von den Höllenstrafen steht der erhabene Gedanke gegenüber, den Christopher Marlowe in seinem Faustus von Mephistopheles ausdrücken läfst . . . .

„ . . . . . wo wir sind ist Hölle",

den dann Southey in seiner Vision of judgment (Ende vom 4. Gesang) weiter ausgeführt hat:

Change of place to them brought no reprieval from anguish;
They in their evil thoughts and desires of impotent malice,
Envy and hate, and blasphemous rage, and remorse unavailing,
Carried a Hell within, to which all outer affliction,
So it abstracted the sense, might be deem'd a remission of torment.

Zum Schlufs noch einige Nachträge und Berichtigungen:

Zu den Sagen von den unerschöpflichen Gefäfsen, denen Graf einen populären Ursprung zuschreibt (II S. 262), gehört auch die

vom Ölkrüglein der Witwe von Zarpath im ersten Buche der Könige Kap. 17. Zu den Sagen von den auf einen verborgenen Schatz hinweisenden Statuen (II S. 18) gehört auch eine ziemlich moderne von Joseph Svatek in seinen kulturhistorischen Bildern aus Böhmen (Wien 1879 S. 91) mitgeteilte. Danach soll Erzherzog Leopold Wilhelm im Jahre 1670 erzählt haben, dafs in der Prager Burg einst die Bildsäule eines Weibes stand, welche mit dem Finger des ausgestreckten Arms nach der Erde zeigte. Die Bedeutung dieser Figur war Niemanden bekannt, aber die Tochter eines Kammerdieners des Kaiser Rudolf, der das Geheimnis der Goldmacherkunst besessen hatte, teilte vor ihrem Tode dem Erzherzog mit, der Finger zeige nach dem Orte, wo ihr Vater sein Geheimnis verwahrt habe. Man grub dort nach und gelangte zu einer Gruft, aus der mit entsetzlichem Knalle ein mephitischer Qualm entströmte. In dem Gewölbe selbst fand man die Wände mit schwarzem Pulver überzogen und — sonst nichts.

Band II 190 soll es statt Decam. III 3, VIII 3 und S. 194 statt Decam. III 3, III 8 heifsen.

Bd. II S. 226 macht Graf zu boce d'inganto Anm. 12 die Konjektur „d'incanto". Sollte nicht eher d'inganno zu lesen sein? Zu Bd. II S. 43, Litteratur über Sylvester II., sei hier noch bemerkt, dafs die von Döllinger (Papstfabeln des Mittelalters 1. Aufl. S. 157) citierte recht gute Verteidigung des verleumdeten Papstes, welche 1720 in Altorf erschien, nicht wie dort angegeben von Dav. Koeler, sondern eine Magisterdissertation des Johann Konrad Spoerl ist „sub moderamine Magnifici Academiae Rectoris Domini Joh. Dav. Koeleri" *).

Und hiermit scheide ich von dem trefflichen Buche Grafs, das mir viele Belehrung, Anregung und Genufs gewährt hat. Und dasselbe wird gewifs auch bei andern Lesern der Fall sein. Der Fachmann wird sich an der reichen Fülle des zu weitern Forschungen und Untersuchungen Anlafs gebenden Materials erfreuen, der gewöhnliche Leser an der eleganten formvollendeten Darstellung.

Wien. Marcus Landau.

*) In der Virchow-Wattenbachschen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge (Serie VII Heft 167) erschien vor kurzem: „Die Sagen über Sylvester II." von Dr. Karl Schultess, der auch den früher in der Nuova Antologia erschienenen Aufsatz Grafs benutzte. — Vgl. Englische Studien XVII, 317: Zu Shakespeares Heinrich IV. Teil 2. IV, 4, 367.

HANS ZIMMER: Just Friedrich Wilhelm Zachariä und sein Renommist. Ein Beitrag zur Litteratur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Rofsberg, 1892. 102 S. 8⁰.

Zimmer führt sein Büchlein über Zachariä als eine Art Rettung eines „Stiefkindes litterarhistorischer Forschung ein, das „noch nie voll zu seinem Rechte gekommen" sei. Mit Interesse erwartet man die neuen Enthüllungen, welche die Einleitung verheifst. Umsomehr ist man enttäuscht, wenn man in dem einen Teil des Buches nichts findet als eine breitere Ausführung dessen, was im wesentlichen schon Muncker in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Renommisten (in Kürschners D. N. L. Bd 43, II) festgestellt hat, in dem gröfseren Teile aber, neben einigen wenigen kleinen Korrekturen zu Muncker, so manche bedenkliche Irrtümer und Fehler entdeckt, welche zu der grofsen Anmafsung des Tones der Schrift gar nicht passen wollen. Überschätzung der eigenen Leistung wie des besprochenen Dichters bildet die Signatur der Arbeit. Wohl ist alles äufserliche Material, handschriftliches und gedrucktes, was sich nur irgend auftreiben liefs, mit grofser Sorgfalt und vielem Fleifs zusammengetragen. „Fehlt leider nur das geistige Band!" Die Beschreibung des herzlich einfachen und unbedeutenden Lebensganges Zachariäs ist mit minutiöser Genauigkeit ausgeführt. Aber eine abgerundete Biographie ist sie doch nicht geworden. Zimmer tut sich etwas darauf zu gute, dafs er zwei Episoden, deren Nichtbeachtung er Muncker zum ernsten Vorwurf macht, aus dem Zusammenhange des Ganzen losgelöst in zwei Anhängen zur Darstellung bringt. Damit führt er sich aber selbst zweifach ad absurdum: denn, dafs man die beiden Streitigkeiten mit Gemmingen und mit Gottsched im Zusammenhange nicht weiter vermifst, beweist, dafs sie nicht die Bedeutung haben, die Zimmer ihnen beilegt; andererseits aber, wenn sie diese Wichtigkeit wirklich besäfsen, dann wäre es ganz falsch, sie in der Erzählung nachhinken und so die fortlaufende Darstellung lückenhaft und schief werden zu lassen. Nebenbei bemerkt, bietet die Biographie auch ein auffallendes Beispiel für die mehrfach bemerkbare stilistische Unachtsamkeit Zimmers; S. 19 heifst es: „Das Grabmal aus blankenburgischem Marmor ist von seiner Witwe gesetzt und trägt — seiner eigenen Ode: „Die Begräbnisse" entnommen — folgende Inschrift". Das sollte doch nicht jemand schreiben, der (S. 5) die Berechtigung anerkennt, aus dem Stil, selbst in Kleinigkeiten, „Schlüsse auf den Charakter eines Menschen zu ziehen". Übler noch ist das zweite Kapitel „Die Bedeutung des Renommisten für die Litteratur- und Kulturgeschichte". Zimmer sagt selbst S. 1 der Einleitung, Zachariäs Bedeutung beruhe darauf, „dafs er die Poesie fast des gesamten Auslands in Deutschland nachahmend einführen half, dafs kaum eine Richtung auftrat, die er nicht sofort ebenfalls pflegte". Daraus würde jeder Laie den Schlufs ziehen, dafs Zachariä nicht anders verstanden und erklärt werden kann, als vom Standpunkt vergleichender Litteraturgeschichte aus. Hier müfste die Forschung einsetzen und bei all den verschiedenartigen Dichtungen Zachariäs die Fragen beantworten:

Welches ist das fremde Vorbild? Welche deutschen Nachahmungen sind dem Zachariäs vorhergegangen? Wie weit reicht in Zachariäs Gedicht der Einflufs des ausländischen Originals, wie weit der der deutschen Nachahmungen? Wie viel individueller Gehalt ist ihm zuzuerkennen? Welche Nachahmungen hat es erweckt? Dann würde sich freilich ergeben, dafs Zachariä in allen seinen Dichtungen ziemlich seicht und unselbständig ist, kein Dichter, der viel aus der Fülle eigenen Besitzes geben könnte, aber ein geschickter Nachahmer, der jeder Mode mit Erfolg nachzugehen imstande war und manche segensreiche Wirkung erzielt hat. Auf einen wesentlich höheren Standpunkt der Beurteilung als bisher könnte man ihn schwerlich erheben, aber viel des Interessanten liefse sich ermitteln, ein hübsches litterarisches Charakterbild liefse sich entwerfen und zugleich durch vergleichende Betrachtung manch klärendes Streiflicht auf die Litteratur der Zeit werfen. Aber die dazu nötige sichere Kritik, die nicht blofs mit äufseren Mitteln arbeitet, sondern das Wesentliche vom Zufälligen zu scheiden und die inneren Zusammenhänge klar zu erkennen versteht, läfst Zimmer in dem litterarhistorischen Teile seiner Schrift leider sehr vermissen. Obwohl er sich seine Aufgabe so eng begrenzt hat und aufser den wenigen Bemerkungen in der Einleitung über den Renommisten nicht hinausgreift, so sind doch selbst bei der Besprechung dieses bekanntesten Werkes Zachariäs falsche Grundlagen gewählt, nämlich Duschs theoretische Auseinandersetzungen über das komische Epos, die doch nur parteiisch zum Zwecke der Selbstverteidigung gegen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der Polemik gegen Uz geschrieben sind. Dazu konnte nur eine vollständige Verkennung von Duschs persönlichem und litterarischem Charakter verführen, die sich am frappierendsten Seite 37 in der Bemerkung bekundet, Lessing habe bei seinen scharfen Ausfällen gegen Dusch nur Nicolai treffen wollen. Vielleicht holt sich Zimmer aus Erich Schmidts „Lessing“ (I, 408 f.) bessere Belehrung über den zweifelhaften Führer, den er sich da gewählt hat; einige Vorsicht hätte ihn vor seinem bedauerlichen Mifsgriff bewahren müssen. Eine Untersuchung über das Verhältnis von Zachariäs „Renommisten“ zu Popes „Rape of the Lock“ und Boileaus „Lutrin“ hat Zimmer leider nur für später versprochen, sodafs man hierüber zunächst noch meine Arbeit über „Die deutschen Nachahmungen des Popeschen Lockenraubes“ (Ztschr. f. vergl. Litt.-Gesch. N. F. IV, 409 ff.) heranziehen mufs; ebenso werden deutsche Vorläufer und Nachahmungen nur genannt, aber ohne jeden Versuch, innere Bezüge aufzudecken, aufser bei der Übersetzung der Frau Gottsched, wo aber ein zuverlässiges Resultat fehlt, so gerne auch Zimmer sich hier ein neues Verdienst zusprechen möchte. Wenn aber die vergleichende Kritik in so hohem Grade fehlt, so ist eben eine wirkliche Würdigung der litterarhistorischen Bedeutung des Renommisten unmöglich. Besser ist die kulturhistorische Partie des Buches, die durch Parallelstellen bei anderen Schriftstellern den Schilderungen Zachariäs

eine gute Bekräftigung giebt, und die Untersuchung des Ausgabenverhältnisses, worin die Varianten unter bestimmte, übrigens schon von Muncker auf Grund von Zachariäs eigenen Andeutungen angegebene Gesichtspunkte gruppiert und mit Sorgfalt zusammengestellt sind. Lohnender freilich als diese mehr äufserliche Arbeit wäre es auch hier gewesen, den inneren Gründen und Zusammenhängen etwas mehr nachzugehen, und ein Nachweis, dafs der Einflufs des französischen und englischen Vorbildes in der zweiten und den folgenden Ausgaben immer stärker hervortrete, wie ihn Zimmer Seite 66 für möglich hält, wäre weit wertvoller als die äufseren Zusammenstellungen, deren philologischer Akribie aber volle Anerkennung gebührt. Die Gesamtleistung stellt sich also als sehr unzureichend dar; sie bietet nichts fertiges, in sich abgerundetes, sondern rohes und unbehauenes, zum Teil auch übel zugerichtetes Material für einen künftigen Arbeiter, der bei Zachariä immer noch ein sehr dankbares Gebiet finden würde.

München. Erich Petzet.

Heines achtes Traumbild und Burns' Jolly Beggars.

Von

Rudolf Zenker.

Es ist, soweit ich sehe, noch nirgends darauf aufmerksam gemacht worden, dafs Heines achtes Traumbild, das groteske Nachtstück ‚Ich kam von meiner Herrin Haus' (gedichtet nach Heines eigener Aussage 1816, zuerst gedruckt 1821) augenscheinlich inspiriert ist durch ein, vom Dichter selbst als ‚Cantata' bezeichnetes, Gedicht von Burns: ‚The Jolly Beggars' (‚Die lustigen Bettler'; gedichtet 1785, veröffentlicht erst 1802, vergl. A. Angellier, Étude sur la vie et les oeuvres de Robert Burns, Paris 1892 t. II, p. 153). Wenigstens finde ich weder in Elsters Ausgabe des Buches der Lieder (Heilbronn 1887, in Deutsche Litteraturdenkmale 27) noch in dessen kritischer Ausgabe von Heines Werken eine diesbezügliche Bemerkung, und auch H. Keiter, Heinrich Heine, Köln 1891 (in den Schriften der Görres-Gesellschaft) gedenkt S. 25, wo er von dem Einflufs Bürgers und Th. A. Hoffmanns auf die Heineschen Traumbilder spricht, irgend welcher Einwirkung des schottischen Dichters nicht. An der Tatsache lassen, wie mir scheint, die Übereinstimmung des Grundmotivs, der Form, des Tons der Darstellung sowie einige Einzelheiten keinen Zweifel. Allerdings gilt — si parva licet componere magnis — in gewissem Sinne betreffs des Verhältnisses der beiden Gedichte das, was Goethe über das Verhältnis von Byrons Manfred zu seinem Faust bemerkt: Der Dichter habe den Faust in sich aufgenommen und habe die seinem Zwecke zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so dafs keines mehr dasselbige sei, es sei eine ‚Umbildung aus dem Ganzen'. Nur würde es vielleicht im vorliegenden Falle unzutreffend sein, von einer ‚Benutzung zusagender Motive', also von einer bewufsten Tätigkeit des

Dichters zu reden; denn es scheint mir keineswegs ausgeschlossen, dafs Heines Phantasie unter dem Einflufs der Burnsschen Dichtung stand, ohne dafs er selbst sich dessen bewufst gewesen wäre. Es ist dies ja gewifs ein, in der Natur unserer Einbildungskraft begründeter, aufserordentlich häufiger Vorgang: Ein gewisses Motiv prägt sich uns ein, es bleibt in wesentlichen und vielleicht auch in einigen unwesentlichen Momenten in unserer Phantasie lebendig, während sich die Erinnerung an seine Herkunft verwischt; später reproduzieren wir es in einer durch das Hinzutreten neuer Motive modifizierten Form mit dem Gefühl, etwas vollkommen Originales, auf dem Boden unserer Phantasie autochthon Entsprossenes zu geben, ohne zu ahnen, dafs wir uns in Wirklichkeit einer Entlehnung schuldig machen. Ich halte es wohl für möglich, dafs die Entstehung von Heines Traumbild in dieser Weise zu denken ist, in welchem Falle also von einer ‚Nachahmung' des Burnsschen Gedichtes nicht die Rede sein könnte. Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst den Inhalt des letzteren; es schildert ein Zechgelage in einer Spelunke:

Zur Zeit des Spätherbstes, wenn rauhe Winde und die ersten Fröste das Nahen des Winters ankündigen, versammelt sich in Poosie-Nansies Haus allabendlich eine bunt gemischte Gesellschaft aus den untersten Schichten des Volkes, Männer und Weiber, die sich bei heifsem Punsch einer lärmenden Lustigkeit ergeben. Es wird eine Art Rundgesang veranstaltet: der Reihe nach erheben sich einzelne aus dem Kreise und stimmen, einer nach dem anderen, ein Lied an, in dem sie in drastischer Weise ihre Lebensschicksale erzählen, von ihrem Tun und Treiben berichten oder ihren momentanen Gefühlen Ausdruck verleihen. Jeder Sänger wird vom Dichter durch einige erzählende Verse eingeführt. Den Anfang macht ein Invalide; einen Arm und ein Bein hat er auf dem Schlachtfeld lassen müssen, mit hölzernem Arm und Bein, in Lumpen gehüllt, mufs er jetzt betteln gehen, dennoch fühlt er sich mit seinem Schnappsack, seiner Flasche und seinem Mädel so glücklich wie damals, als er noch im Scharlachwams dem Schall der Trommel folgte. ‚Er endete und die Dachsparren wankten unter dem Gejohle des Chores'. Eine Dirne folgt: ihr erster Liebhaber war ein Trommler, der zweite ein Caplan, dann ‚the regiment at large for a husband I got'; der Friede hat sie an den Bettelstab gebracht, aber zum Glück hat sie auf einem Jahrmarkt ihren ‚alten Burschen' wiedergefunden, mit ihm läfst sie sich's jetzt wohl sein beim vollen Glase. Der ‚lustige Andres' (Merry Andrew) ist der nächste: er ist ein ‚Narr von Profession', Possenreisser eines Quacksalbertrupps; fürs Trinken würde er seinen Hals riskieren, ein Mädel ist die Hälfte seiner ganzen Kunst, — aber was könnt ihr anders erwarten von einem, der eingestandnermafsen närrisch ist? Übrigens, besser, ein Narr für andere als, wie so mancher, ein Narr für sich selbst zu sein. Ein Weibsbild, das sich wohl darauf verstand, den Leuten die Taschen zu erleichtern, löst ihn ab. Sie hat einen Hochländer zum Liebsten gehabt, einen Strafsenräuber, der ‚kein Unterlandsgesicht fürchtete'; wie Lord und Lady haben sie zusammen ein lustiges Leben geführt, bis man den Wackern ‚über die See verbannte'; freilich, ehe die Knospen sprofsten, lag er wieder in ihren Armen; aber, wehe! sie haben ihn eingefangen, ins Gefängnis haben sie ihn gesteckt,

und, Fluch über sie! ‚sie henkten meinen guten John Highlandman'. Nun bleibt ihr nichts übrig als mit Trauer der vergangenen schönen Zeit zu gedenken. Doch ihre Reize haben es einem zwerghaften Geiger angetan, der bei Festlichkeiten und auf Jahrmärkten aufzuspielen pflegte; er wünscht sehnlichst, sie in ihrem Witwenkummer zu trösten und stimmt ein Lied an, in dem er um ihre Liebe wirbt: Beglücke mich mit Deinem Himmel von Reizen, dann wollen wir auf alles andere pfeifen (we'll whistle owre the lave o't). Aber er bekommt sofort einen stämmigen Kesselflicker zum Rivalen; der packt das Geigerlein beim Bart, zieht einen rostigen Degen und droht, ihm sofort den Garaus zu machen, wenn er nicht für immer auf seine Flamme Verzicht leiste; das Geigerlein bittet mit reuiger Miene um Gnade und der Kesselflicker stimmt denn nun selbst ein Lied an, in dem er seine Kunst rühmt und die Schöne auffordert, die Seine zu werden. Er findet Gehör, sie sinkt in seine Arme. „Sir Violino" aber leert seine Flasche auf die Einigkeit des Paares und weiſs sich rasch zu trösten. Die Reihe der Sänger beschlieſst ein Poet, ein von Stadt zu Stadt wandernder ‚Barde'; er erklärt sich für einen Verehrer des schönen Geschlechts, jedoch wie lange eine Liebschaft dauern solle, darüber könne allein die Neigung entscheiden; die Schönen hätten ihm schon übel mitgespielt, aber er liebe sie trotz alledem. ‚So sang der Barde und Nansies Wände bebten unter dem Beifallsdonner, der als Echo aus jedem Munde zurücktönte'. Auf allgemeines Verlangen stimmt dann der Poet ein zweites Lied an, in dem er die Philosophie der ganzen ehrenwerten Gesellschaft zusammenfaſst: ‚Was sind Titel, was sind Schätze? Was die Sorge um Ehrbarkeit? Laſst uns ein lustiges Leben führen, wie und wo, darauf kommt es nicht an'. Der Chor aber brüllt zu jeder Strophe als Refrain: ‚Schmach über die, welche das Gesetz beschirmt! Freiheit ist ein herrliches Fest. Gerichte wurden gemacht für Feiglinge, Kirchen gebaut den Priestern zu Gefallen'. Damit schlieſst das Gedicht*).

Die enge Verwandtschaft mit dem Heineschen Traumbild, dessen Inhalt ich als bekannt voraussetze, springt in die Augen. Hier wie dort haben wir eine aus Vertretern der verschiedensten Berufsarten bunt gemischte Gesellschaft, die sich zu lärmender Lustigkeit versammelt hat, einer Lustigkeit, die bei Burns zu dem armseligen Dasein der einzelnen Mitglieder, bei Heine zu ihrem tragischen Ende, ihrer jetzigen freudlosen Existenz und dem düsteren Charakter des Ortes, eines Kirchhofs, in grellem Kontraste steht; hier wie dort treten Einzelne aus dem Kreise hervor und berichten über ihre Lebensschicksale; bei Burns sind die auftretenden Personen: ein Invalide, eine Dirne, ein Clown, eine Diebin, ein Geiger, ein Kesselflicker, ein umherziehender

*) Die Anregung zu den ‚Jolly Beggars' soll Burns ein wirkliches Erlebnis gegeben haben. Als er, heiſst es, eines Abends zu Mauchline mit zwei Freunden an einem Wirtshaus vorbeiging, tönte ihm aus demselben Gesang entgegen, er trat ein und fand eine zechende Gesellschaft von Bettlern und Vagabunden vor. Die Scene machte so starken Eindruck auf ihn, daſs er sofort daran ging, sie dichterisch zu verarbeiten; schon nach wenigen Tagen konnte er das fertige Gedicht seinem Freunde Richmond rezitieren. Das betreffende Wirtshaus soll noch stehen. Vgl. Angellier, l. c.

Poet — bei Heine: ein Spielmann, ein Schneidergeselle, ein Dieb, ein Schauspieler, ein Student, ein junger Mann, dessen Stand nicht näher bezeichnet wird (vielleicht ein Page), ein Jäger — sieben Personen hier wie dort. Hier wie dort schildert der Dichter in der Einleitung zunächst die Situation, führt den jeweiligen Sänger bezw. Sprecher mit einer mehr oder weniger ausführlichen — bei Heine auf die äufsere Erscheinung beschränkten — Charakteristik erzählend ein und tut des lauten Beifalls, des Gelächters, Erwähnung, mit dem die Gesellschaft die einzelnen Vorträge begleitet. Hier wie dort ist das Versmafs dieser Vorträge jedesmal verschieden. Hier wie dort ist in dem Leben der einzelnen Personen der Liebe eine bedeutsame Rolle angewiesen — ein, wie mir scheint, sehr wesentlicher Zug. Bei Burns liegen sämtliche auftretende Personen in den Banden der Liebe — wenn dieser Ausdruck hier zulässig ist — oder sind doch verliebten Temperamentes: der Invalide ist zufrieden, wenn er nur seinen Schnappsack, seine Flasche und sein Mädchen hat; die Dirne betrachtet mit verliebten Augen ihren alten Trommler, der ihr, trotz der Lumpen, die ihn umhüllen, das Herz erfreut; dem ‚lustigen Andres' ist ein Mädel die Hälfte seiner Kunst; das langfingerige Weibsbild gedenkt mit Wehmut ihres toten Hochlands-Johns; der Geiger und der Kesselflicker sind beide in Liebe entbrannt, die Lieder, die sie singen, sind burleske Liebeslieder; der Poet endlich erklärt, dafs er alle Schönen liebe; ganz entsprechend ist es bei Heine eben die Liebe, welche die auftretenden Personen im Leben beherrscht und ihnen ein frühes Grab bereitet hat; das bei Burns schon vorhandene Motiv ist hier also nur modifiziert und gesteigert: Liebe mit tragischem Ausgang, Liebe als Verhängnis des Lebens.

Weiter: auch der Ton der Darstellung ist in beiden Gedichten der gleiche; hier wie dort ein ausgelassener Humor, der alles in seinen Bereich zieht und auch von den schlimmsten Dingen, von Unglück, Verbrechen, Tod, Hinrichtung u. dgl. mit scherzendem Euphemismus redet: der Invalide bei Burns hat ‚Arm und Bein als Zeugen auf dem Schlachtfelde gelassen'; die Dirne ‚nahm das ganze Regiment zum Ehgemahl'; die Diebin ‚verstand sich wohl darauf, des Sterlings habhaft zu werden'; ihr sauberer Kumpan, der Strafsenräuber, ‚fürchtete kein Unterlandsgesicht', man ‚verbannte ihn über die See' (= deportierte ihn) u. ä. Ebenso bei Heine. Der Dieb wird ins Zuchthaus gesteckt:

Und das Zuchthaus, heilig, grofs,
Schlofs mir auf den Mutterschofs.

Der Schauspieler nimmt sich aus unglücklicher Liebe das Leben:

> Da nahm ich den Dolch behende
> Und stach mich ein bischen zu tief.

Der Student ‚hat mit dem Tode Schmollis getrunken' u. s. f. Ein Unterschied besteht hier nur insofern, als bei Burns dieser humoristische Ton sich auch auf die erzählenden Partien erstreckt, während er bei Heine auf die Soloreden beschränkt ist.

Endlich mag die Übereinstimmung einiger Einzelheiten nicht unbemerkt bleiben. In der erzählenden Einleitung bedient sich sowohl Burns als Heine zur Schilderung des lärmenden Gebahrens der Rotte einer Häufung der verbalen Ausdrücke, welche überdies hier wie dort paarweise zusammenreimen:

> Wi' quaffing and laughing,
> They ranted and they sang;
> Wi' jumping and thumping,
> The verra girdle rang.

> So heult es verworren, und ächzet und girrt,
> Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt . . .

Sieben Verben, drei Reimpaare hier wie dort. — Ferner: von den auftretenden Personen sind ein paar nahezu identisch. Bei Burns haben wir eine Diebin, Genossin eines Strafsenräubers, bei Heine einen Dieb, dem die berüchtigsten Räuber als Muster vorschweben; wie bei Burns der Strafsenräuber, so mufs bei Heine der Dieb ins Gefängnis wandern. Der Heinesche Spielmann deckt sich teils mit dem Geiger, teils mit dem umherziehenden Poeten bei Burns. Ich vermute, dafs die Gestalten der beiden letzteren in dem Spielmann zusammengeflossen sind. Wie der Geiger mit der Fiedel, so begleitet der Spielmann seinen Gesang mit der Zither; andrerseits liegt es im Namen des letzteren und wird auch in der Einleitung angedeutet (‚Lieb Bruder, ich komme gleich'), dafs er zugleich Dichter ist; wie der Poet bei Burns, ist er es, der die Reihe der Solovorträge abschliefst; auch der Poet nimmt, wie der Heinesche Spielmann, wenn auch nicht in gleichem Grade, gegenüber den andern eine exceptionelle Stellung ein, in sofern er es ist, der den Gefühlen, die sie alle beseelen, in seinem Schlufsgesang Worte leiht und so als der Wortführer der Gesellschaft erscheint. — Schliefslich endet hier wie dort eine der Personen, welche auftreten, bezw. von denen erzählt wird, am Galgen: bei Heine der junge Mann, der der Grafentochter nachstellt, bei Burns der brave Hochlands-John.

Es wird schwerlich jemand behaupten wollen, dafs alle diese mannigfachen Übereinstimmungen rein zufällig seien; mir wenigstens scheinen dieselben gar keinen Zweifel darüber zu lassen, dafs wir in dem Heineschen Traumbild nichts als eine Umgestaltung der Burnsschen Cantata vor uns haben, freilich eine durchaus eigenartige, wahrhaft geniale Umgestaltung, welche einer vollständigen Neuschöpfung gleich kommt. Es ist eben von den Motiven und Elementen des Burnsschen Gedichtes keines mehr genau dasselbe; Grundidee und alle Einzelheiten sind vollkommen umgewandelt. Bei Burns sind wir in der realen Welt, die Gesellschaft, in die er uns versetzt, besteht aus Menschen von Fleisch und Blut, durstigen Vagabunden, die sich allabendlich zum Gelage zusammen finden; was uns dagegen Heine vorführt, ist eine Art Hallucination, die ihm seine zum Wahnsinn erregte Phantasie vorspiegelt, als er, um Mitternacht am Kirchhof vorüber wandelnd, die Gräber im Mondenschein daliegen sieht; und statt der Menschen haben wir hier die Geister Verstorbener, die Geister von solchen, welche die Leidenschaft in den Tod getrieben hat und die nun, nach langer Grabesruhe, sich einmal ein lustiges Stündchen machen wollen, indem sie sich gegenseitig ihr Schicksal erzählen. Es ist klar, dafs diese radikale Umbildung des Grundmotivs den Charakter der ganzen Konzeption verändern mufste. Die Burnssche Cantata gleicht einem jener derb realistischen, selbst den Cynismus nicht verschmähenden alten Niederländer Gemälde, welche etwa ein Gelage oder eine Kirmes darstellen: überschäumende Lebenslust, volle Humpen, Musik, wüstes Geschrei und Gejohle, Streit der in Tätlichkeiten ausartet, die Liebe in ihrer rohen sinnlichen Form; bei Heine dagegen sind wir in der phantastischen Welt der Romantik: Mondschein, Gräber, Geisterspuk, ein Spielmann mit der Zither, sentimentale Leidenschaft, Selbstmord aus Liebeskummer. Das Burnssche Gemälde ist hier gleichsam in die Atmosphäre der Romantik getaucht und ganz mit ihr durchtränkt. Dadurch ist denn auch die Tendenz eine vollkommen andere geworden: Die poetische Verklärung des Vagabundentums — als welche sich doch die ‚Jolly Beggars' in letzter Linie darstellen — ist metamorphosiert zu einer Schilderung der verhängnisvollen Macht der Liebe, zu einem Totentanz der Liebe.

Neben dieser centralen Umprägung der Grundidee finden wir bei Heine gegenüber dem englischen Vorbild eine Anzahl anderer Abweichungen, die mehr äufserlicher Art sind: Bei Heine sind die einzelnen Personen offenbar sprechend zu denken, bei Burns singen sie.

Bei jenem werden die einzelnen Reden nur durch je zwei erzählende Verse verbunden, von denen der erste in stereotyper Fassung den Eindruck des Gehörten auf den Kreis der Hörer schildert:

Da lachten die Geister in lustigem Chor . . . ,

während der zweite kurz den nächsten Sprecher einführt; bei Burns sind die erzählenden Partien weit ausführlicher gehalten, des Eindrucks der einzelnen Gesänge auf die Zuhörer geschieht nur zweimal Erwähnung, nach dem Liede des ersten Sängers, des Invaliden, und nach dem ersten Liede des letzten Sängers, des Poeten, beidemale aber in ausführlicherer Weise als bei Heine, wie denn auch die Schilderung des Auftretens oder der Persönlichkeit der einzelnen Sänger bei Burns in der Regel eine viel eingehendere ist, dem einen Verse bei Heine entsprechen bei ihm acht, zwölf Verse und mehr. Ferner singt die ganze Gesellschaft im Chore bei Heine nur einmal, eine vierzeilige Strophe, gleich zu Anfang; bei Burns dagegen begleitet der Chor die Lieder der Diebin, des Geigers und des Poeten je mit einer vierzeiligen Refrainstrophe. Schliefslich fehlt bei Burns der erzählende Abschlufs, den Heine seinem Gedichte giebt, indem er berichtet, dafs die Geisterschar mit dem Schlage Eins heulend wieder ins Grab hinabsank.

Man bemerkt, dafs diese Abweichungen teils, wie die zuletzt genannte, durch den veränderten Inhalt nahe gelegt sind, teils nur Reduktionen und Erweiterungen von Motiven bedeuten, die bei Burns schon vorhanden sind, teils auch in einer gröfseren Gleichmäfsigkeit und Geschlossenheit der Darstellung begründet sind.

Es wäre nach alledem meines Erachtens müfsig, zu fragen, ob denn auch irgend ein Zeugnis oder irgend welche sonstige Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, dafs Heine schon 1816 die Burnsschen Gedichte kannte; das vorliegende Gedicht beweist, dafs er sie kannte.

Somit hätten wir hier ein gerade in seiner engen Begrenztheit höchst instruktives Beispiel dafür, wie eine schöpferisch wirkende Dichterphantasie einen ihr überkommenen Stoff in eigenartiger Weise von innen heraus umzubilden und mit ganz neuem Leben zu erfüllen vermag; es ist, wie wenn eine Pflanze, in fremdes Erdreich, in ein fremdes Klima versetzt, Farbe und Gestalt von Grund aus verändert, indessen innere Struktur und sämtliche Organe, dem forschenden Blicke wohl erkennbar, unversehrt erhalten bleiben.

Würzburg.

Aus dem Grenzgebiete der Litteratur und Musik.

Von

Rochus von Liliencron.

II*). Die Jenaer Minnesängerhandschrift.

Die Buchhandlung von Fr. Strobel in Jena beabsichtigt, wie man durch eine im Januar d. J. ausgegebene Subskriptionseinladung erfährt, den berühmten Minnesängercodex der Jenaer Universitätsbibliothek durch Lichtdruck zu vervielfältigen. Die in der Gröfse des Originals hergestellte Ausgabe wird, wie der Pergamentcodex selbst, aus 133 Blättern bestehen, die auf beiden Seiten phototypisch bedruckt sind. Er wird für die Benutzung zu wissenschaftlichen Untersuchungen vollständig an die Stelle des Originales treten können, und diesen hochwichtigen Schatz alter weltlicher Musik sonach der Forschung in weitesten Kreisen leicht und bequem zugänglich machen. Zunächst wird es freilich genügend zahlreicher Subskription bedürfen, um der Verlagshandlung die Inangriffnahme des kostspieligen Unternehmens zu ermöglichen. Um die Sache zu fördern, sei es gestattet, mit einigen Worten auf die Bedeutung der Handschrift und ihres Inhaltes für das Studium der altdeutschen Lyrik und Musik aufmerksam zu machen.

Die in gröfstem Folioformat zum gröfseren Teil von ein und derselben ausgezeichnet schönen und klaren Hand auf Pergament geschriebene Handschrift ist aus der kurfürstlichen Bibliothek zu Wittenberg in die Jenaer Universitätsbibliothek gekommen. Abgefafst ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach in derselben Schreiberei, aus welcher Bruchstücke von Wolframs Parcival und Türleins Krone in gleicher Form und Ausstattung stammen, die sich in der Gothaischen Bibliothek und anderwärts finden. Es liegt deshalb die Vermutung nahe, dafs sie für einen der thüringischen Landgrafen angefertigt worden ist.

---

*) Vgl. Zeitschrift N. F. I, 129.

Sie wird in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben sein. Der älteste der in ihr vertretenen Dichter gehört noch dem 12. Jahrhundert an: der „alte Spervogel“. Der Zeit nach schliefsen sich ihm zunächst drei Sänger an, deren Haupttätigkeit noch in die Zeit vor 1250 fällt: Bruder Wernher, Meister Alexander und der Tannhäuser. Dann eine Gruppe von Sängern, die in der Periode von 1250—1275 dichteten: Stolle, Kelin, Rubin, Rüdiger, Höllefeuer und Konrad von Würzburg. Eine gröfsere Gruppe aus dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts: Gervelin, der Urenheimer, der Henneberger, Guter, der Unverzagte, Litschower, Singauf, v. d. Lippe, Goldener, Rumsland v. Sachsen, Rumsland v. Schwaben, der alte Meifsner, Poppe und Herman der Damen. Bis ins 14. Jahrhundert hinüber führen endlich als die beiden jüngsten dieser Sängerschar Fürst Wizlav von Rügen († 1305) und Frauenlob, „der junge Meifsner“ († 1318). Während die meisten anderen Liederhandschriften, auf denen unsere Kenntnis des Minnesangs beruht, nur die Texte der Lieder und Sprüche geben, fügt die Jenaer auch in schöner leicht lesbarer Notenschrift die Melodien hinzu. Sie ist die einzige Quelle, aus der uns in so reicher Fülle die Kunde von der Musik der Minnesänger zufliefst. Erst dadurch erhalten wir aber ein vollständiges Bild von dieser Lyrik und von der schöpferischen Tätigkeit der Dichter. Denn das Schaffen der Melodien war in dieser ganzen Kunst unzertrennlich verbunden mit der Dichtung der Texte; beides sind nur zwei nicht von einander zu trennende Seiten derselben schöpferischen Tätigkeit. Wir lernen mithin die Dichter erst ganz kennen, wenn wir sie auch als Bildner der Melodien ihrer Lieder kennen. Wenn nun auch leider in dem Jenaer Codex grade die grofsen Meister der kurzen Blütezeit des Minnesanges fehlen, so lernen wir doch hier, in welchem Stil und Geist auch sie, modern zu sprechen, komponiert haben und das altertümlich anmutige einzige Lied des alten Spervogel läfst uns wenigstens die Spuren der Entwicklung finden, die aus dem 12. Jahrhundert zu unseren Meistern der letzten Zeit des Minnesanges herabführt. Dafs ein Schatz von so hoher Bedeutung, dessen Vorhandensein doch mindestens seit v. d. Hagens Abdruck der Melodien im vierten Teil seiner Minnesänger, also seit bald sechzig Jahren allgemein bekannt war, gleichwohl der Hauptsache nach für die Forschung bisher ungehoben blieb, das erklärt sich allein aus dem Gang unserer musikgeschichtlichen Studien.

v. d. Hagen fügte zu seinem schon erwähnten Abdruck einen Aufsatz von Professor E. Fischer „über die Musik der Minnesänger" bei. Der Aufsatz erhält zwar manches Hübsche, bewegt sich aber in einer völligen Verkennung des wahren Charakters dieser Musik, so dafs auch das Richtige, was er enthält, doch immer nur halb richtig bleibt. Wenn der Verfasser meint, es würden unter diesen Liedern nicht viele sein, „welche, selbst durch eine passende Begleitung ausgeschmückt dem jetzigen Ohr und Geschmack zusagen", so bestätigen allerdings die von ihm gegebenen Proben diese ungünstige Meinung. Die Schuld liegt aber nicht an den Melodien, sondern an Fischers Auffassung und an dem Schmuck seiner „passenden Begleitung". Das bedarf indessen keiner Entschuldigung, denn 1838 gab die Musikforschung noch die Mittel zu einer wirklich eindringenden Erkenntnis nicht an die Hand.

Schon erheblich besser stand es hierum, als ich in Jena meinen Freund Wilhelm Stade, der damals dort akadem. Musikdirektor war, auf die Minnesängerweisen aufmerksam machte. Mit dem Auge des feinen auch mit der mittelalterlichen Musik wohl vertrauten Musikers empfand er alsbald den harmonischen Reiz, der in den Tonfolgen dieser Weisen liegt und er erkannte, dafs grade in diesen harmonischen auf Grund der Kirchentonarten aufgebauten Verhältnissen der Melodien das eigentlich Bestimmende ihres Wesens zu suchen sei. Im allgemeinen war uns auch deutlich, wie wenigstens die einfacheren durch Melismen nicht zu sehr verzierten Melodien im engsten Anschlufs an den Wortrhythmus der Texte in Taktmafse gesetzt werden müfsten, falls man sie harmonisch begleiten oder mehrstimmig behandeln wollte. Wir waren hiermit auf dem richtigen Wege, drangen aber freilich noch nicht bis zu dem Kernpunkte der ganzen Frage vor. Deswegen enthält denn auch das Vorwort, welches ich damals (1854) für unsere gemeinsame Publikation schrieb, noch vielerlei Schiefes und auf Seite 4 die völlig falsche Bemerkung, in dieser von den Minnesängern geübten und von den Meistersingern weiter fortgeführten Musik sei eine Hauptquelle des (evangelischen) Choralgesanges zu suchen. Vielmehr rifs grade der Faden dieser Musik eben in dem Augenblick als aus ganz anderen Wurzeln das Lutherische Kirchenlied erblühte, für immer ab und von den Minne- und Meisterliedern ist kaum ein einziges, wie Konrad von Queinfurts († 1382) langatmiges „Du Lenze gut, des Jahres teurste Quarte" in den Kirchengesang übergegangen.

Wir beschlossen auf Grund der gewonnenen Einsicht, um den Beweis zu liefern, dafs die alten Melodien, wenn man sie nur musikalisch richtig, wenngleich nicht auch zugleich geschichtlich richtig behandelt, noch immer Leben und Reiz besitzen und um ihnen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu gewinnen, 20 von ihnen für vierstimmmigen Chor bearbeitet herauszugeben (Weimar bei H. Böhlau; die Vorrede ist von 1854 datiert). Der musikalische Teil der Arbeit gehört natürlich ausschliefslich Stade. Von dem archaistischen Kunststückchen, die Harmonien des vierstimmigen Satzes nach den tonis der Melodien zu gestalten, sah Stade aus triftigen Gründen, die auch in meinem Vorwort angedeutet sind, ab. Franz Liszt bewog in lebhaftem Anteil an der Sache den Grofsherzog Karl Alexander, der für Kunst und Wissenschaft stets eine offene Hand hatte, dem Verleger durch Bestellung einer gröfseren Anzahl von Exemplaren für das grofsherzogliche Kabinet die Herausgabe zu ermöglichen und von uns die Widmung des Werkchens anzunehmen. In manchen Kreisen wurde es mit Interesse aufgenommen und wo es sich einmal einbürgerte, da findet man auch heute noch einige seiner Lieder mitunter auf den Concertprogrammen. Der Musikhändler Kahnt, in dessen Verlag das Werk später überging, veranstaltete nach mehr als 20 Jahren noch einen Stimmendruck dazu. Im allgemeinen begegnete man dem Versuch aber mit dem Bedenken, dafs doch so die Lieder ihrer Zeit nicht gesungen worden seien, ein Bedenken, mit dem man am wenigsten grade den Herausgebern etwas Neues sagte, während man darüber den in ihrer Arbeit liegenden Fortschritt verkannte. Ambros, der die Musik der Minnesänger zunächst in einem eigenen Kapitel seiner grofsen Musikgeschichte behandelte, hat unsere Publikation offenbar gar nicht gekannt; seine Arbeit, die aus der ersten Auflage von 1861 unverändert in die 2. von 1880 überging, ist daher auch eher als ein Rückschritt in der Beurteilung zu bezeichnen. Zwar läfst den Verfasser sein feiner musikalischer Sinn das (Gregorianisch) Choralmäfsige der Melodien deutlicher empfinden, als seinen Vorgänger Fischer, dem er im allgemeinen sonst eben nur ohne selbständige Untersuchung folgt. Grade da aber, wo er dies ausspricht (Bd. II[2] S. 248) verfällt er zugleich einem das Grundprinzip betreffenden Irrtum, indem er der „Choralnotierung“ der Lieder zwei Wertabstufungen, longa und brevis, zuschreibt. Die Noten des gregorianischen Chorales haben aber, wie wir jetzt wissen und wie Ambros wenigstens 1880 auch füglich hätte wissen oder doch bei diesem Anlafs nicht vergessen sollen, gar keine

Wertabstufungen der Noten im Sinne der Mensuralmusik. Die überhaupt im gregorianischen Choral zu allen Zeiten sehr verschieden und oft willkürlich verwandten Notenstriche bedeuten keinen Unterschied in der Zeitdauer der Noten, sondern sie dienen nur verschiedenen anderen Zwecken. Der von Stade richtig erkannte und gewürdigte harmonische Gehalt der Melodien ist Ambros entgangen. Ebenso wenig hat er den kunstvollen musikalischen Strophenbau gewürdigt, sonst hätte er nicht (l. c.) den Satz schreiben können: die Melodien seien nicht „liedmäſsig geschlossen, sondern der recitierenden Form des gregorianischen Gesanges analog“ (der Satz mischt Richtiges mit Grundfalschem) und die Minnesänger seien keine Liedsänger sondern Rhapsoden!

Nicht minder in die Irre gehen weiterhin die Bemerkungen, welche Ambros über den angeblichen musikalischen Einfluſs macht, den auf den späteren Minnesang das Volkslied geübt haben soll. Unter diesem Volkslied denkt sich Ambros eine Musik, die von allem Anfang an in der Unschuld des kindlichen Gemütes die Schulweisheit der Kirchentonarten u. s. w. verschmäht, einfach in Dur und Moll gesungen ward und von Tonika auf Dominante, von Dominante auf Tonika modulierte. Diese ganze weitverbreitete Anschauung beruht aber auf einem die Kunstgeschichte auf den Kopf stellenden Irrtum. Wenn das singende Volk sich die „einfache“ Musik selbst hätte erfinden sollen, so würden unsere Tyroler heute noch in der Art etwa der Araber oder auch der Chinesen singen, um nur an Völker höherer Kulturstufen zu erinnern. Es ist denn doch nicht richtig, wenn man wähnt, das Volk sänge nur gleich jedem anderen Vogel so wie ihm der Schnabel eben gewachsen ist. Geschichtlich betrachtet ist die Kunst der Musik seit dem Eintritt des Christentums in die Weltherrschaft in der kirchlichen Schule entwickelt. Ins Volk ist sie unter ihrer fortschreitenden Entwickelung durch mancherlei vermittelnde Elemente übertragen, vor allem durch technisch geschulte, fahrende Sänger und Spielleute, als Gesang und als Tanzmusik. Daſs sie hierbei einen leichteren Charakter annahm, daſs sie neue und beweglichere Rhythmen suchte und fand, daſs sie nach schlichten Melodien strebte, welche von der mitsingenden Menge leicht erfaſst werden konnten, versteht sich ja von selbst. Ebenso gewiſs ist es aber, daſs auch die Fahrenden sich mit ihrer Kunst stets nur innerhalb der Grenzen bewegten, welche ihnen von dem jeweiligen Stand der Entwickelung der Musik in ihrer hohen Schule gezogen ward. Von dieser

mittleren Klasse der Kunstübenden ging dann weiter Art und Wesen des Musizierens und Singens auf die grofse Menge des ungeschulten Volkes über. Von dorther erhielt also auch das Volk für seine harmlose Kunstübung Norm und Richtung. Auf solche Weise haben wir uns zu aller Zeit den Zusammenhang zwischen der hohen und den verschiedenen Stufen der niederen Kunst, zwischen kirchlicher, weltlicher und Volksmusik zu denken: alle drei stets in festem Zusammenhang und trotz der allergröfsten Verschiedenheit dennoch immer in einer parallel laufenden Entwickelung. Was wirklich auf die in den Liedern der Jenaer Handschrift allerdings ganz unverkennbar zu Tage tretende allmählige Umbildung der Kunst zu flüssigeren Formen und leichteren Rhythmen hingewirkt hat, ist nicht jenes vermeintliche Volkslied, sondern ganz einfach eben die weltliche Bestimmung der Lieder für fröhliche gesellige Unterhaltung und vor allem für den Tanz. Wenn aufser diesen allgemeinen Gründen etwas eingewirkt hat, so ist es nicht das Volkslied sondern die Musik der dem Volke ja allerdings näher stehenden Fahrenden, deren Einflufs auf den Minnesang überhaupt seit der Mitte des 13. Jahrhunderts erkennbar wird.

Ambros läfst sich übrigens bei diesem Anlafs ein ergötzliches Versehen zu Schulden kommen. Zum Beweise, dafs manche religiöse Lieder der Minnesänger an Schwung den kirchlichen Weisen nicht nachstehen, teilt er Heinrich v. Laufenbergs „Bis grüefst, maget schoene“, eine Paraphrase des Salve regina nebst seiner Melodie mit. Abgesehen davon, dafs es doch etwas kühn ist, den Strafsburger Mönch des 15. Jahrhunderts einfach unter die Minnesänger einzureihen, ist diese Melodie aber überhaupt keine Komposition Laufenbergs sondern es ist eben die kirchliche Melodie der Marianischen Antiphone Salve regina selbst, was Ambros um so leichter hätte gewahr werden können, da die lateinischen Worte über den betreffenden Noten stehen. Laufenberg behandelt die Melodie ebenso, wie man z. B. die Jubilationen des Alleluja seit Alters in Sequenzen oder Prosen verwandelte, indem man ihnen Worte unterlegte und zwar jeder einzelnen Note eine Silbe. Ebenso löst hier Laufenberg die von Wort zu Wort des lateinischen Textes gehenden reichen Melismen der alten kirchlichen Weise in einzelne Melodietöne auf, denen er seinen deutschen Text unterlegt. Wie weit er dabei hie und da änderte und einzelne Töne zusetzte kann ich nicht sagen, da mir die kirchliche Melodie nur in der Gestalt des heutigen Vesperale romanum vorliegt. Aber ein einziger Blick auch nur auf diese heute übliche Melodieform genügt, um die lehrreiche Tatsache selbst aufser Zweifel zu stellen.

Ambros hat bisher das letzte Wort in der Sache des Minnesanges behalten, wenn ich die kurzen Bemerkungen ausnehme, welche ich selbst im Paulschen Grundrifs der German-Philologie Bd. 2 Abt. 2 S. 310f. darüber geschrieben habe. Mir wenigstens ist nicht bekannt geworden, dafs inzwischen einer der Fachmänner die Frage besprochen hätte. In den Bemerkungen des Grundrisses glaube ich aber das Prinzip der Sache richtig festgestellt zu haben: mit der musica mensurata, obwohl sie zu jener Zeit auch in Deutschland längst Eingang gefunden hatte, hat die Musik der Minnesänger gar nichts gemein, weder in Betreff der Notenmessung noch der auf unter sich ungleichen Notenwerten beruhenden Melodiebildung. Sie steht vielmehr noch voll und ganz auf dem Boden derjenigen Kunst, die man im Gegensatze zu der ars nova des 12. Jahrhunderts als die altkirchlich gregorianische bezeichnet. Ihre Melodien zeigen daher nicht blofs, wie auch Ambros sagt, etwas choralartiges, eine Analogie des gregorianischen Gesanges, sondern sie sind weltliche Choräle des gregorianischen Stiles. Ihre Noten haben weder absolut noch gegen einander gemessen einen festen Zeitwert, sondern nur eine accentische Abstufung (modern gesprochen guten und schlechten Taktteil), die ausschliefslich durch den Text und seine Accente, Hebungen und Senkungen bestimmt und geregelt wird. Ebenso ist der strophische Aufbau der Melodie nur die musikalische Kehrseite des Zeilen- und Reimgebäudes der Worte. Dafs die Melodie sich trotzdem ganz von selbst in Takte regelt, ist lediglich die Folge des Taktmafses der Verszeilen. Der einzelnen Silbe kommt im allgemeinen auch nur eine Note oder mit annähernd gleicher Zeitdauer 2—3 leichtfliefsende Noten zu, wie dies auch in den Sequenzen und in den lateinischen Hymnen der Kirche die Regel ist. Wo sich dagegen über einer Silbe länger ausgesponnene Melismen finden, da dürfen diese nicht etwa nach den Regeln der Ligaturen der Mensuralmusik in Notenwerte umgesetzt werden. Welches Ungeheuer von Melodie würde man damit z. B. aus Wizlavs Lied „Ich warne dich, vil junger man, gezarte“ (Jen. Hdschr. S. 145, bei v. d. Hagen Teil IV S. 813) machen! Sie sind vielmehr nach den Regeln zu behandeln, die der gregorianische Gesang für die Behandlung der neumenreichen Melismen giebt. Überhaupt mufs der Vortrag wie beim gregorianischen Gesang rezitierend, rasch und leicht hinfliefsend sein. Die in den Tonfolgen liegenden Modulationen, in denen sich die den Tonarten charakteristischen Wendungen kundgeben, müssen offenbar im Vortrag wohl beachtet werden.

Was die Tonarten betrifft, so giebt sich in gewissen Punkten hier eine freiere Behandlung kund, als z. B. in den kirchlichen Hymnen. Im Ubrigen aber stehen auch die weltlichen Melodien unter den Gesetzen der altkirchlichen modi. Von Versetzungszeichen wird ausschliefslich das b vor h gebraucht und wo b statt h gesungen werden soll, wird es, wenn auch nicht immer genau und sorgfältig, vorgezeichnet. Es ist daher auch keineswegs zulässig, das b, wie z. B. Fischer und Ambros es tun, ohne weiteres einzusetzen, weil das moderne Ohr es verlangt, und damit z. B. lydischen Ton (modus 5 u. 6) in f-Dur zu verwandeln. Es finden sich Melodien in f, die gar kein b brauchen, also strenge lydisch sind, andere, die durchweg b setzen, also f-Dur, und wieder andere, die beide Formen mischen, die also z. B. beim Herabsteigen der Tonfolge von c entweder mit b nach f oder mit h nach g modulieren. Die Erhöhung eines Tones durch ein Kreuz kommt niemals vor. Ob sie nach dem späteren Gesetz der Mensuralmusik in der Cadenz für die Untersekunde zu ergänzen sei, das ist mir höchst zweifelhaft. Der strenge Choralgesang läfst dies nicht zu, und dafs es auch bei mehrstimmiger Harmonisierung nicht nötig ist, das kann man z. B. aus Hanisch Organum comitans lernen.

Unter den 91 Nummern der Jenaer Handschrift sind zwei Leiche, vier unvollständige Melodien und sieben in Betreff der Tonart so eigentümlich gemischte, dafs ich mich des Urteils enthalte. Von den nachbleibenden 78 gehören, wenn ich richtig gesehen habe, 26 dem ersten und zweiten Modus (dorisch u. hypodor.), 8 dem dritten und vierten (phryg. u. hypophr.), 28 dem fünften und sechsten (lydisch u. hypolyd.) und nur 4 dem siebenten und achten (mixolyd. u. hypomix.) an, was auffallend wäre, wenn nicht zwölf Melodien in ut (also c-Dur) hinzukämen. Wir sehen nämlich in unseren Melodien auf höchst interessante Weise die moderne Durtonart auf zweierlei Art entstehen, wobei jede der beiden Arten einstweilen noch ihren besonderen Charakter behält. Das eine Dur entsteht nämlich aus dem fünften (lyd.) Modus, der ja bei durchgeführtem b zu einer Transposition der C-Durtonleiter wird. Die Melodien dieser Gattung bewahren aber in ihren Tonfolgen und ihrer Modulation etwas vom Charakter des fünften Modus, was namentlich in denjenigen deutlich heraustritt, in denen, wie eben gesagt, b mit h wechselt. Die andere Gattung des Dur entsteht aber aus dem achten Modus, der, indem er von der Tonica g nach der Dominante c moduliert, schon an sich einen überwiegenden c-Durklang annimmt. Auf diesem Grunde beruhen nun die Melodien in c-Dur (ut) in denen das

Nachwirken des mixolydischen Charakters noch viel stärker hervortritt, als in f-Dur das der lydischen Tonart. Die Melodien dieser Gattung beginnen nämlich mit Vorliebe in dem obern Tetrachord der c-Dur Tonleiter: G-c, welches ja die Grundlage des achten Modus bildet und lassen dabei fast immer die dem achten Modus charakteristische Tonfolge g-a-c vernehmen. Sie haben dadurch eine vom lydischen Dur charakteristisch verschiedene Färbung. Eine derartig kunstmäfsige Behandlung der neuen Durtonart und was sich etwa in der Behandlung der Tonarten als abweichend von dem gleichzeitigen Gebrauch der kirchlichen Musikschule herausstellt, wird niemand, der die Sache genau betrachtet, auf Rechnung der Einwirkung eines die Strenge der Kunst bei Seite lassenden Volksliedes setzen wollen. Dies näher auszuführen wäre auf keinen Fall hier der richtige Platz; ich überlasse es aber überhaupt lieber der musikgeschichlichen Untersuchung der Fachmänner. Nur eines sei hier noch gestattet aus dem Gebiete der Verwendung der Tonarten in unseren Minneliedern zu erwähnen, da es sich auch ohne Notenbeispiele klar machen läfst, nämlich das Verhältnis der Tonarten in den Leichen. Von den zwei Dichtungen dieser Gattung, welche die Jenaer Handschrift bietet, wähle ich den von „Herman der Damen“ (so nennt und singt er selbst seinen Namen in der Schlufsstrophe dieses Marienleichs). Er findet sich auf Seite 832 bis 839 des v. d. Hagenschen Abdruckes: „Ir Kristenen alle, schriet“. Während natürlich jedes Lied nur eine Tonart zeigt, wenn es auch etwa im Abgesang eine andere berührt, namentlich die Seitentonart, zur authentischen die plagale oder umgekehrt, bewegt der Leich sich in Strophengruppen durch verschiedene Tonarten. Es ist höchst lehrreich, zu beobachten, wie sich dabei eine organische Folge der Tonarten herausstellt. Die Grundtonart, in der er anhebt, ist die lydische Tonreihe von F und zwar teils im fünften, teils im sechsten tonus, überwiegend mit b, also modern gesprochen in f-Dur, aber abwechselnd in rein lydischer Form, also mit der übermäfsigen Quarte h. Nämlich Str. 1 ton. 6 mit b, Str. 2 ton. 5 mit b; Str. 3 = Str. 1; Str. 4 = Str. 2; Str. 5—7, in Variationen der Hauptmelodien ton. 5 mit b; dann aber folgt in Str. 8 ton. 6 mit h, also rein lydisch; ebenso die einander gleichen Strophen 9 und 11, indem sie aber nach D hinunter modulieren und dadurch die Färbung von D-Moll (ton. 1) annehmen, während die wieder gleichen Strophen 10 und 12, übrigens ebenfalls rein lydisch, durch ihren Schlufs auf C in die Tonart der nun folgenden Strophengruppen hinüber leiten. Es sind die Strophen 13—24, welche

sich in dorischer Tonleiter D, tonus 1 und 2 zeigen, aber in dreifacher Tonlage. Strophe 13 hebt gleich mit der dem 2. tonus charakteristischen Tonfolge C D F an, die z. B. auch das initium des 2. Psalmentones bildet; Str. 13—15 sind rein dorisch, also D-Moll mit der Sexte h statt b; ebenso Str. 16, aber auf G transponiert. Str. 17 ist wieder dorisch in der richtigen Lage D; Str. 17 dorisch in der Lage G, leitet aber durch den Schlufs auf a in die nächstfolgende Strophengruppe 19—24 über, in welchen das Dorisch auf a transponiert erscheint. Man könnte ja allerdings zweifeln, ob hier nicht schon der spätere 9. tonus, äolisch (la-mi) zu suchen sei. Der unterscheidende Ton, die kleine Sexte, kommt aber in allen 5 Strophen nicht vor; man wird also wohl annehmen dürfen, dafs er absichtlich gemieden wird, um die dorische Tonart festzuhalten und weil die Erhöhung der Töne durch ein Kreuz noch nicht im Gebrauche war. Die letzte dieser Strophen, 24, schliefst aber mit c und leitet damit in die nächste Gruppe, Str. 25—27, welche in ton. 7 und 8, mixolydisch gesetzt ist, mit dem überwiegenden Klang von C-Dur. Noch einmal folgt in Str. 28—29 dorisch in D aber zum Teil mit b statt h und dadurch rückleitend in die erste Tonart des Leichs, das Lydisch, welches dann zugleich mit den Melodien der Anfangsstrophen in Str. 30 wieder eintritt und in dem nun in den letzten zehn Strophen der Gesang zu Ende geführt ist.

Wenn man hier statt der alten Tonarten moderne Bezeichnungen einsetzt, die ihnen ja allerdings keineswegs genau, doch aber dem allgemeinen Charakter nach entsprechen, so ist die Folge der Tonarten folgende: F-Dur, D-Moll, G-Moll, A-Moll, C-Dur, D-Moll, F-Dur. Wir haben darin eine vollständig cyklische Musikform vor uns in reicher und schön geordneter Folge der Tonarten.

Ich breche ab; diese Zeilen wollen ja nicht im Entferntesten den Gegenstand erschöpfen, sondern nur darauf aufmerksam machen, welche Fülle wichtigsten Stoffes die Jenaer Liederhandschrift bietet. Nur in kurzen Sätzen seien die Grundlagen für die Auffassung ihrer Lieder zusammengefafst. Bis gegen das 12. Jahrhundert stand alle Musik nach Theorie und Praxis auf dem Boden der altkirchlichen Tonkunst, die wir als die Kunst des gregorianischen Gesanges bezeichnen: einstimmige melodische Tongebilde, harmonisch geregelt nach den Gesetzen und innerhalb der Schranken der 8 kirchlichen Tonarten (toni, modi), harmonisch aber noch nicht im Zusammenklang sondern in der Folge der Töne, in der Linie, in welcher sie sich von der

Tonica ausgehend um die Dominanten herum, die nach den Tonarten verschiedene sind, zur abschliefsenden Tonica zurück bewegen. Die Noten nicht nach festen Werten gegen einander oder in einem musikalischen Taktsystem gemessen, sondern wo sie mit Worten verbunden sind, nur nach ihrem Accent, ihrem stärkeren oder leichteren Gewicht bestimmt. Auch wo der Wortsilbe statt einer einzelnen Note, eine kleine Gruppe zu einer Figur gebundener Noten, eine Neume, entspricht, bleibt das Verhältnis das gleiche: die mehrtonige Neume tritt für den Rhythmus der ganzen Musikzeile nur an die Stelle der einzelnen Note mit annähernd gleicher zeitlicher Dauer, so zu sagen nur mit verlangsamter Aussprache der Wortsilbe. Wo sich aber über einem Sprachlaut längere Reihen von Neumen als wortlose Tonfolgen an einander schliefsen, da wird ihr Gesang durch ein eigenes musikalisches Gesetz geregelt, welches die aneinander gereihten Neumengruppen rhythmisch gegen einander abwägt. Die Kunst dieses gregorianischen Gesanges hat sich auf unsere Zeit herab nur in den einstimmigen altliturgischen Gesängen der Kirche fortgeerbt. In der ersten mittelalterlichen Periode der Musik umfafste sie aber die gesamte Musik, wie die kirchliche, so auch die weltliche. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts keimte aus dem Grunde dieser alten Kunst eine neue Bildung hervor, die man eben deswegen als die ars nova bezeichnete: die Kunst des kontrapunktischen Zusammenklanges der Tonreihen, verbunden, wie dies notwendig war, mit einem System der Bestimmung der Noten nach festen Längenmafsen, wobei die Tonreihen zugleich zu Taktverhältnissen geordnet wurden: die Mensuralmusik und die Kunst des Kontrapunktes, aus der dann die ganze moderne Musik hervorgewachsen ist.

Das Wesen der Melodien der Jenaer Liederhandschrift, also der in ihnen enthaltenen Kunst der Minnesänger besteht nun darin, dafs diese Musik, unberührt von der tiefgreifenden Reform der ars nova noch vollständig auf dem Boden des altkirchlich gregorianischen Gesanges steht. Diese Melodien zeigen uns also diejenige Gestalt, welche die älteste Kunstgattung in Deutschland in ihrer Anwendung für den weltlichen Gesang angenommen hat und zwar zugleich in der höchsten Blüte, welche zu entfalten ihr auf diesem Gebiete möglich geworden ist. Denn im Anschlufs an sie sehen wir in dem Gesange der Meistersänger nur noch ihren Verfall und ihr Absterben als weltliche Musik. Die Anfänge einer weltlichen nova ars des 15. Jahrhunderts liegen in der beginnenden kontrapunktischen Behandlung der Volkslieder neben den letzten Ausläufern des alten weltlichen Kunstgesanges.

Welchen Anteil auch die Litteraturgeschichte an der weiteren Erforschung und Klarlegung dieses Prozesses hat, das braucht ja nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Damit ist denn zugleich auch die Wichtigkeit angedeutet, welche man der phototypischen Vervielfältigung des prächtigen Codex beizumessen hat. Wohl liegt ja sein Inhalt im Abdruck bei v. d. Hagen seit lange vor. Aber keine ernste wissenschaftliche Untersuchung ist möglich, ohne das Original selbst dabei zu Grunde zu legen. Der Abdruck ist, wie die Kollation eines Teiles gezeigt hat, zwar im ganzen korrekt, doch aber nicht ohne Fehler; und auch abgesehen davon werden dem Forscher überall Zweifel aufstofsen, an denen die Untersuchung nicht vorübergehen darf, ohne sie durch Vergleichung des Originals zu lösen. Der geplante Abdruck jedoch kann, wie schon gesagt, einfach an die Stelle des Originals treten. So wird denn hoffentlich dem mutigen Unternehmer dieses bedeutungsvollen Werkes die Unterstützung nicht fehlen und der Forscher bald in der Lage sein, die Sprüche, Lieder und Leiche der Minnesänger auf jeder gröfseren Bibliothek in der stolzen Ausstattung vor Augen zu haben, in der am Ausgang der Periode des Minnesangs der thüringische Landgraf sie für sich schreiben liefs.

Schleswig.

Die Eselherz-(Hirschherz-, Eberherz-)Fabel.

Von

Georg C. Keidel.

Diese Fabel ist nicht eine von den weitestverbreiteten der Fabellitteratur und fehlt sogar in vielen der berühmtesten Sammlungen, wie z. B. in der des Phaedrus und La Fontaines. Jedoch findet sie sich in vielen andern, darunter in der sehr bekannten Version des Babrius (Nr. 95).

In dem Folgenden werde ich versuchen, den Schicksalen obiger Fabel eingehender nachzuforschen, als bisher geschehen ist.

I. Allgemeine Einteilung der Versionen.

Die vielen Versionen dieser Fabel lassen sich in drei grofse Gruppen einteilen, je nachdem das betreffende Herz dasjenige eines Esels, eines Hirsches, oder eines Ebers ist. Von diesen drei Gruppen scheint die erste in den orientalischen Ländern entstanden zu sein, die zweite in den klassischen Zeiten aus der ersten geflossen, und die dritte während des Mittelalters aus der zweiten. Wir haben also:

A. Orientalisch — Esel
B. Klassisch — Hirsch
C. Mittelalterlich — Eber.

Jedoch mufs man hierunter nicht verstehen, dafs die eine Gruppe von der andern verdrängt worden wäre, sondern dafs alle drei Gruppen weitergelebt haben. Dafs diese Klassifikation die richtige sei, werde ich im Nachstehenden zu beweisen suchen.

II. Die Orientalische Gruppe.

Die älteste Form ist die im Panschatantra IV. 2, welche wohlbekannt ist durch Benfeys Ubersetzung ins Deutsche. Wahrscheinlich hiervon ist eine Pehlevi-Version entstanden im Calila und Dimnah von Bidpai, die nicht mehr existiert. Hieraus soll entstanden sein

die alt-syrische Version im Kalilag und Damnag, die ins Deutsche übersetzt worden ist von Bickell (S. 51). In späteren Jahrhunderten findet man viele andere Abkömmlinge: so die Version vom Rabbi Joel, die von Johann von Kapua, und andern.

Nicht zweckmäfsig erscheint es, hier dieser Fabel weiter zu folgen in die verschiedenen Übersetzungen des Calilah und Dimnah; einige isolierte Fälle jedoch ziehen unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich.

1. Baldo, fab. XIII, ist eine sehr veränderte Form der Fabel, die von Du Méril, Poésies Inédites, 1854, S. 233—4, gedruckt worden ist. Bis dahin hat man nicht entdecken können, woher Baldo diese Version genommen haben mag, obwohl sie ohne Zweifel zur orientalischen Gruppe gehört. Joseph Jacobs in seiner History of the AEsopic Fable, London 1889, giebt eine Tafel der Fabellitteratur gegenüber Seite 1, worin er Baldo indirekt von Babrius und Avianus abstammen läfst. Dies scheint unmöglich zu sein, da Babrius die klassische Version giebt, und Avianus (No. 30) die mittelalterliche, während Baldo die orientalische Form hat.

2. Nicole Bozon, Contes Moralisés, p. p. L. T. Smith et Paul Meyer, Paris, 1889, giebt als Beispiel zu seiner 142. Erzählung eine sehr verstümmelte Form der orientalischen Version. Woher er sie genommen hat, liegt hier wieder im Dunkeln; auch die Form des Baldo ist hiervon sehr verschieden. Paul Meyer meint, dafs diese und einige andere Fabeln des Bozon aus der Sammlung des Romulus irgendwie entstammen, was in diesem Falle gar nicht einleuchtet, weil doch die Romulus-Fabeln die klassische Form unserer Fabel aufweisen.

B. M. Harl. 1288, fo. 118, enthält eine lateinische Übersetzung der Fabel Bozons.

III. Die Klassische Gruppe.

Diogenes Laertius I. 51 giebt einige Verse, die Solon geschrieben haben soll, worin er die Athener geifselt und sagt, dafs sie alle in die Fufstapfen des Fuchses treten. Man hat angenommen, dafs dies sich auf eine Fabel bezog, die ähnlich war der 95. des Babrius. Sei dem wie es mag, der älteste Text der klassischen Version unserer Fabel ist unzweifelhaft der des Babrius. Man hat viel gestritten, woher Babrius seine Fabeln bekommen hat. In diesem Falle scheint es klar, dafs die Fabel auf irgend eine Weise aus der orientalischen Version geflossen sei, da man dort die Erzählung viel natürlicher einleitet.

Unmittelbar aus Babrius übersetzt zu sein scheint eine lückenhafte lateinische Version von Furia gedruckt als No. 356. Aufserdem findet man keine Fabel, die dieser ähnlich ist, und man tut einen Sprung bis zu Fredegarius im 7. Jahrhundert, der sie wiedergiebt in seinen Chronicon, l. III, c. 8. Im 10. Jahrhundert hat der Benediktinermönch Aimoinus sie in sein Chronicon, l. I, c. 10 aufgenommen.

Allen diesen sehr unähnlich ist die Version des Fromundus in seiner Historia fundationis monasterii Tegernseensis, c. 5; hier allein findet man den „Bären" an der Stelle des „Löwen".

Dieser etwas ähnlich ist eine lateinische Version, enthalten in einer Handschrift zu Le Mans (B. Cenom. 84, fo. 128b), die eine sporadische Fabel zu sein scheint, die im 13. Jahrhundert niedergeschrieben wurde.

Noch zwei andere, einander ähnliche, lateinische Versionen sind vorhanden, die erste in einer Handschrift der Bibl. Burgundicae, Nr. 536, fab. 61, die zweite in einer Handschrift der Bibl. Remensis, Nr. 743/749. Ähnlich auch ist die 61. Fabel der Marie de France.

IV. Die Mittelalterliche Gruppe.

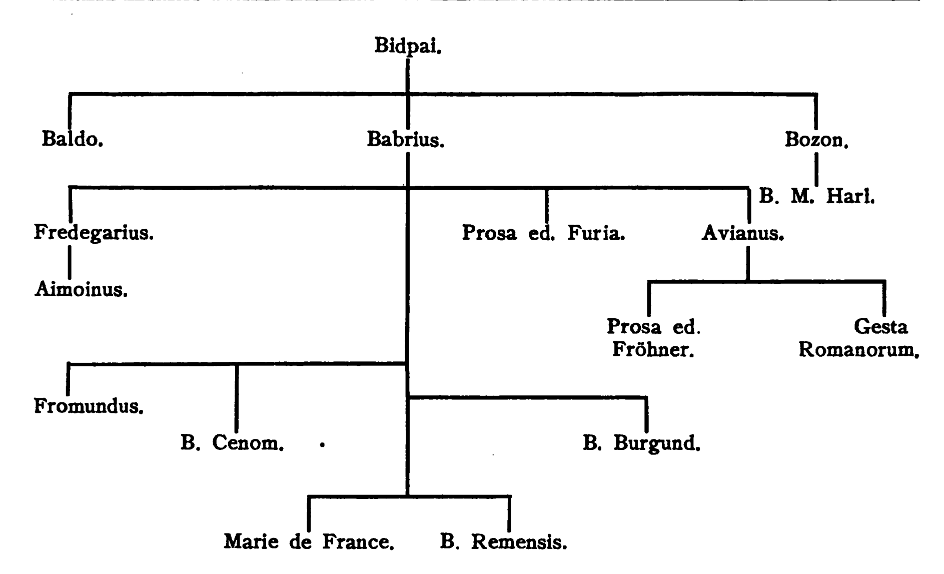
Die älteste Version dieser Gruppe ist die des Avianus (Nr. 30). Vergleicht man diese mit der des Babrius, so bemerkt man, dafs eine sehr grofse Veränderung schon stattgefunden hat, obwohl dieser nur anderthalb Jahrhunderte später als jener geschrieben haben soll. Fröhner (S. 79) hat hiervon eine lateinische Version in Prosa veröffentlicht, die doch manche Veränderungen aufweist.

Eine ähnliche Version findet man in den „Gesta Romanorum" als 83. Erzählung, die sich dann vielfach verbreitet hat.

Wenn man die drei oben angegebenen Versionen sorgfältig vergleicht, so kommt man zu der Überzeugung, dafs die zwei letzteren aus einer gemeinsamen Quelle entspringen, die selbst von Avianus herstammt. Da der Verfasser der „Gesta Romanorum" und seine Quellen bis dahin beide unbekannt geblieben sind, so mag dies wenigstens als ein Wegweiser zur letzteren dienen.

V. Stammtafel.

Setzt man die Ergebnisse des Vorigen zusammen, so bekommt man die folgende Stammtafel, die leider noch in mancher Beziehung sehr unsicher ist:



Hoffentlich wird man wenigstens einige Fortschritte über das bisher Bekannte im Obigen erkennen.

Johns Hopkins University, Baltimore.

NEUE MITTEILUNGEN.

Ein vergessener französischer Aufsatz Wilhelm von Humboldts.

Von

Albert Leitzmann.

Ein Jahr nach dem Erscheinen seines ästhetischen Versuchs über Goethes Hermann und Dorothea schreibt Wilhelm von Humboldt von Paris aus am 30. Mai 1800 an Goethe, dem er zugleich die Übersendung einer Schrift der Frau von Staël in Aussicht stellt: ‚Ich werde ihrem Buche eine französische Abhandlung beilegen, die ich hier geschrieben habe, um die Staël und einige andere mit den Hauptideen meines deutschen Buches bekannt zu machen, und die in Millins Magazin abgedruckt ist. Diese Arbeit hat mich interessiert, weil sie mich gelehrt hat, wie man lavieren mufs, wenn man in deutscher Richtung mit französischem Winde segeln will, und echt französisch zu schreiben, so viel ichs erreichen könnte, war meine Absicht. Urteilen Sie nun selbst' (S. 161); und in einem Nachwort vom 1. Juni des Jahres: ‚Hier, lieber Freund, das Buch der Staël und drei Exemplare meines französischen Aufsatzes, alles zu freundschaftlichem Gebrauch' (Goethejahrbuch 8, 69). Leider ist Goethes und Schillers gemeinsames Antwortschreiben (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 2, 260. 261 Spemann; Humboldt an Goethe S. 168) nicht erhalten und ich finde auch sonst in den gleichzeitigen Briefwechseln keine Notiz über die betreffende Abhandlung. Sie ist gedruckt in dem von Humboldts Pariser Freunde Millin (vgl. an Schweighäuser S. 101. 149. 154) 1795 begründeten ‚magasin encyclopédique ou journal des sciences, des lettres et des arts', in dessen 1799 erschienenem fünften Jahrgang sie im fünften Bande S. 44—65 und 214—238 einnimmt. Ein Neudruck ist in mannigfacher Beziehung wünschenswert;

einmal haben wir nicht solchen Überflufs an Humboldtschen Aufsätzen, dafs wir nicht eine so umfängliche ästhetische Arbeit mit Freuden zum Verständnis und zur näheren Kenntnis seiner Geistesgestalt verwerten müfsten; andrerseits ist es dem genauen Leser von Interesse zu beobachten, zu welchen Wandlungen und Umformungen die leichte Klarheit und Eleganz der französischen Sprache den sprachlichen Ausdruck von Humboldts Gedankensystem im Vergleich zu seinem weit umfangreicheren deutschen Buche nötigte. Ich versehe der leichteren Verweisung wegen die Abschnitte der Abhandlung mit fortlaufenden Nummern. Die Überschrift giebt den Titel von Humboldts Buch deutsch und französisch; eine Anmerkung dazu nennt den Verfasser ‚bon poète, savant helléniste, distingué par ses connoissances litéraires'. Eine genauere Würdigung des Inhalts der Abhandlung behalte ich mir in gröfserem Zusammenhange vor.

1. Le domaine du poète est l'imagination; il n'est poète qu'en fécondant la sienne, il ne se montre tel qu'en échauffant la nôtre. La nature que d'ailleurs nous examinons avec nos sens, que nous analysons avec notre esprit, se présente par les efforts du génie poétique à notre imagination, et paroît recevoir de lui un éclat nouveau.

2. Le problême général que le poète, que le peintre, que le statuaire, que tous les artistes, en un mot, ont à résoudre, c'est de transformer en image ce qui, dans la nature, est réel.

3. Mais que feront-ils pour arriver jusques-là? Iront-ils altérer les objets qu'ils dépeignent, et leur donner d'autres formes, d'autres couleurs, d'autres attributs? Si l'artiste veut que nous reconnoissions la nature dans son ouvrage, il ne doit point y apporter des changemens considérables. Ce n'est donc pas tant son objet qu'il doit altérer, c'est moi plutôt, moi qui le vois ou l'entends, qui dois éprouver un changement si merveilleux, que me trouvant au milieu de la nature, je me sente néanmoins élevé au dessus d'elle; que voyant tout ce qu'elle a de beau et de sublime, je ne m'aperçoive cependant pas en même temps de ses imperfections, des bornes par lesquelles l'existence de tous les êtres est circonscrite, de la marche rapide avec laquelle tous s'avancent vers leur destruction entière. C'est donc à mon imagination qu'il faut qu'il s'adresse, et tout son talent ne consiste qu'à l'échauffer et à la diriger; car il ne suffit pas de l'avoir excitée seulement, il doit diriger en même temps ses élans; et s'il ne veut point manquer son but, il faut qu'il s'établisse entre lui et nous une sympathie parfaite qui nous tourne toujours vers les mêmes objets, et nous tienne toujours au même degré de chaleur.

4. Pour présenter un objet aux sens, il suffit d'en montrer peu à peu les détails, pour soumettre un raisonnement à l'esprit de l'analyse dans toutes ses parties; mais ce n'est point d'une manière aussi mécanique que l'on parvient à diriger l'imagination. Le poète a beau nous décrire tous les détails de la beauté de sa maîtresse, son image ne sera jamais présente à notre imagination, s'il ne sait point nous inspirer la même

ardeur qui le consume lui-même. Tout ce qu'il peut nous communiquer, c'est le choc électrique qui réveille notre imagination, qui la force à travailler comme il a travaillé, de le suivre dans l'ensemble comme dans les détails de sa production. Celui qui voit un tableau avec un oeil vraiment connoisseur, doit le refaire, pour ainsi dire, dans son imagination; et le lecteur d'un poète doit être, en quelque façon, poète lui-même.

5. S'il y a une faculté de notre ame qui possède une spontanéité évidente, c'est l'imagination. Elle n'agit jamais qu'avec une liberté entière; et si le poète a un moyen de la diriger, ce n'est qu'en lui inspirant le desir, ou plutôt (car les arts possèdent, en vérité, une force entraînante) le besoin de suivre le cours qu'il lui indique. En approfondissant davantage sa nature, on découvre encore en elle une autre qualité, qui, en la rendant plus propre aux effets étonnans de l'art, rend aussi le travail plus pénible à l'artiste; c'est de ne jamais produire que d'un seul jet, de développer, mais non point de composer les parties dont elle forme un ensemble. C'est ce qui fait que l'unité du caractère est une qualité si essentielle dans toutes les productions des arts, dont les différentes parties ne doivent point s'annoncer comme des élémens isolés qui constituent un entier, mais comme autant de côtés différens par lesquels l'ensemble même se présente. Partout où cette unité vraiment poétique vient à manquer, quelque sévère que soit la composition d'un poème, quelque forte que soit la logique avec laquelle son auteur en a lié les différentes parties, on découvrira toujours que c'est l'ouvrage de l'esprit et de l'art, et non point de l'imagination et du génie.

6. Il n'y a donc que l'enthousiasme qui soit capable de réveiller et de maîtriser l'imagination, et c'est au poète à l'inspirer. C'est peut-être là la raison pour laquelle il est impossible de sentir entièrement un poète étranger. L'enthousiasme se compose d'une infinité de rapports que les objets ont avec nos sentimens et notre caractère; et il faut être élevé dans l'habitude d'une langue, avoir pensé et senti avec elle, pour que chaque phrase et chaque mot se présente à nous avec toutes ses nuances, qu'il réveille tous les souvenirs capables de renforcer l'idée qu'il nous offre. Les mots d'une langue étrangère ressemblent véritablement à des signes morts; au lieu que ceux de la nôtre sont vivans, pour ainsi dire, parce qu'ils se lient á tout ce qui respire autour de nous. Quoique telle expression étrangère nous soit parfaitement connue, et que nous l'ayons souvent entendu prononcer dans le pays même auquel elle appartient, elle n'est jamais entrée dans le fonds de nos pensées, elle ne nous a jamais servi à découvrir une idée neuve et intéressante, elle ne nous est jamais échappée dans un moment d'émotion ou de douleur; en voilà assez pour qu'elle nous reste toujours étrangère à un certain point.

7. Plus ces rapports de la langue avec les idées sont fins et imperceptibles, plus cette difficulté devient grande, et elle ne l'est peut-être nulle part autant que dans les poètes françois. Nulle autre poesie ne tient aussi fortement à son langage, dont il est souvent



impossible de la détacher par une traduction satisfaisante; nulle autre nation, peut-être, n'a une manière de sentir aussi déliée, aussi raffinée, une délicatesse, aussi difficile à saisir; et c'est là, peut-être, pourquoi les nations étrangères, dès qu'elles sont parvenues à se former un caractère particulier, traitent si souvent même les chef-d'oeuvres des François avec injustice.

8. Mais je reviens à mon objet. Pour réveiller notre enthousiasme, le poète doit en éprouver lui-même; échauffer notre imagination par le feu de la sienne, voilà son secret. Nous avons vu, que pour nous présenter l'image de la nature, il ne doit point essentiellement altérer les objets qu'il nous peint, mais qu'il doit plutôt nous donner à nous-mêmes une autre manière de les voir, et faire qu'au lieu de les examiner par nos sens, et de les analyser par notre esprit, nous nous les représentions par la seule force de l'imagination. Mais il ne lui est pas même permis d'agir directement sur celle-ci; il ne lui reste donc rien à faire que de se renfermer en lui-même, de créer son ouvrage, de le fixer, soit sur la toile par le pinceau, soit dans la mémoire des hommes par des paroles, et de confier à cet ouvrage seul le soin de faire l'impression qu'il se propose. Si ce monument de son art porte vraiment l'empreinte du génie, sa voix ne manquera pas de nous parler; notre imagination se réveillera; et c'est alors, seulement, que nous nous sentirons émus d'une manière vraiment poétique.

9. Tout le monde convient que sans imagination il n'y auroit ni poésie, ni art en général; mais on n'a pas assez regardé, ce me semble, cette faculté de notre ame comme l'essence même de la poésie; on a cru trop souvent qu'il suffit qu'elle embellisse son objet, au lieu que c'est elle seule qui doit le créer. Pour prouver cette dernière assertion, il est nécessaire d'entrer dans une analyse de cette faculté même, et de montrer ce que c'est proprement que l'imagination poétique, essentiellement différente de celle qui sert aux travaux du philosophe et de l'historien, ou à l'usage de la vie ordinaire. C'est de là, uniquement, que quelque lumière nouvelle pourra se répandre sur notre raisonnement.

10. Il appartient essentiellement à l'imagination de reculer les limites du temps et de l'espace. Rendre présent ce qui est absent, conserver dans notre pensée ce qui n'existe déja plus, revêtir d'une image ce qui, en soi-même, n'est pas corporel; voilà ses effets les plus ordinaires. Dans cette opération constante d'allier l existence corporelle et limitée à une existence illimitée et indépendante (qu'il nous soit permis un moment de nommer idéale), il y a nécessairement plusieurs degrés différens. Tâchons d'en marquer les plus distinctifs.

11. I. L'imagination ne change rien aux objets, mais elle se contente de les transporter dans d'autres lieux, d'autres temps ou d'autres circonstances.

12. II. Elle altère les objets eux-mêmes, les compose de parties différentes, quelquefois hétérogènes, et forme des êtres dont la nature ne lui offre que les élémens.

13. Dans ces deux opérations, elle ne Franchit pas encore les bornes de l'existence limitée et réelle. Elle forme des objets nouveaux,

mais elle ne les soustrait point aux lois de la nature existante. Il lui faut faire un pas de plus pour élever l'ame à ce degré d'exaltation qui caractérise la véritable poésie. Le poète n'a pas besoin d'altérer les formes de la nature; plus il la copiera fidèlement, plus il sera sûr de nous charmer et de nous émouvoir: nous nous passons sans peine des fictions de la mythologie; et rien n'a tant de droit sur notre coeur, que la peinture de l'homme et de ce qui tient à son être. Mais en laissant la nature telle qu'elle est, l'imagination doit la dégager des conditions qui bornent et retrécissent son existence; elle doit reculer à la fois toutes les limites qui gênent le libre essor de notre ame, elle doit ôter des objets tout ce qu'il y a d'exclusif et de négatif, pour nous présenter toutes leurs beautés réelles et positives, aussi entières, aussi constantes, aussi étroitement liées qu'il est possible. Le poète ne doit pas, comme on dit ordinairement, nous élever de la terre aux cieux, il doit plutôt répandre la sérénité et la constance invariable de ces régions élevées sur notre globe même. Ce ne sont que les couleurs qu'il doit ajouter aux choses; et semblable au voyageur qui, en voyant reparoître le soleil après un temps triste et nébuleux, se croit entouré d'autres collines, d'autres bosquets, d'un autre paysage, en un mot, nous devons nous trouver transplantés par lui dans un monde nouveau, et reconnoître cependant, avec une douce émotion de l'ame, les mêmes objets qui nous étoient chers autrefois. Ce n'est que de cette manière qu'il réussit à lier notre nature physique et sensible à celle qui semble annoncer une origine plus auguste, et à nous donner à la fois toutes les jouissances dont nous sommes capables.

14. En méditant sur les moyens par lesquels le poète peut opérer la métamorphose étonnante dont nous venons de parler, on sent bien que pour la produire il doit en opérer une au dedans de nous-mêmes. Ce n'est point aux choses, à leur essence qu'il peut toucher; son talent est de produire des illusions, mais des illusions plus durables et plus profondes que la vérité même. Il doit donc agir sur nos pensées et sur nos sentimens, et nous donner, pour ainsi dire, des organes différens de ceux qui guident nos pas dans le cours ordinaire de la vie. On ne s'attendra pas à voir trahir ici ce secret du poète, impénétrable à ses propres yeux. Nous ne pouvons que suivre de loin ses traces; mais, en analysant l'impression que les chef-d'oeuvres de l'art laissent dans notre ame, nous reconnoîtrons facilement qu'elle se réduit en entier à nous détacher de l'existence bornée du moment, et à nous livrer à ces idées profondes et immenses, dans lesquelles seules la meilleure partie de notre être se retrouve toute entière.

15. Le plus grand talent de l'artiste consiste à réunir dans son objet tous les traits qui achevent d'en constituer le caractère. Chaque ouvrage de l'art digne de son nom, ressemble, pour parler le langage des mathématiciens, à une quantité donnée et entièrement déterminée. Rien n'y manque, rien n'y est superflu; c'est cette chose et nulle autre, mais celle-ci toute entière; c'est pourquoi le premier effet qu'une belle statue, un beau tableau produisent sur le spectateur,

est de fixer ses yeux immobiles sur eux, de lui faire trouver dans ce petit espace tout ce qui peut charmer ses sens et remplir son ame. S'il lui reste quelque chose à desirer, si le tableau le laisse inquiet ou distrait, malheur à l'artiste ou au spectateur! Le premier ne s'est pas élevé à la hauteur de son art, ou le dernier n'a pas eu l'ame de le sentir. En contemplant l'Apollon du Belvédère, on ne se lasse pas de parcourir ces formes vraiment divines; chaque partie renvoie l'oeil à cet ensemble majestueux, et toujours on retourne de l'ensemble aux détails. L'admiration et l'émotion vont toujours en s'accroissant; on n'épuise jamais ce que le ciseau de l'artiste a su nous présenter. La beauté sublime de son ouvrage ressemble à une hauteur qui devient plus gigantesque à mesure que l'oeil s'occupe à la mesurer, ou à un abîme qui devient plus profond à mesure qu'on parvient à le creuser. Combien, au contraire, l'impression que produit un objet de la nature est différente! Quelque grand, quelque beau même qu'il soit, l'esprit contemplatif le quitte bientôt pour méditer sur son origine, ses résultats, les changemens qu'il aura à subir, les liaisons dans lesquelles il entre avec le reste des êtres créés, et finit par se trouver loin de lui, occupé de l'organisation de cet ensemble dont il ne fait qu'une partie: au lieu qu'ici l'individu se perd dans l'immensité de l'univers; l'art, au contraire, nous laisse retrouver, s'il est permis de le dire, cette immensité même dans l'individu.

16. L'ouvrage de l'art est tout-à-fait un; il nous présente une idée sous une forme quelconque; mais la forme et l'idée sont étroitement liées, et de manière à ne plus être détachées l'une de l'autre; il nous force par là à opérer la même union au dedans de nous-mêmes, à féconder notre imagination par notre pensée et nos sentimens pour sentir le sublime du poète, et à échauffer l'esprit par l'imagination pour ne pas réduire son ouvrage à un simple hiéroglyphe, un pur signe sensible d'une idée intellectuelle. Or, c'est-là ce qui nous arrive toujours dans le cours ordinaire de la vie. Pour déchiffrer le livre de la nature, et rechercher la vérité, il nous faut toujours séparer la forme visible des notions intellectuelles, diviser nos facultés comme nous disséquons la nature.

17. L'art, en général, n'a jamais rien d'exclusif. Dans la nature réelle, chaque objet, en se donnant pour ce qu'il est, nous annonce en même temps qu'il ne sauroit être que cela. Ce n'est pas ainsi qu'en agit l'art; il nous présente un héros dans la fleur de la jeunesse, mais au lieu de ne nous arrêter qu'aux défauts de cet âge, il nous en montre surtout la force et la vigueur; au lieu de nous renfermer dans cet instant passager de notre existence, il faut qu'en y reconnoissant encore les traits aimables et innocens de l'enfance, et en découvrant déja le caractère ferme et mâle de l'homme fait, nous parcourions tout ce cercle ravissant de la vie.

18. Le groupe intéressant de Florence, où Ménélas rapporte l'ami d'Achille, tué dans la mêlée, nous offre à la fois l'image la plus fidèle de la mort et la plus frappante de la vie. Mais sans que sa manière nous fasse reculer d'effroi, elle se mêle plutôt, d'une manière douce

et touchante, à celle de la vie, et toutes les deux conduisent notre pensée vers la destinée de l'homme: idée grande et sublime, où notre ame se perd et se retrouve alternativement.

19. Les objets réels provoquent nos desirs ou nos intérêts: nous calculons tour-à tour l'utilité ou la jouissance qu'elles peuvent nous procurer. Les objets de l'art nous inspirent des sentimens plus purs; ils nous plaisent, ils nous attachent par eux-mêmes, ils calment nos passions; nul desir ignoble ne se réveille en leur présence, et nous ne formons pas même le voeu de les posséder exclusivement. Il nous suffit d'en jouir en les contemplant.

20. L'art nous ramène toujours en nous-mêmes; il nous inspire l'enthousiasme le plus grand et le plus noble, et devient, par là, une des sources les plus fécondes en grandes actions; mais ce n'est qu'après avoir rendu l'homme à soi-même qu'il le donne à ses semblables.

21. En marquant les points essentiels qui caractérisent l'effet des chef-d'oeuvres des arts, nous avons recueilli autant de faits sur lesquels nous pourrons établir notre raisonnement. Nous avons vu qu'il y a différens degrés dans les opérations de l'imagination, mais que ce n'est qu'en dégageant la nature de toutes les conditions qui retrécissent son existence réelle, ou plutôt en nous détachant nous-même du cercle étroit où nous retiennent les besoins, les desirs et les passions de la vie ordinaire, qu'elle parvient à mériter le nom d'imagination poétique. Nous avons vu qu'ayant atteint ce but, elle s'annonce en nous par l'élévation et le calme de notre ame, par l'absence de tout sentiment ignoble ou impur.

22. Il ne faut jamais oublier que c'est dans nous seuls que le poète opère des changemens, et que, s'il nous présente la nature sous une forme nouvelle, ce n'est pas elle, mais l'état de notre ame qui a changé. Nous avons dit que l'art éloigne de ses ouvrages tout ce qu'il y a d'isolé, d'exclusif et de variable dans les objets réels; mais il n'en peint pas moins fortement et ces changemens réguliers qui rendent la nature intéressante, et ces catastrophes subites qui ajoutent du pathétique à la vie; il ne nous en renferme pas moins dans des situations affreuses d'où notre oeil ne découvre aucune issue: il se priveroit, sans cela, des ressources les plus puissantes pour émouvoir notre sensibilité. Le moyen infaillible par lequel il nous tient néanmoins au niveau de sa hauteur, c'est d'anéantir en nous tout ce qui pourroit nous rappeler notre propre existence bornée et incertaine, de nous faire planer au dessus du destin et des événemens, d'étouffer en nous tout égoisme, de nous livrer tout entiers aux créations de son génie, de ne parler, en un mot, qu'à notre seule imagination. Ce qui prouve d'une manière incontestable que c'est ainsi qu'opère la véritable poésie, c'est le fait certain, qu'en quittant le théâtre ou la lecture d'un poème, nous nous trouvons toujours et plus de calme et plus de vigueur. Quelque déchirante que soit la lutte que nous présente le poète tragique entre les efforts de l'homme et la puissance du destin, notre ame parviendra toujours



à rallier ses sentimens, et à se remettre dans l'équilibre dont elle a besoin, ou en reconnoissant dans le destin même une bonté sévère, mais juste, ou en se roidissant contre une force aveugle qui peut la terrasser, mais non pas la soumettre. Quelques fortes qu'aient été les secousses que nous avons éprouvées à la vue d'une situation vraiment tragique, nous nous en sentirons néanmoins plus de vigueur, et nous serons plus disposés à recommencer nous-mêmes le travail de la vie, à braver ses peines et ses dangers. Il n'y a que les caractères foibles qui succombent à cette douleur sublime qui élève l'ame au lieu de l'abattre, et la purifie en la pénétrant.

23. Mais, sans nous arrêter plus longtemps à la différence de la nature et de l'art, dont nous parlerons encore dans la suite, continuons d'analyser l'imagination, et de montrer ce que le poète doit faire pour arriver à son but. Un ouvrage de l'art, capable de captiver l'imagination et de l'élever à une sphère supérieure à la nature même, doit tout renfermer en lui, et être indépendant de tout, hormis de lui-même. C'est là le lien par lequel il nous attache à lui: lien si puissant, que, sans le quitter, nous y retrouvons tout ce qui est fait pour nous intéresser et nous toucher. L'historien, quoiqu'il doive lier les faits qu'il nous raconte, se repose entièrement sur une chose, c'est qu'ils ont été véritables; et il nous conduit sans cesse vers l'original, dont il ne donne que la copie. Le philosophe, quoique plus indépendant, établit son raisonnement sur des faits auxquels son lecteur doit toujours recourir avec lui. L'artiste, seul, ne se fonde sur rien; par l'essor seul de son génie il se tient planant, pour ainsi dire, dans le vide. Il s'est nourri de l'aspect de la nature; mais en nous offrant son image, il nous donne autre chose qu'elle; et il nous ramène si peu à la réalité des objets, qu'il nous en détache plutôt. Une belle statue ne rappelle rien qu'elle-même, la nature disparoît à côté d'elle, son auteur lui-même est effacé par elle, elle semble n'exister que par elle et pour elle seule. Il n'y a que les personnes incapables de sentir la beauté sublime de l'art, qui ne voient dans ses productions que les objets qu'elles représentent. Ceux pour qui l'artiste a vraiment travaillé, y découvrent quelque chose de plus.

24. En nous peignant la nature, l'artiste doit donc se l'approprier; en recevant son objet de ses mains, il doit le refaire. Tout le monde connoît la définition sublime que Bacon donne de l'art: C'est l'homme, dit-il, ajouté à la nature. L'art du peintre, du statuaire, du poète, est plus encore; c'est l'homme, nous pas ajouté seulement, mais remplaçant la nature. En effet, l'artiste doit anéantir la nature comme objet réel, et la refaire comme production de l'imagination.

25. Nous possédons deux facultés étroitement liées ensemble, et cependant bien différentes entr'elles: les sens et l'imagination. Par les uns, nous dépendons des objets qui nous environnent; par l'autre, nous pouvons nous en détacher. Parle-t-on à nos sens, nos besoins physiques se font ressentir, nos desirs se réveillent, nos passions s'excitent, nous faisons des efforts, nous dépendons de leur succès,

nos forces physiques s'agitent, et leur mouvement nous épuise: s'adresse-t-on, au contraire, à notre imagination, nous nous sentons libres et sans entraves, nous chérissons et nous haissons, nous craignons et nous espérons, mais nous restons toujours au dessus de ces mouvemens de notre ame comme des événemens, et nos forces puisent une nouvelle vigueur dans leur agitation même; c'est pourquoi il n'est jamais possible de comparer l'objet de la nature à l'objet de l'art. Le premier parle toujours à nos sens ou à notre imagination; le dernier ne frappe que notre imagination. Tout ce que l'artiste devra faire, c'est donc de subordonner les premiers à la dernière.

26. Il ne peut plus être douteux que son talent ne consiste à créer; car, n'est-ce pas créer que de refaire l'ouvrage de la nature, de le présenter sous une forme nouvelle et avec un éclat inconnu, de lui imprimer cette force magique par laquelle il repousse loin de lui tout ce qui tient à nos desirs sensuels, et ne réveille que les facultés les plus élevées de notre ame? Mais pour créer, l'imagination doit dominer en lui, elle doit le maîtriser tout entier; ses sens, son esprit, ses sentimens, tout ne doit obéir qu'à elle seule.

27. Commençons donc par distinguer deux espèces différentes d'imagination; l'une reproductive, qui ne nous ramène les objets que comme ayant déja frappé nos sens; l'autre créatrice, qui, quoiqu'elle ne puisse pas nous en offrir d'entièrement neufs, (puisqu'enfin il faut toujours puiser dans l'expérience), nous les montre, cependant, non-seulement comme nos sens ne les ont jamais aperçus, mais aussi comme il seroit impossible que jamais ils se présentassent à eux. La dernière appartient essentiellement à l'art, et l'artiste ne mérite ce nom qu'en tant qu'il est dominé par elle.

28. Ce n'est pas le poète seul dont l'imagination crée et qui en est dominé. Partout où le génie se met en activité, c'est cette même imagination qui facilite et dirige son essor. Le cas où la présence du génie est nécessaire, existe aussi souvent que les ressources ordinaires ne suffisent plus, qu'il n'est plus possible d'appliquer machinalement des règles connues, ou de faire l'énumération des moyens possibles pour choisir le plus convenable: quand toute issue paroît fermée, c'est au génie à frayer une route inconnue jusqu'alors; c'est pourquoi on l'a défini d'une manière aussi juste qu'ingénieuse: le talent de donner la règle par le fait. Quoiqu'il soit impossible de pénétrer les secrets de cette faculté étonnante, et de la suivre dans le cours de son activité, il est certain cependant que c'est l'imagination qui, dans ces cas, s'empare de l'ame, et qu'enrichie par l'expérience, elle crée plutôt ses ressources qu'elle ne les puise à sa source; du moins si ce langage devroit paroître plus métaphorique que précis, on ne sauroit rien que ce ne sont pas seulement l'esprit et la réflexion qui agissent dans ces instans, mais que l'ame y est remplie d'une ardeur qui l'éclaire en même temps qu'elle l'échauffe.

29. Il y a cependant une différence essentielle entre la manière de procéder de l'artiste et celle du génie, quand ce n'est pas l'art



qui l'occupe. Il travaille alors pour un but particulier et étranger à l'imagination même; il n'invente pas pour avoir trouvé, mais pour se procurer un moyen qui lui manque, soit qu'il cherche la solution d'un problême scientifique, ou qu'une entreprise extraordinaire ait besoin de machines nouvelles, ou que la décision d'une bataille exige une manoeuvre savante et hardie: l'artiste, au contraire, ne crée que pour le plaisir de créer; son but est renfermé tout entier dans son ouvrage; qu'il existe et qu'il dure, qu'il parle à ceux qui l'approchent, et qu'il soit reconnu, voilà tout ce qu'il desire.

30. Le travail de son imagination n'est point subordonné à une idée qui lui est étrangère à elle-même; elle ne suit que son penchant naturel d'inventer et de créer seule, libre et indépendante. Ce ne sont pas même les suffrages des hommes, les impressions qu'il leur laissera, qui occupent l'artiste dans la chaleur de la composition; et s'il étoit possible qu'isolé du genre humain entier, il conservât encore la vigueur et la fraîcheur de son génie, il n'en travailleroit pas moins dans un désert, il n'en travailleroit pas moins, dût-il savoir qu'avec le dernier coup de ciseau finiroit aussi son existence. C'est bien plutôt un instinct secret de l'ame qu'il suit, un besoin intérieur qu'il satisfait, qu'un acte spontané de sa volonté qu'il exerce.

31. Aussi souvent que nos facultés intellectuelles travaillent avec succès, elles agissent de concert et étroitement liées ensemble. Le philosophe n'a pas moins besoin d'imagination que le poète, mais son imagination est subordonnée à son esprit spéculatif, c'est lui seul qui domine. On peut donc dire que tous les grands efforts de l'esprit humain se ressemblent par là; par ce concert de toutes nos facultés intellectuelles, par leur mouvement simultané et correspondant; mais qu'ils different entr'eux, en ce que, selon le but particulier que nous nous proposons, c'est une autre de ces facultés qui les dirige.

32. Or, il y a trois états principaux de notre ame, qui, en différant essentiellement entr'eux, renferment tous les autres comme autant d'espèces particulières. Ou nous nous occupons à recueillir, à examiner et à classer des faits; ou nous nous attachons, (comme dans les mathématiques), à poursuivre des idées abstraites qui sont indépendantes de l'expérience, ou n'y tiennent du moins que par les premiers objets dont nous les avons tirées; on nous nous entourons de tout ce que la nature offre de plus varié à nos sens, mais en regardant ces objets bien moins comme des objets réels, que comme une création nouvelle de notre imagination. Ce dernier état appartient évidemment à l'art, et en l'analysant encore un moment, nous finirons par découvrir les derniers traits qui le caractérisent.

33. Nous avons dit que l'imagination doit dominer le poète. Mais il n'y a rien de si arbitraire que l'imagination; laissée à elle seule, elle s'abandonne au hasard en ne suivant que les apparences des choses. Elle doit donc agir conjointement avec nos autres facultés; elle doit les dominer, mais réveiller et déterminer leur activité. Il n'est pas douteux que les productions de l'art doivent montrer la régularité la plus exacte, et être calquées sur des lois sévères et strictement

observées; mais les principes de ces lois, l'imagination ne sauroit les trouver uniquement dans les objets extérieurs, puisqu'elle doit s'élever au dessus d'eux; elle doit donc les prendre, surtout, de l'organisation même de notre esprit: c'est en quoi diffère l'imagination chimérique de l'imagination poétique; l'une crée d'après ses fantaisies momentanées, et en s'abandonnant au hasard; l'autre, conformément aux lois intérieures de notre pensée et de nos sentimens: l'une étouffe ou entraîne par son mouvement les autres facultés de l'esprit; l'autre, au contraire, les excite, leur conserve leur liberté entière, et s'en sert pour régulariser sa propre marche. C'est pourquoi la poésie allie la plus grande réalité à l'idéalité la plus parfaite; tandis que la dernière, (par laquelle nous désignons cette beauté sublime, cette élévation dont la nature elle-même ne nous offre aucun exemple), provient de l'exaltation de l'imagination; la première est une suite nécessaire du concours des autres facultés de notre ame qui agissent de concert avec elle.

34. Nous sommes parvenus maintenant au point où nous tendions; résumons les résultats principaux de notre raisonnement. Le poète, avons nous dit, veut transformer en image ce qui, dans la nature, est réel. Pour arriver à ce but, il faut qu'il s'adresse à notre imagination, et qu'il la force de se représenter par un mouvement spontané ce qu'il veut lui montrer. Mais, pour allumer la nôtre, il faut que la sienne travaille, qu'elle refasse et crée de nouveau l'objet qu'elle emprunte de la nature; qu'elle se montre libre et dominante, mais qu'elle s'assure en même temps de l'action combinée et simultanée des autres facultés de l'ame. C'est ainsi que ses productions, en nous élevant au dessus de nous-mêmes, iront droit à notre esprit et à notre coeur.

35. Si c'est-là le véritable caractère de la poésie, nous n'aurons jamais que deux questions à faire pour décider du mérite poétique d'un morceau quelconque.

36. Y a-t-il, nous demanderons-nous, un fonds réel, auquel nos sens, notre pensée ou nos sentimens aiment à s'attacher?

37. Et ce fonds se présente-t-il à notre imagination et à elle seule?

38. Reconnoissons-nous dans la forme dont il est revêtu, et l'éclat que cette faculté sublime de notre ame ajoute aux idées grandes et pathétiques, ou la légèreté avec laquelle elle traite les conceptions heureuses de l'esprit qui nous ravissent par leur naiveté ou leur finesse?

39. Partout où nous chercherons envain l'une de ces deux qualités, ce ne sera plus de la vraie poésie, ce sera une poésie imparfaite.

40. Nous ne nommerons donc point poésie, un morceau où le poète, dénué d'un fonds réel et intéressant, nous débite des paroles sonores, de beaux vers, et même des images pittoresques; car, quoiqu'il soit peut-être assez adroit pour flatter par là notre imagination, elle cherchera envain un objet sur lequel elle puisse se fixer, qu'il achève de lui dépeindre, dont elle puisse admirer l'ensemble et parcourir les détails. Il n'y a que le génie de la versification qui doive faire exception ici, s'il a le malheur de se classer dans ce genre; car la versification parfaite, soutenue d'un bout d'un morceau à l'autre, produit en effet une musique suffisante pour fixer celui dont le tact

poétique est assez délié pour se nourrir de cette douce harmonie des seuls sons.

41. Nous n'accorderons pas plus le nom de poète à celui dont le but principal est d'étonner notre esprit, soit par des images recherchées, ou par des sentences brillantes, ou des raisonnemens subtils; il paroîtra spirituel, ingénieux, grand même, et éloquent, mais il ne sera pas poète; il nous étonnera et nous intéressera, mais il nous laissera froids, et ne nous entraînera pas hors de nous-mêmes.

42. Mais nous refuserons surtout ce titre difficile à mériter, à celui qui, sous le vain prétexte de vouloir s'adresser directement à notre coeur et à notre sentiment, néglige d'agir sur notre imagination; qui nous émeut et nous touche, mais n'élève point notre ame, et n'agrandit point notre pensée; nous le fuirons, d'autant plus qu'il semble, au premier coup-d'oeil, être plus près de la véritable poésie, et qu'il menace plus que les autres, de dépraver et d'anéantir ce qui reste encore de goût et de sentiment poétique parmi nous.

43. Pour se former une idée véritable de la poésie, il faut donc renoncer à la regarder comme un art de pur agrément, un simple ornement de la nature, destiné uniquement à charmer et à instruire l'enfance du genre humain. Il est vrai que la plupart des poètes ne nous fournissent que cette idée-là, que leur imagination, impuissante à créer, ne sait que parsemer leur carrière de fleurs dispersées, et embellir par des phrases poétiques des pensées et des sentimens qui ne le sont guère; mais il est sûr aussi que ceux-ci ne sont relativement aux vrais poètes, que ce que les décorateurs sont relativement aux peintres.

44. Si, d'après ce que nous avons exposé jusqu'ici, on vouloit former une définition de l'art, il faudroit nécessairement que la notion de l'imagination en fît une partie essentielle. Le talent de créer par l'imagination, ou le tableau de le nature formé par elle, voilà à quoi se réduiroit cette définition, soit qu'on regarde l'art comme qualité ou comme production de l'artiste; mais il est vrai que pour sentir entièrement ce que ces expressions renferment, il faut avoir présent à la mémoire ce que nous avons dit sur les qualités caractéristiques qui constituent l'imagination poétique. En ajoutant les principaux de ces traits à la définition même, on diroit peut-être: L'art est le talent de représenter la nature par la seule imagination, libre et indépendante dans son action.

45. Nous disons représenter la nature, pour désigner l'objet le plus général, qui renferme tous ceux que l'art peut choisir; car, comme la nature s'étend partout ou il y a des objets, il est nécessaire que tout, sans exception, même nos pensées et nos sentimens, en un mot tout ce qui a une réalité quelconque, ou pour nos sens, ou pour notre esprit, ou pour notre sentiment, en fasse partie.

46. On parle souvent du beau idéal, et l'on s'étonnera peut-être que je n'en aie point fait mention ici; mais, voyant que le mot beau a différentes acceptions chez différens philosophes, et qu'il est difficile (quoique non impossible) de fixer sa signification véritable, j'ai cru choisir une marche plus naturelle en fondant mon raisonnement

immédiatement sur des faits. J'ai donc examiné l'impression que les chef-d'œvres de la peinture, de la sculpture et de la poésie laissent dans notre ame; j'ai tâché de découvrir par là, la manière dont l'artiste lui-même doit être affecté, et j'ai puisé à cette source la définition de l'art. Il ne sera pas superflu, cependant, d'ajouter encore quelques mots sur le beau idéal.

47. On a avancé quelquefois que le beau idéal naît du choix et de la composition des belles parties dispersées dans la nature; mais cette définition n'a rien de satisfaisant à mes yeux. Pour réunir différentes parties, il faut en faire un ensemble; or, pour leur donner cette harmonie qui n'en constitue qu'une même forme, il faut les altérer et les refaire entièrement. Ce n'est donc point une composition, mais une création nouvelle dont il s'agit; le mot de partie ensuite n'est que relatif; chaque partie est un entier pour elle, et consiste en d'autres parties plus petites encore. Quelles sont donc celles dont on parle ici? Ne désespère-t-on que de trouver une figure entière qui soit idéale? et croit-on plus facile de rencontrer un bras, une main, un doigt, qui méritent ce nom? Si le peintre examine bien sa méthode de procéder, il reconnoîtra facilement, qu'il n'y a pas jusqu'au bout de l'ongle, qu'il puisse transporter immédiatement de la nature sur la toile, et qu'il puisse laisser tel qu'il est. Anéantir ce qu'il voit dans sa mémoire comme objet réel, et le créer de nouveau comme production de l'imagination, voilà la marche que, même sans s'en apercevoir, il tient continuellement.

48. Le mot idéal est l'opposé de réel. Tout ce qui existe dans nos idées est idéal; mais l'idéal, par excellence, est ce qui ne peut exister que là, et c'est dans ce sens que nous donnons cette épithète à la beauté. L'art veut transformer en image ce qui est réel dans la nature. Il cherche donc quelque chose qui soit au dedans de lui, quelque chose d'idéal; mais il ne s'occupe pas précisément à embellir son objet, à rendre beau ce qu'il présente; il reste fidèle à sa première intention, celle de transformer en image. Pendant qu'il parcourt cette route, il reconnoît qu'il ne sauroit y réussir sans s'abandonner entièrement à son imagination, sans la laisser faire, et insensiblement son ouvrage participe de l'éclat et de l'élévation de cette faculté de notre ame. Il n'y a que les petits poètes, dont nous parlions apparavant, qui s'empressent sans cesse d'embellir leur sujet; le grand artiste ne songe qu'à le rendre, et l'ayant rendu, il sort beau et sublime de ses mains sans qu'il ait travaillé précisément à nous le présenter comme tel. Tout ce que l'imagination manie, prend l'empreinte de son caractère.

49. Il est difficile d'expliquer comment elle parvient à produire cet effet magique et merveilleux, mais incontestable; il faut se contenter de dire que c'est parce qu'elle appartient aux facultés supérieures de notre ame, parce qu'elle étouffe en nous tout ce qui retrécit notre existence, et ne réveille, au contraire, que ce qui élève nos pensées et nos sentimens. Il y a cependant une observation à faire, qui, sans

résoudre entièrement ce problême, nous mène du moins plus près de sa solution.

50. Aussitôt que nous entrons dans la région des pures possibilités, il n'y a plus que la liaison et la dépendance mutuelle des différentes parties qui puissent fixer les objets à nos yeux. Dénués de toute existence réelle, ils ne peuvent avoir qu'une existence idéale, que celle uniquement que leur assurent ou leurs causes, ou leurs résultats; or, l'imagination poétique est renfermée toute entière dans ces limites, et destinée néanmoins à nous donner l'idée d'une existence même plus vive et plus durable que celle que nous apercevons par nos sens. Qu'on juge donc quelle sera la liaison qu'elle établira entre les parties de ses compositions; qu'on en juge surtout, en pensant que nulle part elle n'en rencontre qui aient une existence indépendante pour elles, mais que chacune a autant besoin d'être soutenue par les autres qu'elle les soutient elle-même. Dans l'union étroite et mutuelle qui règne parmi les ouvrages de l'art, chaque objet dépend de l'autre; ces idées de but et de moyen se confondent, puisqu'elles s'adaptent indistinctement à chacun des élémens; les parties constituent l'entier, et les détails se rapportent parfaitement à l'ensemble. C'est pourquoi nous blâmons le poète qui nous montre ces moyens; si ces moyens ne sortent point comme résultats nécessaires, du sujet même; s'il n'est point évident qu'il n'ait pas pu s'en défaire, quand même il l'auroit voulu, ils sont des hors-d'oeuvres, et ressemblent à des étais que l'on ajouteroit à un édifice, au lieu de le faire poser sur ses propres fondemens: aussi remarquera-t-on facilement, pour peu que l'on s'examine avec scrupule, qu'en considérant les productions de l'art, au lieu de poursuivre (comme en philosophie ou en histoire) une ligne progressive d'idées, on retourne souvent sur ses pas, qu'on décrit un cercle continuel, et que l'analyse des combinaisons des parties nous ramène souvent des dernières aux premières; et cependant ce n'est point dans la combinaison du plan seulement, c'est bien plus encore dans les pensées et les sentimens que l'artiste développe, c'est surtout dans ses formes, ses couleurs, ses tons, que cette liaison mutuelle, cette union et cette harmonie parfaites doivent régner.

51. Si c'est-là la loi principale que l'imagination poétique doit suivre, ne nous étonnons donc plus de l'éclat qu'elle donne à tout ce qu'elle nous représente; car qu'y a-t-il de plus beau et de plus auguste que cette harmonie parfaite, cette convenance entière qui fait reposer un ouvrage uniquement sur lui-même, et en lie toutes les parties?

52. On a coutume de définir l'art par l'imitation de la nature; et il est vrai qu'en la représentant par l'imagination, il nous donne quelque chose qui n'est pas elle, et qui cependant la rappelle; malgré cela, cette définition ne me paroît ni exacte, ni commode. Car, quelle nature est-ce qu'on doit imiter? la belle sans doute? Mais le moyen de la reconnoître à des signes certains? Quel genre d'imitation exige-t-on? est-ce l'imitation servile du copiste? ou est-ce une autre plus libre qui permet d'altérer et d'embellir son original?

53. On évite ces embarras en prenant la route que nous venons de suivre. L'artiste doit représenter la nature par l'imagination; c'est bien aussi là l'imiter, mais c'est quelque chose de plus, et c'est une expression en même temps plus claire et plus précise: l'imitation reste au dessous de son original; l'artiste, au contraire, nous élève au dessus de notre existence physique et réelle, preuve certaine qu'il se trouve lui-même supérieur à elle; son but est précisément marqué. Il doit faire ensorte qu'au lieu d'examiner les objets par nos sens et de les analyser par notre esprit, nous les voyons tout entiers par l'imagination; il ne peut plus être incertain sur la manière de les traiter. La mesure exacte de la quantité dont il doit les altérer, lui est prescrite; il doit les altérer précisément autant qu'il est nécessaire pour les présenter à l'imagination seule; il ne peut pas non plus être embarrassé du choix. Tout ce qui s'arrange dans la composition de son imagination sans y causer de la disproportion, et sans en troubler l'harmonie, y entre de plein droit, et sera beau ou sublime. Qu'il laisse faire à son imagination, qu'il l'élève et qu'il l'épure, et il est sûr de réussir dans sa carrière.

54. Le principe de l'imitation de la nature doit donc être employé avec précaution; il peut produire des erreurs, puisqu'il n'est pas suffisamment déterminé; et, mal entendu, il peut circonscrire les limites de l'art, et faire méconnoître le caractère de grandeur et d'élévation qu'il porte.

55. Qu'il me soit permis d'ajouter encore ici une observation générale, et dont l'application s'étend sur tout ce qui concerne la théorie des arts. En raisonnant sur le beau, sur le sublime, sur la nature de la poésie, sur le caractère de l'art, sur les règles de ses genres différens, on peut adopter l'une des deux méthodes suivantes. Ou l'on peut essayer de déterminer les qualités que l'ouvrage de l'artiste doit posséder, et lui donner des règles pour l'exécution de ses idées; ou l'on peut se borner à lui montrer de quelle manière son imagination doit être affectée pendant le travail, quelles impressions il est destiné à produire, quel but, en un mot, il doit se proposer en abandonnant ainsi les moyens de l'exécution à son génie seul. Il est certain que ces deux méthodes doivent toujours être combinées ensemble, et que la première surtout n'est jamais à négliger. Mais que l'on observe bien que dans les parties les plus essentielles de l'art, on ne pourra jamais suivre que la dernière; et, qu'en voulant décrire l'objet même, on trouvera toujours des choses qui se refusent avec opiniâtreté à toutes nos tentatives de les exprimer. C'est pourquoi on a été pendant longtemps embarrassé de trouver une définition de la beauté. On s'obstinoit à chercher des signes certains auxquels, comme à des qualités de l'objet, on pût la reconnoître; or, il est impossible de les trouver. Le jugement qu'une chose est belle, n'est point le résultat d'une analyse de l'esprit, mais d'une décision de goût. On ne peut analyser que cette dernière faculté elle-même, que le sentiment que les objets vraiment beaux produisent dans notre ame.

56. Il n'est pas douteux que l'artiste ne gagnât surtout aux règles qui lui indiqueroient la manière de travailler son ouvrage, et qui permettroient une application directe. Mais il est certain qu'il n'y a qu'un très-petit nombre de ces règles, et qu'aucune d'elles ne concerne la partie vraiment poétique de son art. Pour celle-ci, on ne peut lui dire autre chose, sinon: Telle est l'impression que vous devez produire; telle est la manière dont vous devez être affecté vous-même, l'idée que vous devez concevoir de votre ouvrage. Quant aux moyens de la fixer sur la toile ou sur le marbre, il n'appartient qu'à votre génie de les trouver. Ce secret est tout entier à vous, et vous ne mériteriez point le rang que vous tenez, si son voile étoit moins difficile à soulever.

57. Chaque ouvrage de l'art peut être distingué par trois sortes de mérite, par

Le mérite du poète,
Le mérite de la logique,
Le mérite de l'artiste.

58. Il peut être conçu avec génie, raisonné avec justesse, et exécuté d'une manière grande et savante. La combinaison du plan est l'affaire du raisonnement, elle est entièrement susceptible d'analyse et de discussion; et celui même qui seroit dénué de goût et de connoissance de l'art, pourroit la juger jusqu'à un certain point. Le mérite de l'exécution appartient tout entier à l'artiste proprement dit; il n'y a que lui ou le véritable connoisseur qui puisse en juger, et il sera rare qu'étant connoisseur dans ce sens du mot, on soit juge compétent pour deux arts différens. Le mérite du génie est de la compétence de toutes les personnes qui se sentent le goût à la fois élevé et pur, et il sera mieux jugé par celui qui, en comparant les productions des différens arts entr'elles, a étudié ce qu'ils ont de commun, que par celui qui s'est attaché davantage aux différences qui les caractérisent en particulier.

59. Ce n'est que de cette partie proprement poétique de l'art, que j'ai entrepris de parler ici; et, après avoir essayé d'expliquer sa nature, et d'en donner une définition satisfaisante, j'ajouterai encore quelques mots sur les différens points dont il se compose, et sur les différens caractères sous lesquels nous le voyons paroître dans les modèles qui nous sont connus.

60. Le mérite poétique consiste en ce que la nature soit représentée par l'imagination. Il y a donc ici deux choses différentes: l'objet que le poète nous offre, et la forme sous laquelle il le fait paroître. C'est de ces deux parties étroitement liées ensemble qu'il est composé.

61. L'essentiel de l'art est la forme. Quel que soit l'objet que l'artiste choisisse, grand ou petit, c'est par sa manière de le traiter qu'il l'ennoblit, c'est en le transportant dans une sphère élevée au dessus de nos vues ordinaires. C'est en quoi tous les genres qui appartiennent véritablement à l'art ont un mérite et un rang égal. Le peintre d'histoire est plus grand homme certainement, plus profond

connoisseur de la nature humaine, que celui dont le pinceau ne nous offre que des fleurs, ou des animaux, ou le tableau de la nature inanimée; mais ce dernier n'est pas moins peintre que lui. Electriser notre imagination, et la forcer à créer, de son fonds, l'image qu'ils nous présentent, voilà le but commun auquel tous ceux qui se croient artistes doivent viser, et la seule chose qui décide véritablement de leur talent. Si nous exigeons du poète qu'il éléve et qu'il agrandisse notre ame, nous sommes bien éloignés de ne lui assigner que des sujets graves et sublimes, et de lui défendre ces jeux aimables de l'esprit, ces élans heureux et faciles d'une imagination enjouée et folâtre, qui font un des plus grands charmes de la poésie. Ce n'est point justement en nous montrant des objets frappans par leur grandeur même, qu'il produit en nous ces effets étonnans; c'est bien plus en nous détachant du fardeau et des souvenirs pénibles de la vie; c'est la légéreté du vol qui nous ravit, et non pas précisément la beauté des régions qu'il nous fait parcourir.

62. Les objets de l'art sont aussi variés que la nature même. Tout ce qui est susceptible des couleurs de l'imagination, est du ressort de l'art.

63. Mais, comme tout ce dont il s'empare, il doit le rendre ou sensible à nos sens, ou le rapprocher de notre sentiment, il n'y a que les objets de par raisonnement qui lui opposent une grande difficulté, et c'est ce qui rend la bonne poésie didactique si rare parmi les chef-d'oeuvres de toutes les nations. Malgré cette variété d'objets le plus grand que l'artiste peut choisir, et celui auquel tous les autres se rapportent, c'est l'homme en contact avec la nature, ou jouissant des dons qu'elle lui offre, ou luttant contre les dangers dont elle menace son existence.

64. Parmi tous les arts, il n'en est point qui soient plus opposés l'un à l'autre que la sculpture et la musique. La première ne nous offre que de simples formes; tout y dépend absolument de la correction et de la sévérité du dessin. La musique, au contraire, ne nous présente pas même un objet déterminé, elle ne fait que donner une certaine impulsion à nos sentimens, qu'à réveiller une certaine série, dont le rhythme et l'harmonie répondent au rhythme des sons par lesquels elle charme notre oreille. Tous les effets de l'art tiennent quelque chose de ce double résultat; nos sens se représentent ordinairement des formes, des images, et notre sentiment est ému d'une manière quelconque; tous les arts en général participent donc en quelque façon de l'art plastique et de l'art musical.

65. La poésie mêle ces deux élémens avec plus d'égalité; elle allie beaucoup plus étroitement les formes aux pensées et aux sentimens, puisqu'elle nous présente l'homme vivant dans ses actions et ses discours; et c'est peut-être par là qu'elle produit une impression plus profonde que les autres arts. Car c'est un avantage précieux de la parole de savoir retracer tout aussi bien des images à nos sens, que réveiller les sentimens les plus secrets de notre ame.



66. Comme la poésie peut produire cette double impression, il est permis aux poètes de s'en tenir préférablement à l'une ou à l'autre d'elles. Car nous en trouvons qui, en s'occupant uniquement du soin de graver une certaine image dans notre mémoire, sont tout entiers à nous la présenter sous tous ses différens points de vue, et en parcourir tous les détails. Il y en a d'autres, au contraire, qui, dans le même genre, tâchent plutôt de ne donner à l'imagination qu'une certaine suite d'impulsions, et de lui imprimer un mouvement déterminé, en la conduisant rapidement par une grande variété de peintures différentes. Comparons, par exemple, Homère et l'Arioste, il est évident que l'effet que le premier produit sur nous, provient de la beauté et de la grandeur des tableaux qu'il nous présente, et de la manière sévère et hardie avec laquelle il les dessine; au lieu que le poète italien ne semble nous agiter que par le mouvement dans lequel il se trouve lui-même, par la rapidité avec laquelle il nous montre les siens, et par la variété qu'il met dans leur succession. Pour nos imprimer davantage ses tableaux dans l'imagination, Homère ne paroît jamais sur la scène; nous ne voyons que ses héros; ce sont eux qui nous parlent, qui nous frappent et nous touchent. L'Arioste, au contraire, se mêle sans cesse à ses personnages, et, ne se contentant point de rendre seulement son sujet, il s'occupe encore de l'impression qu'il nous fait, sans nous cacher qu'il tâche de la diriger. Nous voyons donc là deux différens caractères de poésie qui conviennent, il est vrai, à deux genres particuliers, à la poésie épique et lyrique, mais que nous voyons aussi paroître dans les autres, uniquement suivant le caractère des nations, des siècles et des individus.

67. Car c'est là principalement ce qui distingue la poésie des anciens de celle des peuples modernes. Tout dans les premiers est plastique; il n'y a que des formes, des figures, des tableaux; leurs poésies nous laissent à peu près la même impression que produisent en nous les beaux morceaux de sculpture que nous avons sauvés de l'injure du temps. La poésie moderne au contraire, nous fait plutôt l'effet d'une musique sonore et touchante, et souvent les objets disparoissent à nos yeux dans l'émotion profonde que ses accens doux et mélancoliques causent à notre ame. Il n'appartient point à mon plan d'entrer dans les détails de cette différence de nos temps à ces siècles reculés, et il seroit difficile de les exposer sans entreprendre un ouvrage particulier sur ce sujet. Contentons-nous seulement d'en citer quelques traits, pour en venir à déterminer la marche que notre poésie pourra tenir pour atteindre, s'il est possible, à la beauté et à la fraîcheur de celle des premiers âges de notre espèce, et se nourrir en même temps de la philosophie de notre siècle. Et observons qu'en parlant de la poésie des anciens, nous n'avons en vue que les Grecs, puisque les Romains s'éloignèrent d'eux, même en les imitant, et qu'ils se rapprochent beaucoup plus de nos temps. Parmi les nations modernes, il semble que les Français aient plus imité la poésie latine; et c'est ce qui donne, je crois, à leur poésie un caractère particulier, qui la distingue à la fois de la grecque et de celle de leurs voisins.

68. Ce seroit un travail superflu que de vouloir exposer en détail ce qui caractérise les anciens. Tout le monde connoît l'impression qu'ils produisent en nous, l'élévation à laquelle ils portent notre ame, le calme sublime qu'ils répandent sur elle, la douce mélancolie dans laquelle ils nous plongent. Mais ce qui est plus difficile peut-être, c'est de découvrir la méthode par laquelle ils parvinrent à atteindre ce degré de perfection, et c'est là à quoi la critique doit s'exercer. Sans vouloir se flatter d'avoir pénétré ce secret de leur génie, il est possible néanmoins d'en deviner quelques points; et, en analysant leurs ouvrages, on leur trouvera surtout une méthode différente de la nôtre dans la combinaison de leurs plans, dans le choix des élémens dont ils les composent, et dans la manière dont ils dessinent leurs figures.

69. Leurs plans sont fortement combinés, et on n'y rencontre guères de parties qui ne se lient naturellement aux autres. Mais les anciens ne connoissent point cette unité étudiée, cette marche serrée que nous trouvons souvent dans nos poètes modernes. Leurs compositions paroissent sorties de l'imagination même, et étant mieux conçues, quoique moins raisonnées peut-être, elles montrent moins les efforts du poète. Leurs ouvrages portent par là davantage le caractère de la nature, et en conservent une plus grande fraîcheur; ne fatiguent point notre esprit, et gênent moins le libre essor de l'imagination.

70. Les élémens dont ils les composent, sont à la fois grands et simples. Ces raffinemens du sentiment, ces subtilités de l'esprit, dont fourmillent nos auteurs, leur sont étrangers. Ils diversifient leurs caractères par des traits forts et prononcés, mais non pas par ces nuances fines et presque imperceptibles qui caractérisent les ouvrages de nos siècles modernes. Ils fuient tont ce qui pourroit paroître recherché; et il n'y a que les grandes qualités de l'ame et les grandes passions qui proviennent immédiatement de la nature humaine, qui entrent dans leurs tableaux.

71. Mais ce qui les caractérise surtout, c'est la manière particulière dont ils dessinent les figures qu'ils nous présentent. C'est toujours par leurs paroles, par leurs actions qu'ils peignent leurs personnages; c'est eux seuls que nous voyons, tandis que le poète ne se montre jamais. Les anciens ne connoissent point ces peintures froides, ces déscriptions de la beauté des femmes, par exemple, qui reviennent sans cesse dans les poètes italiens. Si Homère est souvent minutieux dans ses descriptions, c'est une suite de l'habitude et du goût de son siècle, et ce n'est que dans les accessoires de son ouvrage. Là où il veut vraiment nous toucher, une seule épithète souvent lui suffit pour présenter l'image toute entière à nos yeux.

72. La poésie ancienne ne nous offre donc que de grandes masses bien éclairées, des masses qui se composent et se détachent avec une facilité égale devant nos yeux, et qui, en ne se confondant jamais, n'embarrassent point notre imagination. Il n'y a rien dans les poètes anciens qui ne parle aux sens, ou n'aille droit aux sentimens les plus naturels de notre coeur; et cette simplicité naive porte néanmoins un



caractère d'élévation qui ne manque jamais d'agrandir nos pensées et d'élever notre ame. Tout y est facile et clair, et tout en même temps est noble et élevé. Qu'on ajoute encore le charme de leur langage, son harmonie douce et ravissante, sa richesse en expressions pittoresques, et l'on conviendra sans peine que la poésie ancienne est la seule dont l'imagination puisse se nourrir entièrement, et qu'elle restera toujours un modèle qu'il sera impossible d'égaler.

73. On seroit injuste cependant, si l'on méconnoissoit les avantages que les poètes modernes ont su ajouter de leur côté à leurs ouvrages. Si les anciens déroulent à nos yeux le tableau ravissant de la nature dans la richesse de ses formes et de ses couleurs, ceux des siècles modernes nous offrent le tableau plus intéressant encore de l'homme, et pénètrent les replis les plus secrets de notre coeur. Le caractère des anciens et des modernes, en général, est marqué par cette différence frappante, que les premiers vivoient toujours au dehors d'eux dans le sein de la nature, au lieu que nous autres nous aimons à nous replier sur nous-mêmes, et à nous renfermer dans nos pensées et nos sentimens. La poésie moderne nous saisit donc avec une plus grande force, elle touche plus profondément notre sensibilité, elle intéresse davantage notre esprit; mais elle frappe moins notre imagination, elle parle moins à nos sens, son langage est à la fois plus obscur et plus difficile, les situations qu'elle nous offre, déchirent souvent notre ame, au lieu de répandre sur elle ce calme délicieux et profond auquel nous reconnoissons les chefs-d'oeuvre des anciens. Elle est moins poésie, en un mot, et tient moins du caractère véritable de l'art.

74. Que restera-t-il donc à faire au poète pour réparer ces défauts, sans rien perdre pourtant des avantages dont ils sont accompagnés? La réponse me paroît simple. Nous avons distingué plus haut le fonds que traite le poète, de la forme dont il se revêt. Il doit, quant à cette dernière, approcher autant qu'il est possible des poètes anciens; ils restent toujours les uniques modèles dans cette partie; mais il doit en même temps faire entrer dans le fonds de ses ouvrages tout ce que la philosophie et les lumières de nos temps peuvent lui suggérer; car ce seroit une idée affligeante en effet, si la série de tant de siècles féconds en événemens et en génies, ne nous eût rien laissé dont nous pussions aussi à notre tour enrichir et embellir la poésie.

75. Ce n'est pas qu'on lui conseille précisément de mettre à profit les travaux de la philosophie et des sciences, et de s'entourer d'images neuves, mais recherchées, de pensées profondes peut-être, mais trop spéculatives et trop abstraites. Destiné à produire un intérêt général, et à parler à nos sens et à notre imagination, il ne doit s'en tenir qu'aux grands traits de la nature humaine, aux sentimens simples et vrais, et aux images qu'offre l'aspect de la nature même. Ce n'est point en étendant son domaine, c'est en le fécondant qu'il peut s'enrichir.

76. Il a bien un autre moyen d'ajouter de l'intérêt à ses ouvrages. Nous avons dit que le sujet qu'il se plaît à traiter de préférence, est l'homme, son caractère et les rapports dans lesquels il se trouve avec la nature; or, tous nos progrès, soit dans les arts, soit dans les sciences, soit enfin dans nos institutions mêmes, doivent aboutir à rendre le caractère de l'homme, non-seulement et plus vertueux et plus heureux (considération trop bornée qui peut même faire manquer le but auquel elle doit conduire), mais aussi plus grand et plus élevé, plus varié dans sa manière d'être, plus propre à s'enrichir de ce que les objets qui l'environnent lui offrent, et à leur donner l'empreinte de sa grandeur. En comparant les nations anciennes aux nations modernes, il est évident que ces dernières ne possèdent pas à la vérité des caractères plus grands et plus vigoureux, mais certainement plus profonds, plus riches en pensées et en sentimens, plus variés enfin que les premières. Que le poète étudie donc cette variété, qu'il nous la représente dans ses ouvrages, qu'il s'élève lui-même à la hauteur de son siècle, et nous nous sentirons à la fois et l'imagination exaltée par ses tableaux, et l'esprit et le coeur fortifiés par cette nourriture saine et substantielle. En suivant cette route, le poète peut même rendre un service essentiel à la philosophie et à la morale; en présentant à l'imagination une élévation idéale des sentimens, à laquelle il n'est point possible d'atteindre dans la réalité des choses, il peut exciter l'enthousiasme de la vertu, et porter l'homme bien au-delà du terme auquel il parviendroit par la marche régulière mais lente de sa seule raison.

77. Si le progrès des sciences et de la philosophie agrandit et enrichit le caractère de l'homme, c'est donc ce caractère plus cultivé que l'on doit retrouver dans les ouvrages modernes de l'art; et voilà la seule manière dont, selon moi, la philosophie peut influer sur la poésie, sans en altérer la simplicité et le naturel. Ce seroit un travail digne d'occuper un auteur philosophe, que de décrire le genre et la variété des caractères dont la poésie des différentes nations modernes nous trace le tableau, l'idée que selon chacune, si elle en étoit seule le modèle, on pourroit se former de l'humanité. Si cette comparaison intéressante ne décideroit point encore de leur mérite poétique, elle montreroit du moins laquelle auroit su se nourrir davantage des leçons de la philosophie et de l'expérience, en pénétrer ses idées et ses sentimens, et en faire reparoître les effets jusques dans les ouvrages de l'art; et il ne seroit pas difficile de prédire quelles nations remporteroient la victoire dans cette lutte aussi glorieuse que difficile à soutenir.

78. Il faut cependant convenir qu'il y a un obstacle difficile à vaincre, qui s'oppose à cet avancement de la poésie. Plus le sujet d'un poème est grand et important par lui-même, plus il occupe l'esprit ou agite nos sentimens; plus il est difficile de lui donner la clarté, la facilité et la légéreté qu' exigent les ouvrages de l'art. Si les nations modernes possèdent un avantage réel sur les anciennes, ce n'est qu'en divisant plus soigneusement leurs occupations, et qu'en



isolant davantage leurs facultés intellectuelles qu'ils l'ont acquis. En se détachant des prestiges des sens et de l'imagination, ils ont donné plus de force à l'esprit analytique, et creusé plus avant dans les profondeurs de la philosophie; et en renfermant leurs sentimens en eux-mêmes, ils ont imprimé une originalité frappante à leurs caractères. Or, il n'y a rien qui soit si contraire aux effets de l'art, que de diviser et d'isoler ainsi nos facultés. Le poète demande l'homme et l'homme tout entier, et nous ne sentons jamais toutes les forces de notre ame plus unies ensemble, que lorsque sur les aîles de l'imagination il nous transporte aux régions élevées, accessibles à son génie seul.

79. Tout ce qui paroît extraordinaire, soit dans les passions, soit dans les caractères, comme tout ce qui porte l'empreinte de l'originalité, semble s'éloigner de la nature, et il est difficile de le ramener à sa simplicité et de le revêtir des couleurs de la vérité. Le génie du poète néanmoins saura se tirer de ce pas critique et sauver ces inconvéniens. Il en trouvera surtout les moyens en approfondissant entièrement son sujet et en l'exposant dans tous les détails de son ensemble. Ce n'est pas tant pour avoir choisi des situations qui sortent de la ligne ordinaire des choses, et pour avoir présenté des caractères extravagans, que pour ne nous les avoir montrés que d'un côté seulement, et pour ne pas les lier à tout ce qui les constitue, que quelques poètes modernes paroissent plutôt bizarres que sublimes, et qu'ils manquent l'effet poétique qu'ils vouloient produire. Quelqu'extraordinaire que paroisse un caractère au premier aspect, il n'est pas douteux qu'en l'examinant dans tous ses rapports, et en le comparant avec les situations qui ont contribué à le former, on ne finisse par concevoir d'une manière claire et naturelle, comment il a dû naître et se développer. Or, c'est là ce que le grand poète ne manquera jamais de faire. Il nous présentera ses personnages dans l'ensemble de leurs qualités; il les entourera de figures propres à les faire ressortir; ils les mettra dans des situations analogues; et, au lieu de s'éloigner de la nature, la nature elle-même paroîtra s'élever avec lui. Nous ne nous plaindrons plus alors de ne pas retrouver la vérité et la simplicité des anciens, et nous ne regretterons que les couleurs vives et brillantes que la fraîcheur de leur imagination ajoutoit à leurs tableaux: avantage inséparablement lié à la beauté de leur climat, à l'harmonie de leur langue, et à l'âge heureux de l'enfance de notre espèce.

80. Les poètes français, italiens et anglais sont trop généralement connus, pour qu'il soit nécessaire de rien ajouter à leur sujet. Tout le monde peut juger par soi-même, jusqu'à quel point ils ont réussi à allier les avantages des anciens aux progrès des siècles modernes. La poésie allemande, au contraire, est encore ignorée de la plus grande partie de l'Europe. On n'en connoît que quelques auteurs, choisis au hasard, et ceux-là même seulement, à l'aide de traductions fort insuffisantes. Il n'est donc pas inutile peut-être de dire, que si la poésie allemande a un caractère particulier, commun aux différens

ouvrages de nos auteurs, c'est celui de montrer évidemment qu'en faisant valoir tout ce que par les progrès des temps notre pensée et nos sentimens ont gagné en étendue et en richesse, elle tâche en même temps d'approcher autant qu'il est possible de la méthode sévère, vraie et simple des anciens. Riche en pensées profondes et en sentimens nobles et délicats, elle s'élève de jour en jour à la grandeur, à la simplicité et à l'élégance des formes antiques. Elle excelle surtout dans la peinture des caractères, non pas précisément en offrant des originaux aussi piquans que nous en trouvons, par exemple, dans la poésie comique des Anglais, mais en approfondissant les replis mystérieux du coeur humain, en en saisissant les nuances les plus fines, et en les présentant dans l'étroite liaison et dans l'ensemble parfait de leurs qualités, à les voir et à les entendre, comme ordinairement nous nous entendons seulement nous-mêmes et au fond de notre ame. Ce ne sera jamais une action, une passion seulement dont elle nous offrira l'image, ce sera toujours tel ou tel individu agissant ou passionné. Les poètes allemands attachent un prix d'autant plus grand à cette partie de la poésie, qu'ils croient s'apercevoir que c'est par là qu'il est possible d'allier les idées les plus élevées à la simplicité de la nature. Car il n'y a rien de si extraordinaire qui ne puisse entrer dans des situations et des combinaisons données dans le caractère de l'homme; et il suffit qu'une chose en fasse partie et qu'elle soit reconnue telle, pour ne plus nous frapper comme sortant des bornes de ce qui est simple et naturel. C'est donc là le véritable centre dans lequel le poète doit se placer pour mettre ses conceptions les plus hardies à la portée de nos vues et de nos sentimens.

81. En examinant par exemple les ouvrages de Goethe, qui surtout a commencé à frayer cette route, on doit nécessairement s'apercevoir de l'étude approfondie qu'il a faite, non pas précisément des formes de convention, mais du génie véritable des anciens. En marchant sur leurs traces, il n'est jamais occupé qu'à rendre son sujet; et, rejetant tout ornement étranger, il ne songe qu'à nous en offrir le tableau le plus fidèle, frappant par sa vérité et sa simplicité même. Néanmoins c'est lui qui nous présente les situations les plus extraordinaires, les caractères les plus étonnans; et l'on peut douter, si, pour n'en citer que ces exemples-ci, nul autre poète a su jamais nous donner une idée aussi profonde et aussi élevée de l'amour, une peinture aussi neuve et aussi intéressante du caractère des femmes. Mais, en choisissant des caractères qui paroissent sortir des proportions ordinaires de la nature, il sait les y faire rentrer; et en même temps qu'il déchire notre ame par des situations terribles, il sait lui rendre le calme nécessaire en l'élevant à une hauteur où tout, et la destinée de l'homme et ses desirs et ses passions, ne forment qu'une même et parfaite harmonie. Si son Werther a mérité les suffrages de toutes les nations, c'est qu'on a dû être étonné de voir dans le même caractère cette force de passions, cette sensibilité profonde, un amour aussi exalté, une organisation aussi extraordinaire, s'unir à des



goûts aussi simples et aussi naturels, à un attachement aussi sincère, aussi naif pour les beautés de la nature et les jeux innocens de l'enfance.

82. Il seroit peut-être utile de développer davantage le caractère de ce poète et de ceux qui ont travaillé avec lui dans le même genre, en donnant une analyse détaillée de leurs ouvrages; mais ce seroit-là un travail particulier, étranger au but que je me suis proposé de remplir ici.

Jena.

Ein Brief über Kasseler Theaterzustände vor 100 Jahren.

Mitgeteilt

von

Rudolf Schlösser.

In dem Nachlasse der Familie Gotter, welchen die Enkelin des Dichters Friedrich Wilhelm Gotter, Frau Caroline von Zech geb. Schelling in Gotha bewahrt, findet sich eine grofse Anzahl von Briefen, die der junge Dichter während seiner Studienzeit nach Hause richtete. Darunter erscheint mir das unten mitgeteilte Schriftstück wegen seines Interesses für die Theatergeschichte des vorigen Jahrhunderts bemerkenswert. Leider kann ich keine Gewähr dafür übernehmen, dafs der Brief nicht bereits einmal veröffentlicht ist: in einer Anmerkung zu seiner Arbeit „Wieland in Briefen an Gotter und W. H. von Dalberg" (Allgem. Zeitung 1878, Beilage Nr. 211 f.) teilt Hermann Uhde mit, dafs ein Brief Gotters an seine Schwester, der nach Zeit und Inhalt zu dem mir vorliegenden genau zu stimmen scheint, 1876 in der „deutschen Theater-Chronik", Nr. 18 vom 8. Mai erschienen sei. Jedoch sind meine Bemühungen, dieser Leipziger Zeitschrift irgendwo in öffentlichen oder privaten Sammlungen habhaft zu werden, so gänzlich fruchtlos gewesen und die „Theater-Chronik" soll nach meinen Erkundigungen überhaupt eine so bescheidene Existenz geführt haben, dafs ich kein Bedenken trage, das wiedergefundene Original wie etwas Neues zu veröffentlichen.

Der Brief ist datiert vom 25. August 1766 und stammt aus der Zeit, wo der 20jährige Gotter sich anschickte, seine Göttinger Uni-



versitäts-Studien zu beenden. Er hatte nicht von der Hochschule scheiden wollen, ohne dem benachbarten Kassel einen Besuch, abzustatten, und giebt nun, nach Ausführung und Beendigung seines Vorhabens seiner Schwester Eleonore eingehend Rechenschaft von dem was er gesehen und gehört. Das Theater nimmt dabei den ersten und weitesten Platz ein*); und wenn man schon hieran den angehenden Bühnenmeister erkennt, so überrascht das unbefangene, natürliche und treffende Urteil Gotters über die Abgeschmacktheiten der Oper und über die Wertlosigkeit der französischen Komödie an dem deutschen Hofe noch angenehmer. Das glänzende Ballet freilich mit seiner verlogenen und geziert-französelnden Antike blendete den jungen Theaterfreund zu sehr, als dafs er hier zu einem gleich gesunden Urteil hätte gelangen können. — Was die Kasseler Bühne selbst anbetrifft, so zeigt sie uns Gotters Brief in dem Zustande einer so traurigen und unwürdigen Verwälschung, dafs jeder Kommentar als überflüssig erscheint. Gotter selbst nannte einige Jahre später in einem Briefe an Raspe**) den Kasseler Hof geradezu einen „französischen" und traf damit den Nagel auf den Kopf.

Ich lasse Gotters Reisebericht, soweit er das Theater betrifft nunmehr folgen:

Wir fuhren Montags Morgen hier ab und kamen erst gegen Mitternacht, weil wir uns unterwegens aufhalten mufsten, zu Cafsel an. Den folgenden Morgen und Nachmittag brachten wir zu einige Merkwürdigkeiten von Gebäuden, Spatzier-Gängen und dergleichen zu besehen und um 5. Uhr gieng es zur Oper. Iphigenia wurde vorgestellet. Es war die erste Oper die ich sah. Urtheile also von meiner Ungedult, meiner Erwartung. Es gieng mir wie es allezeit mit Sachen geht von welchen man sich einen gar zu grofsen Begriff macht. Ich fand weniger als ich vermuthete. Zum Unglück hatte ich kein Exemplar und konnte also nichts als hie und da von Recitativen abgerifsene Stücke verstehen. Welch ein Verlust für mich, für mich der ich die ganze Schönheit eines Schauspiels darinnen setze dafs ich der Vorstellenden Leidenschaft ganz theile. Das Blend-Werk konnte mich vor meine Langeweile nicht schadlofs halten da ich nichts so sehr hafse und wunderbahre machinen hat diese Oper überhaupt nicht eben so wenig als vorzüglich rührende und exprefsive Arien. Sie ist nach meinem Betracht eine der mittelmäfsigsten des Metastasio. Hierzu kömmt dafs Iphigenia von der Stärke unserer Haddasch***) war, die Ihre Arme kaum vorne zusammen bringen konnte. Welch ein Anblick! der arme Achill! er dauerte mich unendlich. Achill war ein schöner, sehr schöner Mensch aber ein ziemlich kalter Liebhaber. Wer hätte auch bey dem dicken Mensche Affeckt haben können. Kein acteur hielt seine Rolle befser aus als

*) Was sich aufserdem in dem Brief findet, hat nur geringes Interesse, weshalb ich mich im Abdrucke auf die Mitteilung der Theaterberichte beschränkt habe.

**) 26. Mai 1769. Weimarisches Jahrbuch VI (1857), 57.

***) Madame Hattasch, die Schwester des Komponisten Georg Benda, war Hofsängerin in Gotha.

Agamemnon ein Tenoriste. Die übrigen alle waren müfsig wenn sie ausgesungen hatten und vorzüglich in den Zwischen-Raum von Recitativ zur Arie wufsten sie gar nicht was sie machen sollten. Wie gerne hätte ich Ihnen oft Stellungen zugeblasen! Mir wurde mehr Angst als ihnen.

So viel ich also an der Oper auszusetzen hatte so sehr wurde ich durch das nach jedem Akt folgende Ballet entzücket — aufgemuntert — aufser mich gesezt. Es waren jedesmahl heroische Materien. Das erste war die Geschichte des Pan und Syrinx. Pan verliebt sich in die Nymphe. Sie flieht ihn und ist einem Schäfer der sich Coridon nennt zugethan. Die Gefährten des Pans die Faunen verfolgen die Gespielinnen der Syrinx. Coridon und die andern Schäfer kommen dazu. Es entsteht ein Gefechte. Die Nymphen Faunen und Schäfer versöhnen sich. Coridon und Pan allein jagen sich noch umher und Syrinx hinter Ihnen die sich immer dazwischen wirft um eine Mordthat zu verhüten. Endlich da sie sie nicht von einander reifsen kann, pafst sie den Augenblick ab und stürzt sich ins Wafser. Alsbald schiefset ein Busch SchilfRohr auf. Coridon wird vor Schrecken ohnmächtig — die Nymphen tragen ihn weg — Pan ist gleichfalls in Verzweiflung — geräht endlich durch das Echo seiner Seufzer den das Rohr giebt auf die Gedanken eines abzubrechen und sich eine Pfeiffe daraus zu machen. Hieraus wird sein Chalumeau. Er lockt hierdurch die Schäfer und Faunen wieder herbey. Er lernt Ihnen auch solche Machinen machen und hierauf beschliefst es sich mit einem allgemeinen Tanz welcher die Freude über dies Instrument vorstellte. Ich habe vergefsen von Amors und Traumen zu reden, die gleich in der zweyten Scene vorkamen und den eingeschlafenen Pan eyfersüchtig zu machen suchten. Es waren kleine, niedliche Kinder, die eben so hübsch tanzten als die, welche am Oster in Gotha waren.

Das zweyte ballet hiefs Diana und Endimion. Die Geschichte wird auch bekannt seyn. Diana findet den Endimion schlafen, wird von ihm gerühret, verwechselt Ihren WurfSpiefs mit den seinigen, sucht ihn sodann wieder auf, fordert den WurfSpiefs zurück, entdeckt ihm bey dieser Gelegenheit wiederwillen ihre Liebe, wird vonn Amor überrascht und entschliefst sich endlich ihm die Hand zu geben. Ich glaubte im ersten Ballet alles was man nur reitzeudes denken kann gesehen zu haben. Mlle Volcani die die Syrinx vorstellte hat eine unbeschreibliche Leichtigkeit, eine natürliche Anmuth in ihren Gebehrden, den kleinsten niedlichen Fufs, einen schlanken Wuchs, und eine sehr coquette Miene. — Aber wie erstaunte ich als Caroline erschien, jetzo die Frau des zweyten Tänzers Mr. Lauchery, ehmahls Mslle Bocard. Sie war Diane. Sie gieng vor 6. oder 8. Nymphen voran, die wie sie ganz weifs gekleidet waren. Sie trug einen halben Mond auf dem Kopf und ein castanienfarben HauptHaar flofs ihr bifs über die Taille herunter. Sie kam von einer Jagd und fieng mit Ihren Nymphen einen Tanz an. Aber Ihre Nymphen verschwunden

neben ihr. Sie nur allein wurde bemerket. Niemahls hat sich wohl ein Theater einer schönern Tänzerin rühmen können. Vielleicht wird Sie in der Kunst der Schritte, in vielerley Sprüngen übertroffen; aber ihr air, ihr maintien, Ihre Figuren sind unachahmlich. Ich glaubte Dianen selbst zu sehn. Sie ist königlich gewachsen, so schlank ich je ein Mädgen gesehen habe. Sie ist von mehr als mittelmäſsiger Gröſse. Sie trägt ihren Kopf stets erhaben. Hochgezogene — sehr hochgewölbte schwarze Augenbraunen, geben ihrem ganzen Gesichte eine unbeschreibliche Majestät. Ihre übrigen Züge stimmen damit überein, vorzüglich sind Ihre Augen schön. Sie ist also auch auſser dem Theater von Gesicht recht hübsch aber auf der Bühne ein Engel, weil Sie völlig Meisterin ihrer Züge ist. Arm, Hand, Bein, Fuſs, alles ist Schönheit an ihr. Kurz stellt euch ein MeisterStück der Natur vor. Das ist sie würklich auf der Bühne. Sie wird auch in Caſsel allgemein angebetet um soviel mehr da sie sich durch ihre Tugend über alle andre Ihres Standes erhebt und bey so vielen Versuchungen dennoch ihre Ehre erhalten hat. Diane war recht ihre Rolle. Sie ist vorzüglich vor das stolze, erhabne, überhaupt zur danse grave. Zum comiquen würde sie sich nicht nie (!) herablaſsen können. Ich kann ohnmöglich den ganzen Plan dieses ballets so wie den vorigen beschreiben. Ich muſs zum dritten eilen. Das nennte sich Atalante und Hyppomène. Atalante die in allerley Leibes-Künsten geübt war sollte von Ihrem Vater sonst Keinem als demjenigen der sie überwinden würde gegeben würde (!). Zwey Prinzen so zogen im Schlagen mit Keulen, und in Ringen den Kürzeren. Endlich übertraf sie Hyppomène in Wettlaufen durch Auswerfung drey güldener Äpfel die er von der Venus empfangen. Caroline war wieder Atalante und ihr Mann der fast eben so vollkommen ist als sie ist der Hyppomène. Sie war, wenn es möglich ist, noch starker in dieser Rolle als in der Diane — vorzüglich in den ersten Scenen als Sie furchtsam dem Altar des Apoll sich nahte und sich vor ihm hin warf ihn wegen der Wahl eines Gatten um Rath zu fragen. Auf einmahl geschah ein Blitz zur rechten Seite. Sie fuhr auf — flog an die vorderste Ecke des Theaters — bekam ein gänzliches Zittern — verstarrte hierauf wie eine Bildsäule — erholte sich endlich wieder — warf sich wieder vor dem Altar nieder — fand aber eine miſsgunstige Antwort unten an der BildSaule des Gottes — sprang wieder auf und stürzte sich verzweiflungsvoll zum Tempel hinaus. Diese Situationen sind schon an sich selbst schön — aber wenn sie Caroline vorstellt — so werden Sie bezaubernd. Von den übrigen Tänzern kann ich nichts merkwürdiges sagen, 5. biſs sechs ausgenommen sind die übrigen alles bloſse Figuranten, die sich wohl auf 18 gleich Chapeaux und gleich Damens belaufen, Ich glaube die ganze Anzahl der Tänzer belauft sich auf 24. ohne die Kinder. Kurz die ballets zu Caſsel sind sehr hübsch, beſser als die Braunschweiger, wie mir jeder versichert. Aber die Opern sind dort beſser. Man baut jetzo zu Caſsel an einem neuen Opern-Hauſs. Das jetzige ist nicht viel gröſser als unser



Gothaisches und eben defswegen aller grofsen Machinen unfähig. Die entrée in die oper, c'est à dire ins paterre kostet 6. g. Mittwochs Morgen und NachMittag besehen wir wieder Merkwürdigkeit, die Kunstkammer, das ModellHaus, vorzüglich die schöne, obgleich nicht aufserordentlich zahlreiche Bilder-Gallerie und Abends besuchten wir abermahls das Theater. Aber keine Oper wieder, es war eine elende franz. Comedie, die sich le tuteur dupé nennte, zuverläfsig von den H. acteurs selbst verfertigt, eine absurde farce die noch schlechter vorgestellt wurde. Ich erstaune über den üblen Geschmack des Hofes wie er eine solche schlechte Truppe leiden kann. Man erzählt mir dafs sie in ernsthaften Stücken, vorzüglich Tragédien noch elender seyn sollen. Aber es heifst doch allemahl Comédie françoise. Das macht ihren Werth. Das ballet entschädigte mich vor meine Langeweile. Es hiefs le may und war nach Art eines divertifsement mit kleinen arietten untergemischt. Caroline machte es schön.

Dies war unser Aufenthalt zu Cafsel. Den andern Morgen reiseten wir mit den frühesten wieder ab. Ich habe sehr Ursache mit dieser Reise zufrieden zu seyn — Sie kostet mir nicht viel kaum einen Ducaten und ich habe doch — mich nicht allein sehr belustiget, sondern tausend Sachen gesehen, die merkwürdig sind und die ich auf meiner vorjährigen DurchReise nicht gesehen. Wenn ich zu Pferde gewesen wäre, hätte ich auch den Winter-Kasten*), der obergleich noch nicht den Drittentheil vollendet, doch schon wunderbahr ist und das sehr anmuthige LustSchlofs Wilhelms-Thal gesehen. Eynun, vielleicht komme ich in meinem Leben noch einmahl hin. So ist mir dieses was neues."

Übrigens ging Gotters Vorliebe für Madame Lauchery weiter, als es der junge studiosus iuris seiner um 8 Jahre älteren Schwester einzugestehen für gut fand. Dafs er sich in die Tänzerin verliebte und ihr eine dichterische Huldigung darbrachte, beweist ein Brief, den der Dichter 1 1/2 Jahre später von Wetzlar aus an einen Freund richtete. Es heifst in diesem, vom 24. Februar 1768 datierten Schreiben**):

„Je fus hier tant touché des graces de ta Mimi, qu'elle me fit souvenir de la plus belle danseuse du monde, que je vis un jour à Cassel dans le ballet de Diane et d'Endimion. S'amouracher et faire des vers n'est chès moi, que l'oeuvre d'un instant. Je composai le Sonnet cy joint. J'eus la satisfaction de le lui faire parvenir et je n'allai plus outre. — Oh! fi donc! Je ne t'aime pas avec ton sourire malin. Ce n'est pas en se moquant d'eux qu'on corrige des gens comme moi. Il y avoit bien d'autres amoureux de cette danseuse; mais il étoit impossible de réussir auprès d'elle. C'étoit un prodige de vertu ou de fierté si tu veux."

---

*) Das Oktogon auf Wilhelmshöhe.

**) Litterar. Anzeiger 1799, No. 193. Wieder abgedruckt in Schlichtegrolls Gotter-Biographie (Gotters Gedichte III, XXII f.).

Das erwähnte Sonett lautet:

Sonnet
sur Madame CAROLINE LAUCHERY,
à l'occasion du ballet de Diane et
d'Endimion.

Ce n'est point Lauchery c'est Diane elle même;
C'est sôn air imposant, son pas, sa majesté.
Amour! amour en vain tu te flattes qu'elle aime;
Pourroit-elle à ce point oublier sa fierté?

Mais que vois-je? Elle tremble! Eh quel charme suprême
Peut faire frisonner une divinité?
Elle soupire! — Amour, tu triomphes! Elle aime;
Son orgeuil est éteint et tes traits ont porté.

Non, n'en triomphe point! Ta victoire est trop chére!
Tu viens de renverser l'empire de ta mère.
Diane désormais aura tous les autels.

Je cours pour l'encenser. O changement funeste!
La deesse s'enfuit. — Mais Caroline reste.
Mérite-t-elle moins l'hommage des mortels?

Leipzig.

Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas (Jâtaka)*).

I. Teil 6. Abschnitt.

Übersetzt

von

Paul Steinthal.

II**).

Âsiṃsavagga, Der Hoffnungsabschnitt***).

1. Mahâsîlavajâtaka. Geschichte von (König) Mahâsîlava†).

Als Brahmadatta einst in Benares König war, wurde Bodhisattva im Leibe der ersten Gemahlin des Königs geboren. An dem für seine Namengebung bestimmten Tage erteilt man ihm den Namen

Anmerkungen auf nebenstehender Seite.

Sîlavakumâra. Sechzehn Jahre alt gelangte er in allen Künsten zur Vollendung und hernach, als sein Vater gestorben, kam er auf den Tron unter den Namen Mahâsîlavarâjâ, als ein frommer pflichttreuer König. Er errichtete sechs Gabenhallen, vier an den vier Toren, eine in der Mitte (der Stadt), eine vor der Tür seines Hauses, und pflegte den armen Reisenden (Almosen) zu geben, den rechten Wandel zu halten, den Bufstag zu feiern, mit Geduld, Freundschaft und Liebe ausgerüstet, und herrschte mit Gerechtigkeit, indem er alle Wesen wie einen auf seinem Schofse sitzenden Sohn befriedigte. Nun wurde es ruchbar, dafs einer seiner Minister einem Frauenzimmer seines Harems Gewalt angetan hatte. Die Minister teilten dies dem König mit. Als der König nachforschte, bekam er es durch eigenen Augenschein heraus, liefs den Minister rufen und verbannte ihn aus dem Reiche mit den Worten: Blinder Tor, du hast unpassend gehandelt, du darfst nicht in meinem Reiche wohnen, gehe anders wohin, nachdem du sowohl deine Habe als Weib und Kind (wörtl.: Sohn und Weib) mitgenommen. Dieser ging aus dem Kâsi-Reich, nahm Dienst beim Kosalakönig und wurde allmählich des Königs intimer Vertrauter. Er sprach eines Tages zum Kosalakönig: „König, das Reich von Benares ist ähnlich einer von Fliegen freien Honigmasse, der König ist sehr weibisch, du kannst mit nur geringem Heer und Trofs das Reich von Benares erobern“. Als der König dessen Wort hörte, dachte er: das Reich von Benares ist grofs, und dieser sagte: „man kann es mit einem nur kleinen Heer und Trofs einnehmen, ob es wohl ein gedungener Spion sein mag?“ und sagte (zu ihm): „du bist wahrscheinlich abgeschickt“. „Ich bin nicht abgeschickt, o König, ich rede nur die Wahrheit, wenn du mir nicht glaubst, so magst du Leute ausschicken und ein Nachbardorf ausplündern lassen, dann wird man die Plünderer gefangen nehmen und (der König von Benares)††) wird sie, nachdem er sie hat zu sich führen lassen und ihnen Geld gegeben, loslassen†††). Der König dachte: „dieser spricht sehr entschlossen, ich werde es jetzt überlegen“, schickte seine Leute weg und liefs ein Nachbardorf ausplündern. Als der König (von Benares) sie sah, fragte er: „Liebe Leute, weswegen zerstört Ihr das Dorf?“ „Weil wir nicht leben können, König“. „Warum kommt Ihr denn nicht zu mir, von jetzt an dürft Ihr derartiges nicht tun“, mit diesen Worten liefs er sie los, nachdem er ihnen Geld gegeben. Nachdem sie gegangen, teilten sie dem Kosalakönig die Begebenheit mit. Selbst hiernach wagte der König nicht wegzugehen und liefs wiederum

---

*) Cf. Fausbôll, Jâtaka, I, S. 261.

**) Vgl. Zeitschrift N. F. VI, 106.

***) So benannt, weil die ersten zwei Geschichten die Moral enthalten, dafs man die Hoffnung ja nicht gleich aufgeben müsse.

†) Wörtlich: der sehr Tugendhafte.

††) Das Subjekt hier zu ergänzen. Es liegt hier ein im Pâli durchaus nicht seltenes Anakoluth vor.

†††) So wird der Kosalakönig sehen, wie schwach der König von Benares ist.

im Innern Land verwüsten. In gleicher Weise gab der König (von Benares) den Räubern Geld und entliefs sie. Auch hiernach unternahm der (Kosala)könig noch keinen Zug und liefs auf einer in der Stadt befindlichen Strafse plündern, der König gab den Dieben Geld und entliefs sie. Darauf sah der (Kosala)könig ein: „Gar fromm ist der König“, nahm sich vor: „Ich will das Reich von Benares erobern“, und zog mit Heer und Trofs aus. Nun sind in ganz Jambudvîjia (Indien) nur 1000 unüberwindliche Helden da, die ein Reich einzunehmen imstande sind, auf Wunsch des grofsen Königs Sîlava, die von furchtlosem Naturell sind, selbst wenn ihnen ein Blitzstrahl auf den Kopf fällt, und die nicht umzukehren pflegen, wenn ihnen ein brünstiger Elephant entgegengeht. Als diese hörten: „der Kosalakönig kommt“, da gingen sie zum König (von Benares) und sprachen: „König, der Kosalakönig kommt mit der Absicht das Reich von Benares einzunehmen, wir wollen ihn, ohne dafs er unsere Reichsgrenze überschritten, schlagen und gefangennehmen“. „Liebe Freunde, soviel auf mich kommt, soll den Anderen Nichts zu Leide geschehen, die das Reich haben wollen, mögen es einnehmen, geht nicht fort“ — so hielt er sie zurück. Der Kosalakönig überschritt die Grenze und drang in die Mitte des Landes vor. Die Minister gingen wieder zum König und sprachen in gleicher Weise. Der König hielt sie, wie zuvor, zurück. Als der Kosalakönig aufserhalb der Stadt stand, schickte er dem grofsen König Sîlava eine Botschaft, des Inhalts: „Er soll mir das Reich geben, oder kämpfen“. Als der König es hörte, schickte er ihm eine Gegenbotschaft, mit den Worten: „Mit mir soll kein Kampf stattfinden, er soll das Reich nehmen“. Wiederum gingen die Minister zum König und sprachen: „König, nicht wollen wir dem Kosalakönig gestatten in die Stadt zu ziehen, aufserhalb der Stadt wollen wir ihn schlagen und gefangen nehmen“. Nachdem der König sie in derselben Art, wie zuvor, abgewehrt, liefs er die Stadttore räumen und setzte sich mit 1000 Ministern in Mitten eines geräumigen Trones nieder, der Kosalakönig zog mit grofsem Heer und Trofs nach Benares. Als er keinen Feind sah, ging er an die Haustür des Königs, liefs, von Ministerscharen umgeben, in dem Hause, dessen Tore geöffnet waren, den grofsen König Sîlava, als er den geschmückten, schön ausgestatteten geräumigen (Tron) bestiegen hatte und schuldlos dasafs, mit tausend Ministern gefangen nehmen und sprach: „Geht, bindet diesen König nebst seinen Ministern die Hände auf den Rücken und fesselt ihn, führt ihn auf die Leichenstätte, gräbt Gruben, die ihm bis an die Kehle gehen, vergrabt ihn, nachdem Ihr so Staub gestreut, dafs Keiner seine Hand ausstreckt, dann werden Nachts die Schakale kommen und das ihnen Angemessene thun“. Die Menschen hörten den Befehl des Diebskönigs, banden dem König nebst den Ministern die Hände auf den Rücken und trieben sie fort. Selbst zu dieser Zeit hegte der grofse König Sîlava gegen den Diebskönig keinen Groll. Auch unter den Ministern, die gebunden weggeführt wurden, wagte nicht ein einziger dem Geheifs des Königs zuwider-



zuhandeln, so gehorsam waren seine Untergebenen*). Darauf führten die Diener des Königs den König Sîlava auf die Leichenstätte, gruben Gräber aus, die bis an den Hals gingen, liefsen alle in die Gräber heruntersteigen und zwar den grofsen König Sîlava in die Mitte, die übrigen Minister zu beiden Seiten, streuten Staub darauf, stampften derb und gingen fort. Der Sîlavakönig redete die Minister an und ermahnte sie; selbst gar nicht zornig über den Diebskönig: „Bringt, ihm Wohlwollen entgegen, liebe Freunde"**). Darauf kamen um Mitternacht die Schakale mit der Absicht Menschenfleisch zu essen. Als der König und die Minister diese sahen, machten sie auf einmal ein Geräusch. Die Schakale flohen furchtsam. Diese machten Halt, sahen um sich und als sie merkten, dafs niemand kam, kehrten sie wieder zurück. Die anderen machten ihrerseits wieder Lärm. So flohen sie dreimal, sahen wieder um sich, und als sie merkten, dafs nicht ein einziger zurückkam, dachten sie: „Diese werden zum Tode verurteilt sein", und als diese wiederum Lärm machten, flohen sie nicht. Der älteste Schakal ging zum König, die übrigen zu den anderen. Der König, in Listen gewandt, merkte, dafs er zu ihm herankäme, gab ihm gleichsam Gelegenheit zum Beifsen, hob den Nacken empor, und als er ihn in den Hals beifsen wollte, fafste er ihn mit dem Kinnbackenknochen und als wenn er ihn in eine Maschine geworfen hätte, hielt er ihn fest. Der Schakal, derb angepackt am Halse vom König, der Elephantenkraft hatte und ihn mit dem Kinnbackenknochen fafste, konnte sich nicht losmachen und stiefs, von Todesangst bedroht, ein grofses Geheul aus. Als die übrigen Schakale dessen Schmerzensschrei hörten, dachten sie: „dieser wird von einem Menschen gepackt sein", wagten nicht sich den Ministern zu nahen und flohen alle in Todesangst. Als der Schakal***) vom Kinnbackenknochen des Königs derb angepackt hin und her lief, wurde der Staub locker, der Schakal warf nun von Todesfurcht gepeinigt, dem König Staub über den Kopf. Als der König die Lockerheit des Staubes merkte, liefs er den Schakal los, ging mit Elephantenkraft energisch auf und nieder, streckte beide Hände aus, fafste an den Rand der Grube hinauf, kam heraus wie eine vom Winde losgerissene Wolke, tröstete die Minister, entfernte den Staub, zog alle heraus, und von den Ministern umgeben blieb er auf der Leichenstätte. Zu dieser Zeit warfen die Menschen einen Leichnam auf die Leichenstätte und liefsen ihn auf der Grenze des Gebietes der Yakša. Die Yakša, die den toten Mann nicht teilen konnten, dachten: „wir können ihn nicht teilen, dieser König Sîlava ist pflichttreu, er wird uns die Freundlichkeit erweisen ihn zu teilen, wir wollen zu ihm gehen", ergriffen den toten Mann am Fufse, schleppten ihn mit, gingen zum König und sprachen: „König, erweise uns die Freundlichkeit ihn zu zerteilen". „He Yakša, ich will ihn Euch zerteilen, unrein aber bin ich, ich will mich erst baden" sagte er. Die Yakša schafften das für

*) parisâ, sonst nur vom Verhältnis der Jünger zum Meister (Buddha) gebraucht.
**) Wahrscheinlich stand dieser Satz vorher.
***) Wahrscheinlich sigâle zu lesen.

den Diebskönig beiseite gestellte parfümierte Wasser mit eigener Macht herbei und gaben es dem Könige, um sich zu baden, nachdem er sich gebadet, schafften sie die für den Diebskönig beiseite gelegten gesammelten Tücher herbei und gaben sie ihm, nachdem er sich damit bekleidet, gaben sie ihm ein Büchschen mit vier Arten von Wohlgerüchen, nachdem er sich parfümiert, gaben sie ihm verschiedene Blumen, die in Kristallvasen mit goldenem Untersatz gestellt waren (?), nachdem er sich mit Blumen geschmückt, fragten sie: „Was sollen wir noch tun?“ Der König liefs sie merken, dafs er hungrig sei. Nachdem sie gegangen, schafften sie dafs für den Diebskönig bereitete, aus verschiedenen Delikatessen hergestellte Gericht herbei und gaben es ihm. Der König nach dem Bade gesalbt, geschmückt und geputzt, genofs das vorteffliche Gericht. Die Yakša schafften parfümiertes Wasser herbei, dafs sie für den Diebskönig beiseite gestellt hatten, nebst einer goldenen Vase und einem goldenen Trinkgefäfse. Nachdem er das Wasser getrunken und den Mund sich gewaschen, schafften sie ihm den für den Diebskönig zubereiteten Betel herbei, der mit fünf Arten von Wohlgerüchen umwickelt war und gaben ihn ihm, und als er damit fertig war, fragten sie ihn: „Was sollen wir noch tun?“, und indem er ihnen befahl: „wenn Ihr geht, schafft mir das auf das Kopfkissen des Diebskönigs niedergelegte Prunkschwert herbei“, gingen sie und schafften es herbei. Nachdem der König das Schwert ergriffen und den toten Mann aufrecht hatte hinstellen lassen, in die Mitte des Kopfes mit dem Schwerte gestofsen und zwei Teile gemacht hatte, gab er jedem der zwei Yakša gleichviel, und nachdem er das Schwert gereinigt, gürtete er es sich um. Darauf fragten die Yakša, nachdem sie das Menschenfleich gegessen, gesättigt und erfreut: „Was sollen wir noch tun, o grofser König?“. „Nun führt mich durch Eure Macht in die Schlafkammer des Diebskönigs hinunter, und jeden dieser Minister setzt ins eigene Haus!“ Diese willigten ein: „Gut, Herr“ und taten so. Damals lag der Diebskönig in dem geschmückten Schlafgemach auf einem herrlichen Lager und war eingeschlafen. Der König schlug auf dessen Bauch, als er sorglos schlief, mit der flachen Klinge. Dieser wachte furchtsam auf und erkannte bei Lampenlicht den grofsen König Sīlava und nachdem er vom Lager aufgestanden und sich mit Energie ausgerüstet, sprach er zum König: „Grofser König, wie bist du in solcher Nacht an dem Hause mit der Schutzwache und den verschlossenen Türen vorbei ohne Erlaubnis der Wächter, mit dem Schwerte umgürtet, geschmückt und gerüstet an dieses Lager gekommen?“ Der König erzählte die ganze Art seines Kommens umständlich. Als der Diebskönig dies hörte, antwortete er aufgeregt: „Grofser König, obgleich ich ein Mensch bin, kenne ich deine Tugend nicht, die harten, wilden Yakša, die anderer Blut und Fleisch essen, kennen deine Tugenden, nicht werde ich dir, o König, der mit gutem Charakter begabt ist, Böses antun“, dann nahm er das Schwert, schwor einen Eid, bat den König um Verzeihung, legte den König auf ein grofses Lager, und sich selbst auf ein kleines Bett, und als



es dämmerte und die Sonne aufgegangen war, liefs er die Pauke schlagen und rief alle Gilden, Minister, Brahmanen und Hausherren zusammen, rühmte vor ihnen die Tugenden von König Sîlava, wie wenn er den Vollmond in der Luft hochhöbe, bat inmitten der Menschenmassen wieder den König um Verzeihung, überlieferte ihm das Königreich und sagte: „Von heute an ist der durch die Räuber angerichtete Schaden mir eine (Gewissens)last, mögst du von mir beschützt dein Reich regieren", nachdem er so gesprochen und dem Verläumder (d. h. jenem Minister) einen Befehl (der Bestrafung) erteilt hatte, ging er mit seinem Heer und Trofs in sein Reich. Der grofse König Sîlava fürwahr, geschmückt und aufgeputzt, unter einem weifsen Sonnenschirm, auf einem goldenen Ruhebett, das Heuschreckenfüfse hatte, sitzend sein eigenes Gedeihen betrachtend dachte: „dies so beschaffene Ereignis und die Lebensrettung von tausend Ministern würde zunichte geworden sein, wenn ich nicht energisch gewesen wäre, durch Energie und Kraft allein erlangte ich diesen verlorenen Glanz und tausend Ministern gab ich die Lebensgabe; ohne die Hoffnung aufzugeben, mufs man Energie anwenden, so reift die Frucht dessen, der Energie aufgewandt, so denkend sprach er mit Inspiration diesen Vers:

„Hoffen möge der Mensch, nicht möge der Kluge verzagen,
Ich sehe es an mir selbst, wie ich es wünschte, so wurde es".

Nachdem Bodhisattva so gedacht: „Fürwahr, es gedeiht die Frucht der Energie den Guten" und diesen Vers voll von Begeisterung ausgesprochen hatte, tat er bis an sein Lebensende gute Werke und es erging ihm nach seinen Taten.

2. Cûḷajanakajâtaka, (Geschichte von Buddha als König Janaka), hier nur Einleitung und Schlufsmoral erwähnt, im übrigen wird auf das Mahâjanakajâtaka verwiesen. Wir lassen es daher hier ganz fort.

3. Puṇṇapâtijâtaka, (Geschichte von der vollen Schale).

[Wir müssen hier die einleitende Geschichte des Kommentators zum grofsen Teil mitübersetzen, da in der Hauptgeschichte hierauf verwiesen wird. Wir ersehen hieraus, dafs auch letztere von dem Kommentator nicht immer unverfälscht so, wie er sie vorgefunden, erzählt wird.]

..... Einst kamen in Crâvastî die Trunkenbolde*) zusammen und beratschlagten: „Das Geld für Branntwein ist uns zu Ende gegangen, wie werden wir wieder welches bekommen?" darauf sagte ein hartgesottener Schuft: „Anâthapiṇḍika**) hat sich mit Siegelringen geschmückt, und will, mit Festtüchern (?) bekleidet, dem König seine Aufwartung machen, wir wollen in die Branntweinschale ein Mittel legen, das ihn bewufstlos macht, und nachdem wir eine Trinkhalle errichtet und uns niedergesetzt haben, wollen wir, wenn Anâthapiṇḍika kommt, ausrufen: „komm hierher, grofser Kaufmann", ihm Branntwein zu trinken geben,

*) Wörtl. die „Branntwein-Spitzbuben".
**) Ein reicher in den buddhistischen Texten wegen seiner Wohltätigkeit viel genannter Kaufmann.

dem Bewufstlosen Siegelring und Tücher nehmen und uns Geld für den Branntwein machen". Diese willigten ein, taten so und als der Kaufmann kam, gingen sie ihm entgegen mit den Worten: „Herr, kommt jetzt hierher, sehr angenehm ist uns dein Branntwein, trinkt ein wenig und geht", der (A.) dachte: „wozu soll der Sotâpanna *), der Schüler des Heiligen Branntwein trinken, wenn ich auch kein Bedürfnis danach habe, werde ich doch diese Betrüger beobachten", ging in ihre Trinkhalle, beobachte ihr Tun und nachdem er es herausgebracht, dafs diese den Branntwein aus jenem bestimmten Grunde gemischt hätten, dachte er: „jetzt werde ich diese von hier wegtreiben", und sprach: „He Ihr Trinker denkt: „Wir wollen in die Branntweinschale eine Arzenei tun, allen Kommenden davon zu trinken geben, sie bewufstlos machen und ausplündern", in diesem Sinne habt Ihr diese Trinkhalle ausfindig gemacht und rühmt vorzugsweise diesen Branntwein, niemand wagt ihn zu trinken, sondern speit ihn aus, wenn er ungemischt ist, mögt Ihr davon trinken", mit diesen Worten setzte er die Bösewichter in Schrecken, trieb sie fort von da, ging in sein Haus, kam mit dem Vorsatze Buddha die Tat der Betrüger mitzuteilen nach Jetavana und führte diesen Vorsatz auch aus. Der Lehrer sagte: „Jetzt, o Hausherr, haben die Bösewichter dich zu betrügen gewünscht, früher aber wünschten sie sogar (!) Kluge zu betrügen" und erzählte auf die Aufforderung des A. folgende Geschichte:

Als Bramadatta in Benares König war, war Bodhisattva Kaufmann von Benares. Damals berieten sich die Betrüger so und so, mischten den Branntwein und als der Kaufmann von Benares kam, gingen sie ihm entgegen und erzählten so und so, der Kaufmann, der kein Verlangen (nach Branntwein) hatte, und sie zu erforschen wünschte, ging weg, beobachtete ihre Tätigkeit und nachdem er gedacht hatte: „dies fürwahr wünschen diese zu tun, ich werde sie von hier forttreiben", sprach er so: „He Ihr Spitzbuben, wenn man Branntwein getrunken, ist es nicht passend ins Haus des Königs zu gehen, wenn ich den König gesehen habe, werde ich hierher zurückkommen und mit dem Schnaps Bekanntschaft machen, Ihr sollt Euch hier niederlassen", mit diesen Worten ging er dem König seine Aufwartung zu machen und kehrte zurück. Die Trinker sprachen: „Hierher, Herr". Nachdem er dorthin gegangen, sah er die mit Arzeneien gefüllten Schalen und sprach so: „He Ihr Betrüger, Euer Tun gefällt mir nicht, Eure Branntweinschalen sind ebensovoll wie zuerst, Ihr könnt den Branntwein nur rühmen, aber nicht davon trinken, wenn er wohltuend wäre, würdet Ihr davon trinken, er mufs mit Gift gemischt sein", so vereitelte er ihren Wunsch und sprach folgenden Vers:

„In derselben Weise sind die vollen Schalen da, anders ist die Geschichte, (als man sagt),
Ich weifs aus gutem Grunde: nicht ist der Branntwein gut".

*) Bezeichnung dessen, der den ersten Grad der Heiligung erreicht hat, (wörtl. den Strom betreten hat).



Er tat bis an sein Lebensende gute Werke, wie Almosen, und es erging ihm nach seinen Taten.

(Darauf folgt die gewöhnliche Schlufsbemerkung des Kommentars, in der sich Buddha mit den Kaufmann identifiziert.)

4. Das Phalajâtaka, die Geschichte von der Frucht.

Als Brahmadatta in Benares König war, wurde Bodhisattva in einer Kaufmannsfamilie geboren, trieb herangewachsen mit 500 Karren Handel, gelangte einst zu einem Walde mit grofsen Wegspuren, und als er vor dem Walde stand, berief er alle seine Leute zusammen und sprach: „In diesem Walde giebt es Giftbäume, soweit Ihr es nicht schon vorher genossen habt, mag es nun Blatt oder Blume oder Frucht sein, das sollt Ihr, ohne mich um Erlaubnis zu fragen, nicht essen“. Diese willigten ein mit den Worten „Gut so“ und betraten den Wald. Am Eingang des Waldes steht an einem Dorftore ein Baum, der schlechte Früchte hat, dessen Stamm, Zweige, Blätter, Blumen, Früchte sind ganz denen des Mango ähnlich, nicht nur nach Farbe und Form sondern auch nach Duft und Geschmack sind die Früchte, wenn sie roh und reif sind, den Mangofrüchten ähnlich, verzehrt bringen sie wie Halâhalagift im Augenblick um. Als man nun vorwärts ging, afsen einige gierige Männer in der Meinung, dies sei ein Mangobaum, die Früchte, einige hielten die Früchte in der Hand und dachten: „Wenn wir den Kaufmann gefragt haben, werden wir essen“. Als der Kaufmann kam, fragten sie ihn: „Herr sollen wir diese Mangofrüchte essen?“ Bodhisattva, der erkannt hatte, dafs es kein Mangobaum sei, verbot es ihnen mit den Worten: „fürwahr ein Baum mit schlechten Früchten ist dieser Mangobaum, nicht sollt Ihr davon essen“, liefs die, welche davon gegessen hatten, sie wieder ausspeien, gab ihnen Arzeneien*) ein und machte sie gesund. Sonst schlagen die Menschen am Fufse dieses Baumes ihre Wohnung auf, essen diese Giftfrüchte in der Meinung, es seien Mangofrüchte, dann ziehen am nächsten Tage die Dorfbewohner hinaus, sehen die toten Menschen, ergreifen ihre Füfse, lassen sie an einem abgelegenen Orte liegen, ergreifen nebst den Karren alle ihre Habe und gehen fort. Als an diesem Tage nun die Sonne heraufkam, gingen sie rasch an den Baum; dachten: „wir werden Stiere haben, Karren, Waaren“ und als sie die Leute gesund sahen, fragten sie: „woher wufstet Ihr, dafs dieser Baum kein Mangobaum sei?“ diese sagten: „wir wufsten es nicht, der älteste Kaufmann lehrte es uns“. Die Leute fragten Bodhisattva: „Kluger, wie bekamst du denn heraus, dafs dieser Baum kein Mangobaum ist?“ Er sprach: „aus zwei Gründen wufste ich es“ und sprach folgenden Vers:

„Nicht ist dieser Baum schwer zu besteigen, nicht ist er fern vom Dorfe,
Ich weifs es aus einem bestimmten Grunde: „nicht hat dieser Baum gute Früchte**)““.

*) Wörtlich vier Süfsigkeiten.

**) Denn wäre der Baum ein Mango, so wären die Früchte, da sie so leicht zu erreichen, schon abgegessen.

So lehrte er viele Menschen das Gesetz und ging in glückliche Existenzen über.

5. Pañcâvudhajâtaka, Geschichte von den fünf Waffen.

Als Brahmadatta ...., wurde Bodhisattva im Leibe der ersten Gemahlin des Königs geboren. An dem Tage seiner Namengebung befriedigte man 800 Brahmanen in allen ihren Wünschen und fragte nach den Kennzeichen. Die in den Kennzeichen gewandten Brahmanen sahen, dafs diese zutrafen und prophezeiten: „Ein in guten Werken erfolgreicher Prinz, o grofser König, wird nach deinem Tode zur Herrschaft gelangen, und wird in der Handhabung der fünf Waffen ausgezeichnet, berühmt und in Indien ein hervorragender Mann sein". Nachdem man das Wort der Brahmanen gehört, gab man dem Prinzen, als man seinen Namen bestimmte, den Namen Pañcâvudhakumâra*). Als er nun zur Einsicht gelangt und 16 Jahre alt war, redete ihn der König an und sagte: „Lieber, mache dich ans Studium". „Bei wem soll ich studieren, König?" „Gehe Lieber, studiere im Gandhârareiche in der Stadt Takkasilâ bei einem weit und breit berühmten Lehrer, dies mögst du dem Lehrer als Honorar geben", mit diesen Worten gab er ihm 1000 (Kahâpaṇa) und schickte ihn weg. Nachdem er dorthin gegangen, machte er sich ans Studium, nahm die fünf Waffen, die ihm der Lehrer gegeben, verabschiedete sich respektvoll vom Lehrer, ging aus der Stadt Takkasilâ fort und machte sich, mit den fünf Waffen ausgerüstet, auf den Weg nach Benares. Unterwegs gelangte er in einen Wald, der vom Yakša „Filzhaar" bewohnt wurde. Als ihn die Menschen am Eingang des Waldes sahen, hielten sie ihn zurück mit den Worten: „He Mann, gehe nicht in diesen Wald, Yakša Filzhaar wohnt dort, er bringt alle Menschen, die er sieht, ums Leben". Bodhisattva aber verliefs sich auf sich selbst und ging in den Wald, unerschrocken wie ein bemähnter Löwe. Als er in die Mitte des Waldes gelangt war, zeigte sich der Yakša dem Bodhisattva. Er war so grofs wie eine Fächerpalme, sein Kopf war so grofs wie eine Hauskuppel, seine Augen hatten das Mafs von Schüsseln, seine zwei Fangzähne waren so grofs wie Zwiebelschalotten (?), mit einem Habichtsschnabel, mit buntem Bauche, mit blauen Händen und Füfsen zeigte er sich dem Bodhisattva und sprach: „wohin gehst du? stehe still, ich will dich auffressen". Darauf drohte ihm Bodhisattva: „Yakša, im Vertrauen auf mich selbst bin ich hierher gekommen, du mögest dich mir vorsichtig nähern, ich werde dich mit dem Pfeile durchbohren und jetzt hinwerfen", so drohte er ihm, legte einen mit Halâhalagift getränkten Pfeil auf und schleuderte ihn auf ihn los. Dieser blieb in den Haaren des Yakša stecken. Indem er nun dachte: „noch einen andern" (will ich abschiefsen), schleuderte er in dieser Weise 50 Pfeile weg. Alle blieben in dessen Haaren stecken, der Yakša schüttelte alle diese Pfeile ab, liefs sie zu seinen Füfsen fallen und näherte sich Bodhisattva. Dieser bedrohte ihn wiederum, zog das Schwert und

*) d. h. der Prinz mit den fünf Waffen.



hieb auf ihn los, das Schwert, das 33 añgula*) lang war, blieb ebenfalls in den Haaren stecken. Darauf schlug er ihn mit einem Speer. Auch dieser blieb in den Haaren stecken. Als er dies bemerkte, schlug er mit einer Keule. Auch diese blieb in den Haaren stecken. Als er sah, dafs sie festsafs, sagte er: „He Yakša, bin ich dir nicht unter dem Namen Pañcâvudhakumâra von früher her bekannt**), als ich in den von dir bewohnten Wald ging, bin ich nicht im Vertrauen auf Bogen etc. (und ähnliche Waffen), sondern im Vertrauen auf mich selbst hierher gekommen, heute werde ich dich schlagen und Pulver aus dir machen", so sprechend erklärte er ihm sein Vorhaben, schrie laut auf und schlug den Yakša mit der rechten Hand. Die Hand blieb gleichfalls in den Haaren stecken. Er schlug mit der linken Hand. Auch diese blieb stecken. Mit dem Kopfe schlug und stiefs er ihn mit den Worten: „Ich werde ihn ganz zerreiben". Auch der Kopf blieb in den Haaren stecken. Dieser fünffach gefangen, an fünf Stellen gebunden, herabhängend, war ohne Furcht und Scheu. Der Yakša dachte: „dieser eine Held***) ist ein Mann von edler Race, nicht ein gewöhnlicher Mensch, wenn er von einem Yakša wie ich ergriffen wird, selbst da wird er keine Angst haben, so lange ich hier Wegelagerei treibe, habe ich keinen einzigen derartigen Mann gesehen, weswegen fürchtet sich dieser nicht?" — Deshalb wagte er ihn nicht zu essen und fragte: „Weswegen, Mensch, fürchtest du nicht den Tod?" „Weshalb, Yakša, soll ich mich fürchten? Einer (jeden) Person ist ein Tod bestimmt, und dann ist in meinem Leibe eine Donnerkeilwaffe, wenn du mich essen wirst, so wirst du die Waffe nicht verdauen können, dies wird deine Eingeweide in Stücke spalten und dich ums Leben bringen, so werden wir beide umkommen, aus diesem Grunde fürchte ich mich nicht." (Dies sagte Bodhisattva mit Hinblick auf die Kenntniswaffe in seinem Innern.)†) Als er es hörte, dachte der Yakša: „dieser Mann spricht nur die Wahrheit, vom Körper dieses Helden wird mein Leib ein Stück Fleisch, wenn es auch nur so grofs wie eine Schminkbohne, nicht verdauen können, ich werde ihn loslassen", daher liefs er von Todesfurcht bedroht Bodhisattva los und sprach: „Mann, du bist ein Held, nicht werde ich dein Fleisch essen, du löse dich heute los, wie der Mond aus Râhus††) Mund, aus meiner Hand, gehe fort und erfreue den Kreis deiner Verwandten und Freunde". Darauf sprach Bodhisattva zu ihm: „Yakša, ich werde jetzt gehen, du wurdest, weil du früher (d. h. in früheren Geburten) Übeles tatest, als Yakša geboren, grausam, mit blutigen Händen, Blut und Fleisch der Gegner essend, wenn du bei deinem Leben in dieser Welt Sündiges tun wirst, so wirst du aus der Dunkelheit in die Dunkelheit geraten, aber seitdem du mich gesehen, kannst du keine Sünde tun, die Ver-

*) Etwa „Zoll".
**) D. h. ist es dir nicht bekannt, dafs ich noch eine fünfte Waffe habe?
***) Wörtlich „Mannlöwe".
†) Dieser Satz ist wahrscheinlich ein Glossem. Ursprünglich wollte B. den Yakṣa nur belügen und dachte nicht an solche Symbolik.
††) Dämon der Sonnen- und Mondfinsternis.

letzung eines lebenden Wesens bringt Wiedergeburt hervor, in der Hölle, in dem Bauche eines Tieres, in der Manenwelt, in dem Körper eines Asura, wenn du unter Menschen geboren wirst, so führt sie hier nur zu einem kurzen Dasein“, auf solche Weise erklärte er ihm den Schaden der fünf bösen und den Vorteil der fünf guten Handlungen, bedrohte auf mannigfache Weise den Yakša, lehrte ihn das Gesetz, bändigte ihn, machte ihn selbstverleugnend, stützte ihn in den fünf Vorschriften, veranlafste, dafs die Opferspenden empfangende Gottheit des Waldes ihm freundlich gesinnt war, ermahnte ihn zur Besonnenheit und als er aus dem Walde wegging, kündigte er am Eingange des Waldes es den Menschen an, und nachdem er sich mit den fünf Waffen ausgerüstet, ging er nach Benares, traf dort mit seinen Eltern zusammen, trat nachher die Regierung an, verwaltete pflichtmäfsig das Reich, tat gute Werke wie Spenden etc., und es erging ihn nach seinen Taten*).

6. Kañcanakkhandhajâtaka, die Geschichte vom Goldhaufen.

Als Brahmadatta . . . ., war Bodhisattva in einem Dorfe Landwirt. Eines Tages pflügte er in einem verlassenen Dorfe auf dem Felde. Früher starb in diesem Dorfe ein mit Reichtum ausgestatteter Kaufmann, nachdem er eine Goldmasse niedergelegt hatte, die vier Spannen lang und den Umfang eines Schenkels hatte. An diesem Schatz blieb der Pflug des Bodhisattva hängen. In der Meinung, es werde eine Wurzelausbreitung sein, schob er die Erde weg, sah den Schatz, bedeckte ihn dann wieder mit Staub, pflügte den Tag über, und als die Sonne untergegangen, legte er Joch, Pflug etc. bei Seite und indem er dachte: „Wenn ich die Goldmasse ergriffen habe, werde ich gehen“, konnte er sie nicht hochheben, und da er es nicht konnte, setzte er sich nieder und machte vier Teile in folgender Absicht: „Solches wird zur Pflege meines Leibes dienen (?), solches werde ich verstecken und bei Seite setzen, solches werde ich für den Ackerbau verwenden, solches soll dienen um Gaben und andere gute Werke zu tun“. Als die Teilung vollzogen war, war die Goldmasse fast leicht. Er hob sie hoch, brachte sie nach Haus, teilte sie in vier Teile, tat gute Werke wie Almosen u. A. und es erging ihm nach seinen Taten**).

7. Vânarindajâtaka, Geschichte vom Affenkönig.

Als Brahmadatta . . . . . . , wurde Bodhisattva im Schofse eines Affen geboren und als er in Folge seines Wachstumes das Mafs eines Füllens hatte und mit Kraft begabt war, wandelte er allein am Ufer des Flusses. Inmitten dieses Flusses liegt eine Insel, mit Fruchtbäumen in mannigfaltiger Form, Mango- und Brodfruchtbäumen etc. bestanden. Bodhisattva, der Elephantenkraft hatte und mit Standhaftigkeit ausgerüstet war, sprang vom diesseitigen Ufer auf — nun liegt dies-

*) Hier darf man mit Fausböll den Schlufs der Erzählung annehmen. Der Moralvers wurde erst vom Kommentator angeflickt.

**) Vergl. die Anmerkung zum vorigen Jâtaka.



seits der Insel inmitten des Flusses ein Stein, der über die Oberfläche hinausragt — und eilte zu diesem Stein. Von da sprang er auf und eilte auf die Insel hinüber. Dort afs er verschiedene Früchte, kehrte Abends auf dieselbe Weise zurück, wohnte in der eignen Wohnstätte und machte es am nächsten Tage ebenso. Auf diese Weise richtete er sich dort das Wohnen ein. Zu dieser Zeit wohnte ein Krokodil mit seinem Weibchen in diesem Flusse. Letzteres sah den Bodhisattva rück- und vorwärtsgehen und sprach zu dem Krokodil, indem es nach dem Herzfleische des Bodhisattva ein Gelüst bekam: „Herr, ich habe heute nach dem Herzfleische dieses Affenkönigs ein Gelüst bekommen". Das Krokodil sagte: „Es ist gut, du wirst es bekommen", ging mit dem Plane: „Heute werde ich ihn treffen, wenn er Abends von der Insel zurückkommt" und legte sich auf den grofsen Stein. Bodhisattva wandelte tagsüber herum, stand auf dem Eilande, sah den Stein an und dachte: „Dieser Stein erscheint jetzt höher, was mag der Grund sein?" Nun war für ihm das Verhältnis zwischen Wasser- und Steinhöhe klar, darum dachte er: „Heute nimmt das Wasser dieses Flusses nicht ab noch zu, und doch ist dieser grofse Stein da, vielleicht hat sich das Krokodil hingelegt, um mich zu packen" und: „ich werde es jetzt ausforschen", stand dort, tat, wie wenn er mit dem Steine spräche, sagte: „He Stein", und ohne Antwort zu bekommen, redete er dreimal den Stein an. Der Stein gab indessen keine Antwort.*) Wieder sprach der Affe zu ihm: „He Stein, giebst du mir heute nicht Antwort?" Das Krokodil dachte: „Fürwahr, sonst gab der Stein dem Affenkönig Antwort, ich werde ihm jetzt Antwort geben" und sprach: „Wie Affenkönig?" „Wer bist du?" „Ich bin ein Krokodil." „Weswegen liegst du dort?" „Nach deinem Herzfleisch verlangend." Bodhisattva dachte: „Ich habe keinen anderen Weg, heute mufs ich das Krokodil betrügen". Darauf sprach er so zu ihm; „Liebes Krokodil, ich will mich dir opfern, du öffne den Mund und packe mich, wenn ich dir nahe gekommen bin". Die Krokodile schliefsen nämlich die Augen bei offenem Munde. Es öffnete den Mund, ohne den Grund (dieser Äufserung) zu merken. Darauf bedeckten sich seine Augen. Es öffnete den Mund, schlofs die Augen und legte sich nieder; als Bodhisattva erkannte, dafs es so sei, sprang er von der Insel fort, ging weg, näherte sich dem Kopf des Krokodils, sprang von da auf, flammte wie eine Blitzschlingpflanze und stellte sich ans andere Ufer. Das Krokodil sah dies Wunder, dachte: „Der Affenkönig hat grofses Wunder getan," und sagte: „He, Affenkönig, in dieser Welt überwindet eine mit den vier Qualitäten begabte Person die Gegner, diese Alle stecken in dir, glaube ich" und sprach diese gâthâ:

„Wem diese vier Qualitäten eigen sind, Affenkönig wie dir:
Wahrheit, Rechtlichkeit (?), Festigkeit, Freigebigkeit, der überwindet den Feind.

So ging das Krokodil, nachdem es den Bodhisattva gerühmt, in seine eigene Wohnung.

---

*) Seltener praeteritaler Gebrauch des Futurs.

8. Tayodhammajâtaka, von den drei Qualitäten.

Als Brahmadatta . . . . . , wurde Devadatta*) im Affenleibe geboren und bewachte**) im Himavant eine Herde und aus Furcht vor den von ihm geborenen Affenjungen dachte er: „Wenn diese erwachsen sind, können sie die Herde begatten“, biſs sie mit den Zähnen und riſs ihnen den Hoden auf. Damals wurde Bodhisattva von ihm im Leibe einer Äffin empfangen. Darauf ging die Äffin, nachdem sie erkannt, daſs der Embryo sich in ihr befände, um ihn zu behüten, in den Wald an den Fuſs eines Berges. Als der Embryo reif war, gebar sie den Bodhisattva. Als er herangewachsen und zur Einsicht gelangt war, war er (auch) mit Kraft ausgestattet. Eines Tages fragte er seine Mutter: Mutter, wo ist mein Vater?“ „Lieber, an dem Fuſse des und des Berges wohnt er.“ „Mutter, führe mich in seine Nähe.“ „Lieber, du darfst nicht zum Vater kommen, dein Vater beiſst die von ihm geborenen Affenjungen mit den Zähnen, aus Furcht, daſs sie (später) die Herde bewachen**) würden und reiſst ihnen die Hoden aus.“ „Mutter, führe mich dorthin, ich will schon sehen.“ Sie ging mit dem Sohn zu ihm. Der Affe sah seinen Sohn und dachte: „Wenn dieser heranwächst, wird er nicht zugeben, daſs ich meine Herde begatte, jetzt muſs er entfernt werden“, und: „wenn ich diesen umarme und fest an mich drücke, werde ich ihn ums Leben bringen“ und so sagte er: „Komm Lieber, wo bist du so lange hingegangen?“, und indem er den Bodhisattva umschlang, erdrückte er ihn gleichsam. Bodhisattva seinerseits war mit Elephantenkraft und Stärke ausgestattet, und er drückte ihn auch. Darauf schienen seine Knochen zu zerbrechen. Da dachte er: „Wenn dieser heranwächst, wird er mich töten, auf welche Weise kann ich ihn nun eher töten?“ Hierauf dachte er: „dieser Teich in der Nähe ist von Rakšasen besucht, dort werde ich ihn von einem Rakšas auffressen lassen“. Darauf sprach er so zu ihm: „Lieber, ich bin ein Greis, diese Herde übergebe ich dir, heute mache ich dich zum König, an dem und dem Orte ist ein Teich, da blühen zwei weiſse, drei blaue und fünf bei Tage blühende Lotusblumen***), gehe, Lieber, und bringe die Blumen herbei“. Dieser antwortete: „Wohlan, Lieber, ich werde sie holen“, ging fort, stieg aber nicht gleich herunter“ sondern sondierte ringsum das Terrain und sah dabei Fuſsspuren von Hinabgestiegenen, nicht von Hinauskommenden. Er dachte: „dieser Teich muſs von Rakšasen besucht sein, mein Vater, der mich selbst nicht (umbringen) konnte, wird wünschen, daſs mich ein Unhold friſst, ich werde nicht in den Teich hinabsteigen und doch die Blumen pflücken“, ging an eine wasserlose Stelle, nahm einen Anlauf, sprang vorwärts, ergriff zwei Blumen, die aus dem Wasser hervorragten, (?) und sprang an das andere Ufer, und von jenseits gelangte er ans

*) Budhas Vetter und Gegner, in den Jât. vom Kommentator mit der dem Bodhis. feindlichen Person meist identifiziert.

**) Nebensinn: begatten.

***) Die Inder unterscheiden bei Nacht und bei Tage blühende Lotus. Kumudinî gehört nach Böthl. zu den letzteren, während uppalinî wohl allgemeiner gebraucht wird.



diesseitige Ufer zurück und ergriff auf dieselbe Weise zwei Blumen, so machte er an beiden Seiten einen Haufen, ergriff die Blumen und stieg nicht in den Herrschaftsbereich des Rakšas hinab. Als er darauf in der Meinung, dafs er nicht mehr würde auflesen können, diese Blumen ergriff und an einem Orte einen Haufen machte, da dachte der Rakšas: „Ich habe lange einen solchen verständigen, aufserordentlichen Mann früher nicht gesehen, Blumen hat er, soviel er wünschte, aufgelesen, und in meinen Herrschaftsbereich stieg er nicht hinab“, mit diesen Worten spaltete er das Wasser in zwei Teile, ging zum Bodhisattva*) und sprach: „Affenkönig, wer in dieser Welt drei Qualitäten hat, der überwindet den Feind und diese alle sind in dir, wie ich meine“, so lobte er den Bodhisattva und sprach folgenden Vers:

„Wem diese drei Qualitäten zu eigen sind, wie dir, Affenkönig:
Die Geschicklichkeit, Kraft und Intelligenz, der überwindet den Feind.“

So fragte (nun) der Wasserunhold, nachdem er in diesem Verse den Bodhisattva gelobt: „Wozu nimmst du diese Blumen?“ „Der Vater wünscht mich zum König zu machen, aus diesem Grunde nehme ich sie.“ „Nicht darf solch aufserordentlicher Mann Blumen bringen, ich werde sie nehmen“, mit diesen Worten las er sie auf und ging hinter ihm her. Als ihn sein Vater von fern sah, dachte er: „Ich sandte ihn aus, damit ihn die Rakšasen fressen sollten, jetzt kommt er her und läfst den Rakšas die Blumen nehmen, jetzt bin ich zu Grunde gerichtet“, da brach ihm siebenfach das Herz und er verlor gleich sein Leben. Die übrigen Affen eilten zusammen und machten Bodhisattva zum König.

9. Bherivâdakajâtaka, Geschichte vom Paukenschläger.

Als Brahmadatta . . . . . ., wurde Bodhisattva in der Familie eines Paukenschlägers geboren und wohnte in einem kleinen Dorfe. Als er hörte, zu Benares sei ein Fest angesagt, dachte er: „Ich werde im Kreise der Versammlung die Pauke schlagen und Geld verdienen“, ging mit seinem Sohne dorthin, schlug die Pauke und bekam viel Geld. Damit ging er in sein Dorf, gelangte in einen von Räubern besuchten Wald, und verbot seinem Sohn beständig Pauke zu schlagen mit den Worten: „Lieber, spiele nicht unaufhörlich die Pauke, wie wenn ein König, der unterwegs ist, trommeln liefse“. Obgleich er vom Vater zurückgehalten wurde, sagte er (sich): „Durch den Paukenschall werde ich die Räuber forttreiben“ und spielte ohne Unterbrechung. Als die Diebe zuerst den Paukenschall hörten, flohen sie, weil sie dachten: „Es wird eine Königspauke sein“, als sie unaufhörlich den Ton hörten, dachten sie: „Es wird nicht die Königspauke sein“, kehrten zurück, spionierten herum, sahen die zwei Leute, schlugen und plünderten sie. Bodhisattva sagte: „das Geld, das wir mit Mühe

*) Lies Bodhisattam.

erlangten, hat er, weil er unaufhörlich trommelte, verloren" und sprach folgenden Vers:

„Er trommle*), doch nicht zu sehr, zu vieles Trommeln*) tut nicht gut, durch zuviel Trommeln*) geht es verloren**).
Durch Trommeln*) erlangt man viel Geld***),

10. Saṃkhadhamanajâtaka, Geschichte vom Muschelblasen.

Als Brahmadatta . . . ., wurde Bodhisattva in der Familie eines Muschelbläsers geboren, und als in Benares ein Fest angesagt worden, nahm er seinen Vater mit, verdiente durch die Tätigkeit des Muschelblasens Geld, und als er auf dem Heimwege in einem Räuberwalde war, verbot er seinem Vater unaufhörlich Muschel zu blasen. Er dachte: „Durch den Muschelschall werde ich die Räuber vertreiben" und blies [deshalb] unaufhörlich. Die Diebe kehrten, wie zuvor†), zurück und plünderten†). Bodhisattva seinerseits sprach in voriger Weise†) den Vers:

Er blase immer, doch nicht zu sehr, denn zu viel Blasen ist vom Übel,
Durch Blasen werden Reichtümer erlangt; diese blies der Vater weg.

Charlottenburg.

---

*) Wörtlich „blase".
**) Wörtlich 100 (kahâpana).
***) Dieser Vers ist eine Variante des Schlufsverses des nächsten Jâtaka und würde dort besser passen.
†) Bezieht sich auf das vorige Jâtaka.

BESPRECHUNGEN.

Zur Litteratur der Geschichte des Naturgefühls:

I. Das antike und das deutsche Naturgefühl.

Für einen Bericht über die neueren Arbeiten, welche sich auf das Naturempfinden alter und neuer Zeit beziehen, glaube ich als den sich von selbst darbietenten terminus a quo das Jahr 1882 bezeichnen zu müssen, in dem der erste Band meiner Gesamtdarstellung der Geschichte des Naturgefühls und in ihm der erschöpfende Bericht*) über

---

*) Von gelegentlichen Äufserungen über die Frage seien noch folgende nachgetragen. So schrieb schon 1842 C. C. Hense („Deutsche Dichter der Gegenwart I, S. 160), freilich ohne sich von Schillers bestechender, aber für die nachhomerische Zeit der Griechen nicht mehr stichhaltender Anschauungsweise zu befreien: „Dafs aber auch die Alten, welche nach Schillers treffender Bemerkung vorzugsweise von dem Lebendigen und Freien, von Charakteren, Handlungen und Schicksalen und Sitten befriedigt wurden, dieselbe Empfindungsweise für die Natur entwickelten, ist besonders bei den Römern sichtbar; sie mufste bei ihnen vorzugsweise hervortreten nach dem Untergange der Republik, wo der Genufs einer freien grofsen Gegenwart nicht mehr vorhanden sein konnte und daher dem Einzelnen die Notwendigkeit, sich auf sich selbst zu beschränken, in sich selbst und in rein persönlichen Neigungen eine Befriedigung zu suchen, auferlegt war. So preist Horaz mit sichtlichem Vergnügen die ruhige Glückseligkeit, welche er fern von der Stadt in seinem Tibur genofs" u. s. f. Nicht anders genofs der Grofsstädter der hellenistischen Zeit die Einsamkeit des Dorfes, des Waldes und des Meeres, wie uns vor allem Theokrits Idyllen bekunden. — Es ist daher auch nicht richtig, wenn der treffliche Herm. Masius („Naturstudien" 1852, S. 5) schrieb: „Fern lag die sentimentalische Weise der Naturbetrachtung den plastischen Alten. Sie kannten nur den Bezug auf Heroen und Götter. Die ‚vernunftlose' Natur diente ihnen als äufserliches Mittel zum äufserlichen Zwecke; höchstens dafs sie als Staffage, als Schauplatz der grofsen Weltgeschicke, einen flüchtigen Blick erhielt. Mag doch Sokrates nicht spazieren gehen, weil er von Bäumen und Tieren nichts lernen könne!" Und so findet er in der mythologischen Belebung der Natur bei den Alten „einen abstrakten Schein" und nennt sie „weit verschieden von der innigen Versenkung des germanischen Gemüts in das geheimnisvolle Leben der Erde". Preller dagegen behauptete „Röm. Mythologie" (S. 95): „Überhaupt hatten die Alten zwar nicht den landschaftlichen Natursinn, der bei uns durch Kunst und Poesie so weit ausgebildet ist; wohl aber hatten sie weit mehr Sinn für das Dämonische in der Natur, wie es sich in der Stille des Waldes, zwischen ragenden Bergen, an murmelnden Quellen offenbart und auf jedes empfängliche Gemüt mächtig wirkt". Klarer und verständiger sagt Hartung „Die griechischen Lyriker" (Band 4, 1856, S. 220) zu dem Frühlingsdithyrambus Pindars und im Gegensatze zu der seit Schiller herrschenden Ansicht, die Alten hätten weder ein sentimentalisch-romantisches Naturgefühl noch überhaupt Freude an der Natur empfunden: „Dafs ein Nicht-Philologe glauben und aussprechen konnte, die Griechen hätten wenig Sinn für die Schönheiten der Natur gezeigt, ist nicht zu verwundern. Aber dafs Philologen das nachsagen, anstatt zu widerlegen, das ist allerdings zu verwundern. Freilich haben sich die Griechen nicht hingestellt zu müfsiger Betrachtung der Gegenden, haben auch nicht über den Vogelgesang, das Laub-

die voraufgehende Litteratur dieses aufserordentlich interessanten und ebenso weit wie tief greifenden Problems erschien.

Trotzdem der Spezialismus auch in der klassischen Philologie vorherrschte und gemeinhin die Bücher nach dem Gehalte an Konjekturen geprüft wurden, fand mein Buch

„*Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen*", Kiel, Lipsius & Tischer 1882, 145 S.

eine überaus freundliche Kritik*).

Das Naturgefühl der Griechen haben seit 1882 folgende umfangreichere Aufsätze und Schriften zum Gegenstande der Untersuchung gemacht:

Leopold Schmidt, „Die Ethik der alten Griechen" (Bd. II, 1882, S. 80 ff.). „Der Mensch im Verhältnis zur Naturumgebung".

Schmidt geht von der Ansicht aus, dafs bei den Griechen sich in die Erkenntnis, die civilisatorische Aufgabe des Menschen bestehe zum grofsen Teile in einem unablässigen Ankämpfen gegen die Natur, fortwährend das Gefühl gemischt habe, dafs mit der Verfolgung derselben die Gefahr einer Überschreitung der dem Menschengeschlechte gesetzten Schranke, einer den Zorn der Götter herausfordernden Vermessenheit verbunden war. Daraus ergiebt sich die Regel, nicht gewaltsam in die Ordnung der Natur einzugreifen.

---

grün, das Quellenrauschen, das Lüftewehen u. s. w. empfindsame Redereien gemacht; nein, sie haben Frühlingslust gespürt wie die Kinder und sind dabei in Wäldern und Tälern herumgesprungen und haben ihren Göttern gejubelt, deren Offenbarungen sie in allen den Reizen der Natur erkannten". Hartung übersah, dafs in der Zeit Alexanders jener Prozefs, der mit der sophistischen Reflexion begann, seinen Höhepunkt gewonnen und eine völlig sentimentalische Naturschwärmerei gezeitigt hat. — Fechner (Vorschule der Ästhetik I, Leipzig 1876, S. 241; II, 177) denkt sich das Naturgefühl der alten Griechen und Römer dem Geschmacke der Zopf- und Perrückenzeit ähnlich; er verkannte völlig, dafs auch jenen durchaus nicht völlig der Sinn für das Romantische gemangelt hat und dafs unter dem Einflusse der stoischen Philosophie sich sehr wohl „der Eindruck einer einheitlichen schöpferischen Macht an die Betrachtung der Natur" knüpfte. — Freilich lag es in der Beschaffenheit der Landschaft selbst, welche die Alten umgab, begründet, dafs sie der lieblichen, anmutreichen, blühenden, trotz mannigfacher Abwechslung harmonischen den Vorzug gaben auch in der Kunst, in der Poesie wie in der Landschaftsmalerei. Der Irrtum, dafs diese den Alten völlig gemangelt habe, hat das Urteil über ihr Naturempfinden ebenso sehr getrübt wie der Wahn von dem „ungebrochenen", „plastischen", „völlig naiven" Sinne der Alten.

*) Freilich in der gröfsten der Rezensieranstalten, in den „Bursianschen Jahresberichten f. klass. Philol.", konnte es keine Stätte finden, da es keine Konjekturen aufzuweisen hatte, im übrigen aber verweise ich auf die eingehenden Rezensionen in der „Deutsch. Litteraturzeitung" III. Jahrg. Nr. 44, 25. Nov. 1882 (Joh. Renner), „Litterar. Centralblatt" No. 46, 11. Nov. 1882, S. 1555—56, „Philolog. Wochenschrift", von Hirschfelder herausgegeben, II. Jahrg. No. 50, 16. Dez. 1882 (J. Lübbert), „Philolog. Anzeiger", von Leutsch herausgegeben. Bd. XIII, 1 (1883), S. 53f. (Karl Wörmann), „Deutsch. Literaturblatt", Jahrg. VI, No. 21, 25. Aug. 1883 (K. H. Keck), „Philolog. Rundschau", Jahrg. III, No, 35, 1. Sept. 1883, Sp. 1107—1113 (G. Hefs), „Deutsche Revüe", herausgeg. von Fleischer, Jahrg. VIII, Heft 9, Sept. 1883, „La Cultura" diretta da R. Bonghi, Vol. V, No. 17, 15. Dez. 1884 u. s. w. In den Fleckeisenschen „Jahrbüchern f. klass. Philologie" fand das Buch erst im 10. Hefte des Jahrganges von 1893 eine gelegentliche, aber um so wärmere Kritik seitens O. Weissenfels bei Besprechung meiner „Griechischen Lyriker".

Neben diesem ethischen Verhältnis zur Natur bleibt das ästhetische zu beachten. Darüber sagt L. Schmidt folgendes: Bekanntlich ist es Gegenstand mannigfacher Erörterungen gewesen, ob die Griechen einen ähnlich entwickelten Natursinn gehabt haben wie die Neueren, jedoch ist es nur Folge einer falschen Formulierung, dafs diese Frage überhaupt hat aufgeworfen werden können, indem man den landschaftlichen Sinn mit dem Natursinn überhaupt verwechselte. Gerade weil die Griechen zumal der älteren Perioden für das Detail des Naturlebens ungemein empfänglich waren, weil der Flug des Vogels, das Rauschen des Flusses, der zarte Reiz der Pflanze sie mächtig ergriff, als liege darin eine Offenbarung hoher Geister, waren sie weniger als wir geneigt, grofse Gruppen verschiedenartiger Naturgegenstände in einheitlicher Zusammenfassung auf sich wirken zu lassen und dadurch das in sich zu erzeugen, was wir die landschaftliche Stimmung nennen; wenn dergleichen in alexandrinischer Periode häufiger wird, als es früher war, so hängt dies mit der in ihr eingetretenen Abschwächung jener Empfänglichkeit zusammen (Philol. Anz. Bd. 3, 408). Die Art aber, in welcher die letztere sich äufsert, hat so viel Verwandtes mit dem religiösen Gefühl, stellt den Naturgegenstand so oft in ein Verhältnis der Überordnung zu den Menschen oder auch der Verwandtschaft mit ihm, dafs sie eben deshalb eine abgesonderte Betrachtung erheischt.

Und so betrachtet Schmidt die Verehrung der Flüsse, Opfer und Gebete an die Windgottheiten, Sympathie mit dem Leben der Pflanzen und der Tiere. —

Es hat aber den Griechen weder die Freude an den mannigfachen Erscheinungen der Natur gemangelt noch die sentimentale Sehnsucht nach ihrem Frieden und ihrer Einsamkeit im Gegensatze zur Menschenwelt mit ihrer raffinierten Kultur, noch auch der landschaftliche Sinn d. i. die malerische Auffassung und Darstellung eines in sich abgeschlossenen Bildes der Erdoberfläche.

Was eben der griechischen Geistesentwicklung eine so einzigartige Stellung im Leben der Völker gegeben hat, das ist die harmonische Geschlossenheit in der Entfaltung aller Geisteskräfte, welche stufenweise von dem unbewufsten, harmlosen, naiven Geniefsen zur Reflexion über den Genufs, zur Wonne der Wehmut und andererseits zur pantheistischen Vergötterung des Alls emporführt. —

Die „tiefsinnige Sympathie" zwischen Pflanzenwelt und Seelenleben in den Mythen der Griechen aufzuweisen, machte sich zur Aufgabe

Bruno Arnold, Griechische Sagen und Märchen, für das gebildete Publikum frei erzählt, I. Echo und Narkissos. II. Aphrodite und Adonis. Goett. Vandenh. & Rupr. 1883.

Arnold ist ein begeisterter Verehrer der griechischen Anschauungs- und Empfindungsweise. Emphatisch ruft er aus: „Wahrlich! Tief ist die Empfindung der Griechen für die Schönheit der Pflanzenwelt und für die Auffassung des Charakteristischen in derselben. Kein Volk hat sie in seinen Sagen und Märchen in schönerem Lichte ver-

herrlicht". Und so unternimmt er es, zur Erweisung des tiefen Naturgefühls bei den Griechen, die Mythen in Form von modern angehauchten Nacherzählungen zu deuten. Nicht ohne Anmut und Geschick. Freilich wird der ebenso schlicht-hellenische wie kernige Ton, den K. Lehrs, wie kein zweiter, in seinen „Populären Aufsätzen aus dem Altertum" anzuschlagen verstand, doch nicht erreicht.

Das Material zu diesen Erzählungen bietet uns die breite lateinisch geschriebene Abhandlung desselben Verfassers:

Bruno Arnold, de Graecis florum et arborum amantissimis scripsit. Goett. Vandenh. & Rupr. 1885, 113 p.

Nicht weniger denn zwei praefationes und eine Einleitung von 10 Seiten eröffnen die Zusammenstellung von Belegen der Blumen- und Pflanzenliebe der Griechen von Homer bis Lykophron. Das Latein ist teilweise ebenso kindlich wie die Anschauungsweise. Allgemeine neue Gesichtspunkte vermifst man ebenso sehr wie Dichterstellen, die etwas Neues besagen und die nicht in den anderen Schriften über das antike Naturgefühl zu finden wären. Auf einen Nachweis der Stufen in der Entwicklung der Pflanzenliebe wird völlig verzichtet, und doch lag es so nahe, dem homerischen Gleichnis die stimmungsvolle Verschmelzung von Bild und Empfindung bei den Lyrikern und die raffiniert sentimentale Beseelung bei den Alexandrinern gegenüberzustellen.

Dies habe ich für das allgemeine Naturgefühl versucht in den beiden Aufsätzen:

„Homer und der Hellenismus", Preufs. Jahrb. Bd. LXIII, Heft 2, S. 149—160, 1889, und „Die poetische Naturbeseelung bei den Griechen", Ztschr. f. Völkerpsychol. Band XX, S. 245—260, 1890.

Während ich in dem ersteren Aufsatze jene Umwandlung der naiven innigen Naturfreude in reflektierten Genufs der allgemeinen „Revolution", die sich überhaupt im Denken und Empfinden der hellenistischen Zeit vollzog, an die Seite stellte, schlofs ich den letzteren mit folgender resumierenden Betrachtung:

In reicher Fülle blühen die Naturbeseelungen in der griechischen Dichtung; die mythologische Belebung und Umformung der Erscheinungswelt in lebensvolle, menschenähnliche Gestalten wird im Laufe der Zeiten abgelöst durch die poetische Beseelung, in welcher der Dichter sein individuelles, subjektives Empfinden der Natur mitteilt; das Objektiv-Plastische tritt zurück vor dem Malerisch-Stimmungsvollen.

Diese symbolisch-sympathetische Naturanschauung sieht in der Natur ein mit den Saiten der menschlichen Brust mitklingendes Instrument. Nicht mehr werden Vergleiche gezogen, wie bei Homer, sondern mit wachsender Steigerung und mit sentimentalerer Färbung auch des Ausdrucks, rinnen die beiden Pole, Geist und Welt, ineinander. So ist auch die Naturbeseelung nur ein Widerspiel jenes inneren Prozesses, der sich im dichterischen Schaffen, in der Durch-



dringung der Wirklichkeit mit der Phantasie, der Wahrnehmung mit der Empfindung vollzieht. Sie war den alten Griechen nicht minder eigen wie jedem für das Schöne empfänglichen und in poetischen Schöpfungen das Empfindungsleben widerspiegelnden Volke. Poesie ist in erster Linie Sprache des Gefühls, sie ist schöner Schein im Gegensatze zu der nüchtern prosaischen, zu der rauhen, harten Wirklichkeit; „die Poesie ist“, wie Jakob Grimm sagt, „das Leben, gefafst in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache“, d. h. sie ist die mit gehobenem Ausdruck der Rede sich kundgebende Verschmelzung von Innen- und Aufsenwelt, sie ist Wort gewordenes Innenleben und Umbildung der Aufsenwelt vermittels des menschlichen Geistes und Gemütes, welches auch die tote Natur mit lebendigem Hauche durchdringt; und der sinnfällige Ausdruck dieser Durchdringung ist auch die poetische Naturbeseelung. —

Von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus würdigt die Naturanschauung Homers der ansprechende Vortrag von

Otto Koerner, über die Naturbeobachtung im Homerischen Zeitalter, geh. in d. Senckenberg. naturforsch. Ges. in Frankfurt a/M. Dez. 1886 (Sonder-Abdruck aus dem Bericht üb. d. S. Ges., 12 S.).

Mit vollem Recht wendet sich Koerner gegen Du Bois-Reymond, der (wie er überhaupt der Zeit vor Rousseau alles Naturgefühl abspricht) behauptet, dafs die Alten „nicht einmal naturwissenschaftlich zu beobachten wufsten“; er weist hin auf die günstige Umgebung, in welcher der homerische Mensch sich gleichsam spielend die reiche Fülle einfacher Naturbeobachtungen aneignete, und auf die ebenso naturwissenschaftlich getreue und sorgfältige, wie auch ästhetisch-schöne Darstellung, welche das Tierleben in den Homerischen Gleichnissen findet. Liest man z. B. das von den Wölfen (Il. 16, 156), so erfährt man: der Wolf ist raubgierig und gefräfsig; er hält sich in Gebirgswäldern auf und jagt in Rudeln den Hirsch; seine Zunge ist schmal, und er trinkt, indem er das Wasser oberflächlich leckt. — Die Scenen, welche uns die 30 Gleichnisse vom Löwen darbieten, stimmen vollständig mit den Schilderungen unserer Reisenden und besonders mit denen des berühmten Löwenjägers Jules Gérard überein.

Ja, wir können wichtige Schlüsse über zoologische Phänomene, z. B. über die Zugstrafsen der Vögel aus den so naturwahren Schilderungen bei Homer ziehen. Aus Il. 3, 1 und 2, 459 geht hervor, dafs der Zug des Kranichs vor fast 3000 Jahren bereits sich entwickelt hatte und dafs eine seiner Zugstrafsen längs der kleinasiatischen Westküste hinging u. ä. m. Il. 19, 24f. zeigt uns, dafs der scharfe Blick dem alten Dichter verriet, was spätere Jahrhunderte vergafsen und mittels der generatio spontanea erklärten, nämlich dafs im faulenden Fleisch die Maden Fliegenbrut sind. — Wie eindringend die Homerische Naturanschauung in das Leben der Insekten und Vögel und Säugetiere ist, so auch in die physiologischen Verhältnisse des Menschen. —

Von welcher Seite eben wir auch immer uns den Homerischen Dichtungen nähern, überall zeigen sie, die für uns am Anfange der griechischen Geistesentwicklung stehen, einen Höhepunkt in der Unbefangenheit und Freiheit der Gedankenwelt und in der künstlerischen Durchdringung, in der geistigen Verklärung des Stoffes. —

Dies ist auch in pädagogischer Hinsicht sehr wichtig. Man hat gar selten die Bedeutung der Naturfreude für die Erziehung in ausreichendem Mafse gewürdigt*); welche Rolle gerade Homer in seinen Gleichnissen aus der Natur in der Jugendbildung neben der Bibel zu spielen habe, weist sehr glücklich nach:

Chr. Semler, Die Gleichnisse Homers aus der Natur und ihre Bedeutung für den Unterricht und die Erziehung", Jahresber. d. Öffentl. Handelslehranstalt zu Dresden, 1891, S. 3—26.

Der Grundgedanke, welcher sich durch die Betrachtung hindurchzieht, ist: Homer entwirft das Idealbild des Jugendzeitalters der Menschheit; deshalb ist er für alle Kulturvölker das Grundbuch zur Erziehung des Schönheits- und Geschichtssinnes; Homer ist demnach auch in der Volksschule und in den Realanstalten als der Wegweiser in die Herrlichkeit der Welt unvergleichlich bedeutsam, ja weit bedeutsamer als die aus dem Orient stammende Bibel.

In feinsinniger und gemütvoller Weise wird das Wesen des Heldengedichtes aus den Naturgleichnissen erschlossen und das Charakteristische dieser selbst erläutert. Und worin beruht dies? Nicht nur in der Treue und Wahrheit, sondern auch in der alles, was mit uns die Erde füllt, was da lebt und webt, mit gleicher Innigkeit umfassenden Liebe. Dem Auge Homers entgeht auch das Unscheinbarste nicht, sei es nun die Fliege an den Melkeimern oder der Tautropfen an dem Gerstenhalm oder das Veilchen auf der Wiese.

In der Homerischen Naturbeobachtung ist alles echt und gesund, weil die Natur nur als eine Vorstufe des Menschlichen empfunden, als in der Wurzel eins mit diesem in wahrer Sympathie umfangen wird und weil alles erlebt ist. Jedes rednerische Pathos fehlt; statt dessen herrscht die Einfachheit und anschauliche Bestimmtheit der Zeichnung, trotz aller Mannigfaltigkeit der Einzelzüge, und die gemütvolle Auffassung der Naturvorgänge. Besonders Homer gegenüber gilt das Wort Goethe's: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden,

*) Ich versuchte es, besonders im Hinblick auf den deutschen Unterricht in der „Ztschr. f. d. d. Unterr." von Otto Lyon herausgegeben, V. Jahrg. 1890, S. 173—193, „das Naturschöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts", wo ich betonte: „Es gilt, die Jugend auch zum ästhetischen Naturgenusse zu erziehen"; nach mir hat auch O. Frick auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes hingewiesen, freilich ohne auf jenen Aufsatz, noch überhaupt auf meine Bücher Rücksicht zu nehmen, in den „Lehrgängen und Lehrproben" 29. Heft 1891: „Bemerkungen über das Wesen des Naturgefühls und seine Pflege im Unterricht". Einige warme Worte und treffliche Fingerzeige leiht diesem gerade in unserer Zeit in so mannigfacher Hinsicht wichtigen Gegenstande Sigismund in der Encyklopädie von Schmid und Palmer unter „Natursinn".

so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden".

Die Naturanschauung Homers leitet organisch den empfänglichen Geist zu der Shakespeare's und Goethe's über; was ihnen gemeinsam ist, das ist nichts anderes als die Liebe zu allem Geschaffenen und die Deutung dieses nach unserem eigenen Innern, worauf im Grunde genommen alle Kunstschöpfung beruht.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls bietet

W. Straub, Der Natursinn der alten Griechen, Progr. des Eberh.-Ludw.-Gymnas. in Stuttgart 1889, 58 S.

Obwohl auch Straub das Bild der griechischen Naturanschauung, das ich in meinem Buche entworfen habe, im wesentlichen durchaus treffend findet, so polemisiert er doch gegen den Grundgedanken, den der Entwicklung. Er meint (S. 4), bei diesem Prozefs sei offenbar mindestens ebensoviel eingebüfst als gewonnen worden, und sagt: „die Naturzeichnung Homers, deren Reinheit und Innigkeit Goethe bewundert, ist von den Späteren nicht wieder erreicht, geschweige überboten worden. Wer, möchte man fragen, hat das reinere Naturgefühl und den entwickelteren Natursinn? Derjenige, welcher die Naturerscheinungen rein auf sich wirken läfst, ihr gegenständliches Bild ungefälscht in dem reinen Medium eines ausgewaschenen Auges auffängt? oder der, welcher sich empfindelnd gegen die Natur verhält, sich darauf capriciert, nur das Echo der eigenen Seelenbewegung aus ihr herauszuhören und jedenfalls das gegenständliche Bild derselben mit subjektiven Zutaten verquickt?" Hierbei wird der innerste Nerv unseres modernen Naturempfindens, wie es uns am reinsten bei Shakespeare und Goethe entgegentritt, völlig verkannt und nicht minder der Begriff der „Entwicklung" selbst. Denn Entwicklung (vgl. auch Wochenschr. für klass. Philol. 1. Jan. 1890) ist nicht ein stetiges Fortschreiten zum Höheren, sondern schliefst — worauf mein ganzes Buch hindeutet — neben einem Aufkeimen neuer „moderner" Anschauungsweisen eine Auflösung des Nationalen nur zu oft in sich, wie Euripides und Aristophanes beweisen. Ich meine, Woermann sagt mit Recht am Schlusse seiner Kritik meines Buches (Philol. Anz. XIII, 1, 1883, S. 53): „Die Erkenntnis, dafs das Naturgefühl der Griechen sich stufenweise von der mythologisch-anthropomorphischen zur dekorativ-landschaftlichen Auffassung entwickelt hat und dafs die erstere, zugleich die nationalere, die tiefere und innigere war, obgleich erst die letztere, welche in der hellenistischen Zeit um sich griff, zu einer wirklichen — wenn auch nur dekorativen — Landschaftsmalerei führte, darf nicht wieder preisgegeben werden".

Das Naturgefühl entfaltet sich immer, bei allen Völkern, ihrer gesamten Kulturentwickelung analog; auf die Einheit von Geist und Natur folgt der Bruch dieser Harmonie und erblüht die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese. Jene wird umkleidet mit dem Zauber der Unschuld, diese rührt die Tiefen, vielleicht auch die Abgründe der Menschenbrust auf.

Und wer in dieser Hinsicht die Bedeutsamkeit der Poesie für unsere Frage leugnen oder abschwächen will — wie Straub*) — oder die Betrachtung der Naturbeseelungen für überflüssig erklärt — wie Friedlaender —, der verschliefst sich grundsätzlich einem tieferen Verständnis. Denn worin soll sich sonst das Widerspiel von Geist und Natur deutlicher kundtun als in der Poesie und in der Landschaftsmalerei? — Besonderes Lob in der Straub'schen Abhandlung verdienen die Auseinandersetzungen über nördliche und südliche Landschaft und die darauf sich gründenden Unterschiede des Naturempfindens, sodann die Darlegung des Natursinnes, wie er sich in der Mythologie der Griechen kundgiebt, — freilich bleibt die Deutung immer recht mifslich —, und endlich die trefflichen Übersetzungen, welche nach allgemeinen Gesichtspunkten neben Homer die zumeist schon oft citierten Stellen der Lyriker, Tragiker und einiger späterer Dichter darbieten. —

Nachdem ich in meinem Buche

„Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Römern" **)
Kiel, Lipsius & Tischer 1884, 210 S.

---

*) C. Schmidt stimmt Straub bei in Bursians Jahresb. Bd. LXXIII S. 76, bedauert aber, dafs er „leider nicht den vom Ref. längst (Wochenschr. f. klass. Philol. 1886 III 1476) geforderten und von Günther (I 126) gebilligten Schlufs ziehe, daraufhin einmal die Prosaiker vorzunehmen". Schmidt bekundet hiemit, dafs er mein Buch überhaupt nicht gelesen hat, denn dort werden Platon und Aristoteles und später Libanius und Dion Chrysostomos u. a. neben den Dichtern in eingehende Berücksichtigung gezogen. Und wenn ich nachweise, wie wir in der Homerischen Zeit indirekt die Naturfreude erschliefsen müssen, während spätere Dichter wie Satyros es direkt aussprechen ἢ καλὸν αἱ δάφναι κτλ., so ist es doch recht banale Weisheit, wenn Herr Schmidt im Hinblick auf Pausanias' κάλλιστον δένδρων ἄλσος (I 217) oder eine πλάτανος εὐειδής (VIII 23) die emphatischen Worte äufsert: „In solchen gelegentlichen Äufserungen so prosaischer oder schlichter Naturen steckt mehr Beweis für Naturgefühl als in ganzen Bänden voller Gedichte". Es würde überhaupt endlich Zeit den Wahn aufzugeben, als ob zu irgend einer Zeit ein wohlgeartetes, für Schönheit nur irgendwie empfängliches Gemüt sich der Freude an der Natur entzogen habe. Die Unterschiede sind graduell, teils nach der Landschaft, die den Menschen umgiebt, teils nach der geistigen Individualität verschieden.

**) Vgl. „Deutsche Literaturzeitung" V. Jahrg. No. 22, 31. Mai 1884; „Berliner philolog. Wochenschrift" 24. Mai 1884, „Philolog. Rundschau" IV. Jahrg. No. 33, S. 1050—55, „Philolog. Anzeiger" XIV. Heft 7, 1884, „Literarisches Centralblatt" 20. Dec. 1884, Sp. 1838—39, „Blätter f. bair. Gymnasialwesen" 1885 Heft 1/2, Revue historique 1885 p. 146, Revue philologique 1885 p. 102, „Deutsches Literaturblatt" No. 33, Jahrg. IX, 13. Nov. 1886, Bursians Jahresber. unter Ovid und Properz (N. F. Jahrg. VII 1887, 3. Heft, S. 120), „Ztschr. f. Gymnasialwesen" unter Vergil (1889) S. 321; Deutsche Revue Heft 7, Mai 1884 u. s. w. Auffallend ist es, dafs die Bedeutung des Naturgefühls für den Nationalcharakter der einzelnen Völker und für die individuelle Eigenart des einzelnen Dichters noch immer nicht von den Darstellern der Litteraturgeschichten genügend gewürdigt wird. Man wird die Frage weder in der „Griech. Litgesch." von Christ noch in der „Röm. Litgesch." von Teuffel-Schwabe oder in der von Mart. Schanz, noch auch in der „Römischen Dichtung" von O. Ribbeck erörtert finden. Spafshaft und charakteristisch zugleich ist es, dafs bei Bursian (Jahresber. Bd. 44 N. F. 5, Jahrg. 13, 1885 p. 393 f.) das Naturgefühl — und somit auch mein Buch — unter die Privataltertümer neben Vermögensrecht der Römer, von M. Voigt in Leipzig gerückt wird. Der ganz in seinen Sakralaltertümern befangene Ref. findet, dafs in weit höherem Sinne als die Poesie „die gesamte Auguraldisciplin ganz unmittelbar auf Naturanschauung gestützt ist, wie nicht minder auch der alte Bauernkalender; und solches reflektiert (!) zugleich in der Sprache: in Worten wie contemplari, considerare, desiderare, welche die Lebendigkeit der Naturempfindung deutlich bekunden". Dunkel ist der Rede Sinn! Oder soll



dargestellt habe, ist nur eine Schrift erschienen, welche sich mit dem Naturempfinden der Römer resp. eines Römers beschäftigt:

Ed. Vofs, Die Natur in der Dichtung des Horaz, Düsseldorf 1889, 47 S. (Vgl. mein Referat aus der „Wochenschr. f. klass. Philol.“ 1890 No. 1).

Das Naturgefühl der Alten wird lediglich nach Schiller und Humboldt charakterisiert; die neuere Litteratur über den Gegenstand wird nicht berührt; die Citate werden nur deutsch gegeben. Dafs die Schrift besonders tief und vielseitig in das Wesen der Sache eindringe und viel Neues biete, läfst sich nicht sagen. Vofs weist anregend hauptsächlich das Eine nach, dafs die Naturschilderungen des Horaz, „sei es ohne Bild, sei es als Bilder für das menschliche Leben im Dienste einer Reflexion stehen, oder, wie er sich philosophischer mit Vorliebe ausdrückt, „zur Verkörperung einer Idee dienen“. So ist z. B. die längere Beschreibung seines Landgutes (Epist. I, 16) „keine Naturschilderung, die für sich gelten will, sondern in ihr verkörpert sich die Idee von seinem Glücke, das er in so einfachen, von der Natur gebotenen Dingen findet, und das er auf diese Weise wirksam dem ehrsüchtigen Streben des Freundes, welches ihn das wahre Glück nicht finden, vielmehr nur dem falschen Scheine huldigen lasse, entgegensetzt“. Oder „die Idee freudigen und behaglichen Geniefsens wird durch die Schilderung eines zu diesem Zwecke ausgesuchten lieblichen Plätzchens in freier Natur gewissermafsen plastisch gestaltet“, so carm. I 1, 19 oder II 3, 1. In der Schilderung der Jahreszeiten tritt „die Idee vom fröhlichen Genusse der Gegenwart nachdrucksvoll hervor“; oder die Idee der Zufriedenheit, der Ruhe, Festigkeit, Unerschütterlichkeit wird an den Naturereignissen von Horaz „gemessen“, so auch die Idee der „verkörperten Kühnheit“ (I 3, 9) u. s. f.

Auf diese Weise wird der lebensheitere Philosoph doch gar zu abstrakt gedeutet und bleibt schliefslich von der Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung und Empfindung nichts mehr übrig.

Etwas konkreter sind die Gleichnisse und Vergleiche aus dem Naturleben behandelt (S. 30 f.). Der historische Gesichtspunkt, d. h. die Stellung des Horaz zu den Griechen und unter seinen Zeitgenossen hinsichtlich seiner Naturanschauung kommt nicht zur Geltung. —

Das Naturgefühl der Alten im Zusammenhange erörtern folgende Schriften:

H. Planck, Die Entwickelung des Naturgefühls im Altertum, Rede z. Feier des Geburtstages des Königs. Stuttg. 1891, Beil. des Staats-Anzeigers für Württemberg, S. 145—158.

Grofse, Über die Naturanschauung der alten griechischen und römischen Dichter, Progr. des Realgymnas. zu Aschersleben 1890, 18 S.

---

etwa — siderare mit sidus, sideris „ein Sternbeschauen“ sein? Gemeinhin spürt man in dem sid ein *ιδ* (video, *εἰδω*, *ἰδω*)! Und die Auguren waren auch keine Naturschwärmer, sondern zirkelten einfach ihre Kreise auf der Erdoberfläche und in dem Himmelsraume ab, ganz mathematisch, ohne jedes — Naturgefühl, dessen kulturhistorisch-ästhetischer Begriff dem Ref. völlig dunkel ist.

Während Planck sich an den von mir gezeichneten Entwickelungsgang anschliefst, nicht ohne hie und da treffende Bemerkungen und Parallelen aus modernen Dichtern wie Daudet, Pierre Loti u. a. einzustreuen, kümmert Grofse sich nicht weiter um die Fachschriften, sondern entwickelt für das weitere Lesepublikum in nicht übler Weise sein Thema. Freilich durfte er nach den Ausführungen von Woermann, Helbig, mir u. a. nicht mehr behaupten, dafs „das sentimentale Versenken in die Natur, wie dies ein charakteristischer Zug der modernen Naturpoesie ist, sowie die ästhetische Naturbetrachtung (!) den Alten gänzlich fremd ist, weshalb ja auch die Landschaftsmalerei bei ihnen fehlt. An allen Naturbeschreibungen der Alten vermissen wir daher den Sinn für landschaftliche Schönheit"!! (S. 6.) Er fährt fort: „Von der Wirkung des Lichts und des Schattens der Nähe und der Ferne, von dem Charakter, den die Landschaft durch die Beleuchtung erhält, ist nirgends die Rede". Vergl. dagegen mein Buch I 53, 79, 81, 83, 85, II 11, 29, 75, 137, 153, 174, 184, 185, 186.

Dies Programm teilt somit das Schicksal zahlloser Brüder, die Wissenschaft nicht gefördert zu haben; und es wäre doch gerade bei diesem Problem, das freilich die Durcharbeitung eines sehr vielschichtigen Stoffes unter mannigfachsten Gesichtspunkten erfordert, der Spezialarbeit noch manches Feld geöffnet. —

Von archäologischer Seite her nähert sich unserem Problem

Ad. Gerber, Naturpersonification in Poesie und Kunst der Alten, Bes. Abdr. aus dem XIII. Supplementbande der Jahrb. f. klass. Philol. S. 241—317. Vgl. meine Kritik im Philol. Anz. XIV, S. 149 f.

Die Arbeit, die vor Erscheinen meiner Schrift abgeschlossen wurde, untersucht, „inwieweit die Griechen, die Alexandriner und die Römer in der Poesie und Kunst der sie umgebenden landschaftlichen Natur Gestalt verliehen". Gerber unterscheidet Personifikation im Sinne von Beseelung und Verkörperung, sei sie nun mythologisch, begrifflich oder Lokalpersonifikation, und Personifizierung im Sinne von Beseelung ohne Verkörperung, sei sie nun uneigentlich — wenn der Naturgegenstand unter Einwirkung göttlicher Nähe, wunderbaren Gesanges oder „gar nur im Affekt" persönlich gedacht oder wenn er redend eingeführt wird — oder eigentlich — wenn der Dichter den Naturgegenstand einen direkten menschlichen Anteil an menschlichen Vorgängen nehmen läfst. — Diese Scheidung, die Gerber sogar so weit ausdehnt, dafs er den Titel des bekannten trefflichen Buches von Hense „Poetische Personification" in „Poet. Personifizierung" umändert, mufs grofse Bedenken wachrufen. Zunächst sprachlich. Das Zeitwort „personifizieren" wird doppeldeutig und mifsverständlich. Sodann sachlich. Die Grenzlinien von eigentlicher und uneigentlicher Personifizierung fliefsen leicht ineinander, da doch ein Affekt stets einen Anteil in sich schliefst. Endlich fehlt ein drittes: Verkörperung ohne Beseelung! — Das Schwergewicht der Arbeit liegt auf kunsthistorischem Gebiete; hier fördert sie vieles interessante Material zu

Tage und weiſs auch feinsinnige Deutungen zu geben; hinsichtlich der Poesie geht sie in die Irre. —

Gerber scheidet folgende Rubriken: 1. Erde und Länder; 2. Städte; 3. Meer; 4. Flüsse und Quellen; 5. Nymphen, Silene etc.; 6. Berge.

Die auf die Litteratur der Griechen bezüglichen Ergebnisse gipfeln in den Sätzen, daſs nicht blos „ein gewaltiger Unterschied zwischen hellenistischer und römischer Naturanschauung besteht“, sondern auch erst bei den Römern überall die eigentliche Personifizierung stattfindet (p. 306), sich eine anthropomorphische Naturanschauung herausbildet und persönlicher Anteil den Naturgegenständen zugeschrieben wird. —

Wie eng der Zusammenhang römischer und hellenistischer Anschauungsweise ist, wie vielfach jene von dieser bedingt ist, habe ich ausführlich im o. a. Buche dargetan. Am verwunderlichsten bleibt der Satz bei Gerber: „Eine Phantasie, welche in den äuſseren Erscheinungsformen der Natur menschliche Gestalten sieht, ist den Griechen überhaupt fremd“ (p. 266). Ich möchte wissen, was denn anderes die griechischen Götter, die Mythen und Naturmärchen geschaffen hat als jener plastische Sinn der Hellenen, jener innere Trieb, den empfangenen Natureindruck in eine klare, festumrissene, der Idee und Form nach harmonische d. h. schöne Gestalt auszuprägen.

Nicht minder befremdlich ist die Überschätzung der römischen Denkweise, die Anschauung, als hätten die römischen Dichter — wie Claudian und Statius — mit ihren kalten, nüchternen, lediglich auf verstandesmäſsiger Reflexion beruhenden Abstraktionen — wie der Hispania in golddurchwirktem Gewande, mit Ölblättern im Haar, der Gallia mit blondem Haar u. s. w. — das Höchste erreicht.

Welche lebensvolle konkrete Personifizierungen aber die Griechen, denen sie Gerber abspricht, gerade im Gegensatze zu den Römern geschaffen haben, das findet man übersichtlich in meinem o. a. Aufsatze über „die poetische Naturbeseelung bei den Griechen“ zusammengestellt.

Als ich im Herbst 1887 Theodor Storm zum 70. Geburtstag die Fortsetzung meiner früheren Untersuchungen,

> „*Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit*“. Leipzig, Veit & Comp. 1888, 460 S. (Vergl. Zeitschrift N. F. II, 114.)

überreichte, da war ich mir des Wagnisses, ein solches Buch grade in unserer jetzigen, vom Spezialismus d. h. von der minutiösesten — und oft geistlosesten — Detailarbeit beherrschten Zeit in die Welt zu senden, wohl bewuſst; bei der auſserordentlichen Vielschichtigkeit des Problems, das nicht nur litterargeschichtlich, sondern auch kulturhistorisch ist und in die Völkerpsychologie ebenso wie in die Geschichte der poetischen Motive hineinweist, das neben der Berücksichtigung der Poesie und Prosa der verschiedenen Litteraturen auch die der Landschaftsmalerei und der Gartenkunst in den verschiedenen Ländern erfordert, verhehlte ich mir nicht, daſs was der Einzelne bei einer derartigen Gesamtdarstellnng leisten kann, nur einen Versuch, nur Grundlinien bilden könne. Daſs es in diesem Sinne von den meisten beurteilt wurde, gereichte mir ebenso zur Freude wie dem

trefflichen Storm, der mir, als er die erste Besprechung in der Allg. Zeitg. Nov. 1887 — von Eucken, wie ich Jahre darauf erfuhr, — gelesen hatte, schrieb: „Dafs Ihr Naturgefühl sich einer zustimmenden Kritik erfreuen würde, war mir unzweifelhaft; eine Zustimmung von offenbar so sachverständiger Seite ist ebenso wertvoll als erfreulich“.

Und so hat mir das Buch neben ein paar — bezeichnenderweise germanistischen — Gegnern eine grofse Reihe von Freunden unter den Besten unserer Gelehrtenwelt erworben*).

Die Zahl der Spezialuntersuchungen über die deutsche, englische und französische Litteraturperioden oder einzelne Dichter hinsichtlich ihres Naturempfindens ist eine seit Erscheinen meines Buches stetig anschwellende; dieses hat daher manche wertvolle Ergänzung gefunden, die niemand freudiger anerkennt als ich selbst und die für die 2. Auflage mir von nicht geringer Bedeutung sind. Doch ehe wir die neueren einschlägigen Arbeiten über deutsche Litteratur prüfen, seien nachträglich ein paar Aufsätze erwähnt, die mir entgangen waren.

So würde ich mit Vergnügen auf das schöne Buch

W. Wilmanns, Leben und Dichten Walther's v. d. Vogelweide, Bonn 1882, S. 208—213

---

*) Bekannt wurden mir folgende eingehendere Rezensionen: Allgem. Zeitung München Beil. 5. Nov. 1887, No. 307; Kieler Zeitung 26—29. Nov.; Hamb. Corresp. Literaturbeilage No. 24, 27. Nov.; Schwäbischer Merkur Nov. No. 262; Daheim No. 10, 10. Dez. 1887; Frankfurter Zeitung Beil. 10. Dez. 1887; Deutsch. Litteraturblatt No. 42, 14. Jan. 1888; Tägliche Rundschau, Beil. 24. Jan. 1888; Schleswiger Nachrichten 18. Jan. 1888; Frankfurter Didaskalia No. 22, 26. Jan. 1888; Gegenwart No. 10, 10. März 1888; Littar. Zentralblatt No. 12, 17. März 1888; Blätter für literar. Unterh. No. 10, 18. März 1888; Deutsche Literaturzeitung IX. Jahrg. No. 16, 21. April 1888; Grenzboten 3. Mai 1888 No. 19, S. 256—62; Kunstwart Stück 16, 1888; Beil. des Reichsboten No. 168, 14. Juli 1888; Literar. Merkur Jahrg. VIII, No. 33; Ztschr. f. vergl. Litgesch. N. F. II, S. 114—18; Moldenhauer's Rundschau S. 46—47, 1888; Leipziger Zeitung, Beil. 6. Dez. 1888, No. 127; Ztschr. f. Gymnasialwesen Jan. 1889; Ztschr. f. österreich. Gymnasialw. 40. Jahrg. 14. Jan. 1889, S. 87; Ztschr. f. Realschulwesen Bd. XIV; Post No. 56, 1888; Gegenwart 1890, No. 20; Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft XXIII S. 301 u. s. w.

Auf manche Irrtümer und ungerechte Einwendungen hätte ich wol Neigung zu antworten, auf manche Kleinlichkeit hinzuweisen; doch ich unterlasse es, da ich weit eher für zu viel Lob danken müfste; auch auf die absprechende Kritik von Richard Maria Werner (D. Litztg.) zu antworten, halte ich auch heute noch für meiner unwürdig. Zu ihrer Charakterisierung sei nur eine Tatsache kurz beleuchtet. — Schon im Vorwort des ersten Teiles führte ich aus, wie der Originaltext in solchen Untersuchungen durchaus notwendig sei, da er „oft als Korrektiv der nur zu leicht moderne Gedanken hineintragenden Übersetzung dienen mufs“. Und so hatte ich auch in diesem Bande stets an den wichtigen Stellen — denn Beschränkung auf eine Auswahl war natürlich geboten! — bei den Kirchenvätern, bei dem Tagebuch des Kolumbus, bei Shakespeare, Rousseau etc. den griechischen, lateinischen, spanischen, englischen, französischen Originaltext in den Anmerkungen hinzugefügt, was nur auf selbständigem Studium beruhen konnte. — Um nun meine Unselbständigkeit zu beweisen, sagt Werner über die Behandlung Shakespeare's: „Auch hat er nur (!) die Übersetzung, nicht das Original der Gedichte selbst durchforscht, was unbedingt notwendig war, da gerade die Naturbeseelung oft in einer Nüance des Ausdruckes liegt“. Offenbar erst bei der Korrektur fügte er hinzu: „Mitunter freilich citiert er das Original in den Anmerkungen“. Im Hinblick allein auf Shakespeare S. 225—31 hätte Werner sagen müssen: Mit Ausnahme der ersten Beispiele von Beseelung, wo der deutsche Ausdruck sich meist völlig mit dem englischen deckt, ist immer das Original in den Anmerkungen zur Kontrole mitgeteilt.



verwiesen haben, wo dieser ausgezeichnete Forscher die Stellung Walthers zur Natur kennzeichnet. Er sagt mit Recht: Unter den Zeitgenossen Walthers ist keiner, der ein liebevolleres sinnigeres Versenken in das Naturleben bekundet als er, keiner, der es anmutiger und wirkungsvoller zu benutzen weifs (vgl. dazu m. Buch S. 118f.); zuweilen ist es, als vernähmen wir schon die Sehnsucht des modernen Menschen, von dem aufreibenden Tagesleben am Busen der Natur auszuruhen; wir finden ihn auf einsamem Felsen (8, 4) oder am Ufer des Baches (8, 28); die Wellen rauschen, die Fische schwimmen, das Auge ruht auf Feld und Wald, Rohr und Gras; die Gedanken richten sich auf die Tierwelt, was kriecht und fliegt und geht: Streit und Kampf überall, aber überall auch feststehendes Mafs und Gesetz, nur nicht in der Menschenwelt.

Wenn nun freilich Wilmanns die Stellung Walther's zu den Jahreszeiten, zu der lieben Vogelwelt, zu Anger und Wald, zu Baum und Strauch mit des Dichters eigenen Worten aus den verschiedenen Gedichten charakterisiert, so ergiebt sich ein gar anmutiges Mosaik, das allerdings weit wirkungsvoller ist als jede einzelne kurze Bezeichnung für sich allein. Aber mit Recht hebt er hervor, wie Walther nicht, gleich den übrigen Minnesängern, die typischen Eingänge liebt, wie er die landschaftliche Szenerie als Hintergrund des Liebesliedes braucht, die Lust der Liebe an der Freude der Natur mifst, wie er der erste war, der Lieder dichtete, welche die Stimmung, die durch das wechselnde Leben der Natur hervorgerufen wird, als eigentliches Thema behandeln, wie er im Reichtum an Bildern und Vergleichen aus der Natur nur von Heinrich von Morungen übertroffen werde. — Aber Wilmanns verkennt auch nicht die Schranken des mittelalterlichen Naturempfindens: das materielle Bedürfnis drückte noch die Vorstellungen und bezeichnete die Grenzen für den Naturgenufs. Walther sucht die idyllische Landschaft, den Waldessaum auf sanftem Hügel, der den Blick über freundliche Gegenden öffnet (39, 11; 94, 11; 76, 32); für die Natur, die der Arbeit des Menschen hinderlich oder übermächtig ist, für die Pracht des Winters, den geheimnisvollen Zauber der Nacht, für den Aufruhr in der Natur, für das Grofsartige, Erhabene, Furchtbare hat er und seine Zeit kein poetisches Verständnis; die Stufenleiter seines Naturgefühls führt von der Heide zu dem Wald und endlich zu dem bebauten Feld (64, 13). —

Unbekümmert um das Problem als eine wissenschaftliche Frage, behandelt

> *K. Biedermann,* Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung, Nord und Süd 1883, S. 95f.

den von Schiller formulierten Gegensatz zwischen Naiv und Sentimentalisch im Anschlufs an die „Odyssee“ und — Goethe's „Werther“. Die Arbeit hat nur dilettantischen Reiz. — Auf sorgsamen Sammlungen beruht das Programm von

> *Winter,* Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls, Harburg 1883,

indem es die Entwicklung des modernen Naturgefühls von Opitz bis

in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darstellt, vgl. mein Buch S. 267. — In diesem erwähnte ich noch nicht die Arbeit von

Th. Urbach, Zur Geschichte des Naturgefühls bei den Deutschen, Progr. d. Gymnas. z. heil. Kreuz in Dresden, 1885, 25 S.

Urbach sucht nach einer kurzen Übersicht über die Litteratur des Gegenstandes in die Tiefen des deutschen Volkscharakters hinabzuleuchten, wie er sich teils aus klimatischen Verhältnissen, teils aus ethischer Anlage, teils aus dem Gange der Geschichte (Einwirkung des Römertums und des Christentums auf die germanischen Waldvölker) entwickelt hat. Natursymbolik, Mythe und Tiersage werden ebenso flüchtig gestreift wie die Dichtung der Geistlichen und die Marienpoesie mit ihren Vergleichen aus der Natur. Aus dem Labyrint der Zweifelfragen rettet die Beschränkung auf ein paar führende Geister („das Klassische eines Dichters bleibt doch sein Individuelles und birgt zugleich das Allgemeinmenschliche in vollendeter Form in sich"), für das Mittelalter auf Walther v. d. Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, für die neuere Zeit auf Goethe. Bei Walther wird die Natur teils als Staffage, teils als landschaftliches Stimmungsbild, teils (selten) als elegisches Erregungsmittel betrachtet; hierhin gehört die Sehnsucht nach dem Frühling und sein Schwanengesang, in dem er der verflossenen Jugend gedenkt:

Bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent flôz. —

Wolfram wird in Gegensatz zu Hartmann und Gottfried gestellt und hinsichtlich seiner Vergleiche, der Benutzung der Naturhintergründe zum Zwecke der Charakteristik der Personen, und hinsichtlich der landschaftlichen Stimmungsbilder befragt. — Reformation, Renaissance, die wiedererwachte pantheistische Philosophie und die neu entstehenden Naturwissenschaften bereiten das moderne Naturgefühl vor. Die Schwankungen dieses werden charakterisiert. Sonderbar klingt es, wenn es S. XXI heifst: „Die Macht und Schönheit der Natur mufste nicht blofs gefühlt werden, sie mufste erkannt werden; nicht blofs das Gemüt, auch der Verstand, das nüchterne Denken mufste der Allgewalt des Natürlichen sich unterwerfen, mufste dem unendlichen Reichtum des Weltganzen als Quelle dichterischer Arbeit den Vorrang gewähren. Und dies that Goethe!" Bei Goethe ward vielmehr das Naturgefühl zum Selbstgefühl; die All-Liebe gab ihm den Schlüssel zu den Geheimnissen und Wundern der Schöpfung, als deren Glied er sich samt allem Lebenden fühlte. — Urbach vermag die Tiefe des Goetheschen Naturgefühls nicht auszuschöpfen; mit den paar dürftigen Bezeichnungen der symbolischen und gar der allegorischen Verwendung der Aufsenwelt kommt man da nicht aus.

Will man wissen, was Goethe'sche Naturstimmung ist und Goethe'sche sprachgewaltige Kraft, sie auszudrücken, mufs man sich zu der ganz ausgezeichneten Analyse des Goethe'schen Gedichtes „Herbstgefühl" wenden, welche Hermann Corvinus in seinem Braunschweiger Programm von 1878 gegeben hat und die mit gutem



Grunde wieder abgedruckt wurde in der Ztschr. f. Gymnasialwesen, XLIV 1890. — „Die Vorbedingungen und Wandlungen des Goethe'schen Naturgefühls“ habe ich in den Preufs. Jahrb. Band 59 und 60 zu zeichnen versucht, wie auch im 12. Kapitel meines oben angeführten Buches. Nach dessen Erscheinen sind namentlich für die ältere Zeit, die ich nur sehr summarisch behandeln konnte, um mich nicht ins Endlose zu verlieren, Arbeiten von Wert erschienen. Ich ordne sie nach der Zeit, die sie behandeln.

So führt uns in die altgermanische, altnordische Naturanschauung ein:

Theod. Hjelmquist, Narturskildringarna i den norroena diktningen, Dissert. von Lund, Stockholm 1891, 215 S.).*

Diese sorgsame, von Fleifs und Belesenheit zeugende, schwedisch geschriebene Arbeit ergänzt das Buch von Lüning (s. u.) hinsichtlich der frühesten Zeit in erfreulicher Weise, wenn auch für die Geschichte des Naturgefühls selbst das Resultat kein besonders neues und, weil wesentlich negatives, in wenigen Sätzen niederzulegen ist, nämlich dafs in der Skaldenpoesie wohl ein offener Sinn für die Natur sich kundgiebt, dafs dieser sich aber, entsprechend der frühen Kulturstufe, in den Grenzen naiver, nur indirekt sich kundgebender Freude hält und das Nützliche und Fruchtbare und Liebliche dem Wilden, Romantischen, Elegisch-Sentimentalen vorzieht.

Die Darstellung zerfliefst, wie die Lüning'sche, oft ins Breite, ist auch ebensowenig übersichtlich und sieht nicht minder von irgend einer historischen Betrachtung hinsichtlich einer Entwicklung der nordischen Naturbetrachtung ab. Der fleifsig gesammelte Stoff bleibt aber immerhin wertvoll, und es lohnt sich, auf die Arbeit näher einzugehen, auch weil die Lektüre nicht jedermann geläufig sein dürfte. Zunächst wird der Natursinn bei dem norrönen Volke geschildert (S. 4—43), d. h. betreffs der ästhetischen Auffassung der Natur, des Aufsuchens von Naturschönheiten, des Landschaftsideals, des Verhältnisses der Nordmänner zum Element des Wassers (Quelle, Meer), zum Element des Lichtes (Sonne), zu den Tag- und Nachtzeiten, zu den Tieren und Pflanzen; daran schliefst sich eine kurze Betrachtung über die Personennamen und über Kunst- und Natursinn.

Es geht aus diesem Abschnitt hervor, dafs ein Naturgefühl sich in der ältesten Zeit nur spärlich zeigt, dafs der Charakter der Nordmannen etwas von der sie umgebenden Natur angenommen hat und so auch die Gedichte nur einsilbig, knapp und kurz den Natureindruck wiedergeben, dafs die sanfte, fruchtbare, freundliche Landschaft die ideal-schöne ist, nicht Berg und Klippe; der ökonomische Gesichtspunkt überwiegt den ästhetischen; wo am meisten Gras wächst, ist es am schönsten; das Meer ist eine feindliche, strenge, scharfe Macht. Die Sonne sehen und leben ist gleichbedeutend, wie bei den Griechen;

*) Die zumeist sehr kurzen Anzeigen des Buches im Litteraturbl. f. germ. und roman. Philol. 1. Jan. 1892 (Kahle); Anz. f. deutsch. Altert. XVII S. 329, 1891 (R. M. Meyer), Deutsche Littztg. No. 79, 1892 (Golther), sind mit Recht anerkennend.

so ist die Freude am Licht zugleich Freude am Leben. Der Mondschein wirkt — wie S. 124 näher gezeigt wird — unheimlich, nicht elegisch. Die Vögel treten aufser dem Adler und Raben zurück; der Vogelgesang wird nur in der Übersetzungslitteratur gepriesen. — Es mufs zugegeben werden, resumiert Hjelmquist diesen Abschnitt (S. 43), dafs man nicht sagen kann, der Natursinn gehöre zu den charakteristischen Zügen in den schönen Wissenschaften, in der Skaldenkunst und der poetischen Prosa (Det måste början medgivas, att natursinnet ej kan sägas höra till de mest karakteristika dragen i den norroena vitterheten, skaldenkonsten och den vittra prosan).

Den Satz mögen sich besonders die Germanisten merken, welche wähnen, die Urgermanen hätten im Gegensatze zu anderen Völkern ein besonders tiefes Naturgefühl von vornherein mit auf die Welt gebracht, und welche mir daher es nicht verzeihen konnten, dafs ich, der ihnen unbequemen Wahrheit gemäfs, z. B. in dieser Hinsicht Homer über das Nibelungenlied zu stellen mich erkühnte.

Der zweite Abschnitt behandelt die Naturschilderungen um ihrer selbst willen (S. 43—151) d. h. die Göttersage mit Naturschilderung, die mythische Naturschilderung, das aufdämmernde Bewufstsein von Naturmythen, personifizierende Vorstellung und direkt beschreibende Naturschilderung. — Eigentlich also entspricht nur der letzte Teil der Überschrift dieses zweiten Abschnittes; auch darf man selbst in diesen nicht Beschreibungen „um ihrer selbstwillen“ in dem Sinne, wie wir sie z. B. bei den hellenistischen Dichtern, in den Idyllen, finden, sondern die Schilderungen sind auch hier knapp und objektiv; sie entquellen nicht jenem sentimentalischen Interesse, das die Natur um ihrer selbst willen im Gegensatze zu der Kultur, aufsucht.

Der Unterschied der nordischen Mythologie von der griechischen wird dahin gekennzeichnet, dafs sie ein kälteres und farbloseres Kolorit hat; das olympische Lächeln wird hier von einem herben Humor ersetzt, die Schönheit der Form von der Tiefe der Bedeutung; hinsichtlich der Personifikation ist oft schwer zwischen einer echten (poetischen) Beseelung und einer Mythe zu scheiden (S. 61), z. B. hinsichtlich der Wellen, die als Rans Töchter gelten, oder wenn der Regen „der Wolken Tränen“ genannt wird. Die Ostsee singt (östersjö sjunger); das Meer lädt ein (hafvet bjöd mig hem till sig, men jag mottog ej dess inbjudning); die Flüsse sehnen sich nach dem Meere (alla åar längta till hafvet) u. a. m.

Betreffs der Schilderungen selbst lautet das Ergebnifs (S. 151):

Wir haben gefunden, dafs die Naturschilderungen sich im allgemeinen durch ihre objektive Haltung auszeichnen; des Dichters oder des Sprechenden eigene Stimmung giebt gewifs der Vorstellung Wärme, so dafs sie lebendig und kräftig bleibt und den Leser mit sich zu reifsen vermag, aber es legt der Schilderung keine Farbe auf, in dem Sinne, dafs der Lokalton durch die subjektiven Gefühle des Schildernden bestimmt wird. Das gilt wenigstens als ein allgemeiner Satz. Wir sehen hier einen bestimmten Gegensatz zu der Tendenz,



das eigene Ich oder die Stimmung auf die Schilderung der äufseren Natur einwirken zu lassen, wie es so oft bei den Dichtern der späteren Zeit hervortritt.

Der dritte Abschnitt „Naturschilderungen in der Bildersprache" (S. 151—213) enthält Vergleiche und Metaphern, Kenningar und den Überblick. Da finden wir „glänzend wie die Sonne oder wie ein Schwan", schwarz wie Erde, hart wie Stein, Brunnen der Gnade; Tau der Gnade; die Geliebte ist der helle Tag des Liebenden oder seiner Augen Licht; besonders häufig ist die Vergleichssprache in den christlichen Dichtungen, in den Homilien. Doch das Hervorstechendste bieten die Kenningar*). So wenig sich leugnen läfst, dafs die Kenning eine dichterische Naturbeobachtung verrät, so verwunderlich und sonderbar erscheint uns die abstrakte, verstandesmäfsige Denkweise, die sich mit ihr verbindet. So heifst das Gold:

*) Über diese sonderbare Form der bildlichen Umschreibung, die von den Eigenschaften oder Wirkungen oder der Geschichte des Gegenstandes genommen wird (z. B. die Dichtkunst: Zwergenschiff, Zwergenmat, Odinsmat; der Wind: der Wolf des Waldes, des Segels oder des Schiffszeuges; Schild: Heerschiff, Sonne, Mond, Laub, Umzäunung des Schiffes; die Stichwaffen: Schlangen und Fische; Schufswaffen: Hagel, Sturm und Schlagwetter u. a.) vgl. Weinhold, Altnordisches Leben S. 328 f. Es zeigt sich hierin, sagt Weinhold, wie „die Skaldenpoesie nicht auf das Gefühl und eine gesunde Einbildung, sondern auf den berechnenden Verstand gebaut ist". — Richard Heinzel (Über den Stil der altgermanischen Poesie, Quellen und Forschungen von ten Brink, Scherer und Steinmeyer Heft X, Strafsburg 1879) S. 18 f. nennt sie mit Recht „umgekehrte Rätsel". Sie sind in der angelsächsischen Poesie auch zu Hause. Im Heljand: das hochgehörnte Schiff, im Beowulf: das Seeholz, Meerholz, gebundne Holz; der Schiffer: der Wogengänger, Meerdurchtoser, Meerhengst; das Meer: Meerstrom, Walfischstrafse, Schwanenstrafse, des Tauchervogels Bad, der Wogen Kampf. In der skandinavischen Poesie finden wir nicht so viele Umschreibungen und Schilderungen des Meeres wie bei den Angelsachsen. Deutlicher stellen sie Felsen und Gletscher und besonders die Tiere vor Augen, im Unterschiede von den Angelsachsen, wo nur Raubvögel und Wölfe bei Schlachtschilderungen erscheinen. Malerisch ist bei diesen oft die Schilderung der Tages- und Nachtzeiten, auch Grendels Wasserhöhle. Eine (bildliche, beseelende) Mischung des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks „wagen nur schüchtern gleichsam", sagt Heinzel S. 23, „angelsächsische Dichter", wenn sie z. B. „warten" auch von unbeseelten Dingen brauchen; „die Angelsachsen stehen an Vergleichen und malerischen Ausdrücken hinter den Skandinaviern zurück, überragen aber noch weit die deutsche Armut". Rich. M. Meyer („die altgermanische Poesie nach ihren formelhaften Elementen". Berlin 1889) erwähnt als die wichtigsten der „seltenen" Naturschilderungen die des Winters (Beóv. 1127 f.), des Moors (Beóv. 1357 f, 1408 f.) im ags. Epos und des Wasgaus im Walth. (491), handelt von den Kenningar S. 156 f. und nennt in seiner wunderlichen Auffassungsweise, die das ganze Buch so schwer geniefsbar macht, die Metapher einen „lässigen hergebrachten, bildlichen Ausdruck" (S. 437), und in seiner barocken Ausdrucksweise sagt er (S. 442): „die älteste Schicht, ich möchte sagen, die Steinzeit der urgermanischen Gleichnisse ist schon in der altnordischen Poesie zur Metapher verwittert; diejenige Schicht aber, die altnordisch breit uns vor Augen liegt, ist in den modernen angelsächsischen Gedichten schon demselben Schicksal nah, und eine dritte Epoche hebt dort an". Ganz köstlich ist die Weisheit, die S. 489 von Winterschilderungen geboten wird: „Nur die griechische und lateinische Poesie charakterisieren ihn durch Schilderung der Stürme, nur die deutsche durch die Klage um den verlorenen Vogelgesang — alle aber treffen zusammen in der formelhaften Erwähnung des Schnees"!! Das soll „formelhaft" sein! Risum teneatis, amici! Nicht minder geschmackvoll ist es, wenn Meyer bei Hjelmquist die völlige Ausbeutung der Edda vermifst: „es kommen die Jagdstücke (!) der Rigspula oder der Wassersport (!!) der Hymiskvipa nicht zu ihrem Recht".

„goldene Saat“ oder „der Wellen Feuer“, „des Stromes Mond“ oder gar „der Blitz des Fischlandes“; das Dach: „des Feuers hoher Himmel“ u. s. f.

Im Rückblick referiert Hjelmquist (S. 215): „Ein verschwenderischer Gebrauch der Metapher findet nicht statt; der Dichter befleifsigt sich einer gewissen Knappheit, einer gewissen Wortkargheit; die zusammengedrängte Form rief in der Bildersprache des Kunstgedichtes Dunkel und Unverständlichkeit hervor. Die Naturschilderung in den Kenningar offenbart einen verwandten Geschmack mit der nordischen Natur selbst. Ihre Schönheiten liegen selten an der Landstrafse; man mufs die versteckten Annehmlichkeiten aufsuchen, sich in die Natur hineinleben; auf diese Weise erfordert es eine gewisse Mühe, wenn man die Schönheiten geniefsen will, welche die Umschreibungen geben. In der nordischen Vorzeit zog man, wie Rydberg sagt, der Klarheit das Vergnügen einer Verstandesoperation vor, bei welcher die Klarheit durch ein gewisses Mafs von Nachdenken gewonnen wird. — Die Naturschilderungen bezeugen des nordischen Volkes Charakter. Der Dichter ist des Volkes Dolmetscher; es ist dessen eigenes Herz, welches hinter seinen Schilderungen klopft und ihnen den ästhetischen Wert verleiht“.

Das Büchlein von Hjelmquist ergänzt (man sieht, wie unerschöpflich das Thema ist) die sonst schon als eingehende Detailuntersuchung sich erweisende Schrift von

Otto Lüning, Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschlufs der Blütezeit*). Zürich 1889. 313 S.

Es ist ein mit sichtlicher Liebe und Sachkenntnis gearbeitetes Buch, das besonders den germanistischen Spezialisten erwünschte Gelegenheit bot, Lücken in dem meinigen aufzuweisen und im Gegensatze zu dem klassischen Philologen und Ästhetiker den Spezialkollegen zu preisen. Freilich bin ich auch heute noch der Meinung, dafs Lüning's Buch weit wertvoller sein würde, wenn es den von mir betonten Gedanken der Entwickelung festgehalten, nicht unter allgemeinen Rubriken alle die Schriftsteller und Dichtungen eines halben Jahrtausends durcheinander geworfen hätte — wie es hinsichtlich des Altertums, freilich mit weitmehr originellem Geist, Heinrich Motz getan hat. Wirklich fruchtbringend und fesselnd ist nicht die Zeichnung einer breiten Fläche, sondern die der Kurven, welche eine Jahrhunderte umfassende Entwickelung durchlaufen hat. Anders schaut der Altgermane die Natur an, anders der höfische Sänger. Wie viel wuchtige Kraft, wie viel, gleichsam am Mythos erstarkte, beseelende Anschauung begegnet oft bei jenem, bei dem Angelsachsen, beim Kynewulf, und wie zahm und monoton vielfach klingt das stereotype

*) Vgl. Anz. f. deutsch. Altertum XVI (Berlin 1890, S. 71—74, Erich Ballermann); Deutsche Litteraturzeitung (1889, S. 710, W. Golther); Litteraturblatt f. german. u. roman. Philol. (1890, p. 439—44, L. Fränkel); Blätter für literar. Unterhaltung No. 12, 21. März 1889 (Alfred Biese).



Lob des Lenzes und der kleinen Vögelein und des Angers und seiner Blumen bei diesem! — Das Lüning'sche Buch giebt kein Bild des Werdens und des Wechsels, sondern des Gewordenen, des Stereotypen; es ist nützlich für den Litterarhistoriker, der nach Belegen sucht; der nicht in die Zunft Eingeweihte wird sich daran stofsen, dafs die Citate nur teilweise übersetzt sind, vor allem aber an dem Mangel eines glatten Flusses der Darstellung, an manchen schiefen Urteilen und unangenehmen Fremdwörtern bezw. schweizerischen Wendungen (wie ungeheurig, riesisch, ekelhaft u. a.), an häufigen Wiederholungen derselben Ausdrücke, die das „germanische Naturell" besonders hervorheben sollen. Auch vieles Ungehörige läuft bei dieser schablonenmäfsigen Einteilung mit unter, wenn unter der Rubrik „die unorganische Natur" das Licht nicht nur hinsichtlich der Lichtfreude, sondern auch als Glanz von Waffen, von weithinschimmernden Zelten, Lagern und Stadtmauern abgehandelt wird u. ä. m.

Während der erste Teil das naive innige Mitleben mit der Natur, die unmittelbare Freude an ihren Erscheinungen, den Elementen, wie Pflanzen- und Tierwelt, und den Sinn für das Landschaftliche als ein mehr oder weniger umfassendes Ganzes (wie Ebene, Moor, Gebirge, Aue) und die Jahreszeiten erörtert, soweit wir indirekt aus ihrer Behandlung bei den Dichtern auf Naturgefühl schliefsen können, wendet sich der zweite (S. 247 fg.) zu den bewufsten Bekenntnissen über die Schönheit einer Landschaft als eines Ganzen. Wie das althellenische beschränkt sich auch das germanische Naturgefühl wesentlich auf das Idyllische, die schöne flache Aue und den grünen Wald; diese sind eine Augenweide, wonniglich anzuschauen; das Gebirge ist unfreundlich, unhold, die Moorlandschaft trostlos. Fürsten und Ritter spazieren, „um die schöne Landschaft zu schauen", wie es schon in der Fridthjofssage heifst, oder „um kurze wile zu hân", wie die mittelhochdeutschen Sänger sagen, aber auch schon, — wenn auch selten, wie im Altertum erst zur Zeit der grofsen Weltstädte des Hellenismus —, um Trost im Leide zu suchen. Das Landschaftliche, besonders der Frühling und der Gegensatz von Sommer und Winter, wird zum Spiegel und zum Hintergrunde für den Wechsel von Freud und Leid in des Menschen Brust, seltener wird der Gegensatz hervorgehoben — wie z. B. bei den Alten in dem schönen Frühlingsliede des Ibykos. Manche schöne Metapher läfst das Naturbild und die Seelenstimmung zusammenrinnen wie „mein Herz ergrünet", oder die Geliebte ist „des Herzens Ostertag"; und weilt sie ferne, so ist es auch Winter in der Brust des Sängers. — Bewufst oder unbewufst wählen schon die altgermanischen Dichter für Angst und Sorge und grausige Handlungen den passenden düsteren Hintergrund, die Nacht, den abnehmenden Mond oder die schaurige Morgendämmerung; ja, die Natur nimmt selbst Anteil, so dafs die Himmel weinen, die Rosen sich freuen, Laub und Gras trauert (allerdings erst im 16. Jahrhundert) und das Feuer ein Räuber, Meer und Sturm zornig genannt werden u. a. m.

Wenn aber Lüning immer wieder die „den Germanen eigene" Beseelung der Natur als einen besonderen Vorzug, speziell vor den

Griechen, hervorhebt (S. 89, 99, 112, 123, 161, 181, 299, 303), so zeigt er damit, dafs er meine Bücher mit mangelndem Verständnis bezw. überhaupt nicht gelesen hat. Homer kennt sie freilich nur selten; seine charakteristische Form ist das Gleichnis; aber schon die ältere Lyrik und von da ab die ganze griechische Dichtung ist reich an schönen Blüten der Beseelung.

Die grofsartigen angelsächsischen und altdeutschen Epen übertreffen hierin das Nibelungenlied, die Gudrun und sogar die lyrische Minnepoesie, auch wenn man schärfer, als Lüning gemeinhin tut, zwischen mythischer und ästhetischer Beseelung unterscheidet. —

K. Marold, Über die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang (Ztschr. f. deutsche Phil. XXIII S. 1—26, Halle 1891)

beginnt mit dem Bekenntnis: „Die ältere deutsche Dichtung zeigt erstaunlich wenig Ausdruck von Naturgefühl und — was in gewisser Beziehung damit zusammenhängt — wenig Neigung zu poetischen Bildern; erst allmählich gewannen die Deutschen auch hierin eine gröfsere Freiheit des Geistes, und das 12. Jahrhundert brachte einen Umschwung in dieser Richtung". Im 12. und 13. Jahrhundert bildete einen wilden Schöfsling der gelehrten Bildung die Poesie der Vaganten, der fahrenden Kleriker, die in der Sprache der Kirche lustige Weisen von der Liebe Lust und Leid, vom Wein, von Spiel und Tanz und von den Schönheiten der Natur ertönen liefsen. Ein Einflufs der Vagantendichtung auf den Minnesang meint Marold, „wird nicht von der Hand zu weisen sein". Er behandelt daher zunächst die Personifikation der schaffenden Natur und der fruchtbaren Erde. — Da er ziemlich unbewandert in der Litteratur des Gegenstandes ist, verweise ich ihn hinsichtlich des Wortes „Natur" auf die treffliche Untersuchung von Johannes Classen „Zur Geschichte des Wortes Natur" (Frankfurt a/M. 1863).

Marold führt Beispiele auf, in denen die Natur als waltende, gütige Gottheit neben dem Schöpfer gilt, auch als mater Natura und damit eng verknüpft: das mütterliche Wesen der Erde, die in ihrem Schoofs die Wesen nährt und gebiert u. s. f., terrae gremium, terrae sinus, auch facies, corpus, pori.

Hiervon findet sich in des Minnesangs Frühling und bei den Klassikern keine Spur; es dringt aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts auch in den deutschen Minnesang ein.

Sodann untersucht Marold die Winterschilderungen in der Vagantenpoesie und im Minnesang.

Der Winter gilt als ein gewalttätiger Unhold, ein grausamer Tyrann, ein Verwüster und Räuber, ein erbitterter Kriegesheld, der aber doch schliefslich eingekerkert oder in die Flucht geschlagen wird und in die Verbannung gehen mufs. — Die Vaganten schmücken ihre Poesien gern mit gelehrten Anspielungen und antiken Reminiscenzen; sie bewegen sich „verstandesmäfsig" gerne in Abstrakten, in Allegorien. Im Minnesang zeigt sich innige Teilnahme an den Veränderungen, die

in der Natur vorgehen, der Ausdruck des Schmerzes über den Verlust der Naturschönheiten, wie sie der Sommer bot; auch die Verknüpfung von Winterschilderung und Liebesempfindung ist im ganzen eine geistigere (Winterschmerz und Liebesschmerz im Einklang oder — jüngeren Datums — im Kontrast).

Besondere Beachtung findet S. 21 f. Neidhart: Dafs er in solchem Umfange Naturschilderungen dichtete und seinen Liedern vorsetzte, war sicher eine Anlehnung an die volkstümliche Art, an die Natur- und Tanzlieder, die er aus seinem Verkehr mit dem Volke kennen lernte. Die typischen, höfischen Naturschilderungen sind bei ihm phantasievoller, stimmungsvoller, mannigfaltiger; besonders ist die weitergehende Naturbeseelung erwähnenswert, worin Walther schon einen grofsen Schritt vorwärts getan hatte.

Marold hebt „gewisse Erscheinungen des Winters physikalischer Art“ bei Neidhart hervor: 1. Die Winde, 2. das Wetter, 3. die trüben Tage, 4. den trüben Sonnenschein, 5. das Eis. Der Winter ist „kalt“, „kühl“, „lang“, „scharf“, „leide“, „lange schwere Zeit“, „arg“, „ungefüge“; aber auch ein gewaltiger Held, Räuber u. s. f. „Die Erwähnung des Baumesschattens und der Schattenkühle ist im Minnesang sehr selten“. Neidhart klagt, dafs die Linde nun keinen Schatten mehr gebe. So — schliefst Marold — kann der Baumesschatten sehr wohl aus der gelehrten Dichtung bezw. Vagantenpoesie entlehnt sein!!

Dies sagt doch wohl genug, wie kümmerlich — absolut genommen — das Naturgefühl oder besser: der Ausdruck des Naturempfindens in der Poesie jener Zeit noch war.

Auf so schwachen Füfsen wie dieser „Nachweis“ steht überhaupt die ganze Untersuchung hinsichtlich einer im Einzelnen aufzudeckenden Beeinflussung des Minnesanges durch die Vagantenlyrik. — Erich Schmidt (Quellen und Forschungen von ten Brink und Scherer, Band IV 1877), „Reinmar v. Hagenau und Heinrich von Rugge“ sagt: „Die lateinische Dichtung nahm die Naturempfindung des Minneliedes an“. — Sie blühten eben neben einander und verschmolzen oft in eins. Zeitlich die Lieder zu fixieren, ist meist unmöglich, daher auch, den Kausalzusammenhang festzunageln. Dafs übrigens die in den Vagantenliedern sich bekundende Naturanschauung nicht blofs verstandesmäfsig und allegorisierend gewesen, sondern von Weltfreude durchdrungen ist, glaube ich in meinem Buche nachgewiesen zu haben, das K. Marold nicht bekannt geworden ist. —

Das Gediegenste, was über Neidhart geschrieben wurde, ist immer noch die Jugendarbeit des ebenso durch vielseitigste Gelehrsamkeit, wie durch Feinsinnigkeit und vornehm-humane Denkart ausgezeichneten R. v. Liliencron in Haupts Zeitschrift f. d. Altertum, Leipzig 1848, VI 64—117 „über Neidharts höfische Dorfpoesie“.

Es ist nicht anders, als ich in meinem Werke dargetan habe: Die Minnesänger haben wohl ein inniges Naturgefühl d. h. Liebe zu Berg und Anger und Vögelein, aber ihre Ausdrucksfähigkeit ist gering und einförmig; und darin liegt nichts, was wir zu vertuschen brauchten, sondern es ist nur eine notwendige psychologische Entwicklung, die

sich bei allen Völkern langsam vollzogen hat; Goethe steht genau so hoch über Walther im allgemeinen, in seiner Seelenvertiefung und in seinem Geistesreichtum und in der Fähigkeit, sein Seelenleben auszugestalten, wie in seiner Naturanschauung.

Das mittelalterliche Naturgefühl ist ein engumgrenztes. Darin sitmmt mir völlig bei:

Heinrich Drees, Die poetische Naturbetrachtung in den Liedern der deutschen Minnesänger (Festschrift des Gräfl. Stolbergschen Gymnasiums zu Wernigerode, 1888, 60 S.).

Er entwickelt: Während Homer mit naivem Kindesblick die ihn umgebende Welt betrachtet, das Auge des modernen Menschen mit Entzücken den Anblick eines schönen Landschaftsbildes zu geniefsen vermag, ist dem Mittelalter die symbolische Naturbetrachtung eigen, welcher die Erscheinungen der irdischen Welt in ihrer Pracht und Herrlichkeit zumeist als ein Bild und Gleichnis der unsichtbaren, himmlischen Welt sich darstellen. Wir vermissen daher in den Liedern unserer Minnedichter, wie sehr es auch in denselben singt und klingt von Maienwonne und Sommerlust, von Sonnenschein, Blütenpracht und Vogelsang, die ausgedehnten, lebensvollen Gleichnisse der homerischen Poesie ebenso sehr wie die prächtigen Landschaftsschilderungen, welche den Schmuck der modernen Poesie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bilden; dafür entschädigt uns die Lyrik der Minnedichter durch eine Fülle sinniger, oft hochpoetischer Vergleiche und Bilder aus Tier- und Pflanzenwelt, Vogelsang und Blütenpracht, von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen, von Sonnenschein und Sternenglanz, von des Maien Sonne und dem leuchtenden Winterschnee, von Anger und Haide.

Dies wird in 6 Abschnitten mit einer Fülle von Belegen, leider auch ohne Abstufung der einzelnen Epochen, dargelegt. Von den Epithetis*) beginnend steigt der Verf. zu den Vergleichen und Metaphern herauf. Sie alle zeigen ein inniges Mitleben mit der Natur, die sich mit allen ihren lieblichen Erscheinungen in den Gedichten (bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts) reflektiert, aber die Ausdrucksform ist doch

*) Mit Recht sagt E. Schmidt a. a. O., dafs in dem einen Epitheton diu liebe nahtegal sich eine persönliche Zuneigung zur Natur offenbare. — Manchen Minnesängern — und das geht bei solchen sachlichen Sammlungen, wie bei Lüning und Drees ganz verloren — fehlt der Natursinn gänzlich bezw. bleibt in ihnen latent; so bei Friedrich von Hausen, während er bei Gottfried von Neifen, neben Walther und Heinrich von Morungen, den erfreulichsten Ausdruck findet (vgl. E. Schmidt a. a. O.). — Über Heinrich von Morungen giebt Konrad Burdach, „Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide" (Leipzig 1880) S. 46 f. eine hübsche Schilderung (vgl. auch S. 38 u. 48) Bilder und Beseelungen), handelt von Natureingängen bei den Minnesängern S. 33, 38, 42, 110, von Naturgefühl S. 36, 47, 123, 134: dieses tritt im adligen Minnesang des 12. Jahrhunderts zurück, herrscht im 13. Jahrhundert vor; über Heinrich von Morungen und die Troubadours schrieb Ferd. Michel (Quellen und Forschungen Heft XXXVIII Strafsb. 1880), Kap. II bildliche Ausdrucksweise, S. 194—213 (Bilder und Gleichnisse, Naturbetrachtungen, Personifikationen); über Ulrich von Lichtensteins bildl. Ausdrucksweise handelt Karl Knorr (Quellen und Forschungen Heft IX Strafsb. 1875) S. 72—102.



oft recht ungelenk; die Poesie des Mittelalters hat eben nicht die Höhe der homerischen Entwickelung erreicht. Es steht ja garnicht anders mit dem Nibelungenliede: wie roh und ungeschickt ist oft Vers und sprachliche Form, dafür freilich auch wieder wie gewaltig die sittliche Idee, die Reckenhaftigkeit der Charaktere und das Groteske der Situationen! — Wir haben erst mit Goethe unseren Höhepunkt erreicht, und nur mit ihm ist Homer füglich zu vergleichen.

Gewifs zeugen die typischen Situationsbildchen aus dem Naturleben, mit denen die meisten eigentlichen Minnelieder anheben, von Natursinn, aber sie sind doch, wie Drees mit Recht S. 53 hervorhebt, fast sämtlich einander sehr ähnlich; die gleichen Gedanken und Wendungen kehren oftmals wieder, und bald drängt sich uns die Überzeugung auf, dafs diese stehenden Naturschilderungen nicht um ihrer selbst willen, um der Freude der Dichter an der Schönheit der Landschaft Ausdruck zu geben, entworfen sind, sondern stets in Parallele mit dem Minneleben gesetzt sind und die Scenen desselben erläutern und ergänzen. —

Heinrich von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung, Stuttgart, Cotta 1887, handelt von der wissenschaftlichen und symbolischen Naturanschauung S. 611—38. Dies Werk, das zu den besten historischen Werken der letzten 20 Jahre zählt und den zu frühe der Wissenschaft entrissenen Forscher als vielseitigen Denker und genialen Interpreten der mittelalterlichen Weltanschauung zeigt, kann nicht genug als Fundgrube mannigfachsten Wissens, mannigfachster Ideen empfohlen werden. Die Natur galt in der mittelalterlichen Anschauung als getrübt durch die Sünde, aber auch als das grofse Bilderbuch zu den Heilswahrheiten der göttlichen Offenbarung; die göttliche Zweckbestimmung des Menschen war das schöpferische Prinzip der Weltordnung; die Erde stellte die Schaubühne dar, auf welcher sich das Zusammenspiel von Gott, Teufel und Welt vollzog. „Die sichtbare Welt“, lehrte Albert der Grofse, „ist des Menschen wegen geschaffen, damit der Mensch durch die Betrachtung derselben zur Erkenntnis Gottes gelange“. Die Natur führte über sich selbst hinaus zur übernatürlichen Welt, die letztere war der Gegenstand und der Zweck der mittelalterlichen Naturerkenntnis. —

Besonders lebendig tritt in dem oben angeführten Abschnitte die symbolische Naturanschauung uns entgegen; man begreift, wie das Netz des Glaubens und des Wahnes die ganze Natur umspann und einen freien Blick hemmte.

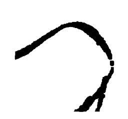
Der mittelalterliche Mensch sah in jedem einzelnen Naturwesen ein bestimmtes Zeichen für eine freundliche oder feindliche Beziehung des Menschen zu Gott. In allen Dingen, in jedem Tiere, jeder Pflanze, jedem Steine und Gestirne sah man eine besondere Tugend oder ein besonderes Laster des Menschen versinnbildlicht. — Lamm und Einhorn galten als Symbole Christi; der seine Jungen mit seinem Blute tränkende Pelikan war das stehende Sinnbild des Opfertodes Christi. Schafe und Fische bedeuteten die Nachfolger Christi, der Hirsch die heils-

begierige Seele; der Drache, die Schlange und der Bär waren Sinnbilder des Teufels. Das Lamm repräsentierte die Reinheit und Unschuld, der Hahn Bufse und Wachsamkeit, Schwein, Hase und Hyäne die Schwelgerei und Unzucht, der Weinstock Christus, die Olive die göttliche Liebe, die Lilie die Keuschheit, Cypresse die Demut, Ceder die Beständigkeit des Glaubens, der Apfelbaum die Erbsünde u. s. f. Mit besonderer Vorliebe ward die Symbolik der Edelsteine behandelt. Man legte ihnen seelische heilende Kräfte bei u. s. f. Genug, jeder Ausblick in die Natur gewährt die vielseitigsten Beziehungen zur übersinnlichen Welt. Wald, Feld und Firmament redeten in Gleichnissen von den ewigen Geheimnissen; sie waren die Bildersprache der in der Erlösung kundgewordenen göttlichen Offenbarung. Die ganze sichtbare Natur war ein allegorisches Lehrgedicht der religiösen Ideen. Die Kirche war die Sonne, der Staat der Mond: Gott selbst hatte die alles beherrschende Machtstellung mit Flammenschrift an das Firmament geschrieben; die transcendente Natursymbolik schlofs den weltherrschaftlichen Gedanken der mittelalterlichen Kirche in sich. —

Das eigentliche „ästhetische Interesse an der Natur“ streift Eicken nur sehr flüchtig S. 638—40; er hebt die Freude hervor, die in den Frühlingsliedern sich kundgiebt, wenn der in Stadt und Land, in den dürftigen Wohnungsverhältnissen als eine sehr freudlose Zeit empfundene Winter gewichen ist. —

Die symbolische Naturanschauung des Mittelalters finden wir auch noch bei Luther vertreten, aber durchsetzt von der innigsten, schlichtesten Freude an der schönen Gotteswelt und durchdrungen von der Gemütstiefe dieses einzigartigen Mannes. In meinem Buche konnte ich ihm nur wenige Blätter widmen. Hermann Masius bietet in seinem unter den Titel „Bunte Blätter. Altes und Neues“ gesammelten Aufsätzen (Halle a/S. 1892) einen hübschen Beitrag: „Zur Charakteristik der Naturanschauung Luthers“ (S. 225—240). Die Natur ist Luthern die grofse Wundertäterin („Frau Putze“ dic. Zauberin), die dem einfältig Gläubigen allezeit die wahren Wege weist, da „sie nicht lügen mag“, und die nur den Klügling äffet.

Sonnenfinsternisse, ein Regenbogen in der Winternacht, Nordlichter, „Irrwische und Sternschneuzen“. Dürre, Überschwemmungen, Erdbeben sind auch ihm schlimme Vorzeichen, wohl gar vom Ende der Welt, „denn sie mufs zuvor knacken und krachen, ehe sie bricht und untergeht“. Die grofse, erhabene Schönheit der Sonne ruft immer von neuem sein frommes, ja abergläubisches Staunen hervor. Aber es ist auch nichts für ihn zu klein, als dafs er sich nicht mitempfindend hineinversetze. So sagt er von dem „lieben“ Korn: „Es hat zwar keine schöne Gestalt, sondern stehet bleichgeel im Felde, mufs sich oft biegen und bücken, aber es bleibet doch allein Herr im Hause“. Er rühmt die Blumen, „die so schöner farbe, so lieblichen ruchs sein, dafs sie kein Maler noch Apotheker also machen könnt“. „Es sind rechte Säu, welche im Garten der Rosen und Fegelstöcklein nicht achten“. Wie die Disteln ein Bild des Satans oder einer roten Metze gleich sind, so trägt das Veilchen drinnen im Schofs den goldenen



Punkt als den nie welkenden Glauben. — In treffenden Sprüchen und Vergleichen denkt er der Palme, der Eiche, der Espe, der Fruchtbäume und Beerensträucher, vor allem aber der lebenden Kreaturen, der Affen und Meerkatzen, Fledermäuse und Fliegen, ja des Holzwurms, „des weichen kleinen Mädichens, das mit seinem harten Rüsselchen durch alles Holz bohrt"; es wird ihm ein Spiegel und Gleichnis Christi, der Tod und Teufel und alle bösen Geister zwingt. Er lobt die Biene und Ameise, tadelt den müfsigen Schwelger, die Hummel, und die faule Grille und hält die Raupen für Sendlinge des Teufels. Besonders behagen ihm (auch seinem Gaumen) die Fische. Hamster und Wiesel, Hengst und Esel, Säue und Häslein, Rinder und Schafe charakterisiert er aufs Treffendste in seiner symbolischen Sprache; nicht minder die Vögel in ihrer glücklichen Sorglosigkeit, und gar prächtig ist die berühmte Klagschrift, die er anno 1534 „wider Wolfgang Sibern", seinen eigenen Famulus, einen glücklicherweise ziemlich ungeschickten Vogelsteller, namens seiner Lieblinge aufsetzt. —

Auf Luther folgte der Niedergang deutschen Geisteslebens im dreifsigjährigen Kriege und die Unnatur der Perücken- und der Zopfzeit. Wie wichtig auch hinsichtlich des Naturgefühls der Robinson von Defoe für Deutschland wurde, habe ich in meinem Buche betont.

Einen umsichtigen Beitrag zur Geschichte des Romans und insbesondere zur Geschichte des Robinsonmotivs in Deutschland hat

August Kippenberg, Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—1743), Hannover 1892, gegeben; (vgl. Zeitschrift N. F. VI, 259).

Mit Recht sagt der Verfasser — der freilich hinsichtlich der Entwicklung des Motivs in alter und neuer Zeit noch weit tiefer hätte graben sollen — S. 21: „Der gefühlvolle Deutsche, der sich aus dem Drucke der Verhältnisse heraussehnt, erträumt sich lieber, anstatt die Besserung derselben im Auge zu behalten, auf Robinsons friedlicher Insel einen glückseligen Zustand, frei von allem Elend der Gegenwart. Der bedeutsame Zug des 18. Jahrhunderts nach Frieden und Ruhe und Natürlichkeit, die man in glückseligen Urzuständen zu finden meint, gegenüber dem Getriebe der Welt, der Unnatur und Überkultur der Zeit, deren Fesseln man umsomehr fühlt, je freier der Blick wird, dieser Zug beginnt jetzt gerade in Deutschland hervorzutreten". — Freilich erkennt der Verfasser die Wichtigkeit seines Themas für das Naturgefühl selbst nicht. — Seine Aufgabe ist es eben vor allem, einen „Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts" zu geben und dafs ihm dies in schöner Weise gelungen ist auf einem noch der Forschung fremden Gebiete, ist nicht zu leugnen. —

Wie in Goethe das deutsche Naturgefühl gipfelt, ist im 12. Kapitel meines Buches auseinandergesetzt worden. Ungefähr gleichzeitig erschien das in der Goethe-Litteratur eine Epoche bildende Buch:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe, Berlin 1887 mit seinem 5. Kapitel „Naturphantasie" (S. 277—307).

Während mir vor allem daran lag, zu zeigen, wie in Goethe die Fäden der voraufgehenden Entwicklung zusammenlaufen, wie er diese

auf die höchste Höhe hebt, und wie in seinem Dichten und Denken sich Wandlungen vollziehen, die auf sein Naturempfinden von tiefstem Einflusse waren, skizziert Hehn in seiner feinsinnigen Weise, wie der Himmel und seine Gestirne, die Tageszeiten, die Erde mit ihren Bergen und Feldern, das Wasser und die Wolken und die Jahreszeiten sich in der Dichtung Goethe's wiederspiegeln. In dem letzteren Abschnitte macht er besonders nachdrücklich auf das köstliche Gedichtchen „Herbstgefühl" aufmerksam: „Man staunt beim Genusse des kleinen Liedes über den sinnlichen Reichtum der gealterten, welken, abstrakt verblasenen deutschen Sprache in dem trocken verständigen achtzehnten Jahrhundert und über die Macht des Genius, der diese Schätze zu finden und zu verwenden wufste!" Vor Hehn analysierte H. Corvinus in seinem Braunschweiger Programm 1878 das Gedicht auf das Kongenialste; an dem kleinen Aufsatze ist schon manchem das Verständnis für Lyrik überhaupt erst aufgegangen; er wurde daher mit gutem Grunde wieder abgedruckt in der Ztschr. f. Gymnasialw., Berlin 1890 S. 300—319. —

W. Dilthey, „Zu Goethes Philosophie der Natur" (Archiv f. Gesch. d. Philos. II 1889, S. 45—48) giebt einen Beitrag zu dem intimen Ideenaustausch zwischen Goethe und Herder. Im 13. Bande der Herder'schen Schriften von Suphan finden sich ältere Niederschriften und ausgesonderte Kapitel aus einem Entwurf zu den ersten drei Büchern der Ideen. Schon die erste Überschrift, die uns hier aufstöfst: „Vorzüge des Menschen vor seinen Brüdern, den Erdtieren", erinnert an den Monolog „Wald und Höhle": „Du führest die Reihe der Lebendigen vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen". Der Herder'sche Entwurf schliefst sich eng im Ton, in den Hauptsätzen, ja in einzelnen Stellen dem Aufsatze Goethe's über die Natur an. — Es sind die Ideen Spinozas, freilich aus dem Mechanischen ins Genetische übertragen; die in der anorganischen Natur unbewufst wirkende Bildungskraft hat sich in den bewufsten, empfindenden Organismen „auseinandergesetzt", „um sich selbst zu geniefsen". —

Wie Goethe den Pantheismus Spinoza's dichterisch verklärte, habe ich in meiner am 28. August 1892 im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a/M. gehaltenen Rede „Goethe's dichterischer Pantheismus" (Berichte des Fr. D. Hochstifts, Jahrg. 1893, Heft 1) zu zeigen versucht. Vergl. auch meine beiden Aufsätze „Die ästhetische Naturanschauung Goethes in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandelungen" Preuss. Jahrb. LIX, 542 u. LX, 36.

Für die Epoche nach Goethe blieb mir leider in meinem Buche nur noch spärlichster Raum — so kam es z. B., dafs ich in der drangvollen Enge den Namen Stifter, dem fast ein eigenes Kapitel gebührte, vergafs; — nur silhouettenhaft konnte ich die Romantiker skizzieren, die gerade hinsichtlich des Naturgefühls Weite mit Tiefe des Blickes vereinen und an Naturmystik bis dahin Unerhörtes vorbrachten. Vor allen Novalis. In dem trefflichen Buche von Just Bing (Novalis, Eine biographische Charakteristik, Hamburg, Leop.



Vofs 1893) finden sich auch einige Ausführungen über die Naturanschauung des Dichters, so Exzerpte aus den „Lehrlingen zu Sais“, S. 40f. Leider wird das reiche Thema nicht erschöpft, obwohl es S. 139 heifst: . . . „kaum ein anderer Dichter hat die Natur so sympathisch angeschaut, sie so persönlich gefafst, wie Hardenberg. Das Feinste in seiner Phantasie ist eben diese Belebung des Leblosen, die er mit so sicherem Takt ohne Zwang durchführt“. Bei Novalis tritt die Einheit von Denken und Dichten, von Philosophie und Poesie, in magisch-mystischer Weise hervor; seine wahrhaft schöpferische Phantasie vermählt Natur und Geist und sieht in dem Menschen nur einen Gotteskeim, der die Allnatur in sich fassen und sie in das Ebenbild seines göttlichen Geistes gestalten soll. —

Dafs aber die Naturbelebung ein allgemein dichterisches Moment ist und in die innerste Werkstatt der künstlerischen Phantasie hineinführt, habe ich an zwei modernen Dichtern gezeigt in dem Aufsatze

Die Naturlyrik Ludwig Uhland's und Eduard Mörike's (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 5. Jahrg. S. 822—839),

indem ich ihre Vergleiche, Bilder und Schilderungen aus der Natur, aus dem Wesen der Lyrik selbst ableite. Alle künstlerische Tätigkeit ist Ausstrahlung des Lebensgefühls, d. h. eine Synthese von Innerem und Äufserem. Die Naturlyrik stellt nun entweder das landschaftliche Bild als ein Äufseres plastisch anschaulich hin, sei es als Rahmen oder als Hintergrund der Stimmung, als kontrastierendes oder harmonierendes Gegenbild, oder läfst beides, Objekt und Subjekt, Natur und Geist ineinanderrinnen. Man höre nur Mörike's: „Um Mitternacht“:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtets nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süfser noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Wie auch Storm der Dinge „geheimste Saat“ belauschte und vor allem den Zauber der Stille in der Natur auf das Geistigste deutete, darüber vergl. m. Aufs. „Theodor Storm“, Preufs. Jahrb. 1887, S. 224 f. —

Hermann Corvinus hat a. a. O. in feinsinnigster Weise den Unterschied zwischen Goethescher und Heinescher Naturlyrik gekenn-

zeichnet. Bei Goethe sind die subjektiven und objektiven Momente durch poetische Synthese so in eins verschmolzen, dafs der Geist im Sinnlichen sein eigenes Wesen gefunden und begriffen zu haben scheint. Ganz anders Heine. Dieser zwingt den leblosen Stoffen Empfindungen auf, die in ihrer Natur nicht angedeutet sind oder derselben gar zu widersprechen scheinen. Wie naturwahr sind die Zeilen bei Goethe: „Ein Veilchen auf der Wiese stand, In sich gebückt und unbekannt“; Heine läfst die Veilchen kichern und kosen und zu den Sternen emporschauen, diese selbst viel tausend Jahre sich anblicken mit Liebesweh u. s. w.

Auch *Georg Brandes* (Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, Sechster Band: Das junge Deutschland, Leipzig, Veit & Comp. 1891, S. 146f.) macht auf das Willkürliche der Heine'schen Naturauffassung aufmerksam; so graziös das Lied von der Lotosblume ist, so sehr ist doch auch „die sinnlich-seelische Begierde ins Hysterische gesteigert, indem der Dichter sich nicht damit begnügt, den Lotoskelch blühen und glühen, leuchten, duften und zittern zu lassen, sondern ihn sogar weinen läfst, wenn sein Buhle, der Mond, die Blume mit seinen Strahlen erweckt“.

Brandes führt aus, wie Goethe im Verhältnis zur Natur alles erschöpft zu haben geschienen hätte, wie er nur eine Sphäre übrig gelassen: das Meer. „In Heine's Nordseegedichten braust zum ersten Male in der deutschen Poesie das Meer mit seiner Frische und seiner Gewalt“.

Beide Behauptungen bedürfen der Einschränkung.

Unter den Problemen nämlich, welche die Betrachtung des Naturgefühls in alter und neuer Zeit nahe legt, gehört zu den wichtigsten und interessantesten die Untersuchung der Motive in der Weltlitteratur aus dem Bereiche der Erscheinungswelt d. h. also, welche Bedeutung der Wald, das Pflanzen- und Blumen-, das Tierleben, der Himmel und seine Sterne, das Gebirge u. s. w., und so auch das Meer bei den Dichtern und Erzählern antiker und moderner Epochen gehabt haben.

In dieser Beziehung ist unsere wissenschaftliche Litteratur noch recht arm.

Eine anmutige, wenn auch nur einige Grundzüge bietende Skizze hat der bekannte Lyriker *Reinhold Fuchs* in seinen Aufsätzen über „das Meer in der deutschen Dichtung“ gegeben (Wissensch. Beilage der Hamburgischen Nachrichten, No. 22 u. 23, Juni 1890). Er berücksichtigt die Skaldenpoesie, die sich freilich nimmermehr mit der homerischen messen kann (vgl. auch Hjelmquist a. a. O.), die Mythologie, den Heliand, der den von Christus beschworenen Sturm auf dem galiläischen Meere in kräftigen Zügen darstellt, das Gudrunlied, das freilich nur ziemlich flüchtige Naturschilderungen bietet, überspringt die Zeit von diesem bis — Goethe, dessen „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“ freilich den Binnenländer verraten, doch bedeutend ist die schöne Stelle, im 2. Teile des „Faust“ (Vierter Akt): „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen“ u. s. w. Schiller, die niederdeutschen Volkssagen und die reichen Schilderungen in der britischen Litteratur werden kurz gestreift, bis der Strom der Meeres-



poesie breiter wird: Heine, dessen „Nordseegedichte“ in der Form offenbar von Goethe's unerreichtem „Gesang der Geister über den Wassern“ beeinflufst sind, aber „einige Stücke von genialem Wurfe und dauerndem Werte“ enthalten. Doch fehlt auch hier nicht theatralisches Pathos und kokette Selbstbespiegelung. Lenau („Atlantika“, „Meeresstille“, „An mein Vaterland“ u. s. w.), Freiligrath, Groth, Storm, Rodenberg, Jensen, Detlev von Liliencron, Reinh. Fuchs, Alb. Möser, Geibel, Kruse u. s. w. werden als Hauptvertreter der modernen Seedichtung charakterisiert. —

Die deutsche Lindenpoesie hat *Emil Plaumann* in dem Programm des Danziger Gymnasiums 1890 (47 S.) behandelt.

Die feinsinnigen Naturstudien von Herm. Masius liefern die Leitmotive für die Dichterstellen, welche der Verfasser mit Fleifs und Behagen gesammelt hat. Da begegnen uns die mittelalterlichen Sänger neben den modernen, teils um die grünende und blühende Linde oder die Linde im Liebesleben oder den Brunnen an der Linde u. s. w. zu preisen. Mischt sich auch hie und da ein minderwertiges Blümchen in den Straufs und sind auch die Beziehungen der einzelnen Teile durch kein enges Band verknüpft und die Dichter gar zu bunt durch einander gewürfelt, so blättert man doch gerne in dieser Abhandlung, die sicherlich keinen wissenschaftlichen Wert beansprucht, aber wohl geeignet ist, in der Jugend und in den Häusern, in die jene dies poetische Begleitwort nüchterner Schulnachrichten trug, Naturliebe zu wecken.

Es bedeutet daher, mit Kanonen nach Spatzen schiefsen, wenn der überaus gelehrte, mit ähnlichen Studien von streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus sich beschäftigende Ernst Kofsmann im Anz. f. d. Altertum (XVIII, Berlin 1892 S. 134—143) diese Arbeit einer vernichtenden Kritik unterzieht. Zunächst wird eine Schrift von *Otto Lohr,* die Linde ein deutscher Baum (Spandau, Schob 1889, VIII, 22 S.) mit mitleidigem Lächeln charakterisiert. Kofsmann macht mit vollem Rechte geltend, dafs die Sammlungen dieser Arbeiten erst Wert gewinnen, wenn sie „den Wellen und Strömungen des Naturgefühls im Volke nachspüren, die charakteristische Neigung einzelner Epochen und Individuen scheiden, die tatsächlichen Ursachen des Typischen herausschälen“, denn „mit blöden Citatensammlungen“ liefse sich auch beweisen, dafs Myrthe, Lorbeer, Palme, Ceder, Cypresse deutsche Bäume sind und dafs jede beliebige Stadt eine „Lindenstadt“ ist. Kofsmann giebt dann treffliche Fingerzeige, wie er sich eine solche kulturhistorisch und litterargeschichtlich vergleichende Studie über die Lindenpoesie denkt.

Einen derartigen Versuch haben wir in dem wertvollen Programm *W. Wagler',* die Eiche in alter und neuer Zeit, eine mythologisch-kulturhistorische Studie Teil I, Wurzen 1891 zu verzeichnen.

Das erste Kapitel giebt einen Überblick über die auf die Eiche bezüglichen Realien insonderheit im Altertum (Nomenklatur, Arten, tierische Bewohner, Nutzanwendung, Früchte), das zweite behandelt die Eiche in der Medizin, das dritte die Eiche im sprachlichen Gebrauche (Attribute, sprichwörtliche Redensarten, Vergleiche, Metaphern u. a.)

das vierte die Eiche im Kultus und in der Mythologie (A. des Altertums: der älteste Nährbaum, Orts- und Personennamen von der Eiche gebildet, Eiche als Grabbaum, Eichenaugurien, das Äufsere geweihter Eichenkultstätten).

Der gröfsere Teil der Arbeit mufste zurückbleiben; das 5. Kap. sollte behandeln a) die Eiche im A. Test., b) historische Eichen, c) Rieseneichen, d) Klopstocks-Linde, Schlufswort, e) die Eiche im deutschen Liede. —

Ob dieser Teil bisher gedruckt worden ist, blieb mir unbekannt. —

Anhangsweise sei zum Schlusse dieses Referates über das antike und das deutsche Naturgefühl auf die gründliche Schrift von

Ludwig Kaemmerer, die Landschaft in der deutschen Kunst bis zum Tode Albrecht Dürer's (Beitr. z. Kunstgesch. Neue Folge IV Leipzig, Seemann 1886 107 S.)

hingewiesen. Besonders Dürer findet hier eine liebevolle sachgemäfse Behandlung. —

Aufserordentlich reich ist auch die Litteratur über die Geschichte des französischen und englischen Naturgefühls, soweit es sich in der Poesie und Prosa manifestiert; aber auch andere Völker sind näher in dieser Hinsicht geprüft worden, sowie auch von systematischer Seite aus, sei es in ästhetischer oder ethischer oder psychologischer Beziehung, das Problem beleuchtet worden ist. Davon in einem der nächsten Hefte. —

Schleswig. Alfred Biese.

MAX HERRMANN: Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin, Weidmannsche Buchhandluug, 1893. VIII, 437 S. 8°.

Will man die drei Jahrhunderte des Humanismus kurz charakterisieren, so stellt das 14. Jahrhundert die Sturm- und Drangperiode, das 15. die klassische Periode, das 16. den Niedergang des Humanismus dar. In Albrecht von Eyb sehen wir einen der besten Vertreter der klassischen Zeit des Humanismus; er hat an den blühendsten Universitäten Italiens diejenige Bildung gewonnen, durch die er der erste deutsche Humanist geworden ist; er war bemüht, seinem Volke die Kenntnis der neu erschlossenen Welt des Altertums zu vermitteln; er schrieb die schönste Prosa, die die deutsche Sprache vor dem Jahre 1500 aufzuweisen hat.

Auf welche Weise Albrecht von Eyb dies erreicht hat, das zeigt uns das grofs angelegte Werk Herrmanns, eine Arbeit, an der deutscher Fleifs in rühmenswerter Ausdauer eine beträchtliche Reihe von Jahren

tätig gewesen ist, eine auf den genausten Quellenuntersuchungen ruhende Forschung, die eine Fülle von wichtigen Ergebnissen für die Geschichte des Humanismus bietet. Zwar möchte man öfter eine gedrängtere und knappere Darstellung wünschen, aber gewifs wird niemand die zahlreichen Exkurse entbehren wollen, die uns über verschiedene kulturhistorische Momente des ausgehenden Mittelalters in der eingehendsten Weise unterrichten. Darin liegt gerade der Wert des umfangreichen Werkes, dafs wir nicht nur über Albrecht von Eyb alles erfahren, was erforscht werden konnte, sondern dafs wir auch von seiner Umgebung und den Männern hören, denen er seine Bildung verdankte und mit denen er lebte und wirkte. Wir lernen die Heimat Albrechts genau kennen, seine Brüder, besonders Ludwig, der 1438 das Oberhaupt der Familie wurde, — er war der erste deutsche Beamte in heutigem Sinne, der treuste Diener seines Herrn, des Markgrafen Albrecht Achilles, der Verfasser von Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten, die sich als Denkwürdigkeiten der hohenzollernschen Politik darstellen — wir erfahren von dem Einflufs seiner Mutter und seines Vetters, des Bamberger Domherrn Johann von Eyb; wir erfahren, dafs der Erfurter Student noch einige Jahre die Lateinschule zu Rothenburg an der Tauber besuchte, bevor er zum zweiten Male die Universität Erfurt bezog. Hierbei werden wir über das deutsche Schulwesen beim Ausgang des Mittelalters, namentlich soweit es die litterarische Seite betrifft, unterrichtet. Noch eingehender aber verbreitet sich der Verf. über den Zustand der wissenschaftlichen Bestrebungen der italienischen Universitäten, wie er auch Beiträge zur Geschichte der Universität Pavia giebt, die Albrecht von Eyb im Jahre 1445 bezog. Hier wurde er besonders von seinem Lehrer Balthasar Rasinus beeinflufst, der erst neuerdings von Günther als italienischer Humanist und Paveser Universitätslehrer nachgewiesen worden ist. Um den Lebensgang dieses Gelehrten festzustellen, hat Herrmann archivalische Quellen in Pavia aufgesucht, und selbst die Inschrift seines Grabsteins wird mitgeteilt; dafs sie aber ein lateinisches Distichon bildet, scheint Herrmann entgangen zu sein:

Eloquii princeps miles iurisque peritus
Rasinus iacet hic Baldasar atque comes.

Vom Januar bis November 1448 war Eyb in Bologna. Seine Einzeichnung in die Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis veranlafst Herrmann zu einer Kritik dieses Werkes, das keineswegs die Namen aller deutschen Studenten Bolognas enthält. Mit zwei Lehrern Eybs in Bologna, dem Juristen Baptista de Sancto Petro und dem Humanisten Johannes Lamola, werden wir bekannt gemacht; Lamolas Schrift de pudicicie sive castitatis laudibus gab Eyb den ersten Anlafs zur Abfassung seiner Schriften über Ehe und Frauen. Seine Übersiedlung nach Padua Ende 1448 wird sodann aus seinem Briefe an seinen Bruder Ludwig geschlossen. Das Studienjahr 1450/51 verlebte Eyb wiederum in Bologna. Im Sommer 1451 nimmt er Abschied aus Italien. Eine Reihe wertvoller Handschriften hat er teils erworben, teils selbst angefertigt. Herrmann beschreibt sie auf das

genauste und giebt ihren Inhalt an. Sie befinden sich jetzt in Gotha, Augsburg und Eichstätt. In einer Augsburger Handschrift, die hauptsächlich Poggios Invectivae und Facetiae enthält, findet sich eine Repititio stulta des neulateinischen Komödiendichters Ugolino Pisani aus Parma, ein für die Geschichte der Narrendichtung interessantes Werk, über das Herrmann an einem anderen Orte zu handeln gedenkt.

Nach der Rückkehr aus Italien nahm Eyb seinen Wohnsitz in Bamberg; er gelangte Oktober 1452 in den Besitz seiner Bamberger Pfründe, deren Einkünfte genau mitgeteilt werden. Die in Bamberg entstandenen Schriften Eybs werden angegeben, teilweise auch abgedruckt. Die Margarita poetica, von der Herrmann in einem eigenen Kapitel redet, fand jetzt ihren Abschlufs. Aber nicht lange hielt es den strebsamen Mann in Bamberg, er eilte noch einmal nach Bologna. Am 6. Januar 1453 wurde er zum Prokurator der deutschen Nation erwählt. Vielfache Ergänzungen betreffend die Wahl der Prokuratoren bringt Herrmann zu dem Werke Friedländers und Malogas. Auch über Eybs Vorgänger im Amte des Prokurators, Gottfried Lange, den nachherigen Bischof von Schwerin, wird ganz neues Material namentlich aus einem Codex der Lüneburger Stadtbibliothek beigebracht, ebenso über Eybs Mitprokurator Georg Altdorfer von Landshut. Ja, wir erfahren auch, dafs die Aufzeichnungen des Jahres 1453 in der Matrikel von Bologna von Eybs Hand herrühren, wie der Besitzer der kostbaren Handschrift, Graf Nerio Maleazzi de' Medici, durch Vergleichung festgestellt hat. Der Aufenthalt in Bologna hat bis 1455 gewährt. Es ist sicher, dafs Eyb von Bologna aus auch Fühlung mit Rom hatte, indem er mit Johannes Rot, dem nachherigen Bischof von Breslau, in Briefwechsel trat. Rot nannte sich den ersten deutschen Humanisten und erklärte alle andern Deutschen für nichtsnutzige Ignoranten. Herrmann streift auch die litterarische und wissenschaftliche Verbindung Rots mit Gregor Heimburg, die in einen Streit über den Vorzug der Rhetorik vor der Rechtswissenschaft auslief. Mit erstaunlicher Genauigkeit, um nicht zu sagen Pedanterie, hat Herrmann die Bibliothek Eybs konstruiert, deren Schätze in eine juristische und in eine humanistische Abteilung zerfielen. Viele dieser Handschriften waren von ihm selbst geschrieben. Es gehören dazu auch die in Augsburg befindlichen, die drei Plautinische Komödien, Bacchides, Menaechini und Poenulus enthalten, über die Balthasar Rasinus in Padua gelesen hatte. S. 162 wird eine interessante Probe gegeben, in welcher Weise in den Universitätsvorlesungen Italiens die Klassiker gelehrt und gelesen wurden. In Padua erwarb Eyb am 7. Februar 1459 den Doktorhut; er wurde Doktor beider Rechte. Wir lernen die beiden bedeutendsten Lehrer Paduas kennen, den Lehrer des Kirchenrechts Jacobus de Ricciis und den Lehrer des bürgerlichen Rechts Cato Saccus, von denen der letztere humanistisch gebildet war und die Freundschaft Filelfos genofs. Bei Gelegenheit der Doktorpromotion Eybs werden auch die Bestimmungen der juristischen Doktorprüfung jener Zeit nach dem Vorbild der Bologneser



Bestimmungen vom Jahre 1432 näher angegeben, wie auch in einem folgenden Exkurse über die Aufgabe und die Stellung der Cubicularii im 15. Jahrhundert gehandelt wird, wozu die 1458 erfolgte Ernennung Eybs zum päpstlichen Cubicularius Anlafs gab.

Mit Eybs Genossenkreis in Eichstätt, wo er vom November 1459 bis zu seinem Ende lebte, werden wir bekannt gemacht. Es gehören zu diesem Kreise Bischof Johann von Eich, der Domdechant Johann von Heldburg, der Kanzler Johannes Mendel, der Domprobst Wilhelm von Reichenau, der 1464 Johann von Eichs Nachfolger wurde, Hieronymus Rotenbeck; alle werden in ihren Beziehungen zum Humanismus geschildert. Eyb wirkte jetzt auch als politischer Agent und zwar ist er im hohenzollernschen Interesse tätig, indem er dem Markgrafen Albrecht Achilles Agentendienste leistet, der ihm dafür die in der Würzburger Diözese gelegene Pfarrei Hafsfurt verschaffen wollte. Aber das Domkapitel widersprach und Eyb suchte Ende 1461 seine Ansprüche auf diese Pfründe in Rom selbst durchzusetzen, wo er im deutschen Nationalhospiz abstieg. Auch eine ausgedehnte juristische Tätigkeit entwickelte er, wie man aus der in einem Eichstätter Codex erhaltenen Sammlung von Rechtsgutachten ersieht, die für den Rechtshistoriker von hohem Wert ist. Die Darstellung der juristischen Tätigkeit Eybs giebt dem Verfasser Anlafs, einiges Allgemeine über die Entwicklung des gelehrten Richtertums im 15. Jahrhundert vorauszuschicken. Auch litterarisch beschäftigte sich Eyb, und zwar schrieb er zunächst lateinische Werke über Ehe und Frauen, die die Vorläufer für seine wichtigste deutsche Schrift, das Ehebüchlein, bilden, das er am 1. Januar 1472 dem Rat und den Bürgern der Stadt Nürnberg „zu lob und ere und sterkung irer pollizey und regimentz“ widmete. Mit der gröfsten Sorgfalt werden Gedankengang und Disposition dieser Schrift entwickelt, die zu den schönsten Büchern gehört, die wir aus der beginnenden Neuzeit besitzen. Dabei erhalten wir auch eine Übersicht über die Entwicklung der Ehelitteratur von der alttestamentlichen Auffassung bis zum Ausgang des Mittelalters. Auch hier dürfen wir die Gründlichkeit des gelehrten Verfassers lobend anerkennen. Zuletzt werden die beiden Werke eingehend besprochen und ihrem Werte nach gewürdigt, durch die sich Eyb einen bleibenden Ruf als der erste deutsche Humanist erworben hat. Ist doch seine Margarita poetica als das erste umfassende Hilfsbuch der humanistischen Rhetorik in Deutschland zu bezeichnen. Die Widmungsvorrede ist an den Bischof Johann von Münster gerichtet, der 1464 den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg bestieg. Herrmann beweist, dafs die Artis rhetorice precepta, die einen Teil der Werke des Aeneas Sylvius bilden, nicht von diesem, sondern von Albrecht von Eyb und zwar als selbständiges Werk zwischen 1457 und 1459 verfafst und dem Erzbischof Johann von Trier gewidmet sind. Die bibliographischen Nachweise über die Margarita poetica, von der 15 verschiedene Drucke aus der Zeit von 1472—1504 erschienen, sind durchaus zuverlässig. Ob aber die mit grofsem Fleifs aufgestellten

Tabellen, durch welche die von Eyb für sein Ehebüchlein benutzten eigenen und fremden Quellen sichtlich gemacht werden (S. 345—355), von allen nach ihrem Werte beurteilt werden, ist mir zweifelhaft; der darauf verwandten Mühe und Sorgfalt scheint mir der wissenschaftliche Gewinn, den Herrmann erhofft hat, nicht zu entsprechen. Das zweite deutsche Werk Eybs, der Spiegel der Sitten, dessen Grundstock die Lehren der mittelalterlichen Ethik umfaſst, enthält in seinem didaktischen Teile eine Fülle antiker und humanistischer Citate, in seinem zweiten aber Plautus und Ugolino Pisani im deutschen Gewande. Bekanntlich konnte Eyb die Drucklegung dieses im Jahre 1474 verfaſsten Werkes nicht ausführen, da er schon 1475 starb; erst 1511 ist es von seinem Neffen, Gabriel von Eyb, Bischof von Eichstätt, durch den Druck veröffentlicht worden.

Wir verdanken dem rührigen Verfasser bereits eine wertvolle Ausgabe der deutschen Schriften Albrecht von Eybs, (Schriften zur germanischen Philologie, herausgegeben von M. Roediger, Bd. 4 u. 5. Berlin 1890), welche von der Kritik beifällig aufgenommen worden ist. Mit der vorliegenden umfassenden Monographie dürfte die Untersuchung über Eyb und seine Schriften nahezu zum Abschluſs gebracht sein. Mit Spannung sehen wir den anderen wissenschaftlichen Werken entgegen, die der Verf. in Aussicht stellt. Es gehört dahin der Versuch einer Geschichte der Rhetorik im Mittelalter (S. 175); ferner beabsichtigt er den groſsen Humanistenring Wien — Eichstätt — Heidelberg — Augsburg — Wien in seiner Wichtigkeit für die älteste Zeit klassischer Bildung in Deutschland nachzuweisen (S. 221).

Zu erwähnen ist noch, daſs sich am Schlusse des Werkes auſser Nachträgen, einer Übersicht der 32 Bibliotheken und Archive, deren Handschriften vom Verf. benutzt worden sind, und einem Verzeichnis der Druckschriften, die gelegentlich nur durch den Namen ihrer Verfasser bezeichnet werden, ein Register befindet, das nicht nur die Personennamen vollständig enthält, sondern auch über die vielen Realien Aufschluſs giebt, die in dem Werke selbst behandelt werden, wodurch die Benutzung desselben wesentlich erleichtert wird. Beigegeben ist ein Bild Albrecht von Eybs nach einem Holzschnitt der ersten Ausgabe des Spiegels der Sitten in $^2/_3$ der Originalgröſse, das ihn in seinem Arbeitszimmer schreibend darstellt.

Von Fremdwörtern, die vermieden werden konnten, sind uns aufgefallen: Carriere (S. 131 u. 165) und sich gerieren (S. 132). Sehr gern ist der Ausdruck „einschmuggeln“ gebraucht; auffallend ist, wenn S. 376 von einem Ergebnis die Rede ist, das noch „schnurriger“ ist als der lyrische Eingang etc. Sollte nicht die Schreibung Bonifatius die richtigere sein? (Vgl. S. 215). Heiſst die Kirche zu Pavia wirklich die Kirche S. Mariae Servorus? (S. 165). Maffeo Veggio S. 268 Anm. Z. 2 v. u., Virginis (st. virginis) S. 270 Anm. Z. 8 v. u. und aus den Adelphi des Terenz S. 276 Z. 16 zu lesen. Fraglich ist mir, ob sich diese Wendung empfiehlt: „Wir werden Gelegenheit haben, auf jenen Gegensatz eingehender zu sprechen zu

kommen“ (S. 47) und: „Daheim aber finden wir keinen Nachweis, dafs er dem Humanismus sonderlich nahe gestanden“ (S. 222). Ein grammatischer Fehler steht S. 162: „Nachweis zu einer Stelle in Filelfos Sforziade, jenes epischen Werkes“.

Wilhelmshaven. Hugo Holstein.

LUDWIG FRÄNKEL: Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte der germanischen Völker. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 1893. 132 S. 8⁰.

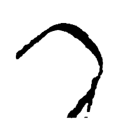
Als ein viertes Kapitel, freilich ein durchaus selbständiger Anhang, zu seinen in dieser Zeitschrift (N. F. III, 171; IV, 48; VII, 143) veröffentlichten „Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julie“ hat der mit ungeheurer Belesenheit nach allen Seiten ausgreifende Verfasser sein Buch bezeichnet. Denn so zahlreiche Parallelen aus dem ganzen Dichtungsgebiete Shakespeares herangezogen werden, die Abschiedsscene zwischen Romeo und Julia mit den folgenden Versen der Amme (III, 5, 1—60) bildet Ausgangs- und Mittelpunkt der ganzen Untersuchung.

L. Wysocki hat in seinem umfangreichen Werke über A. Gryphius et la tragédie allemande au 17. siècle die Bezeichnung Shakespeares als eines germanischen Dichters wie eine Überhebung des — leider so ganz und gar nicht existirenden — deutschen Chauvinismus belächelt. Fränkel setzt sich als Hauptziel seiner Studie, den Zusammenhang der klassischen englischen Poesie mit der germanischen (deutsch-holländischen) auf dem Festland gerade an Shakespeare als dem Vertreter alter germanischer Sage und Sitte während des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit zum Bewufstsein zu bringen. Aus dem engen Rahmen einer Shakespeareschen Situation eröffnet Fränkel Ausblicke auf die Nachgeschichte der mittelhochdeutschen Dichtung. Es läfst sich freilich streiten, ob für das reiche, sorgfältig gesammelte Material nicht eine glücklichere Verwertung zu finden gewesen wäre als seine Einzwängung in diesen engen Rahmen. Höchst dankenswert und fruchtbar bleibt jedenfalls Fränkels Hinweis auf Shakespeares Kenntnis und Benutzung germanischer Gebräuche und Sitten, Sagen und Vorstellungen. So unermefslich die Shakespearelitteratur ist, eine planmäfsigen, wissenschaftlichen Anforderungen genügende Durchforschung hat nach dieser Richtung hin doch nicht stattgefunden. Natürlich darf man dabei nicht auf die Suche nach bewufsten Entlehnungen ausgehen. An eine solche denkt auch Fränkel gar nicht, wenn er in der mittelalterlich-höfischen Dichtung, in Meistergesang

und Volkslied massenhafte Parallelen zur Tageliedscene beibringt, sondern es handelt sich um den Nachweis, der sachlichen Übereinstimmungen, wie in der festländischen Litteratur weitverbreitete Motive, eine seit langem feststehende Situation nun dramatische Verwertung gefunden haben. Die Shakespeareerklärer haben früh schon und ziemlich einstimmig die fünfte Scene als Tagelied anerkannt, während in den verschiedensten Fassungen der Geschichte von Romeo und Julia der Abschied nirgends eine Form erhalten hat, die so unzweifelhaft das mittelalterliche Tagelied aufleben läfst. Nur in Luigi Grotos Bearbeitung der Romeofabel, in der Shakespeare unbekannt gebliebenen Tragödie „La Hadriana“ von 1572, nähert sich der Abschiedsdialog ebenfalls dem Tageliede, meiner Ansicht nach sogar etwas mehr als Fränkel zugeben will. Vergleicht man aber die „im ruhigen Flusse epischen Behagens vorschreitende Schilderung“ in Brookes Gedicht, Shakespeares unmittelbarer Quelle, mit seiner lebendig zur Entscheidung drängenden Führung der Handlung, so bestärkt gerade dieser Vergleich Fränkel in seiner Überzeugung vom Einflusse des Tageliedes auf Shakespeare.

In der vorshakespeareschen englischen Lyrik konnte Fränkel nirgends die Spur eines Gedichtes entdecken, das sich in taglieder-mäfsiger Stimmung oder Form bewegte, während das 15. der im „Passionate Pilgrim“ Shakespeare zugeschriebenen Sonette („Lord how mine eyes throw gazes to the east“) eine Reihe tagliedmäfsiger Momente enthält. Wenn Fränkel so zu der Folgerung kam, Shakespeare verdanke die inhaltliche Grundlage seiner Tageliedscene mittelbaren ausländischen Einflüssen, so galt es nun sowohl diese Vorbilder selbst als ihr Herüberspielen nach England klarzustellen. Das erstere liefs sich ungleich leichter als das letztere ausführen. Fränkel hat ohne Gewaltsamkeit die holländischen Kanäle nachgewiesen, durch welche Shakespeare sich mit deutschen Liedern auch ohne eigene Kenntnis der Sprache bekannt machen konnte. Einwirkungen des romanischen Tagelieds hält er überhaupt für ausgeschlossen. Shakespeares Tageliedscene hat dagegen, was Fränkel (S. 17) nur streifen konnte, auf die deutsche Bearbeitung eines romanischen Stoffes zurückgewirkt. In seiner grofsen Charakteristik Bürgers (1800) sagt A. W. Schlegel von „Lenardo und Blandine“: „Die Unterredung der Liebenden ist ein Gemisch von allem, was jemals bei Bürgern als Geschwätz der Liebe getrieben wird; an einer Stelle (V. 183—205) ist das Duo in Shakespeares Romeo und Julia beim Anbruch des Tages auffallend benutzt“. In Immermanns Trauerspiel beklagt Ghismonda wohl auch den frechen und geschwätzigen Tag, die Abschiedsscene läfst Immermann jedoch in ganz anderer Weise vor sich gehen.

Für sehr wenig glücklich halte ich Fränkels Vermutung, dafs Shakespeare bei der Inscenirung Vorkommnisse der chronique scandaleuse des gleichzeitigen highlife parodiert habe. Ich selbst habe in meiner Shakespeareausgabe II, 237 und III, 102 auf einen Zusammenhang zwischen der Liebestragödie und ihrer Parodie im „Sommernachtstraum“ hingewiesen. Der Dichter des letzteren hat nur mehr ein Lächeln für



die Liebesleidenschaft, welche die Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten half, erfüllte. Schon in den Ephemeriden fiel es dem jungen Goethe auf, dafs Romeo und Julia eben das Sujet von Pyramus und Thisbe sei. Aber in der Abschiedsscene von Romeo und Julia selbst vermag ich durchaus nicht mit Fränkel „einen leisen satirischen Hauch" zu entdecken. Doch gegenüber dem reichen Hauptinhalt seiner Studie kommt der Irrweg einer nebenbei geäufserten Vermutung kaum in Betracht. Für die Betrachtung Shakespeares wie für die deutsche Lyrik hat Fränkels einsichtsvoller Eifer eine Fülle wohl gesichteten Materials zusammengebracht und von der erschöpfenden Bearbeitung einer begrenzten Einzelnfrage aus lohnende weite Ausblicke nach allen Seiten anregend eröffnet.

Breslau. Max Koch.

Nachrichten.

Ferdinand Buisson als gelehrter Autor rühmlich bekannt, liefert in dem von der französischen Akademie preisgekrönten Werke Sebastien Castellion, sa vie et son oeuvre (1515—1563) Etude sur les origines du protestantisme libéral français (Paris, Hachette 1892. 2 Bde. 8°) eine umfassende und gründliche Arbeit über den berühmten Theologen, Philologen und Schriftsteller, der nach des Verfassers Ausspruch zweien Jahrhunderten angehörte, „par l'âme au XVI. siècle, par l'esprit au XIX".

Sehr eingehend wird in zwei starken Bänden über Castellions Leben und Streben berichtet Anschaulich wird uns sein erster Aufenthalt in Lyon geschildert; sein Verkehr mit den dortigen Humanisten und seine Studien werden in lebendiger Darstellung vorgeführt. Wir begleiten Castellion nach Strafsburg und Genf und werden ausführlichst über seine wissenschaftlichen Forschungen, über seine philosophischen und religiösen Disputationen, besonders mit Calvin, unterrichtet. Mit Fleifs und grofser Sachkenntnis gearbeitet, glänzt das Werk durch musterhaften Stil. Ein kleiner Irrtum ist Bd. I p. 124 untergelaufen; es ist nicht richtig, dafs die Schule von Lüttich schon 1436 gegründet worden sei; das geschah erst 1496 und zwar von Herzogenbuch aus, wo allerdings schon 1425 eine Schule entstanden war.

Dem 1. Bande ist eine philologische Arbeit vom Pastor O. Douen über französische Übersetzung der Bibel angehängt, der 2. Band bringt eine ausführliche Bibliographie, (p. 341—380), ferner Castellions nicht edirte Korrespondenz, einige Anekdota und schliefslich ein gründlich und praktisch angelegtes alphabetisches Verzeichnis.

Die Ausstattung des Werkes verdient volle Anerkennung; das Titelblatt ziert Castellions Portrait (von Jean Paul Laurens).

Lüttich. A. Roersch.

Otto Jiriczek hat in einem kleinen Büchlein eine „Anleitung zur Mitarbeit an Volkskundlichen Sammlungen" (Brünn 1894) ausgearbeitet. Nach einer Orientierung über Wesen und Ziele der Volkskunde stellt er die wichtigsten Gesichtspunkte für den praktischen Forscher zusammen. Mit den „äufseren Zuständen" beginnend, richtet er die Aufmerksamkeit auf Dorfanlage, Flurverteilung, Haus und Hof, Geräte und Tracht. Für die „Sprache" ist Schriftsprache, Stadtjargon, Dialekt, der phonetisch, grammatisch und lexikalisch zu untersuchen ist, zu unterscheiden. Er verweist auf Schmellers bayerisches und das Schweizerische Idiotikon, von dem nun die 26. Lieferung (III. Band, Frauenfeld 1893, Verlag von J. Huber), bearbeitet von Staub, Tobler, Schoch und Bachmann, vorliegt. An Arten der „Volksdichtung" unterscheidet Jiriczek: Lied; Märchen, Schwank und Fabel; Kinderreime; Spiele und Tänze; dramatische Spiele; Sprichwort, Rätsel und bildlichen Ausdruck. Zu „Sitte und Brauch" gehört auch der Aberglaube. Die „anthropologische Frage" wäre als Grundlage der Volkskunde vielleicht besser an den Anfang als Schlufs gestellt.

Wie Albert Leitzmann in diesem Hefte einen Aufsatz W. v. Humboldts und V, 396 Briefe und Reden Georg Forsters veröffentlicht hat, so hat er als I. Band der „Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte" (Berlin, Verlag von E. Felber 1894) Briefe Humboldts an Gg. Heinr. L. Nicolovius, Fr. Aug. Wolf, Achim v. Arnim und seinen Jugendfreund Beer und gleichzeitig „Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forster" als Heft 46/47 der „Deutschen Litteraturdenkmale" (Stuttgart, Göschensche Verlagshandlung 1894) herausgegeben. Die Bearbeitung von Humboldts Briefen an Nicolovius und Beer hat Rudolf Haym übernommen, dessen Name allein genügt, die neue vielversprechende Sammlung zu empfehlen. Die acht Aufsätze Forsters erscheinen als würdige Festgabe zum hundertjährigen Todestage des von Fr. Schlegel als unseres ersten gesellschaftlichen Schriftstellers gepriesenen Mannes. Nach den verschiedensten Richtungen wirkend und anregend, tritt Forsters geniale Leichtigkeit in diesen Briefen hervor. Die als Heft 48 der „Deutschen Litteraturdenkmale" ausgegebene „Wilhelmine" Thümmels hat E. Petzet schon IV, 431 in seiner Studie über die deutschen Nachahmungen von Popes Lockenraub als „das einzige bedeutendere prosaisch-komische Gedicht" charakterisiert. R. Rosenbaum hat die „Wilhelmine" nach der stark abweichenden ersten Fassung von 1764 mit vollem kritischen Apparate (auch den Lesarten der von ihm neu entdeckten Ausgabe von 1769) abgedruckt.

Von Ludwig Erks „Deutschem Liederhort" liegt der erste Halbband in Franz W. Böhmes Neubearbeitung vor (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1894). Er enthält aufser dem Vorworte das Quellenverzeichnis in vier Abteilungen und 86 Lieder, von ihnen aber fast die Mehrzahl in verschiedenen Fassungen nach Wort und Weise. Wir behalten uns eingehendere Besprechung bis zum Abschlusse des grofsen Werkes vor.



Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit.

Von

Georg Steinhausen.

Viel Neues, sollte man meinen, läfst sich über dieses Thema nicht sagen. Wer indessen die einschlägige Litteratur genauer prüft, wird auf manche verkehrte Ansicht stofsen, die einer Richtigstellung wert ist. Auch über die Hauptgründe des französischen Einflusses in jener Zeit fehlt es durchaus an der richtigen Einsicht. Wie sich der Einflufs allmählich verbreitet und um 1600 bereits ganz allgemein wird, ist genauer nirgends nachgewiesen. Das letzte ausführliche Buch über diesen Gegenstand, die „Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten von J. J. Honegger. Berlin 1875“ läfst uns völlig im Stich. — Zwar die Ansicht, dafs der französische Einflufs erst mit dem 30 jährigen Krieg und dem Zeitalter Ludwigs XIV. beginne, wird man nur noch in populären Darstellungen finden. Es scheint diese Meinung übrigens im wesentlichen auf eine mifsverständliche Auffassung der bekannten Leibnizschen Stelle*) zurückzugehen, die einer dem andern nachschreibt. Dafs vielmehr dieser französische Einflufs, der allerdings etwa von 1670—1720 seinen Höhepunkt erreichte, bereits im 16. Jahrhundert völlig vorbereitet war, wird in wissenschaftlichen Arbeiten heute allgemein betont. Namentlich Barthold**), Rückert***), Wackernagel†) haben viele richtige

*) „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen u. s. w.“ (Unvorgreifliche Gedanken). Leibniz betont eben die auffällige Steigerung der Französelei in dieser Zeit.

**) Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft S. 10 ff.

***) Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, S. 212 ff.

†) Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Aufl. v. Martin II, S. 32 ff. und 157 ff. Vgl. auch Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 307.

Gesichtspunkte und Belege angeführt. Aber diese Darstellungen genügen für eine völlige Erkenntnis doch nicht. Wenn z. B. der treffliche Barthold, dem alle späteren darin ohne Weiteres folgen*), den Satz aufstellt: „Der Calvinismus des XVI. Jahrhunderts ist der Weg, auf welchem das Fremde in Sprache, Sitte und Denkweise in Deutschland eindrang", so ist der Satz in dieser Allgemeinheit doch falsch. Wenn Rückert den französischen Einflufs von dem französierten Karl V. an beginnen läfst, so ist das auch nur insoweit richtig, als Karls V. französisches Wesen ein Moment neben anderen ist. Auch wer die politischen Verbindungen mit Frankreich betont, trifft nicht den wichtigsten Punkt. Richtiger ist schon, wenn man — und das hat schon Barthold getan — auf die Reisen hinweist; namentlich Wackernagel betont dies Moment schon energisch: aber auch hier bedarf es eingehenderen Nachweises. Ich will nun versuchen, die Gründe und die allmähliche Ausbreitung des französischen Einflusses im 16. Jahrhundert schärfer zu erörtern, als dies bisher geschehen ist, und will hoffen, dafs dieser Versuch wenigstens einigermafsen fördert. — — —

Es war nicht das erste Mal, dafs Frankreich einen mafsgebenden und folgeschweren Einflufs auf die Kultur und Litteratur Deutschlands gewann. Das römisch gewordene Gallien war dem Westen Germaniens durchaus ein Vorbild. Später ist namentlich die Epoche des Rittertums von Bedeutung, die ganze Erscheinung ist lediglich oder doch wesentlich ein Produkt des französischen Einflusses**).

Man könnte versucht sein, die Anfänge des französischen Kultureinflusses im 16. Jahrhundert mit einem stillen Fortwirken der Hinneigung zu Frankreich in jenen Zeiten des Rittertums in Zusammenhang zu bringen. Barthold weist z. B. auf einen bedeutenden Einflufs Frankreichs im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts hin***), ohne indessen jenen Zusammenhang behaupten zu wollen. Man darf ferner aus dieser Zeit die Äufserung des Adenes li Roi anführen, der von einer allgemeinen Gewohnheit in Deutschland spricht, Que tout li grand signor, li conte, li marchis Avoient en tour aus gent françois tous dis, Pour apprendre françois leur filles et fils. Aber man kann doch von einem wirklichen Zusammenhang der Hinneigung zu Frank-

*) z. B. Rückert a. a. O. S. 218. Wackernagel a. a. O. S. 33. Beide allerdings weniger stark.

**) Vgl. namentlich Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. III, S. 186 ff. M. Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart 1893. S. 23 ff.

***) a. a. O. S. 6.



reich in dieser und der späteren Zeit nicht sprechen. Das 14. und 15. Jahrhundert zeigen vielmehr in Deutschland einen kräftigen nationalen Aufschwung und eine hohe selbständige Entwickelung, deren Hauptfaktor das Bürgertum war.

Aber ich möchte doch an jene französierende ritterliche Epoche in anderer Richtung anknüpfen. Aus dem französischen Einflusse jener Zeit lernen wir vielleicht die Gründe desjenigen im 16. Jahrhundert besser verstehen. Das wesentlichste Moment war damals zunächst die Ausbildung eines bestimmten Lebens- und Bildungsideals, das zur Nachahmung reizte. Dieses Ideal war das ritterliche Gesellschaftsideal, das sich in Frankreich entwickelt hatte. Weiter war notwendig die Vermittelung dieses Ideals. Hier kommt wesentlich die durch die Kreuzzüge, namentlich den zweiten, herbeigeführte enge Verbindung deutscher und französischer Elemente in Betracht. Doch hatte die Kulturhöhe Frankreichs, namentlich die gesellschaftliche, die schon im 11. Jahrhundert ihren Einflufs auf Deutschland äufserte*), auch zur Folge, dafs man sich direkt nach Frankreich begab, um sich die gerühmte Bildung anzueignen. So treten uns als wichtige Erscheinung die Reisen entgegen. Deutsche Fürstenkinder wurden in Frankreich erzogen**): viele Vornehme reisten dorthin; oft wie später begleitet von Hofmeistern, z. B. Tristan***). Dafs auch um geistiger und gelehrter Ziele willen die deutsche Jugend nach Frankreich strömte, so nach der grofsen Pariser Universität, mag nebenbei erwähnt sein. Es heifst schon bei Joh. Georg Eccard in seiner Historia Studii Etymologii Linguae Germanicae†): Lingua apud Germanos sic satis pura et peregrinorum vocabulorum commixtione non fuerat turbata usque ad tempora

*) Vgl. den Brief des Abtes von Gorze bei Giesebrecht, Gesch. d. D. Kais. Bd. II. S. 665, in dem es heifst: „Unum tamen est quod nos plurimum angit ... videlicet quod ... ignominiosa Franciscarum ineptiarum consusetudo introducitur, scilicet in tonsione barbarum, in turpissima et pudicis obtutibus execranda decurtatione ac deformi tate vestium multisque aliis novitatibus quas enumerare longum est quasque temporibus Ottonum ac Heinricorum introducere nullis fuit licitum".

**) So Ludwig III. und Hermann I. von Thüringen. Vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. Litt. 2. Aufl. Bd. I. S. 127.

***) Dabei war man auf die Aneignung der Sprache bedacht. Vgl. bei Wackernagel a. a. O. S. 462 Caesarius v Heisterbach 5, 42: „Miles quidem Mengoz nomiae cum adolescens in Francia linguam disceret gallicam". Tristan v. 1061: „durch fremdiu sprache in fremdiu lant".

†) S. 112.

bellorum transmarinorum et torneamentorum in Gallia repertorum quibus ab iis qui artes palaestricas ibi discebant, ubi postea ab illis etiam qui studiorum gratia Parisios adibant non pauca Gallica ad nos delata sunt. — Weiter gab es ein gewisses Vermittelungsgebiet, das am ersten französiert wurde und von dem dann weitere Anregungen ausgingen: als solche „Hauptländer der Vermittelung" bezeichnet Lamprecht*) „die Niederlande und den Niederrhein, das linke Rheinufer von Köln abwärts, Flandern und Brabant". — Endlich möchte ich hervorheben, dafs es wesentlich Süd- und West-Deutschland sind, die dem französischen Einflufs verfallen**).

Ich glaube nun, dafs sich ähnliche Momente auch bei näherer Betrachtung der uns beschäftigenden Epoche ergeben werden. Zugleich ergiebt sich daraus, dafs die Anfänge und das Entscheidende des französischen Litteratur- und Kultureinflusses vor Karl V. und vor der Verbreitung des Calvinismus sichtbar werden: als Beförderer dieses Einflusses ist, wie ich ebenfalls noch erörtern werde, die französierte Diplomatie und der Calvinismus allerdings anzusehen.

Zunächst wäre also nach dem Bildungs- und Lebensideal, das zur Nachahmung reizte, zu fragen. Dieses neue Ideal entwickelte sich am französischen Hofe, und zwar gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts. Wie sehr auf die Entwickelung dieses Ideals zuerst der Glanz des burgundischen Hofes, der in Europa den Ton angab und auch in der Mode führte, war, will ich nicht ausführen. Noch aus der Mitte dieses Jahrhunderts vernehmen wir einmal eine Stimme, die keineswegs sehr günstig über die Eigenschaften des französischen Hofes urteilt. Der Schwäbische Ritter Georg von Ehingen meint in seinem Reisebericht***) folgendes von König Karls Hof: „Es war aber kain sunderlich ritterlich iebung an seinem hoff, denn er war ain ernstlicher küng von guotem alter." Aber Frankreich galt doch auch damals schon als ein ideales Land. So meint Gabriel Tetzel in seiner Beschreibung von „des böhmischen Herrn Leos von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilger-Reise"†): „Frankreich ist das allerbest gestiftet land von allem dem, das der mensch erdencken kan, das ich al mein tag ie gesehen hab". Um diese Zeit aber regierte jener

*) Deutsche Geschichte Bd. III S. 189.

**) Ebenda S. 192.

***) Von Pfeiffer in der „Bibliothek des Litterarischen Vereins" Bd. I veröffentlicht.

†) Biblioth. d. litter. Vereins Bd. VII S. 163.



Ludwig XI., der die königliche Gewalt so aufserordentlich erweiterte und so den Einflufs des „Hofes" begründete. Mit ihm beginnt bereits die Wirkung nach aufsen*). Noch mehr trat dann der Hof unter Ludwig XII. hervor. „Die französische Nation" sagt Arnd**) sehr bezeichnend, „als ein selbstbewufster politischer Körper, verschwindet unter Ludwig XII. fast ganz, und der Hof und das Heer treten einzig hervor". Dann ist Franz I. als Vollender dessen zu nennen, was seine Vorgänger anstrebten. Das neue höfische Bildungsideal tritt unter ihm recht augenfällig hervor. Hier möchte ich Ranke***) als Gewährsmann zitieren: „Der Hof," schreibt er, „war eine Vereinigung von Allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe". Und ferner: „Für den Übergang des französischen Geschmackes von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so grofsem Einflufs gewesen, als Franz I.". Auch die Bildungsinteressen wurden dort gefördert. Der Hof Franz I. wird von Fremden bewundert: Doctissima Regis Galliae mensa, à qua nemo est quin doctior et melior evadat†). Wie sehr auf die Gestaltung dieser gesellschaftlichen und geistigen Kultur Italien von Einflufs war††), will ich hier nicht weiter erörtern, auf diesen grofsen Einflufs aber doch hinweisen. Man darf auch den damaligen Hof nicht mit dem des 17. Jahrhunderts vergleichen: immerhin war er schon der Mittelpunkt der neuen Entwickelung. Diese aufsteigende Entwickelung zeigt das ganze Land. Seit Karl VIII. begann z. B. auch Paris sich mehr und mehr seinem späteren Glanze zu nähern. Arnd†††) meint, dafs das Paris des 16. Jahrhunderts dem heutigen ähnlicher als dem des dreizehnten gewesen sei, und dieses mehr als der blofse Unterschied der Zeiten voraussetzen lassen sollte. Paris wurde allmählich der führende Ort Europas, der Sitz der Bildung. Und so zeigte das ganze französische Leben, wenn damals auch noch Italien einen grofsen Kultureinflufs auf ganz Europa besafs und Spanien begann, einen solchen auszuüben, doch einen Reichtum, einen Glanz, eine Heiterkeit, dafs es erklärlich wird, wenn sich andere Nationen und namentlich die-

---

*) Arnd, Gesch. d. Ursprungs und der Entwickl. d. französ. Volkes. II. S. 191.

**) a. a. O. S. 311.

***) Französische Geschichte Bd. I. S. 127 ff.

†) Hubertus Thomas Leodius, Annales de vita et rebus gestis Friderici II. p. 202.

††) Vgl. z. B. Lotheissen, Gesch. d. französ. Litteratur im 17. Jahrh. Bd. I. S. 27.

†††) a. a. O. S. 607.

jenige Nation, die nicht wie Italien und Spanien im Aufschwung, sondern wenigstens seit 1550 im Niedergehen war, Deutschland, daran gewöhnten, auf Frankreich, dessen Sprache auch im Laufe des 16. Jahrhunderts sich mehr und mehr als eine echte Gesellschaftssprache entwickelte, als auf ein gesellschaftliches Musterland hinzublicken. Zeigte sich das auch in Deutschland erst gegen 1600 allgemeiner: die Bedingungen waren doch gegeben, und auf diese kommt es an. Für die feine Weltbildung, deren Blüte das 17. Jahrhundert zeigte, gab schon im 16. Jahrhundert Frankreich den Ton an. — Es käme nun zweitens auf die Frage an, ob sich auch jenes Moment, das ich für die frühere Periode des Einflusses hervorhob, nämlich eine lebhafte Verbindung, jetzt ebenso zeigt. Das ist ohne allen Zweifel der Fall. Wie ich an einem andern Ort ausgeführt habe*), beginnt mit dem 16. Jahrhundert eine Modekrankheit in Deutschland sich immer allgemeiner zu verbreiten: das ist die Reisesucht. Bei den Vornehmen tritt sie zuerst hervor, und hier läfst sich das eigentlich Charakteristische dieser Erscheinung, dafs man nämlich das Reisen als Bildungsschule ansieht, schon im 15. Jahrhundert, wie ja auch in jener früheren Periode, beobachten. Allerdings war Frankreich zunächst und bis in das 17. Jahrhundert keineswegs das einzige Ziel dieser Reisen: aber namentlich Vornehme begannen es zu bevorzugen. Schon um 1500 sehen einige deutsche Fürsten den französischen Hof als die beste Erziehungsstätte für ihre Söhne an. So sandte Kurfürst Philipp, von der Pfalz schon 1502 den Kurprinzen Ludwig an den französischen Hof, um sich zu bilden und französisch zu lernen. Dieser wurde freilich nicht so sehr französisch, wie sein jüngerer Bruder Friedrich, der um dieselbe Zeit am französischen Hof auf der Durchreise schon eine Rolle zu spielen wufste. Dieser letztere ist besonders ein Beispiel dafür, wie der Glanz des französischen Hofes schon damals die deutschen Fürsten blendete. Friedrich, von dem Hubertus Thomas Leodius**) sagt, dafs er „praeter communem Germanorum ferme omnium animum“ von der Ausländerei beseelt gewesen sei, bestrebte sich ein vollendeter französischer Kavalier zu werden; und fühlte sich glücklich, als solcher auch am französischen Hofe anerkannt zu sein***). In der Heimat aber

*) Beiträge zur Geschichte des Reisens, Ausland 1893 No. 13—16.

**) Annales de Vita et Rebus Gestis Friderici II. S. 23.

***) Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz Bd. I. S. 567.



vergafs er das nicht, es war ein „Eindruck, der sich nie wieder verlor“*), und der seine Folgen hatte. Und neben solchen Vornehmen, die nach Frankreich reisten oder sogar dort heimisch wurden — hier ist namentlich Wilhelm Graf von Fürstenberg zu nennen, der nach Burgund geschickt wurde, sich mit der Gräfin Bona von Neuenburg vermählte und meist zu Héricourt wohnte; er sprach so gut französisch, dafs man ihn in Paris nicht für einen Deutschen hielt, — neben solchen Vornehmen strömten auch andere Leute schon damals nach Frankreich, namentlich an die Universitäten. So war Orleans zahlreich von Deutschen besucht, zum Teil auch, um französisch zu lernen. Hentzner sagt in seinem Itinerarium von Orleans**): „Unde Germanis imprimis moris est, huc filios suos domo paterna ablegare, qui multis hic gaudent privilegiis“. Die vier Nationen der Pariser Universität waren die von Francia, Picardia, Normandia und Germania***). — Von einzelnen Deutschen, die Frankreich damals besuchten, will ich noch erwähnen: Reuchlin, der 1473 mit dem Markgrafen Friedrich von Baden nach Paris kam und auch später noch einmal in Frankreich studierte, Melchior Volmar Roth von Rothweil, der in Paris als Magister Prokurator der deutschen Nation war, in Orleans und Bourges lehrte (er erzog Beza und lehrte Calvin) und 1535 schliefslich in Tübingen angestellt wurde, Johannes Sturm, der in Paris ganz heimisch wurde, Johannes Sleidanus u. s. w. So sehen wir, dafs Frankreich bereits vor der Zeit, in der etwa die Politik Franz I., das französische Wesen Karl V. und der Calvinismus wirken konnte, ein mächtiger Anziehungspunkt für die Deutschen geworden war. Wie sich dann im Laufe des 16. Jahrhunderts das Reisen nach Frankreich immer mehr verbreitete, werde ich später erörtern.

Der dritte Punkt, der uns wieder an die frühere Periode des französischen Einflusses erinnert, ist der, allerdings durchaus natürliche Umstand, dafs die Frankreich zunächst gelegenen Gebiete, ein gewisses Vermittelungsgebiet des französischen Einflusses bildeten, in erster Linie, wie damals, die Niederlande. Hier war man, in dem eigentlichen Holland freilich in geringerem Grade, vollständig französiert: wesentlich war es auch hier dem Einflufs der oberen Stände

---

*) Ebenda S. 565.

**) Ausgabe von 1612 S. 72.

***) Ebenda S. 86.

zuzuschreiben*). Das nächstliegende Beispiel für die französierte niederländische Bildung bietet Karl V. selbst, der, ganz französiert, nach seiner Wahl zum deutschen Oberhaupt seinerseits in Deutschland zur Vermehrung der Französelei beitrug. Ich erinnere weiter an die Nassauer, die ja mit den Niederlanden eng verbunden waren, namentlich an Heinrich von Nassau, den Freund und Begleiter Philipps und Karls V. Die den Niederlanden nächstgelegenen Gebiete wurden ihrerseits später ebenfalls Vermittelungspunkte des französischen Einflusses, so, wie später gezeigt wird, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts namentlich Köln. Solche Gebiete waren natürlich auch die Frankreich benachbarten. Strafsburg ist namentlich zu nennen.

Dafs endlich auch wie damals der französische Einflufs im Westen und Südwesten anfangs überwog und erst allmählich die übrigen Teile gewann, ist nur natürlich. Der Unterschied ist allerdings der, dafs damals das übrige Deutschland ziemlich frei blieb, in dieser Periode aber schliefslich ebenso französiert wurde, wie jene Gebiete. Wie denn überhaupt damals der französische Einflufs im wesentlichen nur eine bestimmte Klasse, die ritterliche Gesellschaft, ergriff.

Nach alledem ist es klar, dafs die spätere Verbreitung des französischen Kultureinflusses bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts gegeben war. Worauf es meines Erachtens am meisten ankommt, ist das Erstehen und die allmähliche Vervollkommnung einer neuen gesellschaftlichen Bildung am französischen Hofe, die zuerst die Vornehmen, dann aber auch die übrigen Stände Deutschlands sich anzueignen trachteten. Ganz charakteristisch ist eine Geschichte, die uns zeigt, dafs den Deutschen im grofsen und ganzen diese neue Bildung recht wenig behagte, dafs aber eben die feineren Geister auf dieselbe bereits stolz waren und die germanische Roheit verachteten. Als Pfalzgraf Friedrich II. an den Lothringischen Hof reiste, gefiel seinen Rittern die feine Hofhaltung in Nancy gar nicht: sie wollten saufen und feist werden „wie die Sauen“. Hubertus Thomas, der das erzählt, bemerkt dazu entrüstet, diese Menschen hätten gezeigt, dafs sie nicht in der Welt herumgekommen seien, sondern nur „auf ihrem Miste erzogen seyen“**).

Charakteristisch für eine bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestehende enge Verbindung mit Frankreich ist, worauf ich hier

*) Vgl. van Kampen, Geschichte der Niederlande Bd. I. S. 319.

**) Häusser a. a. O. Bd. I. S. 624.



nur hindeuten will, z. B. die Existenz von französisch-deutschen Sprachführern, die wohl auch auf Reisen gedient haben mögen*).

Es kommen nun verschiedene Momente hinzu, welche den Sieg des französischen Kultureinflusses zu einem vollkommenen machen. Zunächst die engen politischen Verbindungen mit Frankreich, die französische Färbung des diplomatischen Verkehrs, zum Teil auch durch Karl V. herbeigeführt: weiter die Einwirkung der eingewanderten Calvinisten. Wichtiger ist aber ein tieferer Grund, der entschiedene Niedergang Deutschlands in geistiger wie in politischer Beziehung, aus dem sich auch die starke und nicht blofs auf Frankreich gerichtete Fremdsucht erklären läfst. Freilich ist diese Fremdsucht überhaupt eine Nationaleigentümlichkeit. Der Fortschritt derselben zeigt sich in der immer steigenden Reisesucht, die ihrerseits wieder zur Entnationalisierung beitrug. Endlich ist besonders die soziale Umwandlung, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts merkbarer vollzog, zu betonen: der Rückgang des Bürgertums, das sich nach den immer stärker mafsgebenden Hofleuten und Vornehmen zu richten beginnt. So erklärt sich namentlich, dafs das französische Wesen überall als nachahmenswert galt: denn man wollte den vornehmen Klassen, so gut es ging, gleichen.

Auf die politischen Momente will ich hier nur kurz eingehen. Die Herrscher des aufstrebenden Frankreichs suchten früher schon in Deutschland Stützen ihrer Politik, die sich gegen das Haus Habsburg richtete, zu erwerben und mit deutschen Fürsten in Verbindung zu treten. Wenn z. B., wie erwähnt, 1502 der pfälzische Kurprinz an den französischen Hof gesandt wurde, so knüpfte man daran den Plan, ihn zu einer solchen Stütze der französischen Politik zu machen**). Bekannt ist weiter, wie Franz I. auf den deutschen Königstron spekulierte und eine grofse Partei unter den deutschen Fürsten zu ihm stand. Für grofse Summen Geldes waren Joachim von Brandenburg, Pfalzgraf Ludwig und andere bereit, ihn zu unterstützen. Freilich scheiterten diese „geheimen Praktiken der Franzosen im Reich", trotzdem ein Teil der Fürsten, wie Albrecht von Mainz und Joachim von Brandenburg dem französischen König „von Herzen zugetan" waren.

*) Vgl. die Mitteilungen Simonsfelds im Ausland 1893 No. 27 über ein lateinisch-französisch-deutsches Sprachbuch, dessen eines Exemplar 1514 in Lyon, ein anderes 1515 in Strafsburg gedruckt ist. Es enthält z. T. nur französisch-deutsche Partien, verbreitet sich auch über das Lernen der französischen Sprache u. s. w.

**) Häusser a. a. O. I, S. 502.

— Hinzuweisen ist ferner auf die deutschen Söldner in französischen Diensten: lange Zeit hindurch, schon seit dem 15. Jahrhundert, kämpften Deutsche für die Ehre Frankreichs. — Die Verbindungen mit Deutschland hörten nach der Wahl Karls V. keineswegs auf, sondern wurden erst recht eng, seitdem die deutschen Protestanten ihre Stütze gegen Karl in Frankreich suchen mufsten. Das Nähere ist bekannt. Der Nachfolger Franz I., Heinrich II., wirkte in demselben Sinne. Sein Hof wie der Franz I. sah viele tapfere Deutsche, wie Schärtlin von Burtenbach, viele deutsche Abenteurer, die für Frankreich kämpften. Daneben wurden die „Praktiken“ in Deutschland fortgesetzt; die berüchtigten „Pensionen“ waren an der Tagesordnung; viele, oft bedeutende Männer, waren politische Agenten Frankreichs. Man darf nur an Sleidan und Sturm erinnern. Einerseits zog also die französische Politik zahlreiche Deutsche nach Frankreich. Sehr viele Adlige standen in französischen Diensten, man konnte Deutschland, Heinrich II. gegenüber, ‚le grenier de vos forces‘ nennen*). Mit Beginn der Hugenottenkriege unterstützten dann wieder Deutsche auch ihre Glaubensgenossen gegen den König**), so dafs die Zahl der Deutschen in Frankreich sehr grofs war. Andererseits schickte dasselbe Frankreich zahlreiche Franzosen zu politischen Zwecken nach Deutschland und unterhielt dort Deutsche in seinem Solde. Jenes Moment bewirkte die Französierung der Ausgezogenen, dieses färbte vor allem den diplomatischen Verkehr französisch. —

Diese französische Färbung der Diplomatie kommt nun nicht allein auf Rechnung Frankreichs: hier hatte auch der französierte Karl V. an seinem Teile besonders mitgewirkt. Er, der Gegner Frankreichs, machte das Französische, da es seine Muttersprache war, auch zur Sprache des Staates. An die meisten Fürsten schrieb er französisch, und wohl oder übel mufsten diese sich darein finden, ja, sie mufsten ihrerseits auf französische Briefe an den Kaiser bedacht sein. So kommt es, dafs damals eine grofse Nachfrage nach Sekretären, die französisch verstanden, war. So kam 1522 Hubertus Thomas, damals Schreiber auf der kurfürstlichen Kanzlei, in die speziellen Dienste des Pfalzgrafen Friedrich, weil dieser einen Sekretär brauchte, der

*) Mémoires de Vieilleveille angeführt von Süpfle, Gesch. d. deutschen Kultureinflusses I. S. 248.

**) Vgl. u. a. Süpfle a. a. O. S. 81 ff. und namentlich Barthold, Deutschland und die Hugenotten.



französisch verstand*). So empfahl Landgraf Philipp von Hessen in einem Verzeichnis seine Diener**) seinem Nachfolger, einige mit ausdrücklicher Hervorhebung ihrer Sprachkenntnisse, so „Antonius von Wersabe, der Bremer in seiner Jugend genannt, der französisch und spanisch versteht, für den Dienst eines Herrn vortrefflich paſst“, so „Harsack, der französisch und lateinisch kann, sey als Sekretarius wohl zu gebrauchen“. So konnten sich auch viele der Räte durch ihre Kenntnis des Französischen nützlich machen. Es konnte z. B. Melchior von Salhausen, der Rat Christophs von Würtemberg, der aus diesem Grunde auf das Religionsgespräch von Poissy gesandt wurde. französisch. Mit dem Kaiser muſste man wie mit einem Ausländer verhandeln. So gab Philipp von Hessen 1529 seiner Gesandtschaft an den Kaiser für diesen ein französisches gedrucktes Religions-Büchlein mit***). Vielen Fürsten kam der neue Kurs nicht so leicht vor, wie den bereits französierten Pfälzern. Neben französischen Briefen an den Kaiser, z. B. von Johann von Sachsen, Pfalzgraf Friedrich und anderen, besitzen wir doch auch viele deutsche, so von den Bayerischen Herzögen, von dem Erzbischof von Bremen, von Herzog Ulrich von Würtemberg, Landgraf Philipp von Hessen und der Landgräfin Christine u. s. f. Die Städte korrespondieren durchweg deutsch mit ihm, und er, d. h. natürlich seine Kanzlei, mit ihnen, ebenso der deutsche Orden viele Edelleute und Räte, Äbte u. s. f., überhaupt die kleineren Kreise der Reichspolitik. Das Lateinische war ebenso noch durchaus als internationale Korrespondenzsprache im Gebrauch, auch behalfen sich ihm gegenüber damit anfangs manche, die des Französischen nicht mächtig waren. — Dieselbe teilweise Unkenntnis des Französischen kann man übrigens anfangs auch im Verkehr mit dem französischen Hof beobachten. Noch um 1536 schrieben die deutschen Fürsten und Städte lateinisch oder deutsch an den französischen Hof†). Die Agenten, die Franz I. sandte, muſsten, um ihren Zweck zu erreichen, deutsch verstehen. Erst in der Mitte des Jahrhunderts begann man fast durchweg französisch an die Franzosen zu schreiben, viele Räte waren jetzt sprachfertig geworden, und oft die Fürsten auch. — Und so vermindern sich auch die deutschen Briefe an den Kaiser. Friedrich III.

*) Hubertus Thomas a. a. O. S. 85.
**) Rommel a. a. O. V, S. 64 f.
***) Rommel a. a. O. IV, S. 32.
†) Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, S. 9.

von der Pfalz korrespondierte schon französisch mit andern deutschen Fürsten.

Ich komme nun zu jenem Moment, das Barthold zuerst als besonders wichtig hingestellt hat, dem Einflufs des Calvinismus. Fast sämtliche Autoren, die diesen Punkt berührten, sind Barthold ohne Weiteres gefolgt und haben ihn meistens mifsverstanden. Ich meine aber, dieses Moment darf nicht auf die Spitze getrieben werden*): das Wesentlichste liegt nicht in dem Übertritt einzelner Fürsten zum Calvinismus, sondern in der Masseneinwanderung flüchtiger französischer Protestanten nach Deutschland. Die Hinneigung zum Calvinismus war nicht die Ursache eines neuen französischen Einflusses, sondern die Wirkung der bereits bestehenden Hinneigung zu allem Französischen. Weil der Calvinismus französisch war, war er vornehm und darum neigte man ihm zu. Der erste reformierte Hof war bekanntlich der pfälzische. Wir haben gesehen, dafs hier bereits französische Einflüsse spielten, ehe überhaupt vom Calvinismus die Rede war. Friedrich III., der übertrat, war schon lange französiert und bekundete eben durch seinen Übertritt nur seine Hinneigung zu Frankreich. Die Folge des Übertritts war allerdings — und das ist Barthold zuzugeben — ein vermehrter Zuflufs von Franzosen. Nach Heidelberg strömten die verfolgten Franzosen massenhaft zusammen. Das ist es, worauf es ankommt. Die Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich bewirkten, dafs diese in Massen nach Deutschland kamen und dort die schon bestehende Hinneigung zum französischen Wesen, die Sucht, französisch zu lernen verstärkten. Sie haben diesen Einflufs an Orten, wo man nicht calvinistisch gesinnt war, so gut gehabt, wie an den paar calvinistischen Höfen. So weist Barthold**) selbst auf Hugenotten hin, die an den Höfen streng-lutherischer Fürsten tätig waren. So war schon seit 1539 André Magier aus Orleans Prinzenerzieher am pommerschen Hofe. Gerade er zeigt, dafs es nicht der Calvinist war, der Einflufs hatte, sondern der Franzose. Er verstand in den jungen pommerschen Herzögen die Sehnsucht nach Frankreich

*) Wenn z. B. Wolff, Der Purismus in der deutschen Litteratur S. 12 sagt: „seitdem Friedrich III. die erste calvinistische Landeskirche in Deutschland geschaffen und diesem Bekenntnis auch die Universität Heidelberg geöffnet hatte, seit der Zeit drang der französische Einflufs immer kühner und immer gröfsere Kreise ziehend in Deutschland vor", so giebt das ein ganz unzutreffendes Bild von den eigentlichen Gründen dieses Einflusses.

**) a. a. O. S. 12 f.



zu wecken, die sie denn auch durch Reisen und einiges zur Schau getragenes Franzosentum betätigten.

Wie viel den Einwanderungen an Gewicht beizulegen ist, zeigt besonders das katholische Köln, das von protestantischen und nicht nur calvinistischen Flüchtlingen aus den Niederlanden und aus Frankreich überschwemmt wurde. Es wurde ihnen wegen ihres Glaubens auch in Köln die Hölle heifs gemacht, der Pabst wandte sich mehrmals an den Rat und schrieb z. B. 1567: eos quam primum gravissimis penis propositis ex civitate et omnibus vestrae ditionis locis eiicite*); 1570 drängte die Universität und die Geistlichkeit den Rat zu harten Mafsregeln „gegen die vielen ketzerischen widerwärtigen Leute, die sich einschlichen". Und der Rat liefs es auch an Mafsregeln nicht fehlen. Aber war der Fremden Glaube verhafst, so war ihr Franzosentum beliebt. Der Rat unterstützte ausdrücklich diejenigen, die französisch lehrten. So finden wir viele französische Sprachlehrer in Köln, z. B. Ägidius Adriant, Peter von Gent, namentlich Gerhard de Vivre und viele andere. Manche führten in ihren Supplikationen ausdrücklich an, dafs sie in ihrem Unterricht Erfolge hätten. Auch litterarisch verbreiteten diese Leute das Franzosentum durch Sprachlehren, Grammatiken u. s. f. Wir werden ihnen noch begegnen.

Ich meine also, weniger der Übertritt zum Calvinismus seitens deutscher Fürsten, als die Anwesenheit französischer Calvinisten in Deutschland war von Wichtigkeit. Andererseits führte calvinistische Gesinnung allerdings, wie schon erwähnt, dazu, dafs man die französischen Glaubensgenossen unterstützte und in Frankreich für sie kämpfte, also dort sich zu französieren Gelegenheit erhielt.

Dafs gerade der Deutsche fremden Einflüssen besonders zugänglich ist, ist ja oft hervorgehoben. Diese charakteristische Eigenschaft, die ihm am leichtesten von allen Völkern in fremden Geist eindringen läfst und so oft glücklich gewirkt hat, wird ihm oft zum Unheil. Namentlich in Perioden, wo er dem fremden Gut nicht eigene Gröfse gegenübersetzen kann. Eine solche Periode sah Deutschland jetzt. Es befindet sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einem entschiedenen Rückgang, politisch, wirtschaftlich, geistig und moralisch. Man empfand das auch ziemlich allgemein. Ganz abgesehen von den zahlreichen Sittenpredigern, von den zahlreichen litterarischen Produkten, die sich in Klage und Warnung er-

*) Ennen, Geschichte der Stadt Köln Bd. IV. S. 836.

gehen, findet man diesen Zug auch sonst ausgeprägt. Ich habe in meiner Geschichte des deutschen Briefes*) auf die in Briefen aller Kreise sich zeigende trübe Lebensauffassung in dieser Zeit aufmerksam gemacht und mufs trotz einer gemachten Einwendung, dafs diese Äufserungen zu allen Zeiten vorkommen, an der besonderen Häufigkeit in dieser Epoche festhalten. Das Volk fühlt selbst den Niedergang. „O Dudeslant, Dudeslant", schreibt ein niederdeutscher Mann an den Rat zu Braunschweig**), „ick fruchte, dat Dudeslant eyne grote strafe avergan wart".

Aus solchen Zuständen heraus erklärt es sich, dafs man nicht allein dem französischen, sondern jedem fremden Einflufs sich willig hingab. Bekannt sind Fischarts, der sich selbst übrigens dem Fremden keineswegs verschlofs, mahnende Verse:

„Weil heut doch schier kein ernst ist mehr
Handzuhaben Freyheit und Ehr
Sondern man scherzt nur mit der Freyheyt
Sucht fremde Sitten, Bräuch und Neuheyt"***).

Diese Fremdsucht war lange, lange vor dem dreifsigjährigen Krieg verbreitet und ganz allgemein†).

Der französische Einflufs war dabei keineswegs zur alleinigen Herrschaft gediehen, sondern er teilt sie noch mit dem italienischen und spanischen. So wenden sich denn auch die Gegner der Fremdsucht nicht allein gegen das Eindringen französischen Gutes. Schon Agricola äufsert sich z. B. in seinen „Deutschen Sprichwörtern" also††): „Es reissen aber itzund ein Welsche, Hispanische vnd Frantzösische kleydung vnd zu besorgen, es werden auch Welsche, Hispanische vnd Frantzösische hertzen vnd gemüte, das ist vntrew, kein bestand, finantzen ynn deudschen landen, die itzt vberhand namen, Gott wende es. Deudschland hat Hispanische vnd Welsche herren, Frantzösische

---

*) Bd. I, S. 181 f.

**) Ebenda Bd. II, S. 1.

***) Speziell über die Ausländische Tracht klagt schon 1518 Bucer (in Zephaniam enarratio zu Vers 8) namentlich über die Modesucht der Franzosen. Er fügt aber hinzu: „Sed proh dolor. Germani in hac re Gallos ita imitari coeperunt, ut ferme nescias utri melliores sint.

†) So führt Janssen (Gesch. d. d. Volks VI., S. 3) die Worte eines Predigers von 1605 an, der, „die alles Welschthumb und Französerei anstaunigen unzählich viel teutsche Maulaffen" geifselt.

††) Ausgabe Leipzig 1528 I, S. 32b.



kronen, Hispanische vnd Frantzösische krankheit, Welsche Cardinal, das es ein gros zeichen ist, Deudschland ist Deudschland gewesen". Und scharf spricht er sich in der Vorrede zum zweiten Teil aus: „Es ist kein nation auff erden, die weniger auff yhrer voreltern tugent vnd ehrliche thatten acht genommen vnd die selbigen mit weniger fleis beschriben hat, denn wir Deutschen, syntemal wir nur gaffen auff anderer nation kleydung, thatten, reden, thun vnd lassen, was aber vnser ist, das verlassen vnd verachten wir". Ähnlich spricht Valentin Boltz*). Der Einflufs zunächst Italiens war sehr grofs: er schwindet nur langsam. Für die süddeutschen Handelsstädte blieb Italien zunächst auch im 16. Jahrhundert das bevorzugte Land. Trotz der engen Verbindung mit Italien ist es freilich niemals in Deutschland zu einer Italisierung gekommen**); die Gründe dafür lasse ich hier dahingestellt. Für den süddeutschen Kaufmann war namentlich Venedig ein wichtiger Anziehungspunkt: „Man mufste in Venedig gewesen sein, wenn man daheim was gelten wollte" ***). Venedig war „auch — und zwar in späterer Zeit nach dem Mittelalter trotz seines politischen Niederganges vielleicht noch mehr, wie früher — ähnlich eben wie das moderne Paris, die Stadt der Vergnügungen, wohin man reiste, um sich zu unterhalten, sich zu belustigen, zu amüsieren" †). Noch im Anfang des 17. Jahrhunderts zog mancher Italien dem gelobten französischen Lande vor. So schreibt Albrecht Beheim 1609 an Lukas Friedrich Beheim ††): „Also ich noch in grofsen zweifell stehe, ob wir in Frankreich zusammen gelangen möchten, dein schreiben zwar macht mir schlechten lust hinein zu reisen. Italia darzu mir meines herrn tochterman (so Italiam Galliam vnd Angliam durchreisett) sonderlich gerathen, verlangett mich mehr zu sehen". Weiter war Italien ein Ziel der Gelehrten und Künstler (z. B. Hutten und Dürer) †††). Auch

---

*) Schon von Wackernagel angezogen, Gesch. d. d. Litteratur. 2. Aufl. II, S. 33 Anm. 40.

**) So zeigen die Briefe der Kaufleute aus Italien im 16. Jahrhundert, abgesehen von gewissen Terminis und dem italienischen Datum gar keine Spuren von Italienisch: dagegen konnte sich der fremdsüchtige Kaufmann des 17. Jahrhunderts nicht der italienischen Brocken oder ganz italienischer Briefe enthalten. Vgl. meine Gesch. d. deutschen Briefes Bd. II, S. 26 f.

***) Vgl. Simonsfeld, der Fondaco dei Tedeschi Bd. II, S. 39.

†) Ebenda S. 266.

††) Vgl meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. II, S. 6.

†††) Vgl. aus späterer Zeit das Schreiben Landgraf Wilhelms des Weisen von Hessen 1591 an den in Italien reisenden jungen Lehrmeister seines Sohnes, Tobias Homberg. Vgl. v. Rommel, Gesch. von Hessen V, S. 703 und 822.

die Fürsten zogen anfangs nach Italien, so Landgraf Wilhelm II. von Hessen, der zweimal in Italien war. Namentlich die bayrischen Fürsten hielten das aufrecht, später namentlich im Gegensatz zu dem französierenden Protestantismus. So ging 1515 Herzog Ernst mit Aventin nach Italien, später Herzog Albrecht und 1573 Herzog Ernst, 1592 die Herzöge Philipp und Ferdinand*). An einzelnen Höfen begann sich im 17. Jahrhundert sogar der italienische Einflufs noch zu steigern. So glaubt der Niederländer Daniel l'Eremite 1609 am Hof zu Köthen wieder in Italien zu sein**). Karl Ludwig von der Pfalz führte seinen Liebesbriefwechsel mit Luise von Degenfeld italienisch***) u. s. f. Dieses spätere Aufflackern des italienischen Einflusses war Modesache und gehört nicht hierher.

Auch von dem spanischen Einflusse kann man wohl sprechen: der Kaiserhof namentlich trug ein spanisches Gepräge. Wie allgemein die spanische Mode nachgeahmt wurde, ist bekannt. Auch die Franzosen sind durchaus den spanischen Formen untertan. Erst später gab Frankreich die Mode an. Die italienischen und spanischen Einflüsse sind noch im Zeitalter des 30 jährigen Krieges bekanntlich grofs genug. —

Italienisch, Französisch und Spanisch gelten ziemlich gleich viel. So empfiehlt Sturm in der Vorrede zu Oelingers Grammatik 1573 nicht allein das Betreiben der französischen, sondern der neueren Sprachen überhaupt: „Itaque ego exteras linguas et discendas et exercendas non solum studiose, sed etiam artificiose censeo". 1571 erschien bekanntlich bereits Rothes Fremdwörterbuch. Man weist auch auf den Einflufs des Neolatinismus hin und nicht mit Unrecht. Wenn man die fast durchgängige Verachtung des Deutschen seitens der Humanisten erwägt, wenn man bedenkt, wie durch den Humanismus sich eine Kluft auftat zwischen dem eigentlichen Volke und den Gebildeten, wenn man beobachtet, wie jeder, der sich eine Air geben will, jeder der einem höhern Gedanken Ausdruck geben will, sich der lateinischen Sprache bedient, wenn jeder Kanzleiverwandte sein „deutsches" Schreiben wenigstens durch lateinische Floskeln zu verbrämen sucht: so wird man zugeben, dafs der Humanismus tatsächlich entnationalisierend wirkte und den Widerstand gegen anderes fremdes

*) Vgl. F. Schmidt, Gesch. der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher S. XXXII, XXXVI, XLIV, LXIII.

**) Barthold a. a. O. S. 37.

***) Vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. II, S. 27.

Gut jedenfalls herabdrückte. Auch die Rezeption des Römischen Rechts wirkte in dieser Richtung. — Und endlich darf man nicht verkennen, dafs durch das 16. Jahrhundert überhaupt auch bei anderen Nationen ein starker internationaler Zug geht. Ich will hier nur darauf hindeuten, möchte aber dies Moment keineswegs gering anschlagen*). —

Die ganze, eben kurz charakterisierte Fremdsucht, wesentlich, wie gesagt, aus dem Gefühl eigener Schwäche entsprungen, bewirkt nun, dafs jene Mode des Reisens, deren Anfänge ich schon oben berührt habe, sich im Laufe des 16. Jahrhunderts zu einer förmlichen Reisesucht entwickelte, gegen die schon früh Strafprediger auftraten. Im Auslande sucht man eben das Ideal der Kultur. Zuerst die Vornehmen, dann auch — denn der Vornehme wurde mafsgebend — das Bürgertum.

Das Reisen wurde also jetzt zu einer allgemeinen und höchst folgenreichen Mode. Herzog Christoph von Württemberg unterstützte ausdrücklich durch Stipendien das Reisen in das Ausland**). Landgraf Wilhelm der Weise von Hessen liefs ebenfalls junge Leute auf seine Kosten reisen***). Theodor Zwinger spricht in seinem Buch: „Methodus apodemica in eorum gratiam qui cum fructu in quocunque tandem vitae genere peregrinari cupiunt." Basileae 1577 von dem peregrinandi studium „quo omnes passim iuvenesque senesque aguntur"†) und warnt davor — freilich vergeblich —, dafs man nach der Rückkehr das Einheimische verachte und verlerne††). — Zweifellos ist nun schon, wenn auch die „grofse Tour" viel umfassender war, eine immer stärkere Hinneigung zu Frankreich wahrnehmbar. „Nach dem Frieden zu Cateau-Cambresis im Jahre 1559", schreibt Barthold†††), „strömten Fürsten, Adel und Gelehrte aus allen Teilen Deutschlands nach Paris und den französischen Hochschulen, notdürftiges Französisch, feine adlige Sitten und Fertigkeiten, vor allem zu den Füfsen der vier gefeierten Francisci römisches Recht zu erlernen. Meistens brachte jene wackere Jugend aber nur mittelmäfsiges Französisch, „galante" Sitten und

*) Vgl. auch Max Koch in den „Verhandlungen d. 36. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner" S. 36.

**) v. Stälin, Wirtemberg. Geschichte. IV, S. 756.

***) Rommel, Gesch. v. Hessen V, S. 764.

†) Praefatio S. a. 2.

††) S. 44.

†††) a. a. O. S. 11.

Überschätzung des Fremden heim, und verstärkte bei den Landsleuten die Sehnsucht nach der verführerischen Heimat vornehmer Kultur". Das ist völlig richtig: ich begreife nur nicht, warum Barthold die Folgen dieser „Zugvögelbekanntschaft mit französischer Luft" so unterschätzt und sie geringer als diejenigen des Calvinismus achtet. Hauptzweck war zum Teil auch die Erlernung der Sprache. Ein noch zu erwähnender Verfasser eines französischen Lehrbuchs für die Deutschen spricht 1568 in der Vorrede seines Buches davon, seine Schüler hätten mehr gelernt, als diejenigen, welche unter grofsen Kosten von ihren Eltern zwei oder drei Jahre nach Frankreich geschickt worden seien. Paris wurde natürlich besonders bevorzugt: aber man ging zum Beispiel auch nach der französischen Schweiz. 1586 beklagt sich allerdings Jakob Lampenberg, dafs er in Genf nicht ordentlich französisch lernen könne, cum maxima pars germanica, alii Sabaudica aut Gavotica lingua utuntur, vix unus atque alter minister inveniatur, qui pure loquatur gallice. Die Gallomanie steigerte sich immer mehr. Paul Hentzner erzählt in seinem Itinerarium*) von einem Grabdenkmal in Avignon, das einem 1596 gestorbenen jungen Deutschen gesetzt war. In der Inschrift wird dieser „summo quodam desiderio Gallorum urbes ac mores cognoscere cupidus" genannt. Einige Zeit später gab Thomas Erpenius besondere Anweisungen für die französische Reise**) und schliefst seine Regeln also: „Atque istam rationem itineris Gallici qui sequutus fuerit, is maximo cum fructu domum revertetur, et tantum profecerit ut is omni de Gallia sermone et quotidiana conversatione ostensurus sit se linguae et rerum Gallicarum peritum esse et longe maiorem fructum in communi ratione vitae in Politicis et Historicis referet, quam vulgus peregrinantium solet retulisse.

Dafs nun alle die angeführten Momente zur Steigerung des französischen Einflusses in Deutschland selbst, soweit sie nicht schon selbst Zeugnisse dafür sind, aufserordentlich beitragen mufsten, ergiebt sich hinlänglich. Den Fortgang desselben und die allgemeinere Verbreitung bis zur Schwelle des 17. Jahrhunderts nachzuweisen, ist die Aufgabe des folgenden Teiles dieser Arbeit.

Zunächst gehe ich auf die weitere Verbreitung des französischen Einflusses an den Höfen ein und zwar aus bald zu erörternden

*) Ausgabe von 1612 S. 48.

**) De peregrinatione Gallica utiliter instituenda tractatus.

Gründen. Unter diesen Höfen habe ich den Pfälzischen schon mehrmals zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Hier entwickelten sich die Dinge, wie sie sich entwickeln mufsten. War schon der Hof zu Anfang des Jahrhunderts französischen Einflüssen zugänglich, so verstärkte sich das noch mit dem Übergang der Herrschaft an die simmersche Linie*), an Friedrich III., der wie einst Friedrich II., ebenfalls eine glänzende Hofschule, z. B. in Nancy, durchgemacht hatte. Dafs sein Übertritt zum Calvinismus eine Menge Ausländer nach Heidelberg zog, ist schon erwähnt. Auch die Universität Heidelberg zählte zahlreiche Franzosen, Lehrer und Schüler, zu ihren Angehörigen. Friedrich selbst konnte fertig französisch. Seine Söhne wurden nach Frankreich gesandt, so Hermann Ludwig an die Universität Bourges, wo er ums Leben kam**). War in ihm aber noch ein gewisser deutscher Zug, so trat dieser in seinem zweiten***) Nachfolger Johann Kasimir, der in Frankreich für die Hugenotten mehrmals gekämpft hatte, mehr zurück. Erzogen war er am französischen Hofe, schon von seinem neunten Jahre an. Der nächste Kurfürst, Friedrich IV. führt uns schon in das 17. Jahrhundert. Seine Gattin war die Tochter einer flüchtigen Französin, Charlotte von Montpensier und des grofsen Wilhelms von Oranien. Also auch hier Momente, die das französierte Wesen nur noch heben konnten. Ganz und gar wurde dann der pfälzische Hof unter Friedrich V. französiert, der ebenfalls in Frankreich erzogen, sich nur noch in französischer Sprache und Formen bewegt, ebenso wie seine Gemahlin, Elisabet Stuart. Die Neuvermählten wurden in Frankenthal französisch begrüfst: auch die Universität brachte ihren französischen Grufs dar. Jetzt zeigte sich der neue französische Hofton in seiner Vollendung†). —

Am Württemberger Hofe zeigen sich ebenfalls früh französische Einflüsse. Christoph von Württemberg war bekanntlich lange Zeit in französischen Diensten und am französischen Hofe. König Franz bot

*) Wie diese, war auch eine andere pfälzische Linie, die Zweibrückische dem Französischen wohl geneigt. So heifst es in dem Schreiben Johannes Sturms, das den Schulplan für die neue Schule zu Lauingen enthält und das an die Söhne des Pfalzgrafen Wolfgang gerichtet ist: „Quid de sermone Gallico? et legebatis et interpretabamini et scribebatis subito“.

**) Er ertrank bei einer Spazierfahrt auf der Loire, wozu ihn einige junge Franzosen in berauschtem Zustande eingeladen hatten. Vgl. Häusser a. a. O. Bd. II, S. 79.

***) Zunächst folgte Ludwig VI., 1576—1583, der bekanntlich eine lutherische Reaktion durchführte.

†) Vgl. Häusser a. a. O. Bd. II, S. 274.

ihm sogar die Hand einer französischen Prinzessin an. Er ging, wie einst Pfalzgraf Friedrich, ganz in dem Hofleben auf. In einem freimütigen Brief warnte ihn Reinhard von Sachsenheim, er möchte sich an das „unkeusch Leben“ „nit so gar gewohnen“*): in ritterlichen Künsten glänzte er sehr. Auch seinen Sohn am französischen Hof erziehen zu lassen, wurde er mehrmals eingeladen: der König wolle ihn halten wie den eigenen Sohn**). Dazu kam es nicht: aber französisch mufste der übrigens liederliche Sohn, der früh starb, natürlich lernen. Der einzige überlebende Sohn, Christophs Nachfolger, Herzog Ludwig, war nicht französiert. Er hatte Französisch nur mittelmäfsig gelernt***). Anders war es dagegen mit Herzog Friedrich. „Fremde Sitten und Sprachen liebte er über alles“ sagt Sattler von ihm†). Er hatte viele Franzosen um sich††), die gleich bei Antritt seiner Regierung zu Beschwerden Anlafs gaben. Seinen ältesten Sohn sandte er 1603 an den französischen Hof, an dem sich damals auch zwei junge Landgrafen von Hessen und ein Herzog von Pommern aufhielten†††).

In Hessen zeigt sich französischer Einflufs unter Landgraf Philipp noch wenig, wenngleich die politischen Beziehungen zu Frankreich rege waren. Philipp selbst war Französisch nicht ganz geläufig*†), aber seine Söhne wurden dazu angehalten. Georg wurde mit einem französischen Grafen Dampierre zusammen erzogen*††), Schärtlin brachte seinen Sohn Hans Bastian an den hessischen Hof für Prinz Wilhelm, „damit er mit ihm studieren und seine Sprachen, Latein, Italienisch und Französisch nicht vergessen sollte“*†††). Zwei von Philipps Söhnen studierten in Strafsburg, Wilhelm lernte dort Garnier aus Avignon kennen, der zuerst sein Lehrer in der französischen Sprache, dann sein Hofprediger wurde†*). Auch die Söhne aus der Nebenehe Philipps wurden französisch erzogen. Sie waren teils auf französischen

*) v. Stälin, a. a. O. Bd. IV, S. 479.
**) Ebenda S. 605.
***) Ebenda S. 780.
†) Geschichte des Herzogtums Württemberg V, S. 153.
††) Ebenda S. 161 und 163.
†††) Ebenda S. 255.
*†) Rommel, Gesch. von Hessen Bd. IV, S. 61.
*††) Ebenda S. 377.
*†††) Ebenda Anmerkungen S. 252 f.
†*) Ebenda Bd. V, S. 457.

Universitäten, in Paris, Orleans, teils in französischen Diensten*) Philipps Sohn und Nachfolger, Wilhelm der Weise zeigt die weitere Entwickelung des französischen Einflusses**), der dann unter Moritz um die Wende des 17. Jahrhunderts, also ähnlich wie am pfälzischen und württembergischen Hofe, zu vollkommener Herrschaft gedieh. Dieser so aufserordentlich vielseitige Fürst war namentlich auch ein vortrefflicher Kenner des Französischen. Mit Heinrich IV. stand er im regen Briefwechsel. Er hinterliefs ein von ihm verfafstes französisches Wörterbuch: es sollte, wie es in der Vorrede heifst, namentlich auch für Reisen dienen, ‚pour connaitre ce peuple discret amiable, affable, desirant de converser familièrement avec les étrangers et les entretenir par beaux discours'***). Er und seine ebenfalls französierte Gemahlin, eine Oranierin, sorgten dafür, dafs auch die Kinder eine entsprechende Erziehung erhielten. Ihre älteste Tochter Elisabet z. B. schrieb als siebenjähriges Kind französische Briefe an den Vater. Überhaupt begannen damals die vornehmen Familien französisch zu korrespondieren. —

So wird auch die intime Korrespondenz des Fürsten Christian von Anhalt mit seiner Gattin am Ausgang des 16. Jahrhunderts in französischer Sprache geführt. An diesem Hofe, entfernter den französischen Grenzen gelegen, zeigt sich der französische Einflufs erst auffällig eben in Christian und seinem Bruder Johann Georg; beide lernten schon als Knaben französisch. Christian nahm auch bekanntlich an einem Kriegszuge in Frankreich Teil. Erwähnenswert ist dann die Reise Ludwigs und Johann Ernsts von Anhalt im Jahre 1596, deren Hauptziel Frankreich war†). Ordentlich „französisch reden und schreiben" zu lernen, war besonderer Zweck derselben.

In Sachsen tritt französischer Einflufs auch erst allmählich zu Tage. Hier herrschte sowohl an den albertinischen wie an den ernestinischen Höfen im 16. Jahrhundert vorzugsweise doch die lateinisch-theologische Bildung vor; und erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts begann die neu-französische Bildung auch hier ihren Einzug zu halten††). Auch

*) Ebenda Bd. V, S. 18.

**) Er sprach und schrieb vortrefflich französisch. Vgl. Rommel a. a. O. Bd. V, S. 765. Um seinem einzigen Sohn Moritz die französische Sprache recht beizubringen, berief er zwei junge Franzosen. Vgl. Rommel a. a. O. S. 824.

***) Vgl. Rommel a. a. O. VI, S. 421.

†) Vgl. Barthold a. a. O. S. 29 ff.

††) Für den albertinischen Hof Johann Georgs vgl. z. B. K. A. Müller, Forschungen a. d. Gebiet d. neuen Gesch. I, S. 74 ff., namentlich 76.

die Höfe von Braunschweig, Brandenburg, Pommern zeigen im 16. Jahrhundert zwar kleine Züge des keimenden Einflusses Frankreichs, aber doch nichts, das besonders erwähnenswert wäre. Von dem französischen Prinzenerziehen in Pommern ist schon gesprochen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist jener Einfluſs denn auch hier allgemein. Um eine Stimme zu erwähnen, 1608 schreiben die jungen pommerschen Herzöge Bogislav und Georg an ihren Bruder: „Wir hatten wohl gemeint, der Bruder sollte uns haben auf Frantzosch einen kleinen Brief geschrieben, jedoch machen wir uns die Hoffnung der Bruder werde uns in Kurtzem à la françoise schriftlich besuchen“*).

Ein Wort noch über die katholischen Höfe, die an sich schon in politischem Gegensatz zu Frankreich standen. Hier herrschte der italienische, in Österreich auch der spanische Einfluſs stärker vor. So französiert wie Karl V. war zunächst keiner seiner Nachfolger. Doch konnte man das neue französische Bildungselement nicht ignorieren. In Bayern z. B., das vorzugsweise italienischen Einflüssen geneigt und der jesuitisch-lateinischen Bildung unterworfen war, hören wir doch auch von französischem Unterricht am Hof. So heiſst es 1541 in der Instruktion für den Herzog Albrecht von 1541**): „den Jungen Herrn soll man alle tag Inn der frannzesischen sprach yben, Also daſs man Ime ain frannzesisch puech von historj oder sonnst lese, die pronuntiatzen lernen, darzu mit Ime reden unnd dieweyl der preceptor desgleichen Urmüller derselben sprach verstenndig, ist es dester leuchter zu bekhumen“. Man sollte auch womöglich „einen recht gesundten frannzesischen pueben“ halten. Alle sollten mit ihm lateinisch oder französisch, soviel wie möglich, reden. Später wissen wir z. B. von Maximilian, daſs ihm ein Italiener 1587 italienisch und französisch lehrte***), er schreibt wohl auch französisch an seine Mutter, 1589 sendet er als Probe seiner Kenntnisse „cet mal escript lettre françoys“ †).

Diesen wenigen Notizen über die Höfe seien noch einige über den Adel hinzugefügt, dessen Fremdsucht überhaupt schon Anlaſs zu Klagen gab. So schilt Cyrianus Spangenberg über seine Modesucht: „Aber es ist leider dahin kommen, das schier nichts deutsches,

*) Ledeburs Archiv XIII, S. 361.

**) Schmidt, Gesch. der Erziehung der Bayrischen Wittelsbacher S. 6.

***) Ebenda S. LVI.

†) S. Ebenda S. 256.

ich geschweige denn etwas altes mehr in der kleydung gilt bey dem Adel: es mufs alles ausländisch sein“ *).

Der steigende französische Einflufs läfst sich vorzüglich bei demjenigen Teil des Adels beobachten, der sich, wie es jetzt Brauch wurde, zu den Höfen drängte und alles, was dort geschah, als mafsgebend ansah**). Ein grofser Teil des Adels, vor allem der westdeutsche, der auf Reisen oder in Kriegsdiensten in hellen Haufen nach Frankreich zog, holte überdies sein Franzosentum an der Quelle. Höchst charakteristisch und fast typisch ist ein Ritter Friedrich von Rollshausen, der ursprünglich arm, aus Frankreich reich zurückkehrte und nun in seiner Heimat ein Haus „Klein-Frankreich“ erbaute***). Neben solchen direkten Ursachen ist aber als die Hauptursache der Französierung des Adels eben die Französierung der Höfe anzusehen. Auf den grofsen Kulturwandel, der die Höfe zum mafsgebenden Faktor deutschen Lebens machte, komme ich gleich zu sprechen. Hier genügt zu betonen, dafs die neue französische Bildung gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts für den Vornehmen mehr und mehr unerläfslich wurde. So heifst es in der Widmung des dritten Teiles der Collectio in unum corpus librorum von 1592 — dieser dritte Teil hat auch schon einen französischen Nebentitel und die Widmung selbst ist französisch geschrieben — an den Grafen von Hanau: „Davantage par le moyen de la bonne education en laquelle vous estes esleué en la cognoissance des sciences et arts liberaux, outre l’érudition de la langue Grecque et Latine: vous auez acquis le don de la langue Françoise“. So giebt es denn natürlich in dem Fürstlichen Neuen Collegium zu Tübingen, das für die „Adlige Jugend“ bestimmt war, und dessen Ordnung Johann Friedrich von Württemberg 1609 festsetzte, einen „Professor Linguae Gallicae et Italicae“, ebenso in dem Collegium illustre in Cassel, das „zur Beförderung der Studierenden Rittermäfsigen Jugend in Künsten und Sprachen“ dienen sollte. Was 1688 in der Ordnung der Ritterschule zu Wolfenbüttel ausgesprochen wurde†), dafs die „Academisten, weilen die Wissenschaft fremder Sprachen ein sonderlich ornament des Adels, in der Frantzösischen und Italiänischen

*) Adelsspiegel II, 1594. Buch XIII, Kap. 74.

**) So spricht schon Fischart von „unseren Frantzösischen Hoffleut“. Geschichtklitterung (das Kloster VIII. S. 453).

***) Rommel a. a. O. V, S. 428.

†) Vormbaum, Evangel. Schulordnungen II. S. 728.

Sprache fleissig zu unterweisen seien", das galt schon viel früher; 1617 bemerkte Philipp Hainhofer z. B. am brandenburgischen Hofe an den Grafentisch „eine gute Conversation, sonderlich in der französischen Sprache". Es hatte sich eben eine besondere vornehme Bildung entwickelt, die ihr Ideal in Frankreich suchte, und deren wesentliche Elemente französische Sitten und Formen und französische Sprache war.

Dafs aber diese neue französische Bildung vornehm, „fein" war, das war das wesentlichste Moment für ihre allgemeine Verbreitung und Geltung, die gegen Ende erst des 17. Jahrhunderts vollkommen wurde. Diese weitere Verbreitung erfolgte von oben her, von den Höfen her. Deren Einflufs war allmählich und das lag an dem durchgreifenden, sozialen Wandel, der sich gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts vollzog. Das früher mafsgebende Bürgertum — Fürsten und Bürger waren in Lebensauffassung wie Lebenshaltung verhältnismäfsig kaum unterschieden — trat zurück. Mit seiner politischen Macht brach ihre moralische und geistige Selbständigkeit, wie sich andererseits mit dem Wachsen der territorialen Macht der Einflufs der Fürsten und ihrer Höfe hob. Was der Hof tat, war mafsgebend und wurde nachgeahmt, schon im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert. Zunächst ahmte den Hof der Adel nach*), dann auch das Bügertum, das immer serviler wurde.

So zog eine neue Bildung in weite Kreise ein: der soziale Wandel hatte auch einen Kulturwandel im Gefolge. Überall hört man gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts Stimmen, die von einer „Neuen Welt" sprechen. So schilt Fischart**) auf „die heut verwirrte vngestalte Welt", so spricht Zwinger in seinem Methodus apodemica 1577 von jener Neusucht, die das Jahrhundert ergriffen (ea quae seculum nostrum invasit novitatis libido), so viele andere***). Am Anfang des 17. Jahrhunderts aber äufsert Olorinus in seiner Ethographia mundi der „beschreibung der heutigen Newen Welt" sich in der Vorrede also: „Wann heutiges Tages alte betagte Leute zusammen kommen

*) Vgl. Janssen a. a. O. VI, S. 6, der ein Citat anführt von dem Wetteifer „es den Hochfürstlichen gleich zu thun im Uebermafs von Speis und Trank, Menge der Dienerschaft, Jagden, glänzenden Festlichkeiten und unerhörtem Prunk, wälschen Moden und Luxuria".

**) Geschichtklitterung (Kloster VIII. S. 6).

***) 1572 mahnte sogar Landgraf Wilhelm von Hessen, es sei hohe Zeit, sich wieder „der alten deutschen Sitten" zu befleifsigen. Rommel a. a. O. V, S. 553.

vnd von allerley Weltsachen, die sie zum theil augenscheinlich gesehen, zum theil glaubwürdig von anderen gehöret haben, zu discurriren anfangen do felt gemeiniglich vnter andern auch vor der itzige status Mundi, wie es jetzundt in Teutschen Landen an moribus vnd sitten, Religion, Kleidung vnd gantzen Leben eine grosse merkliche verenderung genommen, also dz so die jenigen, welche vor zwantzig Jahren Todes verblichen, jetziger zeit wider von den Todten aufstunden vnd jhre Posteros vnd nachkömlinge sehen, dieselben garnicht kennen würden, sondern meinen, das es eitel Frantzösische, Spanische, Welsche, Engelische vnd andere Völcker weren, die doch aufs jhrem Vaterland niemals kommen sein".

Hier ist auch das Moment gebührend betont, das wesentlich für die neue Bildung ist, die Ausländerei. Frankreich aber war das Land, dem sich dieser Kultus vorwiegend zuwandte.

Im Bürgertum macht sich nun der neue Einflufs von oben im 16. Jahrhundert in Sitten und Leben schon vielfach bemerkbar. Das Reisen machte man ja auch nach, am Anfang des 17. Jahrhunderts wird das dann noch deutlicher. Da finden wir schon in Bürgerkreisen die Sucht, durch einen französischen Brief zu glänzen oder wenigstens die Briefe mit französischen Anreden, Floskeln u. s. w. auszustaffieren. Aus Nürnberger Bürgerkreisen habe ich dafür in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" Beispiele gegeben*). Diese Briefe stammen aus dem ersten und zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, ebenfalls also aus der Zeit vor dem grofsen Kriege.

Charakteristisch wäre auch eine eingehende Untersuchung über die französischen Fremdwörter des 16. Jahrhunderts. Doch kann man immerhin feststellen, dafs sie selbst gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts nicht allzuhäufig sind, und auch hier erst der Beginn des 17. Jahrhunderts auffallendere Spuren zeigt. „Um 1580" meint Friedrich Kluge**), „vernehmen wir die ersten Stimmen gegen französierende Sprachbewegungen" und fortan werden die Mahnrufe nationalgesinnter Männer gegen das neue Modewesen in der Sprache nicht stumm.

Der Fortschritt des französischen Einflusses gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts läfst sich nun noch an einem wichtigen Teil des geistigen Lebens, in der litterarischen Produktion beobachten.

---

*) Bd. II, S. 19 f.

**) Von Luther bis Lessing S. 125.

Auf dem Gebiete der schönen Litteratur zeigen vor allem der Roman und die Lyrik solche Spuren. Der aufserordentliche Einflufs der französischen Litteratur auf die Anfänge des deutschen Romans ist bekannt*). Wir können aber diese aus dem Französischen übersetzten Romane des 15. Jahrhunderts nicht allzusehr mit einem allgemeinen Kultureinflusse in Zusammenhang bringen. Es war wesentlich die Art und der Stoff dieser ritterlichen Unterhaltungsbücher, die zur Übersetzung und Nachahmung reizten. Gleichwohl zeigt sich hier doch auch schon die Hinneigung der westdeutschen adligen Kreise zu Frankreich, denn für diese adlige Gesellschaft waren diese Prosaromane, die später als „Volksbücher" populär wurden, zunächst berechnet. Auch im 16. Jahrhundert nahm man diesen Stoff weiter namentlich aus Frankreich**). Dann kamen die Amadisromane. Die Verbreitung dieser Lektüre möchte ich doch stärker mit dem sonstigen Kultureinflusse Frankreichs zusammenbringen. Das entscheidende Moment dafür liegt meines Erachtens in dem höfischen Bildungselement des Amadis. Er sollte vor allem den „ehrliebenden vom Adel" „sehr nützlich und kurtzweilig" zu lesen sein. Die „Nützlichkeit" liegt in dem Reichtum an Konversationsstücken, in den affektierten Komplimenten, gesellschaftlichem Gespräch, phrasenhaften Reden und Briefen. Das Buch hat den Charakter eines Hofschulbuchs. 1597 erschien eine besondere Sammlung, die Schatzkammer schöner zierlicher Orationen u. s. w. aus den 24 Amadisbüchern zusammengezogen. Die „Kurzweil" liegt in der leichten Sittenschilderung, die fortan für das Hofleben charakteristisch ist. Erwähnenswert ist übrigens noch, aber doch nur als Phrase aufzufassen, dafs der Titel der Ausgabe von 1569 unter anderem die Worte „aufs Frantzösischer in vnser allgemeine geliebte Teutsche sprach gebracht" enthält.

Ein Vertreter französischen Einflusses auf die Litteratur ist sodann Fischart. Bei ihm gesellt sich freilich zu dem fremden ein stark germanisches, volkstümliches und weiter das humanistische Element. Gleichwohl liegt hier, wie bei seinem Lehrer Kaspar Scheid aus Worms, in der Übertragung französischer Werke eine Tendenz. Scheid wie Fischart sind Freunde der französischen Litteratur. Sie stammen aus dem Südwesten Deutschlands, dem Vermittelungsgebiet.

*) Vgl. Bobertag, Geschichte des Romans Bd. I, S. 87.

**) Fierabras, Haimonskinder, Kaiser Octavian, die schöne Magelone u. s. w.



Und bei Fischart finden wir auch das Moment, das ich schon wiederholt betont habe, er ist in Frankreich gereist. — Durch solche Fahrten im fremden Land ist von Deutschen auch auf dem Gebiet der Lyrik Neues herübergeholt. Diese neuen welschen Liedlein — denn man entlehnte neben den französischen auch italienische — hingen mit den neuen Formen der ausländischen Tonkunst, die nun nach Deutschland drangen, zusammen. Es kamen auch fremde Musiker zahlreich nach Deutschland und machten den allgemeinen Geschmack für die neuen zierlichen und künstlichen Gaillarden u. s. w. empfänglich*). Waren diese weltlichen „Frankreichischen gesenglein“ ein Zeichen des gesteigerten französischen Einflusses auf Lebensführung und Lebensfreude und bestätigt diese Färbung des „Gesellschaftsliedes“ wieder die gesellschaftliche Führung Frankreichs, so war der neue Kirchengesang einzelner deutscher Lieder die Wirkung des Calvinismus. Die französische Bearbeitung der Psalmen von Marot und Beza wurde nun auch in Deutschland heimisch und damit auch die zugehörigen fremden Melodien Goudimets. Die gangbarste deutsche Bearbeitung nach französischem Muster stammt von Ambrosius Lobwasser: schon vorher, 1572, hatte Paulus Melissus „Die Psalmen Davids In Teutische gesangreymen .nach Frantzösischer melodeien und sylben art“ gebracht. — Es kann nicht Wunder nehmen, dafs auch die unvolksmäfsige gelehrte Lyrik, zunächst wieder im Südwesten, dem französischen Vorbild nachahmte (Fischart, Melissus, Hobrecht)**). Ich gehe darauf nicht weiter ein, weil wir hierüber hinlänglich unterrichtet sind.

Von einiger Bedeutung wäre es nun weiter zu verfolgen, wie weit sich der französische Einflufs auch aufserhalb der schönen Litteratur auf litterarischem Gebiet erkennen läfst. Hier können uns als Quelle die buchhändlerischen Mefskataloge dienen. Ich habe sie daraufhin durchgesehen und ganz charakteristische Ergebnisse gewonnen. Freilich ist vorauszuschicken, dafs diese Kataloge nicht immer genau, auch natürlich nicht vollständig sind und dafs die Anführung eines Titels in denselben nicht mit voller Bestimmtheit sagen läfst, ob das betreffende Buch auch wirklich erschienen ist. Doch können diese Momente die Richtigkeit der wenigen Beobachtungen, die wir für unsern Zweck zu machen haben, nicht beeinflussen.

*) Vgl. namentlich Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur II.[2] S. 39 und M. v. Waldberg, die galante Lyrik.

**) Genaueres bei Wackernagel a. a. O. II.[2] S. 90 f.

Dafs im 16. Jahrhundert — die Kataloge beginnen mit 1564 — Übersetzungen aus dem Französischen auffallend zahlreich wären, kann man nicht sagen. Wie überhaupt noch tief in das 17. Jahrhundert hinein die Hauptmasse der erscheinenden Bücher lateinisch abgefafst ist, so überwiegen unter den deutschen Büchern auch die Übersetzungen aus dem Lateinischen. Entsprechend ferner den Bemerkungen, die ich oben über sonstige fremde, namentlich italienische und spanische Einflüsse machte, sind Übersetzungen aus dem Italienischen und Spanischen nicht viel seltener als aus dem Französischen. Oft kommen diese Bücher allerdings erst durch eine französische Übertragung, die dann wieder ins Deutsche übersetzt wird, zu uns. Gehen wir nun auf die französischen Übersetzungen selbst ein.

Da ist zunächst anzuführen, dafs sie in den gelehrten Fächern, namentlich unter den theologischen und juristischen Büchern, verschwindend gering sind. Unter den Historischen Büchern zeigen zahlreiche Schriften, wie viel Interesse man an den Vorgängen und Händeln in Frankreich nahm. Charakteristischer sind dann die Schriften, die unter den Rubriken: „Mancherley Bücher in allerley Künsten vnd Sachen“ „Allerhand deutsche Bücher“ u. s. w. in den Katalogen zusammengefafst sind. Hier finden sich, abgesehen von den schon besprochenen Produkten der schönen Litteratur, mehr Übersetzungen aus dem Französischen. So 1566: Friderici Grisonis defs Rittermessigen gründtliche anweisung vnd beschreibung, wie man die Pferde . . . abrichten . . . soll; 1579: Sieben Bücher von dem Feldbauw . . . von Carolo Stephano vnd Johanne Liebhalto Frantzösisch beschrieben, nun aber durch Melchiorem Selitzium . . . ins Teutsch gebracht“; 1590: „New Jägerbuch Jacoben von Fouilloux, einer fürnemen Adelspersonen in Frankreich“; 1594: „Kriegsregiment, wie man ein Volck zum Krieg anführen vnd zurüsten sol aus dem Frantzösischen ins teutsch bracht; 1594: „Academica Gallica, Ein vberaufs vortrefflich Academisch Gespräch von Tugenden vnd Vntugenden der Menschen wie sich ein jeder, was Standts vnd Thuns er sey, zu verhalten: Aus dem Frantzösischen ins teutsch gebracht“ u. s. w.; 1597: „Gespräch welche tractiren vom Kauffhandel vbergesetzt aufs dem Frantzösischen in Hochteutsch“; 1597: Kräntzlein der jungen Töchter beneben dem Frantzösischen“; 1597: Cyripaedia nova et Christiania aus Frantzösischer Sprach vertiert“; 1598: „Schöne Lehren, wie hoch vnd nidern standts Jungfrauwen adelichen Tugenden vnd guten sitten nachfolgen sollen, aufs Frantzösischem transferirt“; 1601: „Theoria et

praxis Fortalitiorum aus Frantzösischer Sprach ins Deutsch gebracht"; 1603: „Künstliche Fewerwerk vnd Kriegsinstrument, allerhand feste Orth zu defendiren und expugniren, aufs dem Frantzösischen Josephi Boillot verdeutscht". Mit diesen wenigen Beispielen will ich mich begnügen, allzuviele liefsen sich auch überhaupt bis etwa 1600 nicht mehr anführen. Worauf ich aber einigen Wert lege, das ist die Art der übersetzten Bücher.

Aus ihr ergiebt sich von neuem der Beweis, dafs das Wesentliche des französischen Einflusses in einer neuen Bildung und Lebenshaltung lag. Die übersetzten Bücher sind wesentlich solche, die sich mit Leben und Sitten, Handel und Wandel der Menschen befassen, keine abstrakten gelehrten Werke. Dazu kommen einige militärische, namentlich fortifikatorische Schriften. Hierin leisteten ja die Franzosen bekanntlich Hervorragendes und machten Schule. Vorzugsweise aber waren sie die Lehrer neuerer Sitten und neuen Benehmens. Hier haben wir nur die wenigen Vorboten der grofsen Flut solcher Schriften, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und späterhin aus Frankreich in das lernbegierige, aber sich dabei recht ungeschickt geberdende Deutschland eingeführt wurden.

Zu grofse Folgerungen will ich aber aus den erwähnten Büchern, wie gesagt, nicht ziehen.

Beweisender für den steigenden Einflufs des Französischen sind andere Bücher, die in den Mefskatalogen aufgeführt werden: es sind die Wörterbücher und Sprachlehren, die das zunehmende Streben der Deutschen, französisch zu lernen, zeigen. Im Jahre 1573 freilich erschien umgekehrt eine deutsche Grammatik für Franzosen, jenes bekannte Werk des Notars Oelinger: Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica u. s. w. in usum iuventutis maxime Gallicae*). Er meint, dafs die Ausländer die Kenntnis der deutschen Sprache brauchten, er wolle ihnen dazu behilflich sein. Aber es war doch im Grunde schon damals viel häufiger, dafs ein Deutscher französisch, als dafs ein Franzose deutsch lernen wollte. So fand Oelinger auch erst 1635 einen Nachfolger, als der Sprachmeister Daniel Martin für Franzosen eine „kurtze Anleitung zu der Teutschen Sprach" herausgab — ebenfalls übrigens was charakteristisch ist — in Strafsburg.

---

*) Süpfle, der (Gesch. d. deutschen Kultureinflusses auf Frankreich Bd. I S. 110) die Martinsche Grammatik von 1635 die früheste deutsche Grammatik für Franzosen" nennt, hat diejenige von Oelinger [illegible].

Dagegen zeigen die zahlreichen französischen Sprachlehren*) und die Wörterbücher, dafs diese weit mehr ein Bedürfnis waren. Schon 1568 schrieb ein französischer Sprachlehrer in Köln, Gerard de Vivre eine „Briefve Institution de la langue françoise, expliquée en Aleman“, ausdrücklich für die französisch lernende Kölner Jugend bestimmt. Nach den Mefskatalogen folgte dann 1574 von demselben: „Les fondemens de la langue françoise, composée en faveur des Allemans“. Ein Kollege von ihm, Georg Wirotte, schrieb ebenfalls eine Grammatica Gallica. — Dem gleich zu erwähnenden Wörterbuch von Levinus Hulsius ist ebenfalls eine „Grammaire“ beigegeben. Weiter nenne ich: „das new Parlament, das ist Gespräch, Francoisch oder Deutsch lernen zu reden. Cölln 1600; „das erste theil der Frantzösischen Grammatic auff Deutsch auffgelegt durch M. Claudium Chevalier. Cöln 1601; „Gründlicher Vnterricht der Frantzösischen pronuncirung Levini Hulsii 1602; Arnoldi Lupini Gallicae linguae institutiones se Phrases elegantissimae eae nimirum quae in communi vita maxime occurrunt. Das ist Frantzösische Grammatic, daraufs einer von sich selbst die Frantzösische Sprach leichtlich kan pronunciirn vnnd erlernen. Beneben allerhand gemeinen Gesprächen so in täglicher öbung sind. Frantzösisch, Teutsch vnd Lateinisch. Frankfurt 1604; Grammatica oder teutsche vnterweisung der Frantzösischen Spraach durch Heinrich Doernhagen, der frembden Spraach in Cölln ordinarien Professorn. Cölln 1604 u. s. f.

Von Wörterbüchern will ich ebenfalls einige nennen: „Dictionarium Lateinisch Frantzösisch Teutsch für die Welschen, so Teutsch und die Teutschen, so Welsch wollen lernen; sehr dienlich vnd nützlich. Strafsburg 1587“; 1596 erschien Dictionarium Deutsch-Frantzösisch vnd Frantzösisch-Teutsch. Noribergae per Levinum Hulsium (so im Leipziger Mefskatalog von Grofs citiert; in dem Frankfurter Mefskatalog von Johann Saur heifst der Titel so: Dictionaire François — Alemand et Alemand — François non paravant veu ni imprimé. Avec un briefve Instruction en forme de Grammaire, touchant la prononciation etc.); 1601 erschien davon eine vermehrte und verbesserte Auflage, 1614 bereits die vierte. Man brauchte also solche Wörterbücher.

*) Ganz nebenbei seien noch erwähnt: 1565 Vorschrifften allerley Art Frantzösischer vnd Lateinischer Schrifften; 1568: Frantzösisch Alphabeth vnnd Vorschriften; 1570: Ein grofs Alphabeth auff Frantzösische Art.

Ich will endlich noch auf Bücher hinweisen, wie „Lettres missives familières entremeslées de certaines confabulations, non moins utiles que recreatives par Gerard de Viure". Cöln 1591; also auf einen französischen Briefsteller; ferner auf desselben Verfassers: „Synonimes. Cest a dire plusieurs propos, propres tant en escriuant qu'on parlant, recueillis en François et Allemand", bereits 1565 erschienen (1574 wieder).

Aber man brauchte nicht nur Bücher, um französisch zu lernen: es fanden sich auch genug Lehrer dafür: sie begegnen immer zahlreicher und zeigen so ebenfalls das Wachsen des französichen Einflusses. Viele der eingewanderten calvinistischen Franzosen oder Niederländer halfen sich als Sprachlehrer weiter. So lebten viele, wie der oben mehrmals erwähnte Gerard de Vivre, in Köln, der Rat von Köln unterstützte diesen französischen Sprachunterricht besonders. So erhielt Gerard de Vivre 1568 für Dedikation seiner erwähnten „Institution" 16 Thaler, „damit er die Bürgerskinder desto besser lehren solle und möge"*). In dieser Dedikation weist wie erwähnt der Verfasser besonders auf seine Erfolge als Sprachlehrer hin: seine Zöglinge hätten mehr gelernt, als die, die von den Eltern nach Frankreich gesandt seien. Ähnlich heifst es in einem Ratsprotokoll**) von einem anderen Sprachlehrer: „Weil viele Kundschaft gegeben wird, dafs er die Kinder gar fleifsig lehre, so dafs die Bürgerskinder allhier schneller und perfekter die französische Sprache lernen könnten, als in Frankreich mit grofsen Kosten, darum hat der Rat bewilligt, dafs ihm zwei Jahre Hauszins auf der Rentkammer sollen bezahlt werden". Ein anderer, Peter von Gent, hatte schon 1564 die Erlaubnis zur Eröffnung einer „wälschen Schule". Ennen führt noch eine ganze Reihe solcher Sprachlehrer in Köln an***). Oben ist aus etwas späterer Zeit bereits Heinrich Doernhagen, der fremden Sprachen Professor ordinarius, erwähnt. Ebenso war Jean Basforest, der 1625 eine frantzösische Grammatik schrieb, „Professor der Frantzösischen Sprach" in Köln. — Ähnlich findet man die Sprachlehrer auch in anderen Städten, namentlich auch an Universitäten; oft allerdings erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts. An der Universität Wittenberg war bereits 1572 ein Lehrstuhl für das

*) Ennen, Geschichte der Stadt Köln Bd. IV, S. 763.
**) Ebenda.
***) Ebenda S. 848.

Französische*), 1607 war in Leipzig Philipp Garnier linguarum francicarum professor ordinarius. In den Mefskatalogen werden häufig Sprachlehrer als Verfasser entsprechender Schriften genannt: so 1609 (nach dem Frankfurter Mefskatalog) „Potier d'Estain Aurelianus praeceptor der Schule zu Dortmund", Verfasser einer französischen Grammatik, 1613 Andreas de la Faye, Sprachlehrer in Jena, Verfasser einer „Vnterweisung der Frantzösischen Sprach"; und andere. Im 17. Jahrhundert wurden dann die französischen „Sprachmeister" an den Universitäten allgemein. Andererseits verdient Erwähnung, dafs noch 1612 der Nürnberger Rat das Gesuch eines Franzosen, eine französische Schule, in der jeder in drei Monaten die Sprache lernen sollte, halten zu dürfen, ablehnte**).

So haben wir denn unsere Darlegung bis an die Schwelle des 17. Jahrhunderts geführt. Um diese Zeit, immer noch vor Beginn des dreifsigjährigen Krieges, ist der französische Einflufs vollständig durchgedrungen. Er stieg zwar noch bedeutend: die eigentlich französische Zeit Deutschlands liegt zwischen 1670 und 1730; er drängte da auch die noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts spielenden italienischen und spanischen Einflüsse zurück. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschte noch kräftige Opposition, die den wachsenden Einflufs zurückzudrängen suchte, in der zweiten verstummte auch diese mehr und mehr. Diese Blütezeit des französischen Einflusses zu schildern***), ist hier nicht die Aufgabe; mir kommt es darauf an, zu zeigen, wie diese Erscheinung seit langem vorbereitet war.

Nochmals möchte ich am Schlusse betonen: das wesentlichste Moment ist die Ausbildung eines neuen vornehmen Bildungsideals in Frankreich. Das erklärt allein, dafs nicht blofs Deutschland, sondern auch andere Länder sich dem französischen Einflusse hingaben. Ich erinnere hier nur an England; hier hatte um 1600 ebenfalls französische Hofsitte festen Fufs gefafst; die Stuarts waren seit langem französiert. Elisabet Stuart und ihr Verlobter Friedrich von

*) Greschel, Gesch. d. sächs. Volkes II, S. 106.

**) v. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte von Nürnberg I, S. 311. In München wurde erst 1625 ein Lehrer der neueren Sprachen an der Universität angestellt, Angelus de Sumara aus Brüssel, der aber schon 14 Jahre in München als Sprachlehrer gelebt hatte. Vgl. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität I, S. 438.

***) Sehr viele Einzelheiten habe ich in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" gegeben.

der Pfalz korrespondierten 1612 und weiterhin in französischer Sprache. Auch in England verbreitete sich dann im 17. Jahrhundert die neue Bildung weiter und weiter; der sprachliche Einflufs Frankreichs auf England zeigt sich schon im 16. Jahrhundert*). Mit John Dryden kam der französische Geschmack auch in der Litteratur zur Herrschaft**). Und ebenso zeigen Leben und Sitten den Einflufs Frankreichs.

Man kann auch auf Italien hinweisen, wo man schon im 16. Jahrhundert gegen die französische Mode kämpfte***).

Das beweist, dafs man, um den französischen Einflufs in Deutschland zu verstehen, das Moment in den Vordergrund stellen mufs, das auch in anderen Ländern wirkte und das ist das von mir bezeichnete. Der Calvinismus, Karl V. u. s. f. kommen daneben nur in untergeordneter Weise in Betracht.

In jenem Moment liegt ja auch wesentlich das Gute des ganzen französischen Einflusses. Es ist ja völlig zweifellos, dass die moderne gesellschaftliche Bildung eben auf französischer Grundlage ruht. Der französische Hof und die vornehme Gesellschaft Frankreichs haben — wenn auch unter Aufnahme fremden Einflusses — diese neue gesellschaftliche Kultur so ausgebildet, dafs ihr Zauber die andern Nationen erobern mufste. Die blofse Ausländerei, die ja verderblich genug in Deutschland gewirkt hat, ist erstens nicht allein auf Frankreich beschränkt und ist überhaupt nicht für alle Verkommenheit des damaligen Deutschen verantwortlich zu machen. Im Gegenteil, gerade der französische Einflufs hat auf den Deutschen zum Teil recht günstig gewirkt. Der plumpe, schweifwedelnde, schwülstige, banausisch-gelehrte, kleinliche und ceremoniöse Deutsche des 17. Jahrhunderts konnte von den Franzosen wirklich lernen†). Zu dem gröfsten Fortschritt, den man machen mufste, den Übergang von der entsetzlichen Unnatur zu freier Natürlichkeit, hat der französische Einflufs mehr beigetragen, als man gemeinhin denkt††). Schon Leibniz hat gewisse günstige Momente desselben hervorgehoben, noch mehr Thomasius. Und der heutige Beobachter wird nur, wenn er befangen oder un-

*) Vgl. u. a. Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing S. 125.

**) Vgl. Max Koch a. a. O. S. 98.

***) Vgl. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom westfäl. Frieden etc. S. 127.

†) Den Gegensatz der beiden Nationen empfand man damals oft. Vergleiche z. B. die Äufserungen Parfilo Persicos in seinem „Del Segretario“ (Venetia 1620) S. 114.

††) Vgl. meine Gesch. d. d. Briefes II, S. 17 f.

wissend ist, solche leugnen können. So möchte ich unter solchen Einflüssen noch hervorheben, dafs die französische neue gesellschaftliche Kultur den Deutschen, der in theologischem Eifer und Interesse zu ersticken drohte, wieder verweltlichte. Ohne die weltliche Kultur des neuen Frankreich, die ja freilich die Frivolität und Verderbtheit nicht ausschliefst, ist der antikirchliche Zug der späteren Zeiten, namentlich des 18. Jahrhunderts nicht denkbar.

Doch führen uns diese Betrachtungen schon in die Blütezeit des französischen Einflusses, die ich vielleicht ein anderes Mal eingehender behandle.

Jena.

Goethe und das Schrifttum Chinas.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Goethe hat uns, sagt Schiller, von falschem Regelzwange zu Wahrheit und Natur zurückgeführt. Damit ist aber nur die eine Seite von Goethes Streben nach Natur ausgedrückt; denn überhaupt wird abgewichen von ihr nicht allein durch überspannte Ausbildung einzelner Richtungen, also durch Aufstellung und Befolgung einseitig gefafster falscher Regeln, sondern auch durch kraftlose Vernachlässigung des wahren Naturdranges. Die Natur, welcher zu folgen dem Menschen obliegt, offenbart sich in fortwährender Entwicklung zur Vervollkommnung, und diese Entwicklung wird gleichmäfsig aufgehalten durch Erchlaffung, wie durch Überreizung. Goethe hatte das Ziel der Vervollkommnung unverrückt im Auge, und daher erhob er sich in der Dichtung ebenso gegen gekünstelte, der deutschen Sprache nur gewaltsam aufzudringende fremde Formen, die im Deutschen sich nicht fortentwickeln konnten, wie gegen formlose Tändeleien, die einen Rückschritt bedeuteten; in Beurteilung der Lebensführung ebenso im „Satyros“ gegen Rousseaus Zurückverweisung auf Urzustände, wie in der „Natürlichen Tochter“ gegen selbstsüchtig zugespitzte Lebensgestaltung höchster Stände; im Staatsleben ebenso gegen Ausübung fürstlicher Rechte, die das Volk drückten, wie gegen den, von schwärmerischen Deutschen frohlockend begrüfsten französischen Umsturz; in der Philosophie ebenso gegen das seichte Geschwätz der Aufklärer, wie gegen die, von einem Heischesatz spitzfindig abgeleiteten Systeme; in den Naturwissenschaften ebenso gegen die Fachleute, die gleichgültig die Erscheinungen vereinzelt betrachteten, ohne sich um deren Zusammenhang zu kümmern, wie gegen die anderen, welche Erscheinungen leugneten, die sie nicht zu messen vermochten. Kann

Goethe nicht ein Bahnbrecher in der Kulturgeschichte genannt werden, so war er dagegen durch sein Umfassen aller Bildungszweige, seine allseitige scharfe Beobachtung der Tatsachen und die Fruchtbarmachung des Beobachteten für die allgemeine Erkenntnis, indem er es nach weitesten Gesichtspunkten zusammenfaſste, wie kein andrer geschaffen, das, was aus den Fugen gegangen war, wieder einzurichten, d. h. für das Gesamtgebiet der Bildung die höchsten Stufen, die in den einzelnen Gebieten erreicht waren, zu allgemeinem Einklang zusammenzustimmen, für unsre Kultur einen naturgemäſsen, sichern Grund zu legen, auf dem gleichmäſsig fortgebaut werden kann.

Mit solcher Geistesrichtung Goethes scheint es in Widerspruch zu stehen, daſs er wohl ein halbes Jahrhundert hindurch sich, wenn auch mit Unterbrechungen, doch immer und immer wieder mit dem Schrifttum eines Volkes beschäftigte, das wegen der ins Unendliche gehenden Ausbildung ausgekünstelter Ceremonien und deren strenger Übung, die sogar in den Dichtungen mit ängstlicher Wichtigtuerei bei jeder Gelegenheit als erfolgt bestätigt wird, mit dem Fluche der Unnatur bis zur Lächerlichkeit belastet ist. Was trotz alledem Goethe zu dem Schrifttum der Chinesen (vgl. meinen Aufsatz über Stoffwandlung in chinesischer Dichtung I, 295) hinzog, können wir nur ergründen, wenn wir zunächst die einzelnen Schriften prüfen, von denen wir wissen, daſs sie seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und sodann feststellen, wie diese auf ihn gewirkt haben.

Zwar habe ich schon wiederholt die Ableitung Goethescher Dichtungen von chinesischen behandelt, aber dabei war es mir hauptsächlich um den Nachweis der letzteren als Goethes Quellen zu tun, während es im vorliegenden Falle darauf ankommt, die Spuren chinesischen Schrifttums bei Goethe aufzusuchen. Hierbei werde ich jedoch das, was ich in den Aufsätzen über „Elpenor“ und über die „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten“ bereits ausführlich dargelegt habe, jetzt nur soweit wiederholen, als es zum Verständnis des gesteckten Ziels notwendig ist, Einzelheiten dagegen als bekannt stillschweigend voraussetzen.

Unbeachtet kann bleiben, daſs Goethe bereits 1770 die sechs klassischen Bücher der Chinesen sich anmerkte, da kein Zeugnis vorliegt, daſs diese Anmerkung auf etwas weiterem beruht, als auf oberflächlicher Nachricht von deren Vorhandensein und dem Wunsche, die Erzeugnisse der abgelegenen Welt kennen zu lernen. Wirkliches Eindringen in chinesische Schriften bekundet zuerst der Eintrag in sein Tagebuch vom 10. Januar 1781: „Kam ♃ [der Herzog] In den

Briefen übers Studium der Theologie gelesen. O Ouen Ouang!" Diese chinesischen Namen kommen unzählig oft im II. und III. Bande eines Werkes vor, das damals von hoher Bedeutung für die Kenntnis Chinas und in Weimar besonders mehrfach novellistisch (durch Freiherrn von Seckendorff namentlich) ausgebeutet worden war: „Déscription de la Chine" von du Halde, ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Johann Baptista du Halde, Ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reichs." (4 Bände, 1747—1749.) Es enthält sehr gründliche, von sachkundigen und gelehrten Jesuiten bearbeitete Schilderungen der Verwaltung, Sitten, Religionen, Wissenschaften und Dichtung der Chinesen nebst mannigfachen Übersetzungen aus chinesischen Schriften. In diesem Werke finden sich die beiden von Goethe angeführten Namen so, wie er sie geschrieben, zwar zusammen, jedoch in umgekehrter Folge: Ouang Ouen; aufserdem aber zwar wahrscheinlich dieselben Namen in derselben Folge, wie in Goethes Tagebuch, anders transskribiert: Ven Vang. Wên Wâng, wie jetzt zu schreiben üblich, war ein ausgezeichneter Mensch und Herrscher, von den im II. Bande des genannten Werks aufserordentlich viele Äufserungen und Geschichten erzählt werden*), an deren eine Goethe sich gelegentlich der Zusammenkunft mit dem Herzog erinnert haben könnte; indessen ist es wahrscheinlicher, dafs Goethe die Namen in derselben Schreibweise, wie er sie gelesen, auch wieder geschrieben, deren Reihenfolge dagegen versehentlich vertauscht, also eine Äufserung von Ouang Ouen im Sinne gehabt habe. Solche stehen II, 321 und III, 318. An erster Stelle wird erzählt, wie der Staatsbeamte Ouang Ouen seinen Gehalt mit Betrübnis in Empfang nimmt, indem er sich vergegenwärtigt, wie vielen Landesuntertanen es blutsauer wird, die Steuern aufzubringen, aus deren Ertrag die Beamten ihren Gehalt beziehen. Diese Äufserung dürfte gemeint sein, da sie völlig mit den wiederholt von Goethe bekundeten, ihm als damaligem Kammerpräsidenten besonders am Herzen liegenden Verwaltungsgrundsätzen, deretwegen er sich manchmal mit dem Herzog in Widerstreit befand, übereinstimmt. Noch in ebendem Jahre 1781, in dem Goethe jene Namen in seinem Tagebuch erwähnte, begann er das, Bruchstück gebliebene Schauspiel „Elpenor", das zweifellos seine Quellen in zwei Erzeugnissen chinesischer Dichtung hat: einer Erzählung und einem Schauspiel. Jene überliefert du Halde im III. Bande S. 374—384; ihr Inhalt ist kurz folgender:

---

*) S. 327, 340 f., 358 ff., 366, 387, 389 f., 415, 419, 431, 457, 468, 516 und 562 der Übersetzung.

Dafs im 16. Jahrhundert — die Kataloge beginnen mit 1564 — Übersetzungen aus dem Französischen auffallend zahlreich wären, kann man nicht sagen. Wie überhaupt noch tief in das 17. Jahrhundert hinein die Hauptmasse der erscheinenden Bücher lateinisch abgefafst ist, so überwiegen unter den deutschen Büchern auch die Übersetzungen aus dem Lateinischen. Entsprechend ferner den Bemerkungen, die ich oben über sonstige fremde, namentlich italienische und spanische Einflüsse machte, sind Übersetzungen aus dem Italienischen und Spanischen nicht viel seltener als aus dem Französischen. Oft kommen diese Bücher allerdings erst durch eine französische Übertragung, die dann wieder ins Deutsche übersetzt wird, zu uns. Gehen wir nun auf die französischen Übersetzungen selbst ein.

Da ist zunächst anzuführen, dafs sie in den gelehrten Fächern, namentlich unter den theologischen und juristischen Büchern, verschwindend gering sind. Unter den Historischen Büchern zeigen zahlreiche Schriften, wie viel Interesse man an den Vorgängen und Händeln in Frankreich nahm. Charakteristischer sind dann die Schriften, die unter den Rubriken: „Mancherley Bücher in allerley Künsten vnd Sachen“ „Allerhand deutsche Bücher“ u. s. w. in den Katalogen zusammengefafst sind. Hier finden sich, abgesehen von den schon besprochenen Produkten der schönen Litteratur, mehr Übersetzungen aus dem Französischen. So 1566: Friderici Grisonis defs Rittermessigen gründtliche anweisung vnd beschreibung, wie man die Pferde . . . abrichten . . . soll; 1579: Sieben Bücher von dem Feldbauw . . . von Carolo Stephano vnd Johanne Liebhalto Frantzösisch beschrieben, nun aber durch Melchiorem Selitzium . . . ins Teutsch gebracht“; 1590: „New Jägerbuch Jacoben von Fouilloux, einer fürnemen Adelspersonen in Frankreich“; 1594: „Kriegsregiment, wie man ein Volck zum Krieg anführen vnd zurüsten sol aus dem Frantzösischen ins teutsch bracht; 1594: „Academica Gallica, Ein vberaufs vortrefflich Academisch Gespräch von Tugenden vnd Vntugenden der Menschen wie sich ein jeder, was Standts vnd Thuns er sey, zu verhalten: Aus dem Frantzösischen ins teutsch gebracht“ u. s. w.; 1597: „Gespräch welche tractiren vom Kauffhandel vbergesetzt aufs dem Frantzösischen in Hochteutsch“; 1597: Kräntzlein der jungen Töchter beneben dem Frantzösischen“; 1597: Cyripaedia nova et Christiania aus Frantzösischer Sprach vertiert“; 1598: „Schöne Lehren, wie hoch vnd nidern standts Jungfrauwen adelichen Tugenden vnd guten sitten nachfolgen sollen, aufs Frantzösischem transferirt“; 1601: „Theoria et

praxis Fortalitiorum aus Frantzösischer Sprach ins Deutsch gebracht"; 1603: „Künstliche Fewerwerk vnd Kriegsinstrument, allerhand feste Orth zu defendiren und expugniren, aufs dem Frantzösischen Josephi Boillot verdeutscht". Mit diesen wenigen Beispielen will ich mich begnügen, allzuviele liefsen sich auch überhaupt bis etwa 1600 nicht mehr anführen. Worauf ich aber einigen Wert lege, das ist die Art der übersetzten Bücher.

Aus ihr ergiebt sich von neuem der Beweis, dafs das Wesentliche des französischen Einflusses in einer neuen Bildung und Lebenshaltung lag. Die übersetzten Bücher sind wesentlich solche, die sich mit Leben und Sitten, Handel und Wandel der Menschen befassen, keine abstrakten gelehrten Werke. Dazu kommen einige militärische, namentlich fortifikatorische Schriften. Hierin leisteten ja die Franzosen bekanntlich Hervorragendes und machten Schule. Vorzugsweise aber waren sie die Lehrer neuerer Sitten und neuen Benehmens. Hier haben wir nur die wenigen Vorboten der grofsen Flut solcher Schriften, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und späterhin aus Frankreich in das lernbegierige, aber sich dabei recht ungeschickt geberdende Deutschland eingeführt wurden.

Zu grofse Folgerungen will ich aber aus den erwähnten Büchern, wie gesagt, nicht ziehen.

Beweisender für den steigenden Einflufs des Französischen sind andere Bücher, die in den Mefskatalogen aufgeführt werden: es sind die Wörterbücher und Sprachlehren, die das zunehmende Streben der Deutschen, französisch zu lernen, zeigen. Im Jahre 1573 freilich erschien umgekehrt eine deutsche Grammatik für Franzosen, jenes bekannte Werk des Notars Oelinger: Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica u. s. w. in usum iuventutis maxime Gallicae*). Er meint, dafs die Ausländer die Kenntnis der deutschen Sprache brauchten, er wolle ihnen dazu behilflich sein. Aber es war doch im Grunde schon damals viel häufiger, dafs ein Deutscher französisch, als dafs ein Franzose deutsch lernen wollte. So fand Oelinger auch erst 1635 einen Nachfolger, als der Sprachmeister Daniel Martin für Franzosen eine „kurtze Anleitung zu der Teutschen Sprach" herausgab — ebenfalls übrigens was charakteristisch ist — in Strafsburg.

*) Süpfle, der (Gesch. d. deutschen Kultureinflusses auf Frankreich Bd. I S. 110) die Martinsche Grammatik von 1635 die „früheste deutsche Grammatik für Franzosen" nennt, hat diejenige von Oelinger ganz übersehen.

Dagegen zeigen die zahlreichen französischen Sprachlehren*) und die Wörterbücher, dafs diese weit mehr ein Bedürfnis waren. Schon 1568 schrieb ein französischer Sprachlehrer in Köln, Gerard de Vivre eine „Briefve Institution de la langue françoise, expliquée en Aleman", ausdrücklich für die französisch lernende Kölner Jugend bestimmt. Nach den Mefskatalogen folgte dann 1574 von demselben: „Les fondemens de la langue françoise, composée en faveur des Allemans". Ein Kollege von ihm, Georg Wirotte, schrieb ebenfalls eine Grammatica Gallica. — Dem gleich zu erwähnenden Wörterbuch von Levinus Hulsius ist ebenfalls eine „Grammaire" beigegeben. Weiter nenne ich: „das new Parlament, das ist Gespräch, Francoisch oder Deutsch lernen zu reden. Cölln 1600; „das erste theil der Frantzösischen Grammatic auff Deutsch auffgelegt durch M. Claudium Chevalier. Cöln 1601; „Gründlicher Vnterricht der Frantzösischen pronuncirung Levini Hulsii 1602; Arnoldi Lupini Gallicae linguae institutiones se Phrases elegantissimae eae nimirum quae in communi vita maxime occurrunt. Das ist Frantzösische Grammatic, daraufs einer von sich selbst die Frantzösische Sprach leichtlich kan pronunciirn vnnd erlernen. Beneben allerhand gemeinen Gesprächen so in täglicher öbung sind. Frantzösisch, Teutsch vnd Lateinisch. Frankfurt 1604; Grammatica oder teutsche vnterweisung der Frantzösischen Spraach durch Heinrich Doernhagen, der frembden Spraach in Cölln ordinarien Professorn. Cölln 1604 u. s. f.

Von Wörterbüchern will ich ebenfalls einige nennen: „Dictionarium Lateinisch Frantzösisch Teutsch für die Welschen, so Teutsch und die Teutschen, so Welsch wollen lernen; sehr dienlich vnd nützlich. Strafsburg 1587"; 1596 erschien Dictionarium Deutsch-Frantzösisch vnd Frantzösisch-Teutsch. Noribergae per Levinum Hulsium (so im Leipziger Mefskatalog von Grofs citiert; in dem Frankfurter Mefskatalog von Johann Saur heifst der Titel so: Dictionaire François — Alemand et Alemand — François non paravant veu ni imprimé. Avec un briefve Instruction en forme de Grammaire, touchant la prononciation etc.); 1601 erschien davon eine vermehrte und verbesserte Auflage, 1614 bereits die vierte. Man brauchte also solche Wörterbücher.

---

*) Ganz nebenbei seien noch erwähnt: 1565 Vorschrifften allerley Art Frantzösischer vnd Lateinischer Schrifften; 1568: Frantzösisch Alphabeth vnnd Vorschriften; 1570: Ein grofs Alphabeth auff Frantzösische Art.

Ich will endlich noch auf Bücher hinweisen, wie „Lettres missives familières entremeslées de certaines confabulations, non moins utiles que recreatives par Gerard de Viure". Cöln 1591; also auf einen französischen Briefsteller; ferner auf desselben Verfassers: „Synonimes. Cest a dire plusieurs propos, propres tant en escriuant qu'on parlant, recueillis en François et Allemand", bereits 1565 erschienen (1574 wieder).

Aber man brauchte nicht nur Bücher, um französisch zu lernen: es fanden sich auch genug Lehrer dafür: sie begegnen immer zahlreicher und zeigen so ebenfalls das Wachsen des französichen Einflusses. Viele der eingewanderten calvinistischen Franzosen oder Niederländer halfen sich als Sprachlehrer weiter. So lebten viele, wie der oben mehrmals erwähnte Gerard de Vivre, in Köln, der Rat von Köln unterstützte diesen französischen Sprachunterricht besonders. So erhielt Gerard de Vivre 1568 für Dedikation seiner erwähnten „Institution" 16 Thaler, „damit er die Bürgerskinder desto besser lehren solle und möge"*). In dieser Dedikation weist wie erwähnt der Verfasser besonders auf seine Erfolge als Sprachlehrer hin: seine Zöglinge hätten mehr gelernt, als die, die von den Eltern nach Frankreich gesandt seien. Ähnlich heifst es in einem Ratsprotokoll**) von einem anderen Sprachlehrer: „Weil viele Kundschaft gegeben wird, dafs er die Kinder gar fleifsig lehre, so dafs die Bürgerskinder allhier schneller und perfekter die französische Sprache lernen könnten, als in Frankreich mit grofsen Kosten, darum hat der Rat bewilligt, dafs ihm zwei Jahre Hauszins auf der Rentkammer sollen bezahlt werden". Ein anderer, Peter von Gent, hatte schon 1564 die Erlaubnis zur Eröffnung einer „wälschen Schule". Ennen führt noch eine ganze Reihe solcher Sprachlehrer in Köln an***). Oben ist aus etwas späterer Zeit bereits Heinrich Doernhagen, der fremden Sprachen Professor ordinarius, erwähnt. Ebenso war Jean Basforest, der 1625 eine frantzösische Grammatik schrieb, „Professor der Frantzösischen Sprach" in Köln. — Ähnlich findet man die Sprachlehrer auch in anderen Städten, namentlich auch an Universitäten; oft allerdings erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts. An der Universität Wittenberg war bereits 1572 ein Lehrstuhl für das

*) Ennen, Geschichte der Stadt Köln Bd. IV, S. 763.

**) Ebenda.

***) Ebenda S. 848.

Französische*), 1607 war in Leipzig Philipp Garnier linguarum francicarum professor ordinarius. In den Mefskatalogen werden häufig Sprachlehrer als Verfasser entsprechender Schriften genannt: so 1609 (nach dem Frankfurter Mefskatalog) „Potier d'Estain Aurelianus praeceptor der Schule zu Dortmund", Verfasser einer französischen Grammatik, 1613 Andreas de la Faye, Sprachlehrer in Jena, Verfasser einer „Vnterweisung der Frantzösischen Sprach"; und andere. Im 17. Jahrhundert wurden dann die französischen „Sprachmeister" an den Universitäten allgemein. Andererseits verdient Erwähnung, dafs noch 1612 der Nürnberger Rat das Gesuch eines Franzosen, eine französische Schule, in der jeder in drei Monaten die Sprache lernen sollte, halten zu dürfen, ablehnte**).

So haben wir denn unsere Darlegung bis an die Schwelle des 17. Jahrhunderts geführt. Um diese Zeit, immer noch vor Beginn des dreifsigjährigen Krieges, ist der französische Einflufs vollständig durchgedrungen. Er stieg zwar noch bedeutend: die eigentlich französische Zeit Deutschlands liegt zwischen 1670 und 1730; er drängte da auch die noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts spielenden italienischen und spanischen Einflüsse zurück. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschte noch kräftige Opposition, die den wachsenden Einflufs zurückzudrängen suchte, in der zweiten verstummte auch diese mehr und mehr. Diese Blütezeit des französischen Einflusses zu schildern***), ist hier nicht die Aufgabe; mir kommt es darauf an, zu zeigen, wie diese Erscheinung seit langem vorbereitet war.

Nochmals möchte ich am Schlusse betonen: das wesentlichste Moment ist die Ausbildung eines neuen vornehmen Bildungsideals in Frankreich. Das erklärt allein, dafs nicht blofs Deutschland, sondern auch andere Länder sich dem französischen Einflusse hingaben. Ich erinnere hier nur an England; hier hatte um 1600 ebenfalls französische Hofsitte festen Fufs gefafst; die Stuarts waren seit langem französiert. Elisabet Stuart und ihr Verlobter Friedrich von

*) Greschel, Gesch. d. sächs. Volkes II, S. 106.

**) v. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte von Nürnberg I, S. 311. In München wurde erst 1625 ein Lehrer der neueren Sprachen an der Universität angestellt, Angelus de Sumara aus Brüssel, der aber schon 14 Jahre in München als Sprachlehrer gelebt hatte. Vgl. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität I, S. 438.

***) Sehr viele Einzelheiten habe ich in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" gegeben.

der Pfalz korrespondierten 1612 und weiterhin in französischer Sprache. Auch in England verbreitete sich dann im 17. Jahrhundert die neue Bildung weiter und weiter; der sprachliche Einflufs Frankreichs auf England zeigt sich schon im 16. Jahrhundert*). Mit John Dryden kam der französische Geschmack auch in der Litteratur zur Herrschaft**). Und ebenso zeigen Leben und Sitten den Einflufs Frankreichs.

Man kann auch auf Italien hinweisen, wo man schon im 16. Jahrhundert gegen die französische Mode kämpfte***).

Das beweist, dafs man, um den französischen Einflufs in Deutschland zu verstehen, das Moment in den Vordergrund stellen mufs, das auch in anderen Ländern wirkte und das ist das von mir bezeichnete. Der Calvinismus, Karl V. u. s. f. kommen daneben nur in untergeordneter Weise in Betracht.

In jenem Moment liegt ja auch wesentlich das Gute des ganzen französischen Einflusses. Es ist ja völlig zweifellos, dass die moderne gesellschaftliche Bildung eben auf französischer Grundlage ruht. Der französische Hof und die vornehme Gesellschaft Frankreichs haben — wenn auch unter Aufnahme fremden Einflusses — diese neue gesellschaftliche Kultur so ausgebildet, dafs ihr Zauber die andern Nationen erobern mufste. Die blofse Ausländerei, die ja verderblich genug in Deutschland gewirkt hat, ist erstens nicht allein auf Frankreich beschränkt und ist überhaupt nicht für alle Verkommenheit des damaligen Deutschen verantwortlich zu machen. Im Gegenteil, gerade der französische Einflufs hat auf den Deutschen zum Teil recht günstig gewirkt. Der plumpe, schweifwedelnde, schwülstige, banausisch-gelehrte, kleinliche und ceremoniöse Deutsche des 17. Jahrhunderts konnte von den Franzosen wirklich lernen†). Zu dem gröfsten Fortschritt, den man machen mufste, den Übergang von der entsetzlichen Unnatur zu freier Natürlichkeit, hat der französische Einflufs mehr beigetragen, als man gemeinhin denkt††). Schon Leibniz hat gewisse günstige Momente desselben hervorgehoben, noch mehr Thomasius. Und der heutige Beobachter wird nur, wenn er befangen oder un-

*) Vgl. u. a. Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing S. 125.

**) Vgl. Max Koch a. a. O. S. 98.

***) Vgl. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom westfäl. Frieden etc. S. 127.

†) Den Gegensatz der beiden Nationen empfand man damals oft. Vergleiche z. B. die Äufserungen Parfilo Persicos in seinem „Del Segretario" (Venetia 1620) S. 114.

††) Vgl. meine Gesch. d. d. Briefes II, S. 17 f.

wissend ist, solche leugnen können. So möchte ich unter solchen Einflüssen noch hervorheben, dafs die französische neue gesellschaftliche Kultur den Deutschen, der in theologischem Eifer und Interesse zu ersticken drohte, wieder verweltlichte. Ohne die weltliche Kultur des neuen Frankreich, die ja freilich die Frivolität und Verderbtheit nicht ausschliefst, ist der antikirchliche Zug der späteren Zeiten, namentlich des 18. Jahrhunderts nicht denkbar.

Doch führen uns diese Betrachtungen schon in die Blütezeit des französischen Einflusses, die ich vielleicht ein anderes Mal eingehender behandle.

Jena.

Goethe und das Schrifttum Chinas.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Goethe hat uns, sagt Schiller, von falschem Regelzwange zu Wahrheit und Natur zurückgeführt. Damit ist aber nur die eine Seite von Goethes Streben nach Natur ausgedrückt; denn überhaupt wird abgewichen von ihr nicht allein durch überspannte Ausbildung einzelner Richtungen, also durch Aufstellung und Befolgung einseitig gefafster falscher Regeln, sondern auch durch kraftlose Vernachlässigung des wahren Naturdranges. Die Natur, welcher zu folgen dem Menschen obliegt, offenbart sich in fortwährender Entwicklung zur Vervollkommnung, und diese Entwicklung wird gleichmäfsig aufgehalten durch Erchlaffung, wie durch Überreizung. Goethe hatte das Ziel der Vervollkommnung unverrückt im Auge, und daher erhob er sich in der Dichtung ebenso gegen gekünstelte, der deutschen Sprache nur gewaltsam aufzudringende fremde Formen, die im Deutschen sich nicht fortentwickeln konnten, wie gegen formlose Tändeleien, die einen Rückschritt bedeuteten; in Beurteilung der Lebensführung ebenso im „Satyros“ gegen Rousseaus Zurückverweisung auf Urzustände, wie in der „Natürlichen Tochter“ gegen selbstsüchtig zugespitzte Lebensgestaltung höchster Stände; im Staatsleben ebenso gegen Ausübung fürstlicher Rechte, die das Volk drückten, wie gegen den, von schwärmerischen Deutschen frohlockend begrüfsten französischen Umsturz; in der Philosophie ebenso gegen das seichte Geschwätz der Aufklärer, wie gegen die, von einem Heischesatz spitzfindig abgeleiteten Systeme; in den Naturwissenschaften ebenso gegen die Fachleute, die gleichgültig die Erscheinungen vereinzelt betrachteten, ohne sich um deren Zusammenhang zu kümmern, wie gegen die anderen, welche Erscheinungen leugneten, die sie nicht zu messen vermochten. Kann

viele chinesische Romane gegeben, wo die männliche Hauptperson ein Gelehrter ist, der sich durch viele Staatsprüfungen zur Bekleidung hoher Ämter befähigt erweisen mufs und bei allen zarten Verhältnissen mit Mädchen dennoch dieses Ziel unentwegt im Auge behält. Ausdrücklich wird die im obigen Vers enthaltene Mahnung in dem Roman „Die beiden Cousinen" ausgesprochen. Dort giebt ein junges Mädchen dem von ihr heimlich geliebten jungen Mann (im XIV. Abschnitte des Romans) den Rat, die Ablegung seiner Prüfungen zu beschleunigen, um verdiente Beförderungen und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, alles sonst Erwünschte sich zu verschaffen. Ebendas legt ihm bald darnach sein väterlicher Oheim ans Herz, wobei er sich dann erinnert, dafs ihm dies schon von dem Mädchen empfohlen war.

Was bisher von Ableitung Goethescher Dichtungen aus chinesischen Quellen behandelt worden ist, habe ich in der Hauptsache schon früher ausführlich erörtert, weshalb ich mich hier verhältnismäfsig kurz darüber fassen konnte; es bleibt nun aber noch zu sprechen über den Roman, mit dem Goethe 1796, 1813 und 1827 sich beschäftigt hat. Die englische Übersetzung ist von dem, durch seine Reliques of ancient English Poetry bekannten Thomas Percy 1761 zu London in vier Bänden herausgegeben*). Über diesen Roman unterhielt sich Goethe am 12. Januar 1796 mit Schiller, der ihn später ins Deutsche übertragen wollte, da er viel Vortreffliches enthalte und einzig in seiner Art sei; die 30 Jahre früher erschienene Übersetzung v. Murrs genügte nicht. Aus der Erwähnung des chinesischen Romans in Schillers Brief an Goethe vom 24. desselben Monats erfahren wir, dafs Goethe ihn eingehend betrachtete. Anscheinend kannte er indessen den Roman schon in seiner ersten Weimarer Zeit, wo er auch du Halde las und „Elpenor" dichtete; denn Ampère schreibt am 23. Mai 1827 seiner Freundin Récamier, dafs Goethe damals die Vorgänge dieses Romans, den er schon vor einem halben Jahrhundert gelesen gehabt, noch genau in Erinnerung bewahre. Aber in der Zwischenzeit taucht er, wie schon oben bemerkt, abermals auf: Grimm teilt aus dem Herbst 1815 mit, dafs Goethe ihn einer bei sich versammelten Gesellschaft vorlas und erläuterte. Diese Tatsachen führen unverbrüchlich zu dem Schlufs einerseits, dafs Goethe sich nicht so tief eindringend und so nachhaltig mit diesem Roman beschäftigt haben würde, wenn er ihn nicht innerlich verarbeitet hätte, um nach seiner

*) Haou Kiou Chooan, or The pleasing History. — Für die Reliques s. Schröers kritische Neuausgabe. 2 Bde. Berlin, E. Felber 1893.

Weise etwas für eigne Forschung oder Dichtung daraus zu gewinnen, und andrerseits, dafs er nicht vor 1815 zu diesem Ziele gelangt gewesen sei, weil er ihn dann als abgetan nicht vor Zuhörern ferner ausführlich behandelt haben würde. Von einer kritischen Arbeit darüber ist nun überhaupt nichts zum Vorschein gekommen, es bleibt also nur noch zu untersuchen, ob in Goethes Dichtungen seit 1815 sich Spuren von Hao kiu tschuen entdecken lassen. Sehen wir uns zunächst diesen selbst näher an! In seiner ganzen, durch zahlreiche Zwischengeschichten erweiterten Ausdehnung brauchen wir ihn für unsern Zweck nicht zu verfolgen; ein Auszug aus der Hauptbegebenheit genügt.

Ein Mandarin wünscht seine schöne und reiche Nichte, deren Eltern in Verbannung leben, mit seinem Sohne zu verheiraten. Sie ist aus guten Gründen diesem Plane entschieden abhold, kann sich aber den mannigfachen Nachstellungen des ihr als Gatte zugedachten Vetters nur mit Mühe entziehen. Dieser geht endlich soweit, eine gewaltsame Entführung zu veranstalten; dabei findet jedoch die Entführte Gelegenheit, einen vorübergehenden jungen Mann um Hülfe anzurufen, der dann die Leute des Entführers mutig in die Flucht schlägt und die Gerettete in Sicherheit bringt. Der Retter ist ebenfalls ein Mandarinensohn, der zur Fortsetzung seiner Studien die Stadt jenes Fräuleins zu seinem Aufenthalt ersehen hat. Der hartnäckige Werber stellt sich hierauf zuvörderst die Aufgabe, den gefährlichen Beschützer aus dem Wege zu schaffen; er findet Mittel, den Speisen, die dieser in der Herberge geniefst, Gift beizumischen und hierdurch dessen bedenkliche Erkrankung herbeizuführen. Die Vergiftung wird als Ursache der Erkrankung erkannt, und um ihren Retter nicht unter dem Einflufs des vermuteten Giftmischers zu lassen, sorgt die Mandarinentochter dafür, dafs ersterer in ihr eignes Haus gebracht und da verpflegt werde, wodurch sie freilich, wie ihr wohl bewufst, einen Verstofs gegen die gute Sitte begeht. Sie betritt indessen die Gemächer, die dem Kranken eingeräumt sind, nie und sieht ihn daher nicht eher wieder, als bei seiner Genesung, indem dann beide die Mahlzeit gemeinschaftlich, nur durch einen leichten Vorhang getrennt, einnehmen. Dabei fassen sie gegenseitig innige Liebe zu einander, was so kommen mufste, da sich beide in jeder Hinsicht als vorzügliche Menschen darstellen. — Nun fügt es sich aber, dafs die Väter dieser beiden jungen Leute alte Freunde sind, die denn — nachdem des Fräuleins Vater aus der Verbannung zurückberufen worden war — ihre Kinder zu verbinden wünschen. Dem widersetzt sich jedoch

das Fräulein wider Erwarten, weil sie es vor ihrem Gefühle nicht rechtfertigen kann, einen Mann zu heiraten, den sie an sich gezogen, in ihrem Hause beherbergt und Wohltaten erwiesen hat. Ihr Widerstand wird nur gebrochen durch ein Mittel, dafs aufserhalb Chinas schwerlich anwendbar ist: der Kaiser befiehlt die Vereinigung der für einander bestimmten jungen Leute, nachdem er ihre Schicksale erfahren und daran lebhaft teilgenommen hat.

Fragen wir, wodurch Goethe früh und spät von dieser Geschichte so sehr angezogen wurde, so können wir dies nur in der Würdigung jenes tiefen Schicklichkeitsgefühls des Mädchens finden, wodurch selbst Liebe und Leidenschaft zurückgedrängt werden. Kommt nun Ähnliches in einer Dichtung Goethes nach 1815 vor? Nach diesem Jahre fallen zunächst „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ und die darin verwebten Novellen. Gehen wir diese mit Rücksicht auf unsern chinesischen Roman durch, so werden wir kaum bei einer andern, als dem „Mann von funfzig Jahren“ haltmachen können. Über diese Novelle scheint noch keine eingehende Untersuchung stattgefunden zu haben, zu der man sich doch schon insofern gedrängt sieht, als wir bei grofser Mehrzahl von Goethes Dichtungen nachzuweisen vermögen, dafs sie entweder aus einer Lebenserfahrung hervorgegangen, oder durch eine fremde Dichtung veranlafst sind, während bezüglich des „Mannes von funfzig Jahren“ noch keine von beiden Quellen ermittelt ist.

Die Anfänge dieser Novelle liegen weit zurück: im Tagebuch ist sie schon am 5. Oktober 1803 erwähnt; dann erst wieder am 3., 11., 12. und 13. Juni 1807, an welchem Tage Goethe in Karlsbad daran diktierte. Am 4. August ist dann bemerkt: „Der Mann von funfzig Jahren bis zu einer gewissen Epoche“. Am 9. und 10. Dezember sind „Die Novellen zu Wilhelm Meisters Wanderjahren“ allgemein aufgeführt, am 11. und 22. April 1808 aber wieder besonders „Der Mann von funfzig Jahren“. Goethe hat damals überhaupt an den kleinen Erzählungen, wie er es ausdrückte, „schematisiert“. Nicht früher, als am 9. Juli 1810 findet sich, dafs Goethe wieder die „Wanderjahre“ vornahm; namentlich ging er „Den Mann von funfzig Jahren“ abermals durch.

Von da ab schweigen die Nachrichten über diese Erzählung bis 1817, wo Goethe sie zur Veröffentlichung im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818“ an Cotta gab. Aber freilich war sie da nichts weniger, als abgeschlossen. In diesem Bruchstück wird lediglich

erzählt, dafs ein Major mit seiner Schwester über die schon längst beabsichtigte Verheiratung seines Sohnes mit der Tochter der Schwester sich unterhält, dabei aber erfährt, dafs die Tochter nicht dem Vetter sondern vielmehr dem Oheim, dem Major selbst, ihre Liebe geschenkt hat. Dieser, durch die Bevorzugung vor dem jüngeren Mann geschmeichelt, fühlt sich deshalb bewogen, was ihm an Jugend fehlt durch ungemeine Pflege seines Äufseren unter Anwendung kosmetischer Mittel zu ersetzen. Das Ganze scheint darauf angelegt, dafs der Major sich durch seine Schönheitspflege lächerlich machen werde und dem Mädchen die Augen darüber geöffnet würden, dafs es für sie naturgemäfser sei, einen jungen Mann zu lieben; denn selbst ein etwa denkbarer Konflikt zwischen Vater und Sohn ist dadurch abgeschnitten, dafs Letzterer seinerseits auch in anderswen, in eine junge Witwe, verliebt ist. Da keinerlei entscheidender Schritt zu irgendwelcher Lösung getan ist, also „eine gewisse Epoche", bis wohin die Erzählung am 4. August 1807 gediehen war, in dem Bruchstück des Damentaschenbuchs nicht zu erkennen ist, so war handschriftlich wahrscheinlich 1817 schon mehr vorhanden, als Goethe drucken zu lassen rätlich fand.

In den 1821 zuerst erschienenen „Wanderjahren" war jenes Bruchstück aufgenommen und eigentlich nur soweit fortgeführt, dafs die Vermutung, der Major werde durch seine äufserlichen Jugendlichkeitsbemühungen das Mädchen auf andere Gesinnung bringen, hinfällig wird, indem jener selbst der Schönheitspflege überdrüssig wird und sie aufgiebt. Ganz ohne inneren Zusammenhang damit erscheinen indessen später die vom Sohne des Majors geliebte Witwe, sowie die Nichte des Majors unter den „Wandernden" des Hauptromans, aber ohne dafs man erfährt, welche eigentümlich verschlungenen Verhältnisse dahin geführt haben, dafs die, höhere Zwecke verfolgenden geheimnisvollen „Verbündeten" sie ihrer Fürsorge gewürdigt haben.

Soweit die Erzählung bis 1821 veröffentlicht ward, läfst sie die Annahme zu, dafs Goethe sie unternommen hat, um Kotzebues 1795 erschienenem Lustspiel „Der Mann von vierzig Jahren" in produzierender Kritik entgegenzutreten. In diesem Stücke trägt der ältere Mann den Sieg über den jüngeren davon, was Goethe als Verirrung erkennen mochte und dies wohl zur Darstellung bringen wollte. Oder sollte etwa die Ausgestaltung eines eignen Erlebnisses darin zu erblicken sein? In die Jahre 1803 bis 1807 fällt mit den Anfängen des „Mannes von funfzig Jahren" zusammen die innige Neigung, die der in den

fünfzigern stehende Goethe für Minna Herzlieb gefafst hatte, und die in mehreren Sonetten, in „Pandora“ und in den „Wahlverwandtschaften“ dichterischen Ausdruck fand. Berührte es Goethe vielleicht unangenehm, dafs die Deutung der Novelle auf wirkliche Begebnisse zu nahe lag? Wie man aber auch das Zaudern in der Fortsetzung derselben von 1807 bis 1817 und dann wieder bis 1823 oder später erklären mag, Tatsache ist, dafs 1830 in den umgearbeiteten „Wanderjahren“ im 22. und 23. Bande der Werke, Ausgabe letzter Hand, diese Novelle eine ganz andere insofern geworden ist, als ein neues Motiv als hauptsächliches in den Vordergrund tritt. Entscheidendes dürfte am 5. und 10. August 1823, wo im Tagebuche „Erfindung gewisser Scenen“ zum „Mann von funfzig Jahren“ angemerkt ist, noch nicht erfolgt sein; es läfst sich das schliefsen einerseits aus dem Umstande, dafs nach Eckermann am 11. September 1828 (Goethes Gespräche VI, 325f.) die Handschrift der „Wanderjahre“ noch beträchtliche Lücken aufwies, sowie andererseits aus Ampères Mitteilung, dafs Goethe 1827 den chinesischen Roman, von dem sonst seit 1815 nicht mehr die Rede gewesen ist, noch lebhaft in Erinnerung bewahrte, also er ihn wahrscheinlich aus irgend einem Grunde wieder vorgenommen hatte.

In den „Wanderjahren“ von 1830 wird hinsichtlich der bisher zu vermissen gewesenen Zwischenbegebnisse im „Mann von funfzig Jahren“ erzählt, dafs die jungen Leute sich endlich doch einander genähert haben und von dem Major bei einer Schlittschuhfahrt im Mondschein überrascht werden. Der Major überzeugt sich, dafs er nunmehr in seinem Sohne einen Nebenbuhler erhalten hat, sieht die Unnatur solchen Verhältnisses ein und will daher zurücktreten. Dem widersetzt sich jedoch die Nichte; es verletzt ihr Gefühl, Gattin des Sohnes zu werden, nachdem sie die Braut des Vaters gewesen war. Ihre Mutter hofft, dafs mit der Zeit die Tochter den veränderten Umständen nachgeben werde; die Umwandlung, die zu diesem Ziele führt, ist jedoch nicht ausgeführt, und wir erfahren in den „Wanderjahren“ nur das Ergebnis, indem die Tochter zuletzt als Gattin ihres Vetters auftritt.

Man wird sich der Überzeugung nicht entschlagen können, dafs beim Beginn der Erzählung der endliche Ausgang nicht ins Auge gefafst gewesen ist; dort war der Major, hier ist dessen Nichte die Hauptperson. Allerdings ist das, was wir von dieser zu erfahren wünschen, auch nicht ausgeführt, nämlich: wie die Weigerung der Nichte, den Bräutigam zu vertauschen, besiegt worden ist. Der einfache Zeitverlauf, von dem die Mutter Erfolg erwartete, genügt nicht

als stillschweigende Ergänzung der Erzählung und die endliche Begegnung der Tochter als Gattin des Vetters ist kein Schlufs, der nur dann vorhanden wäre, wenn er sich an das Vorhergehende bündig anfügte. Das den Schlufs vertretende Ende führte Cotta oder sein Faktor Reichel herbei, der dringend nach dem Manuskript verlangte, und die Sache mufste daher so eilig abgetan werden, dafs Goethe nicht einmal Zeit fand, die Novelle noch einmal zu überlesen; sonst hätte es nicht vorkommen können, dafs der Sohn des Majors anfänglich Flavio, zuletzt aber Sylvio heifst.

Und jetzt liegt zutage, wie „Der Mann von funfzig Jahren" sich mit dem chinesischen Roman Hao kiu tschuen berührt. Goethe war ergriffen von der Selbstbeherrschung der Chinesin, die überzart eher ihre Liebe zum Opfer bringen, als sich dem Verdachte, ihre Jungfrauenehre durch Heranziehen eines jungen Mannes verletzt zu haben, aussetzen wollte. Es war fast um die gleiche Zeit, dafs Goethe dem weimarer Freundschaftskreise den chinesischen Roman erklärte und dafs er das Bruchstück seiner Novelle wieder vornahm, um es, ohne die Erzählung im Sinne des Anfangs abgeschlossen zu haben, zum Druck vorzubereiten. So mag ihm denn damals schon der Gedanke gekommen sein, die Trennung der Verbindung zwischen Oheim und Nichte in ähnlichem Sinne wie in jenem Roman herbeizuführen: das Mädchen will eher ihre Liebe unterdrücken, als sich vorwerfen lassen, dafs sie, die Braut des älteren Mannes, leichtfertig und unehrenhaft die Liebe des jugendlichen Vetters erstrebt habe.

Mit dem überzarten Gewissen, das der Liebe nachzugeben verbietet, wurde übrigens „Der Mann von funfzig Jahren" ein Gegenstück zu der, ebenfalls in die „Wanderjahre" verflochtenen Novelle „Das nufsbraune Mädchen" *), worin Goethe, wie er es selbst ausspricht, „Leidenschaft aus Gewissen" dargestellt hat; richtiger möchte es lauten: Liebe aus Gewissen, da Lenardos Gefühl für Nachodine sich keineswegs als leidenschaftliches kundgiebt.

Nachdem wir nun den Stoff über Goethes Verhältnis zum chinesischen Schrifttum überblicken können, sind wir imstande, die Frage nach dem Grund seiner stetigen Hinneigung zu ihm zu beantworten. Wir können dabei übergehen, was ihn in Wên Wangs staatsmännischer

*) Dieser Titel ist zwar einer altenglischen Ballade (Schröers Neudruck der Reliques I, 285) entlehnt, mit deren Inhalt aber die Geschichte nichts gemein hat. Goethe schwankte lange über deren Benennung: am 19. November 1809 heifst sie „Novelle der Namenverwechslung", ein andermal „Novelle der Inen".

Gesinnung und in der Weltanschauung der Buddhisten anzog, da hierüber das Nötige bereits bemerkt worden ist, und halten uns jetzt nur an seine Teilnahme für chinesische Dichtwerke. Bei ihnen war es von formeller Seite die geschickte Darstellung, der klare, wirkungsvolle Aufbau sowohl in Erzählungen, wie in Bühnenstücken, und das behagliche, ungeschminkte Aussprechen der Personen, was Goethe bewunderte. Hinsichtlich des Inhalts dieser Dichtungen fesselte ihn aber das darin dargestellte Durchbrechen von der Natur geschaffener, äufserlich unterdrückter Verhältnisse. Ob Vater und Kind unerkannt zusammentreffen und durch die Macht geheimnisvollen Naturtriebes sich gegenseitig angezogen fühlen, — wie in der einen Quelle des „Elpenor" — oder ob angeborene Lebensverhältnisse über nur anerzogene siegen, — wie in der dramatischen Quelle desselben Schauspiels — oder ob ein Mädchen, nur von einem Schicklichkeitsgefühl geleitet, sich vom geliebten Mann fern hält, obwohl keinerlei ausgesprochenes Sittengebot sie von ihm trennt, — wie in der Quelle des letzten Teils vom „Mann von funfzig Jahren", — oder ob endlich das Leben in und mit der äufsern Naturwelt die Menschen über von Sittengeboten gezogene Schranken hinweg immer als Glieder der Natur vergegenwärtigt, — wie in der Quelle der „Chinesisch- Deutschen Jahres- und Tageszeiten" — allemal ist es das Angeborene, das in den Dichtungen zu nachdrücklicher Geltung kommt und sich Bahn bricht trotz aller Hinderungen, die sich durch Zustände oder Ereignisse, durch Schranken der Sitte oder Angriffe feindseliger Menschen entgegenstemmen.

Das Hervorheben des Naturwüchsigen macht sich nicht allein im Schrifttum der Chinesen geltend; so u. a. auch in ihrer Gartenkunst. Der englische Park brach mit der italienischen Gartenkunst, die ein Anhängsel, wie mit der französischen, die eine Nachbildung von Bauwerken war; die englische Gartenkunst aber wurde geschaffen, nachdem die Schilderungen chinesischer Gärten mit ihrer Darstellung natürlicher Landschaften allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten, und in kaum zweifelhaftem Eingehen auf diesen Grundgedanken. Wenn Goethe im „Triumph der Empfindsamkeit" sich über diese Landschaftsgartenkunst mit ihren „Pagoden", „chinesisch-gothischen Grotten" u. dergl. lustig machte, so hatte er dabei die spielerische Anwendung derselben im Sinne; in der Wirklichkeit dagegen schuf er im Park zu Weimar eine Landschaftsgartenanlage grofsartigsten Stils im Geiste der chinesischen Kunst.

Die Richtung der Kunst und Dichtung der Chinesen auf das Natürliche erklärt sich aus dem Bedürfnis eines Gegengewichts gegen das Erkünstelte im Verkehr ihres gewöhnlichen Lebens. Und in Goethe läfst diese Anerkennung der Siegesgewalt der Natur verwandte Saiten erklingen. Kraft der produzierenden Kritik, die er immer übte, wenn ihm Wahres mit Falschem, Tiefes mit Seichtem, Poetisches mit Nüchternem gemischt entgegentraten, (ein Grundzug von Goethes Dichterleben, der unaufhörlich betont werden mufs, so lange es Leute giebt, die sich dieser Einsicht verschliefsen), legte er Hand an, um das Menschliche aus dem Chinesischen herauszugreifen und es zu verdeutschen. Wenn er freilich dann bei Benutzung von Motiven chinesischer Dichtungen nicht zum Ziele gelangte, so war das die Folge davon, dafs zu Lösung geknüpfter Knoten gewisse Volkseigenheiten, uns widerstrebende Sonderbarkeiten, ja Roheiten derselben nicht benutzt werden durften, und wenn diese durch Schilderung von Seelenvorgängen wie im „Mann von funfzig Jahren", oder durch Darstellung sehr verwickelter Verhältnisse wie im „Elpenor" ersetzt werden sollten, die Sache eben eine andre wurde. Deshalb sah Goethe zuletzt bei den „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten" davon ab, das Motiv einer chinesischen Dichtung einer eigenen Dichtung zu Grunde zu legen, benutzte vielmehr die chinesische Darstellungsweise als solche als Motiv einer neuen, selbständigen Dichtung.

Aber oft abgezogen, fesselte ihn an China immer wieder — um es mit seinen eignen Worten zu sagen: — „Die Überzeugung, dafs es sich trotz aller Beschränkung in diesem sonderbar merkwürdigem Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse".

Dresden.

Hans Sachs und Boccaccio.

Von

Karl Drescher.

In den folgenden Ausführungen soll der Einflufs Boccaccios auf Hans Sachs zum ersten Male zusammenfassend dargestellt werden. Die Frage nach den Quellen im allgemeinen ist in der Hans Sachsforschung in den meisten Fällen schon glücklich beantwortet, daher fördert es weniger, immer im einzelnen eine Benutzung dieses oder jenes, als Quelle womöglich schon bekannten Werkes nachzuweisen, als vielmehr den Gesamteinflufs eines mafsgebenden Geistes auf unsern Dichter deutlich aufzuzeigen, und gerade Boccaccio hat einen hervorragenden Einflufs auf Hans Sachs geübt. Boccaccio steht überall am Eingang der Hans Sachsischen Dichtung, und sein ganzes Leben hindurch kehrt Hans Sachs immer wieder bei seiner Stoffsuche zu Boccaccio zurück. Der erste Meistergesang in des Dichters erster Meisterliederhandschrift 1517 „Von dreyerley liebe" zeigt Entlehnungen aus Boccaccios „de claris mulieribus", und das gleiche Werk dürfen wir mit Bestimmtheit für das erste Meisterlied des ersten (verlornen) Gedichtbandes (MSG. 1), „Die sieben getrewen frawen", in Anspruch nehmen. Das Decameron half ihm für den Meistergesang das Gebiet der weltlichen Stoffe zu erobern, in der genannten Handschrift von 1517 finden sich schon Bl. 12ff. drei umfangreiche Meisterlieder von je 13 Strophen nach jenem Werke (Guisgardo und Gismonda 1516 Dec. IV, 1; Rugiro und Constancia 1516; Gabrioto und Andreola 1516 Dec. IV, 6); das erste Spruchgedicht vom 7. April 1515 = Keller-Goetze II, 216 erzählt von Lorenzo und Lisabeta, und in den Fastnachtspielen knüpft sich der erste bedeutende technische Fortschritt, die Benutzung des Ortswechsels, ebenfalls an eine Geschichte des Decameron (Der schwanger pawer, No. 16 bei Goetze, Ausgabe der Fastnachtspiele = Dec. IX, 3). Was von ge-

drucktem Materiale bei Hans Sachs zunächst aus Boccaccios berühmtestem Werke, dem Decamerone, entlehnt ward, ist bekannt, einzelnes sogar mehrfach behandelt, dagegen sind aus den Handschriften noch eine Reihe von Entlehnungen aufzuzeigen. Neben das Decamerone aber tritt dann, ebenfalls sehr reichlich ausgebeutet, Boccaccios „de claris mulieribus“, deutsch übersetzt als der „Kurcz sin von etlichen frowen, von denen johannes boccatius in latin beschriben hat und doctor hainricus Stainhöwel getütschet“, die 1473 zuerst ans Licht traten — also um die gleiche Zeit, wie die anonyme Übersetzung des Decamerone. Erst später — 1545 — kommt „De casibus virorum illustrium libri IX“ in Betracht: „Furnembste Historien und exempel von widerwärtigem glück . . . groszmächtiger Kayser, Künig, Fürsten vnnd anderer namhafftiger Herren“, deutsch von Hieron. Ziegler, Augsburg 1545 u. s. w. Auch Berührungen mit lateinischen Werken, von denen wir keine in Betracht kommende deutsche Übersetzung kennen, sind zu erwähnen. Ich beginne mit der Behandlung des Werkes von Boccaccio, das Hans Sachs neben dem Decamerone am frühesten kennen lernte, und das uns in seinen Wirkungen auf unsern Dichter noch am wenigsten bekannt ist, mit den „berühmten Frauen“*). Naturgemäfs ist bei unserer Untersuchung auch eine methodische Heranziehung der bisher nur vereinzelt herangezogenen Meistergesangbücher (MG.) geboten. Da mir bis jetzt nur MG. 2—5, letzteres geendet am 13. April 1543, zugänglich waren — der erste Band, gemeinsam für Spruchgedichte und Meisterlieder (vgl. Nürnberger Festschrift zum 400. Geburtstag des Hans Sachs), ist verloren, — so ist mit jenem Datum einstweilen eine Grenze für die Untersuchung gegeben.

I.

In „de claris mulieribus“ hatte Boccaccio die Geschichten von hundert und vier durch Tugend oder Verbrechen hervorragender Frauen erzählt, wie etwa im Altertum Plutarch und — kürzer — Valerius Maximus von denkwürdigen Persönlichkeiten berichteten, oder wie Petrarca „de viris illustribus“ schrieb. Boccaccios Werk beginnt mit der Stammmutter Eva, führt uns, im allgemeinen dem Gange der Weltgeschichte folgend, Frauen aus Asien, Ägypten, Griechenland, Rom, Italien, Deutschland vor, und schliefst im Zeitalter des

*) Einen Neudruck der ersten Ausgabe wird der Stuttgarter Litt. Verein voraussichtlich im nächsten Jahrgang bringen.

Dichters mit dessen Gönnerin, der Königin Johanna von Neapel. Stainhöwels Übersetzung läfst sechs Kapitel fort, darunter das Letzte*) und nimmt namentlich in der zweiten Hälfte eine Reihe von Kürzungen vor, die sichtlich des Übersetzers Eile gegen den Schlufs hin zeigen. Die sechs (nicht sieben, wie noch Goedeke angiebt) vorhandenen Auflagen der Übersetzung teilen sich, wie ich schon früher mitteilte**), in zwei Gruppen, die Drucke des fünfzehnten (A: Ulm 1473; B: Augsburg 1479; C: Strafsburg 1488) und die des sechzehnten Jahrhunderts (D: Augsburg 1541; E: ebenda 1543; F: Frankfurt a./M. 1566; 1576 ist zu streichen). Die Strafsburger Ausgabe 1488 ist der Ulmer nachgedruckt, dagegen ist für die Augsburger Ausgabe 1541 Augsburg 1479 zwar zu Grunde gelegt, aber mit vielen Zusätzen versehen, die Namensformen zum Teil berichtigt, das Ganze modernisiert. Zwei von Stainhöwel nicht übersetzte Kapitel sind nachgetragen (Camiola; Königin Johanna), ein drittes (Brunhilde, Königin von Frankreich) aus Boccaccios „De casibus virorum illustrium“ IX, 1 nach der Berner Ausgabe 1539 herübergenommen***). Aufserordentlich interessant ist die Stainhöwelsche Übersetzung in sprachlicher Beziehung, einerseits noch voll von Sprachgebräuchen der mittelhochdeutschen Zeit, zweiteiliger Negation, flektiertes Adjektiv in prädikativer Stellung, Verwendung der Worte noch in älterer Bedeutung etc., dabei aber auch, durch den Einflufs des Originals voll von latinisierenden Wendungen, Worten und Konstruktionen, und so liefert das Werk neues, wertvolles Material zur Beantwortung der Frage, ob Stainhöwel auch, wie einige wollen, der Übersetzer des Decamerone sei; man wird auch von hier aus zu einem negativen Ergebnis gelangen, trotz des Umstandes, dafs das deutsche Decamerone nach Wunderlichs†) Beobachtungen ebenfalls Anklänge an den lateinischen Stil zeigt. Die bedeutende Verschiedenheit der Ausgaben des fünfzehnten und der des sechzehnten Jahrhunderts giebt bei den Gedichten, die nach 1541 (vgl. oben) aus den „berühmten Frauen“ geschöpft sind, auch der Frage nach der von Hans Sachs benutzten Ausgabe Wichtigkeit. Schon in den „Studien zu Hans Sachs“ II, 45, 92f. ist von mir nachgewiesen, dafs der Dichter auch bei solchen

*) Vgl. auch Ph. Strauch s. v. Stainhöwel ADB. Bd. 35 S. 732.

**) Vgl. Studien zu Hans Sachs II, 44f.

***) Über all diese Dinge näherer Bericht in der erwähnten Ausgabe des Litt. Vereins.

†) Wunderlich, Stainhöwel und das Dekameron. Heidelberger Habilitationsschrift S. 5.

späteren Gedichten (z. B. Die zwölff argen königin vom 11. März 1562) eine Ausgabe des fünfzehnten Jahrhunderts benutzte, und demgemäſs ist es zu berichtigen, wenn Goetze Bd. XX, 473 für die „Historia Artemisia mit der statt Rodis“, 29. Nov. 1563, die Ausgabe 1541 als Quelle angiebt (Bd. XX, 187 ist richtig die erste Ausgabe 1473 genannt); gerade die Namensformen Artemesia (so die Folio A; Goetze hat in seinem Text Arthemisia, wie es scheint nach der Ausgabe 1541, giebt jedoch genauer Weise die Form der Folio in der Anmerkung), Mauseolus (zu Manseolus 1473), Alicarnaso etc. in den Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts, die auch Hans Sachs bietet, gegen Arthemisia, Mausolus, Halicarnaso des sechzehnten, zeigen dies aufs neue.

Hatte das Decamerone unsern Dichter durch die Geschichten von unglücklicher Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau zuerst besonders angezogen, zu einer Zeit, als er selbst Liebesschmerzen leiden muſste, so boten ihm die „berühmten Frauen“ gleichsam als Ergänzung zumeist Beispiele von hervorragender Hingabe oder gebrochner Treue zwischen den Ehegatten. Für einen Teil der Exempla, die Hans Sachs namentlich in der ersten Zeit in seinen Meisterliedern, Kampfgesprächen, Ehrenspiegel etc. bringt, konnte ihm freilich auch die Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des Valerius Maximus durch Heinrich von Müglin, zuerst Augsburg 1489, die Anregung bieten.

In die Zeit seiner Wanderschaft und kurz nachher, also in die Jahre 1515—18, als Hans Sachs besonders über die Liebe dachte und dichtete, fallen zunächst drei Gedichte, in denen er seine Anschauungen von der gefährlichen Gewalt und dem Leid derselben mit historischen Exemplis belegte, und die durch ihre Auswahl hierhergehören:

1. Mai 1515 Kampffgesprech von der lieb KG.*) III, 406 vergl. SG. 2 Bl. 21, 386 Verse,

um 1518 Der liebe suese und pitrikeit im (verl.) MSG. 1 Bl. 195ff. 380 V.,

8. Jan. 1518 Von der Eygenschafft der Lieb KG. XIV, 12ff. (verl. MSG. 1 Bl. 147ff.) und Goetze, Fastnachtspiele**) No. 1, 396 V.;

ferner einen MG. aus der ersten Meisterliederhandschrift des Hans Sachs, geschrieben 1517 (Berlin cod. germ. 414) Bl. 1a: „In dem langen marner ein parat von dreyerley lieb Hans Saxen gedicht Die gülden

---

*) Der Einfachheit halber citiere ich die von Keller begonnenen und von Goetze von Band XIII an weitergeführte Ausgabe des Litt. Vereins mit KG.

**) Vgl. Nürnberger Festschrift für Hans Sachs S. 212 bes. Anm. 2; S. 213.

tablatur der dreyer lieb" 1516 und 1517, 1. gotlicher lieb (1516) 2. pruederlicher lieb (1517) 3. fleischlicher lieb (1517). Der dritte Teil trägt die Sonderüberschrift (Bl. 5b): „In dem langen Marner das drit par HS gedicht". Neben den angeführten Exemplis sind Ovid und Virgil genannt: „so ich durchsuch Ovidium das Kunstreich puch | Aus Virgilio manchen spruch . . ." Für die Nennung Ovids liegt es nahe, die unter Ovids Namen gehende Übersetzung des „Tractatus de amore" des Andreas Capellanus heranzuziehen, gedr. 1483: „Hie hebt sich an das buch Ouidy von der liebe . . . . als doctor hartlieb von latein ze teutsch gepracht hat. Augpurg 1482". Sollte man bei den Sprüchen des Vergil etwa an die Vergilianischen Citate über den Kapiteln der Stainhöwelschen Übersetzung von „de claris mulieribus" denken?

Als Liebespaare sind in den erwähnten Gedichten angeführt:

Kampffgespr. 1. Mai 1515.	8. Jan. 1518.	Mg. 1517.
Achilles-Polixena	Achilles	Jason
Simson-Dalia (Delila)	Simson	Piramus
Jason-Medea	Jason	Achilles
Pyramus-Tisbe	Tristrant	Paris
David-Bersabe	Piramus	Demovoon-Fillis
Virgilius	Lorentzo-Lisabeta	Leander
Guisgardus-Gismonda	Cainis-Gardoleye	Eneas-Dido
Tristrant-Isolde	Quiszgardus	Procris
Leander-Hero	Euriolus	Deianira
Florio-Biantzefora	Paris	Herzog Wilhelm-Agley
Euriolus-Lucretia		Cainis
Paris-Helena		Tristrant
		Fillius (Virgilius)
		Prenberger
		Darquinus.

Die Liste giebt einen interessanten Überblick über Hans Sachsens Belesenheit im Anfang seiner dichterischen Laufbahn: Mehr deutsches Gut, als man nach seiner späteren Produktion erwarten sollte, ferner die Bibel, der angebliche Ovid, jedenfalls der Mainzer Livius 1505, das Decamerone, Valerius Maximus, die „berühmten Frauen" u. s. w. Aus dem letztgenannten Werke müssen entnommen sein: Polixena-Achilles (Boccaccio-Stainhöwel c. 31). Procris-Cephalus (c. 26), Deianira-Hercules (c. 22), Medea-Hercules (c. 16), Helena-Paris (c. 35), Lucretia-Tarquinius (c. 47; vgl. auch Livius 1505; Val. Max. lib. VI, Bl. 78), vor allem aber die oft angezogene Geschichte von Tisbe-Pyramus (c. 12), und es zeigt uns schon dieser kurze Überblick, dafs

das Decamerone mit seinen unglücklichen Geschichten der Liebe, wie etwa die von Lorenzo und Lisabeta, damals keineswegs so ausschliefslich, alleintröstend und ergreifend auf unsern, vom Schmerze der Liebe selbst erfafsten Dichter wirkte, wie man es in den Lebensberichten über Hans Sachs bisher stets glauben machen wollte.

Leider verloren mit dem gesamten ersten Buche der Gedichte ist der „Mg. Die sieben getrewen Frawen" MSG. 1, Bl. 1—4, dagegen finden wir ähnlich dem Mg. von dreyerley lieb unterm 20. März 1526 ein Sg. (im verl. SG. 3) „Von zweyerley lieb" KG. IV, 325, von der ehelichen und unehelichen Liebe, teilweise wieder mit uns schon bekannten Beispielen. Zuerst biblische: Sara-Abraham, Isaac-Rebecca, Jacob-Rahel, David-Michal, dann folgen Penelope (Boccaccio-Stainhöwel c. 38), Lucretia (vgl. oben), Ippo (c. 51; Val. Max. lib. VI, c. 1), Orgia-Polinites (c. 27), Julia Pompeji (c. 78; Val. Max. lib. IV, Bl. 62'), Sulpicia (c. 81; Val. Max. VI, Bl. 88); bei der „unehelichen Liebe" ebenfalls zuerst wieder biblisches: Dida-Sichem, des Levitten weib, Simson, Bersabe-David, Ammon, Salomon, dann: Helena-Paris (c. 35), Polixena-Achilles (c. 31), Medea-Jason (c. 16), Guisgardo-Gismonda, Tristant, Tisbe-Piramus (c. 12), Leander, Phyllis-Demophoon, Rea (c. 43; auch Mainzer Livius 1505). Nach dem gleichen Muster bringen „Die vier treflichen menner sampt ander vilen, so durch frawen lieb betrogen sind und noch betrogen werden" 20. März 1534 (verl. SG. 3) KG. II, 290, zuerst die dem Mittelalter geläufigen Gestalten Samson, David, Salomon, Aristotiles, dann zunächst Sichem, Dina, Simbri-Laszbi, des Leviten weyb, Ammon-Thamar, Holofernes-Judith, hierauf wieder Deianira-Nessus (c. 22), Medea (c. 16), Polixena-Achilles (c. 31), Helena-Paris (c. 35), Tisbe (c. 12), Leander, Tristrant, Lucretia Sextus (c. 47; Livius; Val. Max.), Ovids Verbannung, Virginea (c. 56; Livius; Val. Max. lib. VI, Bl. 78), Guisgardo-Gismonda, Brenberger, Filius (Virgilius). Wir sehen, was sich auch noch bei späteren Gedichten bestätigt, dafs eine Reihe dieser Beispiele bei der Diskutierung von Fragen über Art und Natur der Liebe bei Hans Sachs zum eisernen Bestande wird.

Besonders heraus tritt, teils wegen der grofsen Reihe der Beispiele, teils wegen der für die Frauengestalten fast ausschliefslichen Benutzung von Boccaccio-Stainhöwel die „Comedia oder Kampffgesprech zwischen Juppiter und Juno, ob weiber oder mender zun regimentn tüglicher seyn" KG. IV, 3 ff. 30. Apr. 1534. Neben Boccaccio ist aber — zumal für die Männer — doch noch auf andre Werke hinzuweisen, etwa

auf Val. Max., Plutarch etc. Jupiter und Juno wollen endlich „für alle Zeiten zwischen Mann und Weib Den grofsen Kampf ums Vorrecht“ auskämpfen; als Precursor eröffnet bezeichnender Weise der Narr das Spiel, als Richter werden nach der Reihe Paris, Minerva, die Sibylle Amalthea, die Eneas zur Hölle hinabgeführt haben soll, vorgeschlagen, schliefslich wird Thiresias gewählt, da dieser Mann und Weib zugleich sei. Vor ihm führen Jupiter und Juno ihre Sache, zuletzt werden beide Parteien gleichwertig befunden, aber doch das Vorrecht dem Manne zugesprochen, weil Gott es so gesetzt habe. Die von beiden pro et contra angeführten Frauen sind:

Amasones . . Kap. 10
Weiber von Lemnia 15
Athalia 50
Semiramis 2
Marsepia . . . . 10 (s. oben)
Irenes 97
Penthesilea 30
Triaria 91
Camilla 37
Orithia 18
Thamiris . . . . 48 (Val. M. IX, 10)
Delbera . . . . . —
Jael . . . . . . —
Zenobia 95
Beronice . . . . 71 (Val. Max. IX, 10)
Polixena 31
Armenia . . . . . 67 (Val. M. III, 2)
Cloelia 51
Theosena 70
Agrippina (Germanici) . . . 85
Niobe 14
Leena 49
Epitaris 88
Abigail . . . . . —
Hester . . . . . . —
Veturia . . . . . 53 (Val. M. V, 4)
Hortensia 80
Ephigenia . . . . —
Admete . . . . . — (Val. Max. IV, 6)
Micol (Michal) . . —
Ippermestra . . . 13
Argia 27
Julia . . . . . . 78 (Val. M. IV, 6)

Porcia . . . . . 79 (Val. M. IV, 6)
Paulina (Senecae) . 89
Sulpicia . . . . . 81 (Val. M. VI, 7)
Weiber Meniarum . 29 (Val. M. IV, 6)
Tertia . . . . . 73 (Val. M. VI, 1)
Isabel . . . . . —
Clitimestra 34
Cleopatra 83
Medea 16
Thullia 46
Danaiden . . . . 13 (s. oben)
Hipsicratea . . . 75 (Val. M. IV, 6)
Miramis (Mariamne). 82
Sopheniszba . . . 69
Octavia 83
Helena 35
Sabina Popea . . . 90
Aurora-Cephalus (Procris) . . 26
Penelope 38
Hippo . . . . . 52 (Val. M. VI, 1)
Weiber Cimbrorum . 77
Venus 7
Andromeda . . . —
Carmenta 25
Saphes (Sappho) . 45
Lenucium 59
Noema . . . . . —
Ceres 5
Minerva 6
Pamphiles 42
Aragnes 17
Marcia 65
Gaya Cirilla . . . 44

Gilibetha 96
(Päpstin Johanna)
Zehen Sibilla . . . 19
Hulda . . . . . —
Proba 92
Cassandra 33
Rea (Ilia) 43
Pippilia . . . . . —
Eva 1
Olimpias 60
Iocasta 23
Hecuba 32
Ops 3
Flora 63
Europa 9
Danoes . . . . . —
Jo 8
Pawlina (Mundus) . 86
Lucretia von Senis . —

Procris . . . . . 26 (s. oben)
Lucretia 47
Dina . . . . . . —
Origia*) . . . . 72 (Val. M. VI, 1)
Polixena . . . . 31 (s. oben)
Judith . . . . . —
Jole 21
Circe 36
Palestra . . . . . —
Daphne . . . . . —
Thiszbes 12
Ero . . . . . . —
Philis . . . . . . —
Gismunda . . . . —
Claudia 74
Künegundis . . . —
Sempronia 76
Faustina 93

Von den angeführten 102 weiblichen Persönlichkeiten finden sich 80 in den berühmten Frauen, von den andern 22 stammt noch ein Teil aus der Bibel; was also etwa für andere Quellen übrig bleibt, ist sehr wenig, ein Teil der Genannten fand sich auch wieder bei Valerius Maximus. Namentlich erwähnt sind — zumal für die Männer in Betracht kommend — Plutarchus und Poliderus**):

S. 17: Von treffenlich dapfferer that
Wie Plutarchus beschrieben hat

14: Der kunst erfinder uns beschreib
Poliderus . . .

Zu beachten ist, dafs Hans Sachs diesen Polydorus schon 1534 nennt und benutzt, während die deutsche Übersetzung (Pol. Vergilius Urbinas. Von den erfyndern der dingen . . . durch Marcus Tatius Alpinus) erst 1537 in Augsburg erschien. Diese Tatsache legt wieder die Frage nach der Lateinkenntnis des Hans Sachs nahe, und bei eben dieser Frage mag man auch den „Mg. In des canczlers gülden thon Der lon Veneris“ MG. 3 Bl. 54 beachten; als Quelle ist Ovids „de remedio amoris“ genannt, während höchst wahrscheinlich der oben genannte „tractatus amoris“ Vorlage war.

*) Hier stammt jedenfalls der Name aus Val. Max. lib. VI c. 1, Bl. 79 (Orgia), da Boccaccio-Stainhöwel ihn nicht kennt, die Frau vielmehr blofs als „huszfrowen Drigiagontis“ bezeichnet.

**) Polydorus Vergilius De inventoribus rerum. Näheres vgl. Stud. zu Hans Sachs II, 78 f.

Eine blofse Namensnennung Boccaccios findet sich in „Kampff-gesprech zwischen der Hoffart und der edlen Demut“ KG. III, 153 vom 23. Mai 1535, eine Bemerkung über die Vergänglichkeit irdischer Dinge wird ihm zugeschrieben.

Deutlicher als bisher, wo es mehr die Masse bringen mufste, tritt naturgemäfs die Vorlage bei intensiverer Benutzung heraus. Es beginnt hier Hans Sachs damit mehrere Geschichten, kurz erzählt, aus einem oder auch aus verschiedenen Autoren gesammelt, zu einem Sträufschen zu binden; die Anzahl ist verschieden, drei, sieben, dreimal drei, ein Dutzend. MG. 3, Bl. 147 steht „In der gesanckweis Hans Sachsen Die drey keuschen Frawen“ vom 24. Juli 1529, die erste Ippo, nach Angabe aus Val. Max. VI, 1 (Bocc.-St. c. 51), an zweiter Stelle die Weiber Cimbrorum nach BS. c. 77, die dritte ist Theoxena, angeblich nach Titus Livius, vgl. auch BS. c. 70. Unterm 28. Jan. 1531 finden wir dann mit ausschliefslicher Nennung des Valerius, entsprechend den „neun getrewen hayden“ ein Gedicht „Die neun getrewen haydnischen frawen“, nämlich Argia Polinitis (Val. M. ? ; BS. c. 27), Arthimesia (Val. M. IV, 6; BS. c. 56), Hipsicratea (Val. M. IV, 6; BS. c. 75), Julia (VM. IV, 6; BS. c. 78), Admete (VM. IV, 6; BS. —), Porcia (VM. IV, 6; BS. c. 79), Ippo (VM. VI, 1; BS. c. 52), Lucretia (VM. VI, 1; BS. 47), Thisbes (VM. ? ; BS. c. 12). Argia Polinitis und Tisbe habe ich bei Valerius nicht gefunden. Auch sonst werden Mehrangaben gegen Valerius aus Boccaccio-Stainhöwel bestritten:

Julia: Val. Max. Bl. 62:	H. S.	Bocc.-Stainh.
Keiser Julio tochter (ohne Namen) . . .	Fraw Julia . . .	Von Julia . . .
und starb . . .	und mit geschlossen henden starb . . .	vnd mit verschlossen henden gab (sie) vff . . . iren gaist.

Dieses Sg. ward nun wieder für den Mg. in MG. 5 Bl. 80 „In des schillers hofton Die 12 getrewen haidenischen frawen“ vom 8. Mai 1540 benutzt und drei Frauen Sulpicia, Orgia, Pompeya hinzugefügt; die Reihenfolge stimmt mit Ausnahme einer Stelle überein:

1531: Argia	—	Arthimesia	Hipsicratea	—			
1540: Argia	Sulpicia (Trustelionis)	Arthimesia	Hipsicratea	Orgia	Lucrecia	Ippo	

Julia	Admete	Porcia	—	Ippo	Lucretia	Thisbes.
Julia	Admete	Porcia	Pompeya			Thisbes.

Später wird sich dann zeigen, inwieweit sich diese Exempla durch das Erscheinen neuer Bücher wiederum verschieben. Sämtliche drei hinzugekommenen Frauen fanden sich auch bei Boccaccio: Sulpicia Trustelionis c. 81; Orgia, Gemahlin des Drigiagon (diese Form bei Stainhöwel) c. 72; Pompeya Paulina c. 89. Die ausschliefsliche Quellenangabe Valerius ist geblieben; aber während z. B. der Name Orgia aus Valerius tatsächlich herrühren dürfte (vgl. oben), stammen nähere Angaben bei der Sulpicia dagegen aus Boccaccio z. B. der Name des Gatten, der bei Valerius lib. VI Lentulus heifst. Wir erkennen: wenn also Boccaccio auch hier nicht genannt ist, so ist er doch bei der Quellenfrage zu berücksichtigen, und wir gewinnen zunächst das auch noch für später geltende Resultat, dafs bei Gedichten von der Art des vorliegenden, Boccaccio und Valerius Maximus in sehr vielen Fällen nebeneinander benutzt erscheinen, andrerseits aber ergiebt sich die allgemeinere Tatsache, dafs Hans Sachsens eigene Angaben über seine Quellen doch noch im einzelnen einer kritischen Nachprüfung bedürfen, welche Wahrnehmung wir auch gleich noch in andrer Weise bestätigt finden werden.

Schon in den Studien zu Hans Sachs II, 45 ff. ist für Ovid nachgewiesen, dafs Hans Sachs bei Gedichten nach den „berühmten Frauen" durch die einer Reihe von Erzählungen vorgedruckten Citate aus Ovid irregeführt wurde, so dafs er die grade behandelte Geschichte als auch von Ovid herrührend bezeichnete. Er wollte auf diese Weise entweder ursprünglicher als seine unmittelbare Vorlage sein oder nahm in gutem Glauben an, dafs die (durch Stainhöwel vorgesetzten) Citate tatsächlich die Quelle darstellten, aus der Boccaccio schöpfte. Das gleiche Spiel wiederholt sich nun auch bei andern Namen; ein lehrreiches Beispiel ist die „Historia von den dreyen heidnischen mörderischen Frawen" KG. II, 294 vom 14. Mai 1538. Behandelt sind Clitemnestra, Tullia, Cleopatra angeblich aus Virgil, Livius und Boccaccio. Aber die im einzelnen gebrauchten Wendungen stammen aus Boccaccio, und die Nennung Virgils und Livius ist durch die vorgesetzten Citate veranlafst; bei Clitemnestra c. 34 steht:

Virgilius XI Eneidos.
Conjugis infande prima inter limina dextra.
Oppecyt; devicta asia subsedit adulter

bei Tullia eine Stelle aus Ovids Ibis und die Bemerkung: „Vide Titum livium decade primo libro 1 Fol. XIIII. Ferner vgl.:

	Clitemnestra (Bocc.-Stainh.):		Hans Sachs:
Bl. 47a:	als er von Troia mit triumph sighafft wider kam . . .	II, 294:	Haym ausz dem troyanischen Krieg Mit herlichem triumph und sieg
	den rock . . . on das hôptloch . . .	294:	Het zugericht on ein haubtloch
	wincket sie dem ebrecher . . .	295:	. . . . . da wincket her Das . . . weib dem ehbrecher
	sieben jar regnieret . . .	295:	Regieret sieben jar . . .
	Tullia.		
Bl. 66a:	ain tochter Servij . . . desz sechsten küngs nach Romulo . . .	295:	Des sechsten Königes zu Rom Servii tochter . . .
68a:	und gebot allen vätern . . . . bald . . . zekommen . . .	296:	Vnd schicket bald nach dem senat
68b:	sie schüffe . . . vber den lychnam ieres vaters mit dem wagen zefaren . . . daz . . . von dem blut . . . iere aigne klaider bemalget wurden . . .	296:	Da schuff . . . . (sie) . . . Zu faren uber ihren vatter Mit dem wagen, das . . . Ir kleyd gesprengt ward . . .

Wir haben also nur eine Quelle — Boccaccio, und ich mufs für dieses Gedicht meine Annahme der freien Auswahl aus verschiedenen Schriftstellern durch Hans Sachs, die ich in den Studien zu Hans Sachs II, 91, gläubig dem Dichter folgend, aufstellte, in obigem Sinne berichtigen.

Ähnlich verhält es sich mit einer Reihe von andern Mg. aus MG. 4 und 5. Die auf Ovid bezüglichen finden sich schon in meinen Studien zu Hans Sachs II, S. 46 ff. ausführlicher behandelt, es sind

MG. 4 Bl. 244	In dem gulden thon Wolframs Der hercules mit Nesso	19. Dec. 1537 gedr. Studien II, S. XIX.
— 4 Bl. 245	In der alment des stollen Die vnglueckhaft Jocasta	gedr. II S. XXI.

Das hierzugehörige Sg. mit doppelter Quellenangabe, am Anfang Ovid,

am Ende der Erzählung „Boccatius . . . im buch der durchleuchtigen frauwen“ vom 1. Dec. 1563 stand in 17 (verl.) SG., gedruckt KG. XX, 478 (vgl. später).

MG. 4 Bl. 255 guelden thon Hans Saxen Die geiczig fraw procrim 6. März 1538 gedr. a. a. O. S. XXIII.

MG. 4 Bl. 261 osterweis fricz ketners Die kungin niobes 26. April 1538*).

Das Spruchgedicht KG. VIII, 656 vom 28. Juni 1557.

MG. 5 Bl. 28 spiegelton der erenpoten Die pluetig hochzeit 12. Mai 1539 a. a. O. S. XXVI.

MG. 5 Bl. 30 spiegelton erenpoten Die kungin isiphiles 15. Mai 1539 S. XXVIII.

MG. 5 Bl. 194 gulden thon H. S. Die kungin procris (s. oben) 3. Juni 1541 S. XXIV.

Sg. Historia von dem Konig Cephalo, der sein weib Procris erschosz KG. II, 167, vgl. Studien II, 50 vom 16. Juni 1541; ferner MG. 5 Bl. 195 gulden thon Hans Sachsen Die kungin medusa vom 3. Juni 1541 gedr. Stud. II, S. XXX, auch nach Boccaccio-Stainhöwel; das Gedicht macht dadurch aber allein eine Ausnahme, daſs Hans Sachs nicht von der über dem Kapitel stehenden Erwähnung Lucans (Pharsalia IX, 626) ausgeht, sondern auf eigne Hand Ovid nennt. Wegen des „cristallinen schilt“, den der Dichter Perseus besitzen läſst, Boccaccios „de genealogia deorum“ heranzuziehen, wie ich Stud. II, S. 57 tat, ist nicht nötig, da ein früheres Kapitel der „berühmten Frauen“ c. VI, von Minerua oder Pallas berichtet (Bl. IX.): „Darzu het sie vor ir zeschirm ain cristallynin schilt, das inn ain traken Kopff gefertiget was . . .“; jedenfalls aber wuſste Hans Sachs anderswoher — oder schloſs es, wie in andern Fällen, aus der erzählten Verwandlung — daſs die Geschichte auch bei Ovid Met. erwähnt ist, wenn er sie auch in den einzelnen Zügen ganz abweichend schildert. Das entsprechende Sg. vgl. SG. 4 Bl. 190 (gedr. Stud. II, S. XXXII.) vom 16. Juni 1541, nach der Folio bei KG. II, 170.

Weiter kommen noch durch die Citate zur Nennung bei Hans Sachs in hierhergehörigen Gedichten Virgilius:

*) Gedruckt Goedeke, Dichtungen von Hans Sachs I, S. 107 nicht nach MG. 4, sondern nach der zumal in der Orthographie stark abweichenden Göttinger Handschrift U. 98 von 1554, die aber ebenfalls von Hans Sachs und zwar für Hans Leutzdorfer in Nürnberg geschrieben ist.

MG. 4 Bl. 91 roerweis pfalczen von straspurck Die mördisch Clitimestra vom 24. Juni 1532 durch das schon früher angeführte Citat. Ferner Josephus: MG. 4 Bl. 263, klingende don H. S. Agrippina, ein muter Neromis vom 10. Mai 1538, nach BSt. c. 87: Josephus libro antiquitatum XVIII. ca. x. (Holzschnitt) Von Agrippina etc. — eines der vereinzelten Kapitel, die in der zweiten Hälfte von Stainhöwels Werk noch Verweisungen oder Citate aufzeigen. Circe (MG. 4 Bl. 253) 1538 und Penelope 1542 (MG. 5 Bl. 252) sind nach Schaidenraifsers Odysseeübersetzung 1537 gedichtet.

Als Quelle genannt ist Boccaccio bei den folgenden Gedichten — und zwar teils allein, teils mit seinem Werk, den „durchlewchting weiben" zusammen:

MG. 4

Bl. 87 cling. th. H. Saxen Die zwo getrewen junckfrawen 13. Juni 1532 BSt. c. 67: Von Armonia.

Bl. 89 roerweis pfalczen von Straspurg Die trew fraw porcia 19. Juni 1532 BSt. c. 79.

Bl. 246 pfluegton siegharcz Die einfeltig paulina 23. Dec. 1537 BSt. c. 86.

Bl. 253 greferey fricz zorn Die getrew Hipsicratea 26. Febr. 1538 BSt. c. 75.

Bl. 254' kling th. H. Saxen Die kewsch witfraw Dido 1. März 1538 BSt. c. 40.

Bl. 258' greffrey fricz zorn Die gedultig tercia 6. Apr. 1538 BSt. c. 73.

Bl. 261' pflueg thon siegharcz Die gotin des weisheit Minerva 26. April 1538 BSt. c. 6.

Bl. 262' rorweis pfalczen etc. Die getrew pompeya 30. Apr. 1538 BSt. c. 89.

Bl. 264' kling. thon H. S. Die Cleopatra 10. Mai 1538 BSt. c. 83.

MG. 5.

Bl. 10 spruchweis H. S. Die Aragnes 19. Dec. 1538 BSt. c. 17, das zugehörige, wörtlich mit dem MG. übereinstimmende Sg. in SG. 4 vom 19. Febr. 1539, beide Gedichte gedr. Stud. II, S. XXXIV.; stark abweichend das Sg. der Folio, KG. II, 183—85 vom 10. Dec. 1545; über das Verhältnis der verschiedenen Fassungen zu einander vgl. Näheres Stud. II, S. 63—71.

Bl. 29 spiegelton des erenpoten Die getrewen weiber Menie 14. Mai 1539 BSt. c. 29.

Bl. 168′ mayenweis ulrich eyslingers Die schön Kaiserin faustina 8. Apr. 1541 BSt. c. 93.
Bl. 261′ osterweis fricz ketners Die verschwieg fraw Epitaris 31. Aug. 1542 BSt. c. 88.
Bl. 262′ greffrey fricz zorns Die sophoniczba 31. Aug. 1542 BSt. c. 69.
Ohne Namensnennung erscheinen:
Bl. 255′ graben thon regenpogens Die kungin olimpias 26. Mai 1542 BSt. c. 60.
Bl. 256′ gruenen thon mueglings Die kayserin sabina poppea 30. Mai 1542 BSt. c. 90.

Mit Ausnahme der „Aragne“ und der „Dido“, bei denen auf Ovid und Virgil verwiesen ist, sind sämtliche Kapitel bei BSt. ohne Citate oder Verweisungen.

Ferner möchte ich des Meisterliedes in MG. 4 Bl. 63 im geschieden ton Cuncz nachtigals Der Babst mit dem Kind vom 29. März 1532 gedenken. Es gehört nicht eigentlich hierher, denn die Quelle ist nicht Boccaccio, sondern eine „cronica“ (welche?), Hans Sachs hat aber den gleichen Stoff nochmals später nach Boccaccio-Stainhöwel c. 96: „Von Johanna anglica“ behandelt. Ich bringe den MG. zum Abdruck, denn er bietet in der Entwicklung der Sage von der Päpstin Johanna (Kürschners Nat. Litt. Bd. 146 I S. C f.) eine interessante Mittelstufe, während Boccaccio eine jüngere Fassung zeigt, vgl. Döllinger, Papstfabeln[2] S. 27 ff.; Haage, Dietrich Schernberg und das Spiel von Frau Jutten.

1.

Hört wie in engelande
Ein wunderschöne junckfraw was,
Als ich in der cronica las,
Gen der in lieb entprande
Ein doctor mit pegiren.
Der sie in mannes kleide
Mit im hinfueret gen athen
Auf die hochschuel solt ir versten
Al da sie alle peide
Thetten fleysig studiren.

Das weib wart wolgeleret
In allen künsten sie drefflich zw nome.
Der doctor hochgeeret
Zog mit seiner liebhaberin gen rome;
In mannes cleid sie vnerkant
Alle doctores vbervant,
Ir preis das wart gemeret,

2.

Das ir alle prelatten
Sprachen lob, er aus rechter gunst;
Durch irr sinschicklikeit vnd kunst
Wart sie nach diesen taten
Bl. 63′ Zw einem cardinale.

Als nun leo der firde
Starb, da wart sie zw babst erwelt,
Johannes der achte geczelt;
Also das weib regirde
Das bastum nach der wale.

Der doctor vorgesprochen
Wont stet pey dem babst seinem schönen weibe.
Kurczlich ir freūd wart prochen,
Der heilig babst, der wart schwanger von leibe.
Sein leib wuchs ser gros mit der zeit,
Doch verparg er sein schwangerheit
Auf neunundreifsig wochen.

3.

Vnd als der babst mit prangen
Mit all seinen cardinelen
Wollt in sant johans kirchen gen,
Wart er mit we umfangen
Vnter des himels wolcke.

Vnd da ein kint gepare
Jdoch starb er schmerczlich daran
Alda erst sein weiplich persan
Wart also offenware
Allem romischen volcke.

Also wurden geplende
All cardinel vnd romische prelatten
Durch weiplich list pehende,
Die sich zw lecz veriet mit offen tatten.
Bl. 64 Also wo noch heimlich schalckheit
Verporgen pleibet lange Zeit,
Wirt sie offen am ende.

Anno salutis 1532 gedicht am 29 tag marcj.

Münster i. W.

Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustrum.

Von

Reinhold Bechstein †.

I. Bibliographie.

Verzeichnisse. Berichte. Übersichten.

1) Im achten Jahrgang der von Franz Pfeiffer herausgegebenen Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde vom Jahre 1863 begann Karl Bartsch eine „Bibliographische Übersicht" der Erscheinungen des vorhergehenden Jahres zu geben, die auf das deutsche Altertum Bezug haben. Diese Bibliographie, die in den folgenden Jahrgängen regelmäſsig fortgesetzt wurde, berücksichtigte von vornherein auch das 16. Jahrhundert. Anfänglich waren die Erscheinungen aus dieser Periode nur spärlich vertreten, später mehrten sie sich; und so begegnet uns auch der Name Hans Sachs erst vereinzelt, dann häufiger und häufiger. Bis zum Jahre 1884 (30. Jahrgang, 1885) lieferte Bartsch diese dankenswerte und unentbehrlich gewordene Arbeit, aber im 32. Jahrgange (1887) erklärte er, die Bibliographie wegen schwerer Krankheit aufgeben zu müssen. Den Jahrgang 1885 werde er noch liefern, wenn er gesund sei, im übrigen aber die lange mit Liebe gepflegte Arbeit andern überlassen. Erst nach seinem im Jahre 1888 erfolgten Hinscheiden erschien die von ihm begonnene und verheiſsene Bibliographie des Jahres 1885. Gustav Ehrismann unterzog sich der Herausgabe und lieferte zugleich im 35. Jahrgang (1890) die Bibliographie des Jahres 1886. Ehrismann holte dann in den folgenden Jahrgängen 1891 und 92 die Jahre 1887 und 88 nach. Mit dem 37. Jahrgange hörte die im Jahre 1856 gegründete Zeitschrift wegen Mangels an Teilnahme zu erscheinen auf. In der letzten Zusammenstellung Ehrismanns ist das Werk von Schweitzer noch nicht mit aufgeführt, doch bietet sie für den von uns gewählten Zeitraum einige dankenswerte Hinweise.

Neben seiner Bibliographie versuchte Karl Bartsch auch einmal einen „Litteraturbericht" zu geben, in welchem er die neueren Erscheinungen kurz besprechen wollte, „um den Leser, der nicht Gelegenheit hat sie alle zu sehen, über Stellung, Zweck und Bedeutung des betreffenden Werkes kurz zu orientieren". Leider setzte er dieses im 17. Jahrgange (1872) begonnene Unternehmen nicht fort. Aus der Hans Sachs-Litteratur sind hier nur zwei Arbeiten berücksichtigt: Rachels Programm von 1870 über Reimbildung und Dreireim im Drama des Hans Sachs (S. 244) und Goedekes Ausgabe in der Sammlung der deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts (S. 252). Daran schliefst sich noch ein kurzer empfehlender Hinweis auf Kellers Ausgabe, von der bis dahin 5 Bände erschienen waren.

2) Auch die von Höpfner und Zacher seit 1869 herausgegebene Zeitschrift für deutsche Philologie brachte eine Bibliographie, aber erst im 9. Bande (1878) für die Jahre 1876 und 77. Im Einklang mit dem weiteren Programm der Zeitschrift war auch dem 16. Jahrhundert zugleich mit dem 15. eine besondere Rubrik eingeräumt. In der ersten Zusammenstellung begegnet uns Hans Sachs noch nicht, aber mehrmals in der zweiten. Schon im folgenden 10. Bande (1879) schlofs die Zeitschrift mit der Bibliographie für 1878 das neue Unternehmen, weil die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, die sich der Mühwaltung unterzogen hatte, ihre Bibliographie als selbständige Übersicht, als Jahresbericht erscheinen lassen wollte.

3) Dieser bis auf den heutigen Tag bestehende und unentbehrlich gewordene Jahresbericht, der bekanntlich im allgemeinen mehr den Charakter einer räsonnierenden Bibliographie als den eines eigentlichen Berichts trägt, und dies sicher nicht zu seinem Schaden, stellte sich in stofflicher Hinsicht in einen eigentümlichen Gegensatz zu der früheren Bibliographie in der Zeitschrift. Im ersten Jahrgang (1879, Berlin 1880) war das 16. Jahrhundert nicht besonders vertreten. Nur im Kapitel „Niederdeutsch" fanden sich auch Litteraturerscheinungen dieser Zeit verzeichnet, und so wurde es zunächst auch fernerhin gehalten. Erst vom 6. Jahrgang (1884) an wird der Abschnitt „Mittelhochdeutsch" auch auf das 16. Jahrhundert ausgedehnt, nachdem man dafür einen bereiten und sachkundigen Bearbeiter gefunden hatte. Deshalb war es auch nicht geboten, dafs Philipp Strauch in seinem 1885 begonnenen Verzeichnisse der auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur erschienenen wissenschaftlichen Publikationen im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur auch das 16. Jahrhundert mit bearbeitete. Strauch sprach sich auch gleich

Eingangs darüber aus. Nachdem die Herausgeber des Jahresberichts jene Vermehrung beschlossen hätten, habe er zur Vermeidung einer zwecklosen Konkurrenz die ursprüngliche Absicht, seine bibliographische Übersicht über den ganzen Zeitraum von Luthers Auftreten bis zu Goethes Tode auszudehnen, aufgegeben und nachträglich die Jahre 1624 und 1832 als zeitliche Grenzen festgestellt. So bot nach dem Eingehen der Germania eine Zeit lang der Jahresbericht die einzige Bibliographie für das 16. Jahrhundert und somit auch für die Hans Sachs-Litteratur.

4) Strauch setzte seine Verzeichnisse bis zum Jahre 1889 fort (Anzeiger 16, 1890). Für das folgende trat dann ein neues, selbständiges Unternehmen ein: die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, deren Herausgabe unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter, Elias, Herrmann und Szamatólski übernommen haben. Strauch überliefs den Herausgebern seine ungedruckte Bibliographie des Jahres 1890 in dankenswerter Weise. Da neuere Litterarhistoriker die neue Zeit häufig erst mit Opitz anheben lassen, so werden gewifs Manche vermutet haben, die Herausgeber der neuen Jahresberichte würden ebenso verfahren wie ihr Vorgänger Strauch. Das taten sie aber nicht, sie sahen keine Konkurrenz mit dem Jahresberichte, wenn auch sie das 16. Jahrhundert aufnahmen, weil die Aufgaben und der Charakter der beiden Unternehmungen so wesentlich verschieden waren. Ja sie gingen noch weiter. Sie räumten sogar dem 15. Jahrhundert eine Stätte ein, wie dereinst Uhland diese Zeit auch mit zur Reformationsperiode gerechnet hatte. So ist also die Hans Sachs-Litteratur wieder doppelt vertreten: im Jahresbericht und in den Jahresberichten.

Hans Sachs begegnet uns in diesen Jahresberichten zu öfteren Malen und an zahlreichen und verschiedenen Stellen. Es liegt dies an der Anlage des Ganzen, aber wenn es sich auch nicht vermeiden liefs, so mufs es doch bei einer solchen Dichterpersönlichkeit als ein Nachteil empfunden werden. Geschlossener stellt sich der Dichter im Jahresbericht dar, wenn es auch hier nicht ganz an Verweisungen auf bestimmte Materien fehlt. Wenn erst im Allgemeinen Teile, dann unter der Reformationslitteratur, dann auch unter den Neuern, die sich des alten Dichters angenommen haben, über Hans Sachs vorübergehend oder genauer berichtet wird, so werden wir, wie wir das auch in manchen Litteraturgeschichten gewohnt sind, diese Zersplitterung als notwendig erachten. Nun aber wird uns bei der Einteilung nach den Gattungen der Poesie derselbe Mann bald als Lyriker und

Epiker, bald als Dramatiker und Didaktiker vorgeführt. Am häufigsten begegnet er uns in dem von Bolte bearbeiteten Abschnitte „Drama“. Diese Anlage bringt aber auch seltsame Inkonsequenzen mit sich. So ist das Werk Schweitzers mit seinen vielen Besprechungen auch im Abschnitt „Drama“ untergebracht, während uns doch Schweitzer den ganzen Dichter und nicht blofs den Dramatiker schildert. Trotz dieser Bedenken müssen wir uns freuen, dafs Hans Sachs in dem neuen Unternehmen so sorgfältig und vielseitig berücksichtigt wird.

5) Wenden wir uns nach der Betrachtung der Verzeichnisse und der Berichte den „Übersichten“ zu, so möchten wir zunächst einen Aufsatz zu ihnen rechnen, der eigentlich zu den Betrachtungen gehört. Da in ihm aber auf neuere Hans Sachs-Litteratur besonderes Gewicht gelegt wird, so findet er hier die geeignetere Stelle. Es ist dies der sehr warm geschriebene Artikel „Hans Sachs. Eine Erinnerung zum 5. November“ von Karl Drescher in der Allgemeinen Zeitung (No. 307, Beilage No. 259)*) vom 5. November 1890. Drescher erinnert zunächst an die in vier Jahren bevorstehende Feier des 400. Geburtstages des Dichters und weist dann darauf hin, dafs erst seit einigen Jahrzehnten, nachdem lange Zeit vorher die deutsche Litteratur seinen Namen zu den Verurteilten geschrieben, der wieder zu Ehren gekommene Nürnberger Dichter und Meistersänger auch wieder öfter in Deutschland genannt werde; aber erst in einem kleinen Kreise fange man wieder an, den Dichter auch aus seinen bis jetzt zugänglichen Werken kennen zu lernen. Geistvoll zeichnet Drescher den Dichter auf dem Hintergrunde seiner Zeit. Die historische Wirkung und Bedeutung des Dichters beruht darin, dafs er all den neuen Stoff, vornehmlich den aus der Antike geschöpften, sich aneignete und in seiner deutschen Art Andern zugänglich machte. Mit Opitz beginnt die Geringschätzung des Meisters, wenn es auch nicht ganz in jener Zeit an freundlichen Stimmen fehlte. Im folgenden Jahrhunderte lebt zwar die alte Mifsachtung fort und zeigt sich öfter in plumper Gestalt, aber die bessere Einsicht bricht sich doch allmählich Bahn. Kästner, Gottsched, Ranisch, Wieland, Herder, Goethe, Tieck: sie alle haben den alten Dichter wieder zu Ehren gebracht und ihn dem Vaterlande aufs neue geschenkt, bis endlich A. von Keller das „Wagnis“ unternahm, wenigstens die sämtlichen gedruckten Gedichte

*) Zu 5: Verzeichnet im Jahresbericht 13 (1891), XV, 105, in den Jahresberichten 1 (1890), II, 4, 29 mit kurzer Charakteristik: „Über den Stand der Forschung orientiert Karl Drescher, der als Mitarbeiter Goetzes sich mit den Meisterliedern eingehender beschäftigt“.

des Hans Sachs neu herauszugeben. — Auch die Dichtung bemächtigte sich des Dichters. Drescher weist hin auf Deinhardsteins Drama, für dessen Berliner Aufführung im Jahre 1827 Goethe zu seinem berühmten Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" noch einen Prolog verfafste. Aus diesem Stücke Deinhardsteins ward der Text zu Lortzings Oper frei bearbeitet, die wiederum für Richard Wagner vorbildlich gewesen ist.*) Auch Martin Greif verfafste bereits vor seinem neuesten, zur diesjährigen Jubiläumsfeier gedichteten Schauspiel „Hans Sachs" (Leipzig 1894) ein lyrisch-dramatisches Werk „Hans Sachs" (1865) und zur Enthüllung des Nürnberger Sachs-Denkmals (Juni 1874) ein in Sachs eigener Art gehaltenes anmutiges Gedicht, wie er mit St. Peters Erlaubnis gerade zur Enthüllungsfeier nach Nürnberg kommt (Gedichte. 4. Aufl. Stuttgart 1886, S. 316). — Dem Publikum ist Hans Sachs gewöhnlich als der „Meistersänger" bekannt, eine Auffassung, die auch die dramatische Behandlung hervorgerufen und gefestigt hat. Im seltsamen Gegensatz zu dieser Wahrnehmung steht die Tatsache, dafs aufser dem Fachmann fast Niemand die Meistergesänge kannte. Goedeke machte den ersten Versuch, die Meisterlieder allgemeiner zugänglich zu machen. Eine wissenschaftliche Ausgabe sämtlicher Meistergesänge planen Goetze und Drescher. Des letzteren Hoffnung, „sie bis zum 400. Geburtstage Hans Sachsens zu Ende zu führen" hat sich zwar nicht erfüllt, dagegen ist die weitere Erwartung, es möchte bis dahin wohl auch die Ausgabe der Spruchgedichte und Dramen vollendet sein, wenn auch nicht in vollem Umfange, so doch, wie wir sehen werden, im wesentlichen zur erfreulichen Wahrheit geworden.

6) Eine zweite „Übersicht" ist ebenfalls in der Münchner Allgemeinen Zeitung niedergelegt. Trotz des Titels „Aus der neueren Hans Sachs-Litteratur" (No. 329, Beil. 278 vom 27. Nov. 1891)**) wird auch hier wie in Dreschers Aufsatze die frühere Zeit ins Auge gefafst. Der Verfasser, Max Koch, berichtet im Eingang seiner Betrachtung über die wunderbaren Wandlungen der litterarischen und der ästhetischen Würdigung, die Hans Sachs und seine Werke im Verlaufe der Zeiten erfahren mufsten. Auch Koch spricht von der

---

*) Vergl. über dieses Verhältnis Heinr. Welti „Lortzing und Wagner", 1886 in Kürschners „Richard Wagner Jahrbuch". D. Red.

**) Zu 6: Verzeichnet im Jahresbericht 13 (1891) XV, 199, ferner JBL (Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte) 2 (1891) II, 4, 26: hier wird die von Koch wiederholte Nachricht des Zwickauer Wochenblattes hervorgehoben, wie die Manuskriptbände des Dichters in dem Besitz des Zwickauer Rates gelangt sind.

einstigen Mifsachtung des Dichters und von seiner endlichen Wiedererhöhung. Auch Koch gedenkt Goedekes Auswahl aus Hans Sachsens Meistergesängen und weist auf eine künftige Veröffentlichung eines Meistergesangs von der „Wittenbergischen Nachtigall“ hin (s. unten No. [22]). Auch zwei neue Veröffentlichungen von bisher unbekannten Spruchgedichten und Meistergesängen werden namhaft gemacht (s. unten No. [39] und No. [40]). Auch Koch wird auf die Ausgabe des litterarischen Vereins geführt; wenn er aber bemerkt, dafs diese bis zum 17. Bande vorgerückte leider in ihrem gröfseren Teile „mit wenig Sorgfalt“ hergestellt sei, bis Edmund Goetze vom 13. Bande an als Mitherausgeber eintrat und eine kritische Textbehandlung durchführte, so bedarf dieses Urteil, wie wir zeigen werden, wesentlich der Modifikation. Goetze ging für die Gesamtausgabe wie für seinen musterhaften Neudruck der Fastnachtspiele und Schwänke in Braunes Sammlung überall auf die Handschriften zurück. Dies führt den Verfasser auf die handschriftlichen Schätze in Zwickau. Und hier bringt er eine sehr interessante Nachricht aus dem Zwickauer Wochenblatte bei, die er seinerseits der Güte Edmund Goetzes verdankte, wie jene Schätze nach Zwickau gelangt sind. Hieran reiht sich in Kochs Besprechung die Erwähnung von Goetzes populärer Schrift in der Bayerischen Bibliothek (s. unten No. [23]), seines Artikels in der Allgemeinen deutschen Biographie (s. unten No. [22]) sowie K. Lucaes Erinnerung an Hans Sachs (s. unten No. [25]). Auch zweier Schriften, die nur mittelbar zur Hans Sachs-Litteratur zu zählen sind, wird Erwähnung getan: Otto Plates Untersuchung über „die Kunstausdrücke der Meistersänger“ und Leonhard Liers „Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspiels“. Hier werden auch Quellenfragen berührt. Auf besondere Quellenuntersuchungen weist uns Koch hin, auf die von Fr. Neumann (s. unten No. [34]) und A. L. Stiefel (s. unten No. [42], in der Zeitschrift für vergleichende Litt.-Gesch. I, 161 und N. F. IV, 440), besonders aber auf die von Drescher (s. unten No. [38 und 40]). Drescher hat namentlich auch die Quellen zum hürnen Seufrid untersucht. Und diese Untersuchung wurde durch Golthers Ausgabe des Liedes vom hürnen Seyfrid und Volksbuches vom gehörnten Siegfried (in Braunes Neudrucken) wesentlich erleichtert.

7) Auch eine germanistische Fachzeitschrift brachte einen Bericht über „Neuere Schriften über Hans Sachs“, die Zeitschrift für deutsche Philologie im 24. Bande (1892), Seite 262—269*). Der Ver-

*) Zu 7: Verzeichnet im Jahresbericht 13 (1891) XV, 98 mit Angabe der besprochenen Schriften.

fasser M. Rachel, dem wir die Programmabhandlung (und zugleich Dissertation) über Reimbrechung uud Deklinieren bei Hans Sachs verdanken, beginnt mit dem Hinweis auf die in Kürze der Vollendung entgegengehende Ausgabe des litterarischen Vereins. Jedenfalls im Anschluss an Goetzes Angabe in der Allgemeinen deutschen Biographie bemerkt er, dafs der Abdruck der Nürnberger Folioausgabe noch den 19. und 20. Band füllen werde, während es in der Tat 21 Bände geworden sind; dann giebt er an, was die beiden noch in Aussicht genommenen Schlufsbände bringen werden. Mit der Vollendung der erneuerten Folioausgabe erhofft Rachel eine gröfsere Berücksichtigung der grammatischen und lexikalischen Aufgaben. Mehr angebaut ist das Gebiet der Quellenuntersuchungen und so bespricht Rachel genauer die in dieses Gebiet einschlagende Arbeit von Thon (s. unten No. [36]). Auch erwähnt er Herrmanns Ausgabe der deutschen Schriften des Albrecht von Eyb, weil Hans Sachs zu seiner Komödie Monechmo die Eybsche Übertragung als Vorbild gehabt habe, was schon von Günther in seiner Dissertation über die Plautus-Erneuerungen in der deutschen Litteratur des 15.—17. Jahrhunderts (1886) nachgewiesen worden ist.

Eingehend und mit grofser Anerkennung wird sodann von Rachel das „ausführlichste zusammenfassende Werk über Hans Sachs, das wir gegenwärtig überhaupt besitzen“, das Werk Schweitzers besprochen. Für solche, die sich nicht in dieses umfängliche Buch vertieft haben, wird in Rachels Bericht, was auch schon in Goetzes biographischem Artikel zu lesen war, neu und überraschend gewesen sein, dafs die früher unbeanstandet hingenommene autobiographische Nachricht des Dichters, dafs er am Feldzuge Karls V. nach Frankreich Teil genommen und als Jäger bei Kaiser Max in Innsbruck Dienste geleistet habe, der Wahrheit nicht entspricht. Auch sonst giebt Rachel auf neue Auffassungen, die wir Schweitzer verdanken, willkommene Hinweise. Betreffs der grammatischen und metrischen Teile in Schweitzers Werke macht Rachel einzelne wohlerwogene und gegründete Ausstellungen.

Der von uns erwähnte biographische Artikel Goetzes wird von Rachel auch kurz charakterisiert (s. u. No. [22]), ebenso dessen populäre Schrift in der Bayerischen Bibliothek (s. u. No. [23]); „unter den deutschen Schriften über Hans Sachs ist diese, soweit nicht Proben gewünscht werden, die ausführlichste und unterrichtendste“. Auch die neue Bearbeitung der früheren Schrift von Lützelberger, die der junge Frommann

übernommen hat, findet in Rachels Übersicht eine wohlwollende Würdigung (s. u. No. [27]).

8) Wesentlich anderen Charakter trägt eine ebenfalls die neuere Hans Sachs-Litteratur behandelnde Arbeit. Auch sie beschränkt sich ebenso wenig wie die ihr vorausgehenden Artikel von Drescher und von Koch auf ganz neue Erscheinungen, und doch ist sie auch wieder nicht eine in sich abgeschlossene litterarhistorische oder biographische Betrachtung. Es ist ein Aufsatz, den am besten die Überschrift charakterisiert: „Zu Hans Sachs“ (in der von Otto Lyon herausgegebenen Zeitschrift für den deutschen Unterricht, im 6. Jahrgang (1892), S. 589—616*). Der Verfasser, Julius Sahr in Dresden, spricht sich selbst des Näheren über seine Absicht aus.

Nach einer kurzen Darlegung der Schwierigkeiten, die dem Eindringen in Hans Sachs entgegenstehen, will er die durch Goethe geweckte Teilnahme des deutschen Volkes für den alten Meister dadurch erweisen, dafs er eine Zusammenstellung versucht von Dichtungen und Bildwerken, die den Nürnberger Dichter verherrlichen. Eine solche annähernd vollständige Zusammenstellung hat in der Tat vor Sahr noch niemand unternommen. Das Verzeichnis, von dem der Verfasser selbst bemerkt, dafs es sich leicht bereichern lasse, ist ohne Zweifel sehr willkommen und mag die Grundlage zu Ergänzungen und Nachträgen bieten. Ich möchte gleich einen solchen Nachtrag beibringen. Hans Sachs ist eine der Hauptpersonen in Rudolf Baumbachs poetischer Erzählung „Kaiser Max und seine Jäger“ (zuerst 1888). Hier folgt der Dichter noch der alten Tradition und Lehre: Hans Sachs ist bei ihm als Jäger in den Dienst des Kaisers getreten.

Der Verfasser beabsichtigte, in zwei Aufsätzen dem Lehrer des Deutschen einen Gesamt-Überblick über den heutigen Stand der Hans Sachs-Forschung zu geben. Insbesondere ist sein Ziel, die Hauptergebnisse dieser Forschung zusammenzustellen, die verschiedenen Hans Sachs-Ausgaben und Biographien anzuzeigen, vor allem aber die wichtigen Grundsätze zur Herstellung eines guten Hans Sachs-Textes in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Dann führt er eine Reihe von Schriften als seine „Hauptquellen“ an, Schriften, die zum Teil in die siebziger und in den Anfang der achtziger Jahre zurückreichen, zum Teil neuer sind und deshalb auch von uns in den Kreis der Betrachtung gezogen werden müssen. Was dem Verfasser vor allem wichtig scheint, das ist auch der Inhalt des ersten Aufsatzes, der die

*) Zu 8: Verzeichnis im Jahresbericht 14 (1892) XV, 129.

Überschrift trägt: „I. Die Textfrage: Verhältnis zwischen Handschrift und Druck; Ausgaben". — Der zweite Aufsatz, der des Dichters Leben und Wirken betrachten soll, ist zur Zeit noch nicht erschienen.

An die Spitze seiner „Hauptquellen" stellte der Verfasser den bekannten Aufsatz Goetzes über das dreizehnte Spruchbuch des Hans Sachs im 7. Bande (1877) von Schnorrs Archiv. Wenn er meinen ähnlichen Aufsatz über das sechste Spruchbuch nicht mit berücksichtigte, so geschah es wohl nicht aus Unkenntnis, denn Schweitzer hat ihn in seiner Bibliographie mit eingereiht (S. VII), sondern weil Sahr zeitlich nicht gar so weit zurückgreifen wollte. Denn mein Aufsatz erschien bereits im Jahre 1862 (in dem Sammelbuche „Deutsches Museum für Geschichte, Litteratur, Kunst und Altertumsforschung". Begründet von Ludwig Bechstein. Neue Folge. — Erster Band. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Mit 4 Faksimiles. Leipzig, Verlag von Otto August Schulz. 1862. 8⁰. XVI und 352 Seiten)*). Sahr erwähnt auch bei Gelegenheit des Hinweises auf Schnorrs von Carolsfeld Schrift „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs", dafs aufser den hier genannten in Dresden befindlichen Hans Sachs-Bänden „jetzt" auch noch das sechste Spruchbuch des Handexemplars in Dresden sei. Es wäre für Sahrs Aufsatz vorteilhaft gewesen, wenn er nähere Kenntnis von diesem jetzt ebenfalls in Dresden aufbewahrten Hans Sachs-Bande durch meinen Aufsatz genommen hätte. Dann würde er nicht die Klage haben laut werden lassen: „Trotzdem" — nach dem Bekanntwerden der Hans Sachs-Handschriften in Leipzig (1843), Berlin (1846) und Zwickau (1854) — „lagen all diese Schätze in Zwickau, Leipzig und Berlin lange in tiefer Vergessenheit; niemand achtete darauf,

) Ich habe mir erlaubt, hier den vollständigen Titel meines Deutschen Museums mitzuteilen, weil ich mehrfach in Erfahrung gebracht habe, dafs es recht unbekannt geblieben ist. Sogar der treffliche Goedeke, dem sonst nicht so leicht etwas entging, hat es unbeachtet gelassen. Daher kam es, dafs er in seinem Aufsatze über die Büchersammlung des Hans Sachs in Schnorrs Archiv VII (1878) bei Aufzählung der noch vorhandenen Bücher nicht auch das sechste Spruchbuch namhaft macht, sondern nur die von Naumann beschriebenen beiden Bände nach Leipzig weist. Das ist um so verwunderlicher, als Schnorr von Carolsfeld im vorhergehenden V. Bande des Archivs (1876) in seinem Aufsatze „Über Benedict Edelbeck und andere Pritschenmeister" meiner Veröffentlichung dreier Pritschengesänge des Hans Sachs im Deutschen Museum N. F. Bd. 1, Lpz. 1892 S. 251—253 aus dem sechsten Buch der Spruchgedichte Erwähnung tut mit dem ausdrücklichen, gesperrt gedruckten Zusatze: „jetzt Dresdner Handschrift M. 10". Schnorr unterliefs es als Herausgeber, zu jenem Aufsatze Goedekes die ergänzende und berichtigende Bemerkung anzufügen und der einzigen hier aufgezählten Dresdner Handschrift die neue Erwerbung beizugesellen.

keinen fiel es ein, sie zu benutzen, so dafs, als Goetze an das Studium der Zwickauer Bände ging, er sie so unberührt fand, dafs die Sägespäne, die Hans Sachs zum Abtrocknen benutzte, noch auf den Buchstaben hafteten". Wenn weiterhin wie vorher zwei Leipziger Handschriften erwähnt werden, so hätten im Zusammenhange deren drei gezählt werden sollen; denn das später auch nach Dresden gekommene sechste Buch befand sich ja vor den Bemühungen Goetzes ebenfalls in Leipzig.

Auch Sahr spricht davon, wie die in Zwickau aufbewahrten Manuskripte dahin gekommen sind, und nimmt Gelegenheit, Kochs Irrtum in seinem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung (s. oben No. 6) entgegenzutreten, Johann Pregell, der Besitzer des Gasthofs ‚Zu den drei Schwanen', der einstige Besitzer von Hans Sachsens eigenhändigen Büchern, sei ein Enkel des Dichters gewesen; er war sein Urenkel.

Sahr geht dann auf seine Hauptaufgabe über, im Anschlufs an den bekannten und mafsgebenden Aufsatz Goetzes „über den gedruckten Text des Hans Sachs und die Hilfsmittel zu seiner Verbesserung" (im VIII. Bande 1878 von Schnorrs Archiv) den Text in der ersten Folioausgabe als schlecht und vielfach unbrauchbar zu erweisen und die Notwendigkeit darzutun, dafs ein Vergleich mit den andern Ausgaben und mit den Einzeldrucken von hohem Werte sei und dafs man, wo nur immer möglich, auf die Handschrift des Hans Sachs als den wirklich echten Text zurückzugehen habe.

Den von Goetze entlehnten Beispielen, wie durch die Handschrift falsche und unverständliche Lesarten des Foliodrucks berichtigt und klar werden, fügt Sahr noch eine Reihe eigener hinzu. Hieran schliefst sich eine Besprechung der Ausgabe des litterarischen Vereins mit Einschlufs der noch zu liefernden den Inhalt wesentlich ergänzenden zwei Bände (vgl. unten No. [10]) und ein Hinweis auf Dreschers Studien (s. unten No. [38. 40]). Weiterhin wird auch Goetzes Ausgaben der Schwänke und der Fastnachtspiele gedacht sowie die der neuen, z. T. durch Goetze besorgten Auflagen der Ausgaben von Goedeke und Tittmann. Wenig zufrieden ist Sahr mit der Ausgabe von Bernhard Arnold (2 Teile, Berlin und Stuttgart, Spemann; Kürschners deutsche Nationallitteratur Band 20 u. 21). Er weist eine ziemlich grofse Menge von Versehen und Fehlern nach. Im allgemeinen sucht die scharfe Kritik darzutun, dafs Arnolds Text nicht auf der Höhe der gegenwärtigen Hans Sachs-Forschung stehe, dafs er, obwohl 1884 erschienen,

doch veraltet sei. Auch eine Anzahl falscher Erklärungen wirft Sahr dem Herausgeber vor*).

Auch einige andere volkstümlich gehaltene Werke werden von Sahr angereiht, die auch Texte bringen: Lützelbergers Hans Sachs in zweiter Auflage (s. unten No. [27]) und das kleine Buch von Genée vom Jahre 1888 (s. unten No. [15]), dann auch die Schulausgaben von Hopf und Paulsiek, Kinzels Auswahl (s. unten No. [12]) und Staedlers Auswahl (s. unten No. [14]). Die Texte dieser Schulausgaben lassen nach Sahrs Urteil noch manches zu wünschen übrig. Auch für sie dringt Sahr auf die Verbesserung nach den Handschriften.

Schliefslich kommt der Verfasser auf die Dialoge zu sprechen; auf die vier von Reinhold Köhler und auf den fünften und sechsten von Goetze herausgegebenen. Von einem siebenten wissen wir nur litterarisch; er selbst ist noch nicht aufgefunden. Mit dem Wunsche, dafs die sechs, jetzt schwer zugänglichen Dialoge gemeinsam neu herausgegeben und wo nötig erklärt werden möchten, schliefst Sahr seine verdienstliche Betrachtung.

9) Sahrs Aufsatz hat im folgenden Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (7, 1893, S. 501) einen Nachtrag gefunden durch R. Sprenger, der darauf aufmerksam macht, dafs auch Langbein eine Bearbeitung des Schwankes St. Peter mit der Gais ohne Quellenangabe aufnahm. Wenn Sprenger in Sahrs bibliographischer Übersicht das Werk von Z. Becker „H. Sachs im Gewande seiner Zeit" vermifst, so scheint uns diese Erinnerung übel angebracht. Da hätte Sahr noch eine ganze Reihe früherer Werke anführen können. Das an sich verdienstvolle Unternehmen Beckers hatte gar keine Bedeutung für den Zweck, den Sahr verfolgte. Dafs aber Sahr das Werk kannte, geht aus einer Stelle auf Seite 601 seines Aufsatzes hervor, wo er nachweist, dafs das Original zu dem fliegenden Bilderbogen, den wir am Ende des zweiten Teils in Arnolds Ausgabe finden, nicht ein

*) Die Ausgabe Arnolds fällt nicht mehr in den Bereich unserer Aufgabe. Dennoch sei anläfslich der Kritik Sahrs ein Wort über sie gesagt. Ich halte die Ausstellungen Sahrs für begründet, finde auch, dafs Arnold in metrischer Hinsicht seinen Text arg vernachlässigt hat. Ganz richtige Fassungen in Kellers Ausgabe sind verändert und dadurch metrisch verschlechtert worden; dann hat er auch da, wo Synkopierungen und Apokopierungen nahe lagen, die Korrektur nicht vollzogen. Umgekehrt hätten auch fehlende Senkungen sich leicht ergänzen lassen. Dagegen ist Arnolds längere Einleitung im ersten Bande recht verdienstlich, wenn auch Einzelnes beanstandet werden kann. In der kürzeren Einleitung aber zum zweiten finden sich mehrere recht bedenkliche Behauptungen.

echter alter Druck der königlichen Bibliothek zu Dresden ist, sondern aus dem Buche A. Z. Beckers stammt: Hans Sachs im Gewande seiner Zeit. Gotha, 1821. Sprenger scheint demnach Sahrs Aufsatz nur oberflächlich gelesen zu haben. Willkommen dagegen ist Sprengers Nachweis von dem Vorhandensein einer prosaischen Übersetzung von Schwänken des H. Sachs, herausgegeben von Konrad Spät gen. Frühauf (wahrscheinlich Pseudonym), zu Nürnberg im Anfange des Jahrhunderts erschienen. Diese Übersetzung ist von keinem Litterarhistoriker verzeichnet; auch in bibliographischen Werken habe ich sie nicht finden können.

II. Ausgaben. Sammlungen. Erneuerungen.

[10] 1. Die Ausgabe des litterarischen Vereins.

Es ist ein Zufall, aber gewifs ein glücklicher und erfreulicher, dafs die grofse Ausgabe des litterarischen Vereins, die schon im Jahre 1870 begonnen worden ist, gerade in diesem Jubiläumsjahre mit dem 21. Bande im wesentlichen ihren Abschlufs gefunden hat. Vierundzwanzig Jahre hat dieses Unternehmen bis zu seiner Vollendung gebraucht. Manche mehrbändige Werke danken wir dem litterarischen Vereine, aber die Hans Sachs-Ausgabe ist doch die umfangreichste von allen. Mit Dank wurde sie begrüfst und aufgenommen, ihre Fortsetzungen fanden Beachtung, aber es ist mir nicht erinnerlich, dafs sie jemals kritisch besprochen worden sei, auch dann nicht, als sie in ihrem Texte eine wesentliche Umwandlung erfahren hatte.

Der erste Herausgeber ist schon längere Zeit aus dem Leben geschieden. Sein Mitarbeiter, der ihm vom 13. Bande an (1880) und schon eine Zeit lang vorher zur Seite stand, übernahm vom 15. Bande (1885) an die Mühwaltung allein. Goedeke verzeichnete noch den 14. (1882), Schweitzer den 16. Band (1886). Somit gehört nach unserm Plane die Betrachtung der letzten Bände schon äufserlich zu unserer Aufgabe. Unmöglich aber können wir uns an diese Äufserlichkeit halten. Wenn wir von der Ausgabe des litterarischen Vereins reden wollen, so versteht es sich, dafs wir sie in ihre Gesamtheit, nicht blofs in ihren letzten Bänden ins Auge zu fassen haben.

Von vornherein konnte man denken, dafs es sich bei diesen Ausgaben nicht um eine kritische Arbeit in höherem Sinne, sondern um eine Wiederholung der Nürnberger Folioausgabe und zwar in ihrem ersten Drucke handelte. Adelbert von Keller, der Herausgeber schwieg sich aber darüber aus; weder ein Vorwort noch ein Nachwort gab er

dem ersten Bande mit auf den Weg. Gleich auf dem Titel waren Lesarten verzeichnet mit den Siglen B, C und K. Im Register vom 1. Bande und im Texte begegnet dann auch A. Auch darüber sprach sich Keller nicht aus. Er mochte wohl denken, dafs jeder, der sich mit Hans Sachs beschäftigte, die Bedeutung dieser Buchstaben erraten und verstehen werde, dafs A. (zunächst für den ersten Teil) die erste Ausgabe vom Jahre 1558, B die von 1560, C die von 1570 und K die jüngere, aber doch sehr wichtige Kemptener bezeichnen solle.

Nach der beim litterarischen Verein eingeführten Weise erschien die Hans Sachs-Ausgabe im Antiqua-Druck. Der Text war genau urkundlich, aber in der damals üblichen Normalisierung: grofse Buchstaben nur zu Anfang der Sätze und in den Eigennamen und im Worte Got, Regelung von u (Vokal) und v (Konsonant), Auflösung von dz in das, Veränderung der lateinischen Ziffern in arabische, auch Einführung der uns gewohnten Interpunktion. Im übrigen hat sich aber Keller mehr an den alten Druck angeschlossen, als andere Herausgeber in seiner Zeit für statthaft hielten; so behält er Doppelkonsonant wie ck, ff bei, ebenso rh, th, y und ähnliches. Trotz mannigfacher prinzipieller Änderungen und auch trotz mancher Versehen und Inkonsequenzen im einzelnen haben wir in Kellers Ausgabe doch ein getreues Abbild der alten Folio erhalten. Bei der aufserordentlichen Seltenheit der ersten Ausgaben, namentlich der beiden ersten Bände mufste das Unternehmen sehr willkommen sein. Die Ausgabe bot aber durch die Berücksichtigung der Lesarten der neuen Auflagen und der Kemptener Ausgabe zugleich ein Bild von diesen. Wenn der Herausgeber auch den ältesten Nürnberger Druck zu Grunde legte, so war sein Verfahren doch insofern ein kritisches, als er zum Besten des Textes auch die Lesarten der jüngeren Drucke mitunter verwertete. Freilich nur mitunter, weil es häufiger nicht geboten war oder ihm wenigstens nicht geboten schien. Wir können ganze Reihen von Seiten durchblättern, ehe uns in der Anmerkung die Lesart von A begegnet. Aber gerade diese Fälle, in denen der Herausgeber auch kritisch, nicht blofs registrierend verfuhr, scheinen mir einer etwas näheren Betrachtung wert. Es wird sich dabei auch darum handeln, ob Keller

*) Wie selten die ersten Drucke sind, ist auch daraus ersichtlich, dafs Naumann in seinem Handschriftenkataloge der Leipziger Stadtbibliothek die drei ersten Bände nach jüngeren Auflagen citierte (Bd. I 1590: 5. Aufl.; Bd. II 1591: 4. Aufl.; Bd. III 1588: 3. Aufl.); vgl. deutsches Museum N. F. 1, 156. Goedeke nennt im Grundrifs verhältnismäfsig nur wenige Bibliotheken, ebenso Weller in seiner bekannten Bibliographie.

mit Recht von A abgewichen ist und ob er nicht noch mehr die Hülfe von B, C und K hätte in Anspruch nehmen können.

Ehe wir jedoch uns mit dem Texte im einzelnen beschäftigen, müssen wir einen Blick auf den Textbestand werfen.

Weshalb Keller im 1. Bande (in der Reihe der Publikationen des litterarischen Vereins No. 102) die Vorrede oder die Widmung des Verlegers Willer an Christoff Weytmoser zu Winckel nicht mit zum Abdruck gebracht hat, sondern mit der an zweiter Stelle stehenden Vorrede des Dichters anhebt, ist mir nicht ganz klar, da er doch die Vorreden Willers zum andern und dritten Buch (6. Band, No. 110; 10. Band, No. 131) nicht ausgeschlossen hat. Ich denke mir, Keller hat jene Vorrede zuerst nicht wichtig genug gehalten, ist aber dann wohl andern Sinnes geworden. Goetze hat dann die Vorreden zum vierten und fünften Buche (15. Band, No. 153; 18. Band No. 158) ebenfalls aufgenommen, dabei die Bemerkung, dafs statt der ursprünglichen Vorreden und Widmungen in der Kemptener Ausgabe andere Persönlichkeiten von dem Verleger Johann Kruger genannt seien.

Wenn Keller die Lesarten von B und C und mitunter auch von K anführt, so wird man diese zunächst nicht weiter beachten. Eher fallen die Lesarten von A auf. Da sind nach den jüngeren Ausgaben offenbare Fehler zu korrigieren gewesen; so wenn es z. B. heifst in A I, 22, 28 Des statt Das; 23, 3 wachen staub statt waichen staub; 35, 8 allein statt allen (gefallen); 53, 27 Sünder statt sonder (hertzlich wolgefallen); uns verfassen (auch in B) statt uns verlassen. Schon aus diesen wenigen Beispielen mag Kellers Sorgsamkeit erwiesen sein. Vorzugsweise dient ihm aber die Lesart von B und C zur Aufbesserung der Metrik. Am häufigsten sind die Fälle, wo A eine Silbe, meist eine Senkung zu wenig aufweist: z. B. I 20, 15 gwürm statt gewürm: das gewürm in der erden grufft (hier ge- in der Hebung); 24, 21 hand statt hende: du bist das werck der hende mein; 59, 15 rein statt herein: Kaín, kumb hérein schnelligklich; 63, 10 u. 14: Herrn statt Herren: Unsérm Herrén ist mehr allwegen; Dast érscheinst vor dem Herren dein; ferner 66, 22; 67, 16 lucern statt lucerne; 71, 27 nechstn; 28 schadn statt nechsten, schaden; weitere Beispiele 72, 5. 78, 11. 81, 4. Besonders verdient der Fall angemerkt zu werden, wo statt der einsilbigen und modernen Form und zur Erzielung des jambischen Rhythmus die zweisilbige und alte in den Text zu setzen ist; z. B. 76, 8: Glück unde heyl (st. Glück und heyl) auff dieser erden.

Umgekehrt hat aber auch A mitunter eine Silbe zu viel im Verse, die dann im Anschlufs an B und C oder an eine von beiden getilgt

werden mufs. Auch das ist von Keller ausgeführt worden, z. B. 41, 19: Derohalben statt derhalben; 58, 22: Nun ich will suchen st. suchn den bruder mein; 59, 20 gewaschen st. gwaschen; 77, 14 btriegen st. btriegn; 77, 34 kempfen st. kempfn u. s. w. Es kommt auch vor, dafs A ein ganzes Wort ausläfst, das dann mit Hülfe der jüngeren Ausgaben ergänzt wird; z. B. 64, 19 fehlt auch in A. Mitunter bietet auch C allein das richtige; z. B. 86, 12: Irem statt Iren AB (nechsten herzlich zu lieben); doch könnte hier auch lieben mit dat. gemeint sein: zu Gefallen sein. Es kommt auch vor, dafs alle drei Ausgaben im Stiche lassen, und dafs der Herausgeber selbständig ändert, z. B. 60, 9: Ich will noch (lies mich) wol lüstig und geschwind stellen. Im übrigen ist Keller immer sehr vorsichtig. Er macht Verbesserungen und Konjekturen, die er aber nur in die Anmerkung stellt und mit einem Fragezeichen versieht. Es sind das die bekannten Kellerschen Fragezeichen: z. B. 275, 31:? lehren statt lehrn; 322, 33:? zoren statt zorn. Hier hätte Keller getrost kühner sein können. Diese Ergänzung von Senkungen oder umgekehrt deren Tilgung auch gegen die Überlieferungen mufs einem Herausgeber zustehen; die Ergänzungen hätten sich leicht durch kursiven Druck im Texte bezeichnen lassen.

Ob eine gemeinsame Lesart in B und C immer auch die bessere ist? So hat Keller 80, 27 statt Hecht in A Hängt nach BC eingeführt. Hecht ist aber eine ganz gute alte bayrische Form: hêcht, hoecht, hoeht, haehet von hâhen (ebenso wie es flich = flieh heifst II, 20, 16; schmechst = schmähst II, 31, 8). — Es kommt auch vor, aber selten, dafs Keller eine naheliegende Korrektur unterläfst; z. B. II, 31, 31 deiner, wo der Vers deinr (statt deiner) verlangt; umgekehrt III, 585, 4 wo statt sturmwind und fewer die zweisilbige Form unde stehen müfste.

Wenn man mit den Mafsnahmen Kellers ab und zu einmal nicht einverstanden sein kann oder ihm eine Unterlassung nachweisen mufs, so bleiben immer die gewissenhaft angeführten Lesarten bestehen, mit deren Hülfe dem Lehrer und Benutzer immer eigene Verbesserungen möglich sind.

Was hat nun der Herausgeber aufser dem Texte und den Lesarten geboten? Zunächst zu jedem Bande eine „Zeittafel", eine nach den vom Dichter gegebenen Datierungen chronologische Zusammenstellung der einzelnen Gedichte. Wo die Folioausgaben im Texte im Stiche liefsen, wurde die Kemptener Ausgabe mit zu Rate gezogen. Auf die Zeittafel folgt ein „Register".

Im ersten Bande finden wir unter dem Texte nur Lesarten, später

werden auch einige wenige Hinweise auf die Quellen und auf kulturhistorische Arbeiten gegeben. Der dritte Band bringt schon vor der Zeittafel einige Anmerkungen: Nachträgliche Verbesserungen und litterarische Nachweise. Mit dem neunten Bande (No. 125, 1875) werden die Anmerkungen zahlreicher: sie erstrecken sich auf diesen und auf die vorhergehenden Bände vom zweiten an. Ebenso wird es in den folgenden Bänden gehalten; ja hier mehren sich die Anmerkungen mitunter beträchtlich.

Vom 12. Bande an (No. 140, 1879) hatte sich Keller mannigfach der Mitwirkung und Unterstützung Edmund Goetzes, zu erfreuen und durfte für die Zukunft noch seine ausgiebigere Beteiligung in Aussicht stellen. In den Anmerkungen zu diesem 12. Bande werden zuerst durch Goetzes Beihülfe die Abweichungen der in Dresden, Leipzig und Zwickau befindlichen Handschriften des Dichters verglichen und mit S. (Spruchbuch) bezeichnet. Sonstige Anmerkungen, die Keller Goetzes Mitteilung verdankte, sind durch G. kenntlich gemacht.

Vom 13. Bande (No. 149, 1880) tritt Goetze als wirklicher Mitherausgeber ein. Da werden die Lesarten vom S. noch reichlicher geboten; und hinten in den Anmerkungen werden die Lesarten zum 3., 7., 8., 9., 11., 12. Bande nachgeholt, und zum 13. Bande nachträgliche Verbesserungen gegeben. Auch auf die Quellen wird in diesem Bande mehr Rücksicht genommen als früher. Und so wird es auch mit dem folgenden gemeinsam herausgegebenen Bande gehalten.

Dafs Keller sich der Beihülfe Goetzes versicherte, war in der Sache begründet. Denn kein Gelehrter hatte sich, wie eben Goetze, dem Studium des Hans Sachs mit gleichem Eifer und Erfolg hingegeben. Seine Abhandlungen in Schnorrs Archiv, vornehmlich die von uns schon erwähnte (s. oben No. 8) über den gedruckten Text des Hans Sachs und die Hülfsmittel zu seiner Verbesserung liefsen seine Mitarbeiterschaft nicht allein als erwünscht, sondern selbst als notwendig erscheinen. Und dafs Goetze auch zusagte und dann nach des ersten Herausgebers Tode die Arbeit allein übernahm und sie zu einem gedeihlichen Ende führen will, das wird ihm allezeit gedankt werden.

Mit dem 15. Bande (No. 173, 1885) erscheint, wie bemerkt, Goetze als der alleinige Herausgeber. Von nun werden die Lesarten vom S. häufiger in den Text aufgenommen. Dadurch wird wohl dem Texte ohne Zweifel aufgeholfen, aber er entfernt sich dadurch auch von der ersten Anlage, eine Wiederholung der ältesten Folio-Drucke zu sein.

Da ohnehin nicht immer die Handschrift zu Gebote steht, so wäre durch das Verzeichnis der Lesarten vom S. für das kritische Material ausreichend gesorgt gewesen, und nur in Ausnahmefällen hätte die Hülfe vom S. in Anspruch genommen zu werden brauchen. Das ist natürlich eine Frage, die schwerlich einheitlich beantwortet werden kann. Wenn ich für Beibehaltung des ursprünglichen Charakters der Ausgabe eintrete, so kann ich es doch sehr gut verstehen, wie ein Herausgeber auf die vortreffliche Hülfe, die ihm die Handschrift des Dichters gewährt, nicht verzichten mag. Schliefslich ist es eine technische Frage.

Mit dem letzten 21. Bande (No. 195, 1892) ist, wie angedeutet, der Text der grofsen Ausgabe abgeschlossen. Aber wir haben doch noch zwei Bände zu erwarten, ehe die Ausgabe wirklich beendet und fertig ist. Goetze belehrt uns darüber in seinem trefflichen Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie (s. unten [22]). Der nächste Band soll die ungedruckten nichtmeistersängerischen Stücke und diejenigen enthalten, die in der Nürnberger Ausgabe keinen Platz gefunden hatten. Und der allerletzte Band soll die ausführlichen Register, hauptsächlich eine zeitlich geordnete Aufzählung sämtlicher Werke, also auch der Meistergesänge bringen mit allen bibliographischen Angaben, soweit sie Goetze erreichbar sind. „In diesen letzten Bänden wird sich auch Gelegenheit finden, die Ergebnisse der kritischen Arbeit für die ersten, von Keller herausgegebenen Bände zu sammeln". Ob sich diese ungemein grofse Aufgabe wirklich in zwei Bänden bewältigen läfst, darf füglich bezweifelt werden. Es könnten getrost noch einige Bände hinzukommen. Ist aber die Ausgabe vollständig, dann nimmt sie unter solchen Sammlungen ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein.

[11] 2. Edmund Goetzes Ausgaben in Braunes Neudrucken*).

Die Ausgabe des litterarischen Vereins ist bekanntlich nur in beschränktem Mafse zugänglich. Sie wird nur den Mitgliedern zu Teil, und wenn viele unserer öffentlichen Bibliotheken auch zum Glück die Mitgliedschaft besitzen, so wird dadurch dem allgemeinen Bedürfnisse doch noch nicht völlig Genüge geleistet. Dafs auch die Publikationen des litterarischen Vereins in den Antiquariatshandel gelangen, fällt weiter nicht ins Gewicht. Darum mufs es besonders

*) Zu [11]: Der Jahresbericht verzeichnet zuerst das 4. u. 5. Bändchen (6. Jahrg. 1884, XV.) und bespricht das Unternehmen sehr anerkennend, giebt auch für die Quellenangaben einige Nachträge. Das 6. und das 7. Bändchen finden dann im 9. Jahrg. 1887 ein gleiches Lob.

dankbar begrüfst werden, dafs wenigstens Einzelnes aus der reichen Produktion Hans Sachsens in korrekten und wissenschaftlich auf der Höhe stehenden Ausgaben der allgemeinen Benutzung dargeboten worden ist. Und wiederum ist es Goetze, der sich auch dieser Mühwaltung unterzogen hat. Noch ist sein Werk nicht abgeschlossen, und eben deshalb haben wir auch seine Publikationen, die vor 1887 fallen, schon des Zusammenhanges wegen ins Auge zu fassen.

Fast zu gleicher Zeit brachten die von Wilhelm Braune herausgegebenen „Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" von ihm zwei Bändchen mit Dichtungen von Hans Sachs: zuerst kamen (No. 26 u. 27) „Zwölf Fastnachtspiele aus den Jahren 1518—1535" (1880), als erste Lieferung „Sämtlicher Fastnachtspiele in chronologischer Ordnung", sodann erschien ein Drama, das für uns wenigstens stofflich ein ganz besonderes Interesse hat: „Der hürnen Seufrid" (1880). In der Ausgabe des litterarischen Vereins war dieser Seufrid im 13. Bande mitgeteilt und dabei auch schon die Lesarten der eigenhändigen Handschrift des Dichters berücksichtigt.

Die neue Ausgabe trägt auf dem Titel die Vermerkung „Zum ersten Male nach der Handschrift des Dichters herausgegeben". Der Text st hier wesentlich von dem in jener Ausgabe verschieden. Im einzelnen unterrichtet der Herausgeber uns über sein Verfahren in den Einleitungsworten. Auch über die Behandlung des Stoffes von seiten des Dichters wird hier einiges beigebracht. Ebenso diente für die geplante Gesamtausgabe der Fastnachtspiele soweit möglich die Niederschrift des Dichters als Druckvorlage. Wo diese Grundlage fehlt, waren die Stücke nach den Einzeldrucken gegeben oder nach der ersten Folioausgabe unter Heranziehung der späteren. Goetze giebt zur Orientierung eine sehr lichtvolle Auseinandersetzung über das Verhältnis der verschiedenen Drucküberlieferungen. Weiterhin folgen Bemerkungen zu den einzelnen Stücken, insbesondere auch über die Stoffe und die Quellen.

Dem ersten Bändchen (No. 26 u. 27) folgten dann in ziemlich rascher Aufeinanderfolge noch weitere sechs; jedes enthielt elf oder zwölf oder dreizehn Stücke. Im Jahre 1887 war die Sammlung abgeschlossen.

Dieser ersten Sammlung folgte eine zweite. Sie bringt sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, ebenfalls in chronologischer Ordnung nach den Originalen. Bis jetzt liegt ein Band vor (No. 110—117, 1893). Einen zweiten und letzten hofft Goetze

noch zum Hans Sachs-Jubiläum vorlegen zu können*). Der Neudruck geschieht nach denselben Grundsätzen wie bei den Fastnachtspielen. Das Vorwort zum ersten Bande beschränkt sich auf die nötigsten Angaben; ausführlichere Darlegung und Begründung verspart sich der Herausgeber bis zum Nachworte des zweiten Bandes. Während in den „Fastnachtspielen" die kritischen Dinge nach dem in den Neudrucken gewöhnlich geübten Gebrauche von vornherein in der Einleitung abmacht werden, hat Goetze die Lesarten diesmal unter dem Text gesetzt zugleich mit den litterarischen Einzelbemerkungen, was als sehr praktisch befunden werden mufs.

[12] 3. In dem von G. Bötticher und K. Kinzel gegründeten „Denkmälern der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882" (Halle, Waisenhaus) ist auch Hans Sachs als 1. Stück der 3. Abteilung (die Reformationszeit) aufgenommen. Die Auswahl und Erläuterung besorgte Karl Kinzel (1889)**). Vor mir liegt schon die zweite verbesserte Auflage (1893).

Man könnte zweifeln, ob man dieses Stück nicht auch unter die populären Abhandlungen wegen seiner Einleitung stellen könnte. Es bietet aber doch vorzugsweise Texte. Und die Auswahl dieser Texte ist sehr zu loben. Sie erstrebt gröfste Mannigfaltigkeit nach Inhalt und Form. Eröffnet wird die Sammlung mit einem historischen Volksliede „Wider den blutdürstigen Türken" vom Jahre 1532. Dann folgt „Die Wittembergische Nachtigall" 1523 mit Beschreibung des Holzschnitts. Es ist sehr erwünscht, dafs dieses berühmteste Gedicht des Hans Sachs auch hier Aufnahme gefunden hat. Vor Jahren gab es in besonderer kommentierter Ausgabe, aber in sprachlicher Erneuerung für weitere Kreise, sowie mit dem alten Holzschnitt und einer Abbildung von Luthers Wappen nebst faksimilierter Handschrift Dr. Karl Siegen heraus (Jena 1883). Kinzels Text folgt dem Originale, aber mit gewissen Einschränkungen. An die Nachtigall schliefst sich „Ein Epitaphium oder Klagelied ob der Leiden D. Martini Luthers. 1546". (Auch dieses Gedicht hatte Dr. Siegen mitgeteilt.) Als treff-

*) Er ist inzwischen in der ersten Oktoberhälfte erschienen, so dafs die vollständige Sammlung von 387 Stücken nun mustergiltig herausgegeben als würdigste Jubiläumsgabe vorliegt. Die Red.

**) Zu [12]: Verzeichnet und kurz besprochen im Jahresbericht 11 (1889), VI, 33; von Sahr (s. oben 8), S. 613.

liches Beispiel eines Dialogs folgt die „Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher“ 1524. Darauf folgte als Beispiel einer Comedia, das wohl bekannteste Drama des Hans Sachs, die ungleichen Kinder Eve. 1553. Auch ein sogenanntes „Gespräch“ ist mit aufgenommen, die Erzählung „Sanct Peter mit den Lantsknechten 1555“ an die sich der Schwank „Sanct Peter mit der Geifs 1557“ anreiht. Dann folgen auch noch zwei Spruchgedichte „Das menschliche Herz ist einer Malmül gleich 1548“ und „Das Schlaraffenland“. Ein Fastnachtspiel durfte natürlich nicht fehlen. „Der farend Schuler im Paradeis“ ist ein sehr günstiges Beispiel. Sehr willkommen ist auch der zum Schlufs dargebotene Meistergesang „Der singende Schuster zu Lübeck. In der Saurweis Hans Vogels“. In die Einleitung ist auch noch das fliegende Blatt „Summa all meiner Gedichte vom 1514. Jar an bis ins 1567. Jar“ fast vollständig aufgenommen und „Das Gesprech, die neue Gab der Muse oder Kunstgöttin betreffend“ in gröfserem Auszuge. Eines aber dürfte doch noch vermifst werden: das Beispiel einer Tragödie. Wäre da nicht der hürnen Seufrid geeignet gewesen? — Die sprachlichen und zum Teil sachlichen Erklärungen der Herausgeber sind durchaus philologisch gehalten, dabei aber auch praktisch. Auch die Einleitung befriedigt, ja sie hätte noch etwas ausführlicher sein können.

[13] 4. Von dem folgenden kleinen Unternehmen: „Hans Sachs, Ausgewählte Schauspiele. Sprachlich erläutert und für die Aufführung frei bearbeitet von Hugo Schwarz. 1. Heft (Cöthen 1889).“*) genügt es, nur den Titel anzugeben.

[14] 5. In Teubners „Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen“ ist auch eine Auswahl von Hans Sachs' Liedern und Gedichten aufgenommen, herausgegeben und bearbeitet von Dr. K. Staedler (Leipzig o. J.)**).

Der Verfasser giebt zunächst eine vorbereitende allgemeine Betrachtung über den Ausgang der mittelalterlichen Dichtung, die bis auf einzelne gewagte Behauptungen befriedigen kann. Hieran schliefst sich eine äufserst knapp gehaltene Biographie des Hans Sachs. Die Auswahl ist zu loben, doch hätte, wie auch schon Sahr bemerkt hat,

---

*) Zu [13]: Verzeichnet Jahresbericht 11 (1889), XV, 153.

**) Zu [14]: Verzeichnet Jahresbericht 14 (1892), XV, 119 mit dem Zusatze: wissenschaftlich wertlos. Günstig besprochen von Sahr (s. oben 8), S. 613 fg.

auch ein Prosastück aufgenommen werden sollen. Die Texte hat der Herausgeber dem heutigen Verständnis nahe zu bringen gesucht durch eine Menge Apostrophen (zum Zeichen eines apokopierten e), die aber keineswegs alle richtig gesetzt sind, durch eingeklammerte oder petit gedruckte Erklärungen, die aber auch nicht immer entsprechend erscheinen. Ich gestehe, diese Art der Erklärung macht einen sehr äufserlichen und pedantischen Eindruck. Man merkt, dafs der Bearbeiter die ältere Sprache nur unvollkommen beherrscht; denn er nimmt auch vielfach Lautschwund, beziehungsweise Lautersatz an, wo ihn erst die neue Zeit eingeführt hat.

III. Darstellungen. Populäre Betrachtungen.

[15] 1. Rudolf Genée: Hans Sachs Leben und ausgewählte Dichtungen. Schwänke und Fastnachtspiele. Mit einem Titelbilde. Berlin 1888. Gaertner*).

Fünf Schriften über Hans Sachs verzeichnet Schweitzer von Genée in seiner Bibliographie. Es sind Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge. Dazu kommt noch ein eben solcher Aufsatz über die Nürnberger Meistersänger im 16. Jahrhundert und die Schrift über die Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Das vorliegende Schriftchen ist ebenfalls populär gehalten. Der Verfasser will ein Bild von Hans Sachsens Leben und Wirken bieten. Dazu giebt er eine ebenfalls für weitere Kreise berechnete Auswahl: sieben Schwänke, das Spiel von den ungleichen Kindern Evä und vier Fastnachtspiele.

[16] 2. Edmund Dorer: Hans Sachs' Gedanken über Krankheit und Gesundheit. Alter und Jugend. Westermanns Monatshefte 64 (1888?) 411 fg.**); wieder abgedruckt 1893 in seinen „Nachgelassenen Schriften", vgl. Zeitschrift VII, 96 und 98.

Ich erinnere mich diesen Aufsatz, den ich hier nur bibliographisch anführen kann, seiner Zeit mit grofsem Interesse gelesen zu haben.

[17] 3. Hans Sachs: The people's Goethe of the 16. century. Westminster review 1888**) (march).

Nur bibliographisch anzuführen möglich.

---

*) Zu [15]: Germania 36 (1891 Bibliogr. v. 1887), No. 2054. Jahresbericht 10 (1888), XV, 135 mit kurzer Inhaltsangabe und Beurteilung. Besprochen von Sahr (s. o. [8]).

**) Zu [16]: Jahresber. 10 (1888), XV, 138.

***) Zu [17]: Jahresber. 10 (1888), XV, 137.

[18] 4. Waldemar Kawerau: Hans Sachs und die Reformation. Mit einem Bildnis des Hans Sachs, Halle 1889*). Kommissionsverlag von Max Niemeyer (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 7. Jahrgang, 1. Stück No. 26).

Das Thema ist günstig. Der Verfasser hat aber dem Anscheine nach die Darstellung begonnen, ehe er mit dem Studium völlig fertig war. So bringt er im Anschlufs an Köhlers Edition im zweiten Kapitel „Die vier Dialoge", während er von einem „weiteren, 1882 durch E. Goetze mitgeteilten Dialog, der gleichfalls die religiösen Zustände Deutschlands behandelt", erst später, im dritten Kapitel „Protestantische Polemik und evangelische Zeugnisse" spricht. Hätte sich das nicht besser zusammenhalten lassen? Die geistliche Liederdichtung Hans Sachsens hat Kawerau in diesem dritten Kapitel untergebracht. Hätte diese Seite seiner Dichtertätigkeit nicht eine besondere Stelle verdient? Es hätte sich zeigen lassen und zwar noch augenscheinlicher, wie aus dem katholischen Liederdichter ein evangelischer geworden ist. Wenn übrigens der Verfasser über das Lied „Warum betrübst du dich, mein Herz" bemerkt, verschiedene Umstände machten es unmöglich, Hans Sachs das Lied mit Sicherheit zuzuschreiben, so ist es, so viel uns bekannt, jetzt sicher und ohne Zweifel, dafs das Lied ihm nicht angehört. Abgesehen von diesen kleinen Ausstellungen ist Kaweraus Schrift — —**)

Rostock.

*) Zu [19]: Jahresber. 11 (1889), XV, 148. Nur Titel.

**) So bricht mitten im Satze das im August von Professor Bechstein eingesandte Manuskript ab. Von Woche zu Woche vertröstete er sich und uns auf eine besondere längere Einleitung, Fortführung und rechtzeitige Vollendung der zum Hans Sachs-Jubiläum von ihm gewidmeten Arbeit. Nun hat leider der Tod noch vor dem Feste Bechsteins eigener Arbeit ein Ziel gesetzt. Wir hoffen in einem der nächsten Hefte Fortsetzung und Abschlufs der Arbeit durch das freundliche Entgegenkommen eines andern Hans Sachs-Forschers nachliefern zu können. Die Red.

NEUE MITTEILUNGEN.

Hans Sachsens Gemerk-Büchlein.

Von

Edmund Goetze.

Aus den Nürnberger Ratsverlässen, die Victor Michels insoweit veröffentlicht hat*), als er sein Augenmerk auf die Erlaubnis von Theateraufführungen während der Jahre 1549 bis 1576 richtete, wissen wir, welche Dramen des Hans Sachs und wann sie in seiner Heimat öffentlich vorgeführt worden sind. In der Einleitung sagt V. Michels, die öffentlichen Singschulen hätten sicherlich, weil in den Ratsakten nach 1546 von ihnen nicht mehr die Rede ist, die Teilnahme des Publikums verloren gehabt und wären deshalb wenn nicht ganz eingestellt, so doch durch Theateraufführungen anziehender gemacht worden. Diese Annahme ist nicht richtig und durch eigenhändige Aufzeichnungen des Hans Sachs zu widerlegen. Hatten wir uns bisher gefreut, die Handschriften seiner Dichtungen durchprüfen zu können, so ist es mir jetzt geglückt, ein Büchlein zu finden, das seiner Tätigkeit als Merker der Nürnberger Singschule die Entstehung verdankt und Kunde davon giebt, was in dieser Singschule vom 1. September 1555 bis Ende 1561 vorgetragen worden ist. Hans Sachs hat in seiner sorgfältigen Weise Buch geführt, und es wird möglich, dadurch und mit Benutzung von Michels' dankenswerter Veröffentlichung und mit Hülfe meiner Chronologie sämtlicher Werke des Dichters einen Abschnitt seines Lebens recht genau kennen zu lernen.

Die Handschrift gehört der Grofsherzoglichen Bibliothek in Weimar und hat die Bezeichnung O. 151. Aus wessen Besitz sie dahin gekommen ist, konnte nicht mehr ermittelt werden. Ihr Format

*) Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1890 III, 28 bis 42.

ist Queroktav, gebunden aber ist sie wie die grofsen handschriftlichen Folianten des Dichters in Holzband mit geprefstem Ledèrrücken. Sie enthält wirklich, wie das Schlufsblatt anzeigt, 142 numerierte Blätter; dabei mufs freilich das Titelblatt, das keine Bezeichnung hat, mitgerechnet werden, weil von H. Sachs die Nummer 89 übersprungen worden ist. Das Papier ist das aus den Spruch- und Meistergesangbüchern bekannte starke mit dem Wasserzeichen der Türme. Die Schrift zeigt die charakteristischen Züge, sie ist nur nicht so sorgsam, wie in den guten Partien der Hans Sachsischen Handschriften.

Die erste Seite hat folgende Aufschrift: Die anfang der par so auf der schuel | vnd an der zech gesungen worden | sambt kran vnd krenczen sambt | den wirten vnd ueberpliebnem | schuelgelt verzaichnet von ain= | er schuel zw der andern vnd | angefangen anno salútis | 1555 auf den | suntag Edidi (!).

Hans Sachs ist, wie ich gesagt habe, während der Zeit, wo er Einträge in dies Buch gemacht hat, Merker der Singschule gewesen; denn auf dem Titelblatte eines ganz ähnlichen, ebenso eingeteilten Bandes derselben Bibliothek, der Q 577b bezeichnet ist, steht: „Schul Buchlein Angefangen zu schreiben durch Benedict von Watt, nachdem er . . . zu eim merker angenumen".

Die Einträge geben an, wann die Singschule abgehalten wurde, was für Meistergesänge vorgetragen wurden, ob im kurzen oder langen Gemäfs; wer in der Singschule, wer in der sich daran schliefsenden Abendzeche gesungen und was er gesungen hat; wer den Preis in der Singschule, wer ihn in der Zeche gewonnen hat und endlich was an Schulgeld übrig geblieben ist.

Als Beispiele greife ich ganz willkürlich zwei Tage heraus, weil ich so am besten zeigen kann, was uns das Büchlein lehrt.

Bl. 1 [I] Singschuel auf suntag Egidi anno 1555.

Das kurcz gemes.

[1] Pawlus Schmid im klingenden thon Hans Sachsen: Nach / dem Dauid war redlich vnd aufrichtig. [MG 4, Bl. 88 bis 89: Die erst flucht Dauids, gedichtet am 18. Juni 1532.]

[2] Jorg Spiegler im rosenthon Hans Sachsen: Das fünft zun römern aus er koren. [MG 6, Bl. 162: Das 5 zun Römern, 1544 Mai 20.]

[3] Wolff Stecher im verporgen thon Fricz Zorn: Am sechzehenden spricht lucas [MG 10, Bl. 171: Der arm Lazarus, 1548 Mai 30].

[4] Hans Grueser in der frewdweis Hans von Maincz: Johannes der ewangelist [nicht von Hans Sachs].

[5] Antoni Fibinger in der pfabenweis [Hainrich Endres]: Johannes schriebe [MG 12, Bl. 199' bis 200': Disputacio des volckes ob Christo, 1551 September 23].

[6] Frembder in dem klingenden Sayen: Marcus an dem andern capittel sprach [MG 3, Bl. 298: Der gichtprüchig, 1531 Mai 11].

[7] Baſtian Hil[prant] im vberlangen Sachſen, Vogel vnd Eyslinger: Drey / kuener held im alten teſtamente [MG 13, Bl. 304′ bis 307′: Die drey helde des alten teſtaments, 1553 August 16].

[8] Hans Zwirner im verporgen Zorn: Am neunden als aber Criſtüs [nicht von Hans Sachs].

Bl. 1′ [9] Caspar Pecz im newen ton Hans Sachſen: Matheus ſchreibet an dem dritten ſein [MG 5, Bl. 138 bis 139: Die dauf Criſti, 1541 Januar 7].

[10] Frembder in der guelden radweis Frawenlobs: Matheus ſchreib [MG 2, Bl. 151 bis 152′: Das cananeisch weiblein, 1528].

[11] Friczlein Wed im dailton Nachtigal: Als Joſephs prueder wolten haim [MG 10, Bl. 353: Joseph mit dem pecher, 1548 Oktober 26?].

gleicht auf der ſchuel

[5] Antoni Fibinger in dem geflochten thon Caspar Peczen: Matheus an dem fünften ſprichte [MG 14, Bl. 10, 1553 September 26].

[3] Wolff Stecher im langen Eyslinger: Das zwelft in Apocalipſim [MG 6, Bl. 19: Die criſtlich kirch abgepilt, 1543 Juli 23?].

[9] Caspar Pecz . . . : Matheus der evangeliſt [entweder MG 2, Bl. 3′ bis 6 im verholen ton Fricz Zorn: Das abentmal, 1526 zw Nürmberg, oder MG 3, Bl. 29 in der gesangweis Albrecht Leschen: Als Joseph Mariam schwanger verlasen, 1528 November 3, oder auch MG 13, Bl. 95 bis 96 im geflochten ton Caspar Peczen: Das palm fest „Der / evangeliſt matheus“, 1552 Dezember 14].

Vnd Caspar Pecz hat die kron vnd Wolff Stecher den kranсz gewunen.

[II] Die par an der zech.

[1] Linhart maler [in der radweis Lieben von Gengen]: Ein maul das ging auf einer waid [MG 9, Bl. 254: Das mawl mit dem fuechs vnd wolff, 1547 Oktober 4].

Bl. 2 [2] Kilian Loer in der maienweis Eyslinger: Nachdem Marſilia die ſtat [MG 9, Bl. 44: Caramundus lag vor Marsilia].

[3] Jacob Sailer in der feyelweis Hans Folzen: Ein pawer ſas [MG 12, Bl. 207′: Der pfaff mit der genſhawt, 1551 Oktober 16].

[4] Hans Nörling im kurzen Mügling: Es peſchreibet Plutarchus [MG 5, Bl. 274′ bis 275: Der vntrew arzt Pirri, 1542 Dezember 29].

[5] Baſtian Hilprant in der feyelweis Hans Folzen: Ein paurenknecht [MG 9, Bl. 310: Der pawer mit der pfeffer supen, 1547 November 16].

[6] Caspar Schacz im frawen eren ton des Erenpoten: Ein fraw die het ain follen mon [MG 12, Bl. 6′ bis 7: Der stroen man, 1550 Oktober 21].

[7] [Hans Zwirner] in der mayenweis Jörg Schillers: Da ich zum erſten mal auszueg [MG 10, Bl. 330: Der gast im sack, 1548 Oktober 5].

gleicht an der zech

[3] Jacob Sailer in der felberweis Hans Heiden: Aus Norwegen

Hadingus der gros fuerst [MG 9, Bl. 106: Der stat Cluna listige erobrung, 1547 Mai 21].

[7] Hans Zwirner im süßen Regenbogen: Es lag in grünem Walde [MG 9, Bl. 131: 1547 Juni 11?].

[2] Kilian Loer im kupfertone Frauenlobs: Als Ella künig ware [MG 5, Bl. 273' bis 274': Der künig Ella vnd Simwi, 1542 Dezember 29].

Bl. 2' [8] Hans v: Nor[ling] im graben Regenbogen: Hört Numeri [MG 13, Bl. 94 bis 95: Ein figur der gepurt Cristi, 1552 Dezember 12].

[7] Hans Zwirner in des Römers gesangweise: Zw athen war ein künig der hies Egeus [MG 6, Bl. 20: Theseus im labrint, 1543 Juli 25].

Vnd den zechkrancz hat der Norlinger gewunen, schuelgelcz plieb 62 ₰.

Bl. 16' [I] Singschuel auf Judica [d. i. 1556 März 22]

Lang gemes

[1] Hans Gruefer in der schneweis [Mullers von Vlm]: Als Jesw folgt vil volckes nach [MG 13, Bl. 113 bis 114: Die fuenff grosen prot Johanis. 6., 1553 März 6].

[2] jünger in der corweis münch von Salzpurg: Im sechsten monat wart gesant [MG 8, Bl. 245 bis 246: Die menschwerdung Cristi, 1546 Dezember 3].

[3] Caspar Pecz in der schranckweis Folzen: Das sechsvndzwainzigiste clar [MG 6, Bl. 214: Die brunnen Abraham, 1544 Juli 18].

[4] Paul Schmit in der gesangweis Sachsen: Cristus ging zv der stat hinab [MG 10, Bl. 313: Der dot erwecket jüngling, 1548 September 22].

[5] Hilprant 1 par in 3 thönen: Drey gros tiranen [MG 14, Bl. 4: 1553 September].

[6] Frölich im laiton Frawenlobs: In der ersten [MG 3, Bl. 288': Die vnterschaid der geister, 1531 April 27].

[7] Hans Nörling 1 par in 4 hauptönen: Funfferley wunderwerck thet Cristus hie auf ert [MG 8, Bl. 135 bis 137': Die fünff wunderwerck Cristi, 1546 Juli 11].

[8] Caspar Kurfner im gedailten Nachtigal: Als Mose Ysrael durch got [MG 4, Bl. 108' bis 109': Pharao ertranck im rotten mer, 1533 Februar 4].

Bl. 17 [9] Hans Lang im paratray Ketners: Got der ist vnser zvfersicht [MG 14, Bl. 140: Pfalm 46, 1554 Juli 8?].

[10] Paul Keller im verholen ton Fricz Zorn: Herr, vnser herscher wie herlich [MG 12, Bl. 47 bis 48: Der 8 psalm von der vrstent, 1551 Februar 27].

gleicht auf der schuel

[1] Hans Gruefer im vberlangen Vogl: Der ander kunig Achab [in Hans Sachsens Meistergesängen nicht nachzuweisen].

[3] Caspar Pecz im bewerten Hans Sachsen: Als Cristus an dem creuze hing [MG 4, Bl. 181 bis 182: Der dot pegrebnus vnd vrstent Cristi, 1536 April 4].

[5] Bastian Hilprant im ueberlangen ton Lorenz Stilfriez: Ain abgot war zv Babilon [MG 15, Bl. 102' bis 106': Der got Bell mit den pfaffen, 1555 Juni 11].

Vnd den Dauid hat Hans von Norling vnd den francz Hans Gruefer gewunen.

[II] Die par an der zech.

[1] Hilprant im frawen erenton des Erenpoten: Im Niderlant war ein gwonheit [MG 15, Bl. 205' bis 206': Der effig krueg, 1556 Januar 11].

[2] Antoni Fibinger in der tagweis Frauenlobs: Als Cristus hing am creuz verwund [MG 15, Bl. 213 bis 214: Abschied vnd pegrebnus Cristi, 1556 März 4].

Bl. 17' [3] Paul Schmid im guelden Vogelgesang: Das vier vnd zwainzigiste [MG 15, Bl. 215' bis 116': Die zwen gen Emahus, 1556 März 6].

[4] Hans Zwirner im hohen tone Folzen: Oseas die vrstent ir Cristen [MG 5, Bl. 284 bis 285: Ein prophezey der vrstent Cristi, 1543 März 31].

[5] Ponlein in der corweis Münch von Salzpurg: Am sechsten schreibt ad Romanos [MG 15, 217' bis 219: Ein osterpefschlues, 1556 März 7].

[6] Hans Lang im süßen Vogl: Hört wie am ostertage [MG 15, Bl. 216' bis 217': Der Thomas, 1556 März 6].

[7] Killian Loer im abgeschiedenen Nunenpecken: Lucas spricht clare [MG 15, Bl. 221 bis 222: Die himelfart Cristi, 1556 März 11].

[8] Caspar Pecz im plaben Regenbogen: Drei straffred det Cato der weis [MG 5, Bl. 249 bis 249': Drei strafred Catonis, 1542 April 15].

[9] Kürsner in Römers gesangweis: Vns peschreibet der geschichtschreiber Plutarchus [MG 12, Bl. 10 bis 11: Die wunderlich gepuert Thesey, 1550 Oktober 24].

[10] Kaspar Kürsner in der gruntweis Frawenlobs: Ein alter man der nam ein junge frawen [MG 4, Bl. 249 bis 250: Der alt man mit dem jungen weib, 1538 Januar 2].

[11] Der jung im rosentone Hans Sachsen: Herodotos der kriech verkuendet [MG 6, Bl. 175: Xerxis tiranney, 1544 Juni 11?]

Bl. 18 [12] Veit Fesselman in der greffrey des Fricz Zorn: Ein pürger ser mächtig an guet [MG 11, Bl. 291: Der purger mit dem edelman, 1550 Mai 7].

[13] Linhart maler im roten tone Peter Zwingers: Ein adler ein hasen nachstelet [MG 9, Bl. 278: Adler mit dem hurnewsl, 1547 Oktober 17?].

[14] Schlemueller im feinen Tone Wolfrons [Walters?]: Johannes de monte villa [MG 12, Bl. 87 bis 87': Die dot junckfraw, 1551 April 10].

gleicht an der zech

[1] Hilprant in der trachenweis Hilprants: Zv Babel war ein gros trach [MG 15, Bl. 35 bis 36: Der gros trach zw Babel, 1555 März 19].

[2] Antoni Fibinger im guelden ton Hans Sachsen: Ovidius vns von der lieb [MG 4, Bl. 255' bis 256': Die geizig fraw procrim, 1538 März 6].

[8] Pecz in seinem verschrenkten ton: Ach got es get mir nit wol [MG 11, Bl. 370: Ein straffpredig vber das volck, 1550 September 19].

[6] Hans Lang in der rebenweis Vogels: Ste auf dw menschen kind [MG 12, Bl. 303 bis 304: Weisag wider den künig Gog, 1552 April 2].

[14] Schlemueller in hofton Cunrats von Wurzpurg: Hört Johannes Pocacius [MG 15, Bl. 173' bis 174': Der mechtig künig Arturus, 1555 September 4].

gleicht zumb andren mal

[6] Hans Lang in der rebenweis Hans Vogel: Darburch mein herlikeit [scheint ein zweites oder drittes Gesätz zu sein, ist deshalb nicht aufzufinden gewesen].

Bl. 18' [1] Hilprant im crewzthon Marners: Es schreibt in seinem Alcoran [MG 13, Bl. 39' bis 40': Warumb Mahomet die sew verpewt, 1552 September 20].

[8] Caspar Pecz in des Muscatpluet langem hofton: Hört wie da war [nicht von Hans Sachs].

[14] Hans Schlemueller im hofton Kunrad von Würzpurg: Dem sich der künig widersecjt [wie vorhin bei Hans Lang].

gleicht zum dritten mal

[6] Hans Lang in der rebenweis Hans Vogel: Die purger Israel [wie soeben bei H. Schlemueller].

[14] Hans Schlemueller in hofton Kunrad von Würzpurg: Fünf theten eine plutige schlacht [nicht von Hans Sachs].

Vnd den kranz hat Hans Lang gewunen. Schulgelcz plieb 0 von 0 pleibt nichs.

Wie an diesen beiden Tagen, so verliefen Singschule und Abendzeche immer, nur mit dem Unterschiede, dafs der Entscheid den Umständen nach schneller oder auch noch später fiel, als gerade in der zuletzt aufgeführten Zeche. Bisher nahm man an, die Meistersänger hätten bei ihren Versammlungen ihre eigenen Dichtungen vorgetragen. Vielleicht ist das auch früher der Fall gewesen, aus dem Gemerk-Büchlein des Hans Sachs jedoch ersehen wir, dafs sie während dieser Zeit fast allein Meistergesänge von ihm wählten, mochten sie sich auch mehrmals zu betätigen haben. Wenn nämlich ein Meistersänger um den Preis rang, so konnte es ja geschehen, dafs er nach dem ersten Singen in der Singschule noch einmal und mehrere Male um die Wette singen mufste; ebenso hatte er sich für die Zeche,

falls er auch da auftreten wollte, mit mehreren Stücken zu wappnen. Und wenn wir nun hören, wie man da immer wieder mit Hans Sachsischen Liedern in die Schranken trat, so ist das ein untrügliches Zeichen dafür, dafs man den Hans Sachs als Dichter rückhaltslos anerkannte. Wir könnten indes meinen, ihm zu Gefallen hätten die Genossen auf eigene Dichtungen verzichtet, hätten seine Meistergesänge benutzt, weil er gerade Merker war. Da ist denn von grofser Wichtigkeit, dafs nicht blofs seine Gesänge gesungen wurden; und wenigstens bei dem zweiten der hier vorgeführten Schulsingen bekam sogar einer das Kleinod, der kein Hans Sachsisches Lied gewählt hatte. Man war also nicht gezwungen, dem Merker zu Liebe sich dessen Gesänge anzueignen, um den Preis zu erhalten.

Durchmustern wir im einzelnen die Vorträge, so finden wir, dafs Hans Sachs allen seinen Zunftgenossen seinen Liedervorrat zur Verfügung stellte von den ersten Meistergesangbüchern an bis zu den Werken, die er jüngst erst vollendet hatte. Geradezu auffällig erscheint das in der zweitangeführten Abendzeche. Hans Sachs hatte an diesem Sonntage das 217. Lied in dem 15. Meistergesangbuche vollendet, und vorgetragen werden am Abende das 199., 206., 208., 210., 209. und gar das 213. Gedicht aus dem 15. Meistergesangbuche.

Mag die Wahl nun hier beeinflufst scheinen von der Neuheit der Verse, immerhin wird uns weiter sehr auffallen, dafs in der Abendzeche so viele aus der Heiligen Schrift geschöpfte Lieder vorgetragen wurden. Wie wir sehen, ist das auch in der ersten Zeche bei Hans Sachsens Antritt des Merkeramtes geschehen. Weitere Folgerungen aus der Wahl der Gesänge zu ziehen, überlasse ich jüngeren Freunden des Hans Sachs.

Den Schlüssel zu den einzelnen Nummern des ganzen Buches gedenke ich im Registerbande der Tübinger Ausgabe zu veröffentlichen. Dort will ich der Chronologie der sämtlichen Werke des Hans Sachs noch ein alphabetisches Verzeichnis der Anfangsverse der Meistergesänge anfügen, damit die sämtlichen Handschriften von solchen Dichtungen danach leichter und sicherer auf Hans Sachsische Meisterlieder hin durchgeprüft werden können.

Jetzt wende ich mich zu den Tagen, an denen in den mehrerwähnten Jahren Singschule gehalten worden ist. Die erste also unter Hans Sachs als Merker am 1. September 1555; gerade einen Monat vorher hatte er im 15. Meistergesangbuche, Bl. 165' unter Die zwen plinten im süfsen Tone Jörg Schillers geschrieben: „pis da her hab ich eben mit hilff gottes 4000 lieder gemacht". Die nächste Singschuel vereinigte die Singer am Sonntag nach Matthäus, am 22. September 1555 (lang gemes); die dritte am Sonntage vor Galli, am 13. Oktober (lang gemes). Während in der zweiten das neueste Werk des H. Sachs vom 28. Juni stammte, war das jüngste in der dritten am 5. September gedichtet. Die vierte wurde am 10. November, am Sonntage vor Martini abgehalten; die fünfte am Sonntage vor Katerine, am 24. November (kurz gemes). Die sechste rief die Singer auf Sonntag vor

Thome, auf den 15. Dezember zusammen (lang gemes); die siebente auf Mittwoch, den 25. Dezember, den Weihnachtstag, der von H. Sachs als anno 1556 bezeichnet wird. Im neuen Jahre versammelte man sich zum ersten Male am Sonntage nach öberſten, am 12. Januar 1556, zum zweiten Male aber erst am 1. März, am gulden ſuntag in der faſten (Das kurcz gemes). Wir gehen gewiſs nicht fehl, wenn wir den Grund für die lange Pause darin suchen, daſs die Aufführung der Comedia, wozu dem Hans Sachs am 18. Januar die Erlaubnis erteilt worden war*), alle Zeit der Meistersänger in Anspruch nahm, sodaſs die Singschule währenddem ausgesetzt werden muſste. In Frage kommen kann hierbei wohl nur die Comedia von der Magelona, die im November 1555 vollendet wurde; denn der Gideon ist erst am 25. Januar 1556 fertig geworden. Der Rat aber verlangte sicherlich, daſs dem Gesuch um Vorführung eines Stückes das Stück selbst beigelegt wurde. Sieh jedoch S. 425 zum 26. Jan. 1559.

Die Singschule am 22. März 1556 habe ich vorher S. 420 bis 422 vollständig wiedergegeben. Dann versammelte man sich am Ostertage am 5. April (kurz gemes); ferner Cantate, am 3. Mai; darnach am Sonntage vor Viti, am 14. Juni (Das lang gemes); sodann am Sonntage vor Petri, am 28. Juni (kurcz gemes). Sonntag nach Jacobi, am 26. Juli, war die nächste Zusammenkunft (lang gemes); Sonntag nach Laurenti, am 16. August, die folgende (kuerz gemes); drei Wochen später, am 6. September, am Sonntage nach Egidi, wieder eine. Auf Sonntag nach Michaeli, 4. Oktober, fand ferner eine Singschule und Zeche statt (kurz gemes), ebenso am 25. Oktober, am Sonntage vor Simon und Jude, und drei Wochen darnach am Sonntage nach Martini, am 15. November (kurz gemes). Bis zum Sonntage Lucie, 13. Dezember, vergingen indes vier Wochen (lang gemes); dagegen nur zwei bis zu Weihnachten, das H. Sachs entsprechend dem vorigen Jahre bezeichnet anno salutis 1557 (kurcz gemes). Wir sehen also, daſs die Zwischenräume nicht immer, wie sonst gesagt wird, drei Wochen dauerten. Da sich auch in den späteren Jahren ein solches Schwanken zeigt, so gebe ich im Folgenden nur das Datum der beiden ersten Singschulen an, zwischen denen die Meistersänger ihre alljährlichen Theateraufführungen hatten: 1557 Januar 10, Suntag nach oberſten (lang); März 14, guelden ſüntag in der faſten (kurz). Auch diesmal nennen die Ratsverlässe nicht den Namen des Stückes oder der Stücke, die vor der Fastenzeit aufgeführt wurden. Da sie aber von Spielen sprechen, so handelt es sich wahrscheinlich um den Neidhardt. Trägt dieser gleich in der Handschrift das Datum des 9. Februar, so kann er immerhin in einer Abschrift am 26. Januar dem Rate eingereicht worden sein. Denn wenn das Ansuchen um die im J. 1556 vollendeten Tragödien ergangen wäre, so hätte der Ratsverlaſs gewiſs diesen Begriff gegeben und hätte nicht von Spielen gesprochen. 1558

*) Seufferts Vierteljahrschrift a. a. O. S. 36.

hielt man im Januar noch zwei Singschulen ab, am 6. und 30. auf oberſten und auf ſuntag vor lichtmes; darnach erst wieder auf Oculi am 13. März. Und nun bringen beide obrigkeitliche Eröffnungen für die diesjährige Theaterzeit die Beschränkung, daſs nicht vor Lichtmeſs angefangen werden dürfe zu spielen. Wir schlieſsen daraus, daſs die Meistersänger noch Singschule hielten, am 30. Januar, an dem drei Tage vor der Kerzenweihe fallenden Sonntage, wo sie mit den Aufführungen der Komödie von der Kindheit Christi oder der Tragödien vom Könige David und Cyro beginnen durften, gewiſs mit Recht auf eine rege Teilnahme für die Darbietungen der Meistersänger auch in den Singschulen.

Auf das Vortrefflichste ergänzen sich Gemerk-Büchlein und Ratsverlässe am Anfange des nächsten Jahres 1559. Nachdem zu Weihnachten „anno 1558“ (diesmal schreibt H. Sachs die Zahl des vergangenen, nicht wie sonst des folgenden Jahres), im langen Gemäſse Singschule abgehalten worden war, kam man erst am 26. Februar 1559, am Sonntage Oculi, zu einer solchen wieder zusammen. Der Rat aber hatte dem H. Sachs gestattet, „seine zway Spiel nachm Neuen jar an biſs vff den weiſſen Sonntag zuſpielen“*). Wahrscheinlich fing man in diesem Jahre deswegen zeitiger mit der Vorführung von Dramen an, weil die Fasten sehr früh begannen. Zu den „zway Spielen“ gehört sicherlich der Bauer mit dem Saffran, ob auch Der mit dem Füllen schwangere Bauer, ist zweifelhaft, weil dieses Fastnachtspiel in der Handschrift des Dichters mit dem Datum des 26. Januar 1559 versehen ist. Indes ist die Möglichkeit nicht ganz abzuweisen; denn das Stück könnte doch länger vorher gedichtet, und bis zu dem genannten Zeitpunkte erst von Hans Sachs in sein Repertorium eingetragen worden sein.

Am Ende des Jahres 1559 ist dem Hans Sachs von neuem die Erlaubnis gewährt worden seine Spiele zu agieren. Das Ansuchen bezog sich diesmal zweifellos auf die drei im November und Dezember 1559 fertig gewordenen Fastnachtspiele, auf den spielwütigen Reiter, den Gevatter mit dem Zorn und den Doctor mit der groſsen Naſe. Ob man freilich alle drei vorführte, lasse ich füglich dahingestellt. Da indes nicht vor Lichtmeſs 1560 gespielt werden durfte, hielt man auf obersten, am 6. Januar 1560 nochmals Singschule und zwar im langen Gemäſse; nach der dramatischen Unterbrechung nahm man sie auf den gulden ſuntag in der fasten am 10. März im kurzen Gemäſse wieder auf.

1561, wo das Merkeramt des Hans Sachs sein Ende erreichte, bringt nur den einen Ratsverlaſs, daſs dem Georg Frölich die Genehmigung zur Aufführung von Sachſens ſpiel erteilt wird, vnnd damit acht tag vor lichtmeſs antzufahen**). Um welche Spiele es sich

*) Seufferts Vierteljahrschrift a. a. O. S. 38.
**) Seufferts Vierteljahrschrift a. a. O. S. 39.

dabei handelte, ob gar das dreiaktige vom Fabeldichter Esopus aufgeführt wurde, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Da aber „auf obersten“ und „auf den lichtmestag“ die Singschule die Meistersänger zusammenrief, so ist wohl anzunehmen, dafs die „Mituerwanndten“ des Jörg Frölich nicht zur Zunft der Meistersänger gehörten, Jörg Frölich, der später geradezu der Comedispiler heifst*), schon damals eine eigene Gesellschaft gegründet hatte. In dem Jahre 1561 beteiligt er sich auch nicht mehr an den Festlichkeiten der Meistersänger, in denen er vorher sehr oft und mehrmals mit sehr gutem Erfolge tätig gewesen war; er gewann nicht nur den Zechkranz, sondern auch, und zwar am 24. November 1560 das Schulkleinod.

Die letzte Singschule, die Hans Sachs in seinem Gemerk-Büchlein eingetragen hat, fand 1561 „auf ſuntag im aduent am ſibenden tag Decembris“ statt. Elf Meistersänger traten in der Schule und Zeche auf. Auf den Blättern 126 bis 131 ist von andrer Hand der jedesmalige Überschufs zusammengestellt, H. Sachs selbst hat Bl. 131′ bis 132 die Gewinner im Jahre 1561, Bl. 132′ bis 134 die im Jahre 1560, Bl. 135′ bis 136 die Gewinner in der Singschule 1559, Bl. 137′ bis 138 die vom vorhergehenden Jahre übersichtlich aneinandergereiht. Bl. 139′ bis 140 endlich und 141′ bis 142 bringt die Gewinner aus den beiden ersten im Gemerk-Büchlein aufgezählten Jahren.

Auf die einzelnen Mitglieder, die aufgetreten sind, eingehen kann ich deswegen nicht, weil dazu das Material von noch viel mehr Meistergesangbüchern herbeigeschafft werden mufs, als ich imstande gewesen bin zu sammeln. Da jedoch nur ungefähr fünfundvierzig Genossen gesungen haben, so erhält Victor Michels' Zweifel**) an Wagenseils Angabe, die Nürnberger Singschule hätte zu Hans Sachsens Zeiten dritthalbhundert Meistersänger gezählt, eine neue Stütze.

Nur einen von den Meistersängern will ich nennen, für dessen Tätigkeit das Büchlein mir interessante Aufschlüsse gegeben hat: Adam Puschman. Wann dieser Schüler des Hans Sachs, der getreuen getreuester, nach Nürnberg gekommen ist und was er dort in den Singschulen und Zechen gesungen hat, werde ich im Zusammenhange mit einigen andern Nachträgen zu seiner Biographie an der Stelle veröffentlichen, wo ich diese gegeben habe.

Dresden-Neustadt.

---

*) Victor Michels, a. a. O. S. 30.

**) Victor Michels, Hans Sachs und die Nürnberger Singschule: Vossische Zeitung 1890. Sonntagsbeilage Nr. 309.

Märchen- und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede.

Von

Johannes Bolte.

Noch immer gilt vielen die Poesie der Meistersänger des 15. bis 17. Jahrhunderts für ein besonders langweiliges und unerfreuliches Kapitel der Litteraturgeschichte, obschon die 1870 von Goedeke veröffentlichte Auswahl von Meisterliedern des Hans Sachs eines Bessern belehren kann. Denn es treten uns hier dieselben Züge einer grofsen Dichterpersönlichkeit wie in seinen aus ihnen hervorgegangenen, oft nur durch geringe Änderungen verschiedenen Spruchgedichten entgegen. Allerdings ist es schwer, sich einen Überblick über die Entwicklung des Meistersanges zu verschaffen. Die zahlreichen, weit verstreuten Handschriftenbände*) enthalten das Material in ungeordneter und unübersichtlicher Gestalt, weil oft Überschrift, Verfasser und Entstehungsjahre fehlen; zwar wird man, da die Tätigkeit des Hans Sachs quantitativ und qualitativ die seiner Zeitgenossen weit überragt, bei anonymen Liedern oft seine Urheberschaft vermuten, indes, so lange das Register seiner Meisterlieder noch nicht gedruckt ist, nicht immer zur Gewifsheit gelangen.

Trotz dieser Schwierigkeiten reizt ein mehrfaches Interesse zur Erforschung dieser Litteraturgattung. Den einen zieht die Entwicklung der künstlichen Strophenform und die Bildung der Melodie an; der Hans Sachs-Kenner findet hier die Vorstufen für die meisten zum Drucke gelangten Spruchgedichte des Nürnberger Meisters; und wer auf die Wandrung und Wandlung der poetischen Motive und Novellenstoffe sein Augenmerk richtet, wird den Stoffquellen der Meisterlieder und ihre Einwirkung auf spätere Litteraturwerke nachspüren. In letzterer Hinsicht sei nur auf die Schwanksammler Valentin Schumann und Martin Montanus hingewiesen; wenn der erstere in seinem 1559 gedruckten Nachtbüchlein**) sieben Meisterlieder des Hans Sachs, die er während seines Aufenthalts in Nürnberg kennen gelernt hatte,

---

*) Goedeke, Grundrifs [2] 2, 248—252, wozu noch manches nachzutragen ist.

**) Ausgabe von J. Bolte, Tübingen 1893 S. XIX. Es sind die Nummern 3, 9, 24, 25, 34, 47, 50. Vgl. zu 3 unten Nr. XIV, zu 34 Nr. X.

einfach in Prosa umschreibt und wahrscheinlich noch bei fünf weiteren Schwänken (Nr. 14, 17, 18, 20, 43; vgl. 10 und 15) dasselbe Verfahren beobachtet, so lehrt ein solcher Fall, dafs diese Dichtungen nicht auf den Kreis der Singschulen beschränkt blieben, sondern auch weiterhin ihren Einflufs übten*). Der Stoffkreis des Meisterliedes im 16. Jahrhunderte zeigt eine grofse Mannigfaltigkeit; neben biblischen und weltlichen Historien**) treffen wir Fabeln, Novellen und Schwänke bis zu den derbsten Unflätereien aus den bekannten Sammlungen wie Gesta Romanorum, Paulis Schimpf und Ernst, Boccaccios Decameron dem Ritter von Thurn, Waldis' Esopus u. a. Interessanter aber als solche gereimten Bearbeitungen gedruckter Vorlagen sind für uns die aus den Volksüberlieferungen geschöpften Märchen und Schwänke; und von diesen möchte ich daher im folgenden eine kleine Lese, die ich bei der Durchsicht der in Berlin, Erlangen und Weimar aufbewahrten Meisterliederhandschriften gemacht habe, vorlegen. Ich benutze dabei hauptsächlich das 1617 von dem Nürnberger Rotgiefser und Gewichtmacher Hans Müller angelegte Meistergesangbuch (Erlanger Mscr. 1668. 694 Bl. fol.), ferner zwei Sammlungen von Hans Sachs' Schüler Georg Hager***) (Berliner Ms. germ. quart 583 und Weimarer Mscr. Qu 571, von Goedeke M 2 genannt) und die Weimarer Handschriften Qu 569 und Qu 577. Für die Nachweise aus den Meistergesangbüchern des Hans Sachs bin ich Herrn Professor Dr. E. Goetze zu besonderem Danke verpflichtet.

Es wird dabei nicht unnütz sein, alle in Meisterliedern behandelten Nummern der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, soweit meine Kenntnis geht, aufzuzählen:

27. ‚Die Bremer Stadtmusikanten' (unten Nr. III).

44. ‚Der Gevatter Tod' (Hans Sachs und Heinrich Wolf; vgl. Bolte, Zs. des Vereins für Volkskunde 4, 34)†).

---

*) An die verschiedenen Drucke einzelner Meisterlieder sei gleichfalls erinnert. Auch im Wirtshause wurden Meisterlieder gesungen; so fordert in einem anonymen Liede ‚Der elendt verspilt peuttel' (20. Nov. 1567, Weimarer Ms. Q 571, Bl. 333a) der Merker die Zecher auf, Meisterlieder und keine Gassenhauer anzustimmen. Hampe, Mitt. aus d. germ. Nationalmuseum 1894, 35.

**) Verhältnismäfsig selten sind historische Stoffe aus dem 16. und 17. Jahrhundert; vgl. Schnorr von Carolsfeld, Zur Geschichte des d. Meistergesangs 1872 S. 20. Hans Winter behandelte 1612 die Schlacht bei Basel und die Belagerung von Salz durch den Landgrafen von Hessen (Weimar Q 573, Bl. 136 a. 141 a), Wolf Bautner 1625 die Kämpfe Heinrichs von Braunschweig i. J. 1528 (Weimar Fol. 418, S. 1221), Hans Kalförder die Belagerung Magdeburgs i. J. 1550 (Weimar Fol. 418, S. 783 u. 1071), Ambrosius Metzger, der auch die Schäferpoesie in meistersängerische Formen kleidete, die ‚ganze Historie' Gustav Adolfs in sechs Liedern (Weimar Q 573, Bl. 415 b), Heinrich Wolff die Ermordung Wallensteins und den ‚Obrist Arnheim in der Lausitz' (Weimar Q 573, Bl. 490a. 492a). Daneben kommen auch einzelne Mordtaten und Lokalgeschichten vor.

***) Einige Proben aus Hagers oft volkstümlich frischen Liedern bringt die Alemannia 22.

†) Zu den dort gegebenen Parallelen trage ich nach: S. 35, U schwedisch bearbeitet von A. Blanche, Döden fadder. Sagolustspel. Stockholm 1850. — S. 35, a = Cederschiöld

77. ,Das kluge Gretel' (H. Sachs im Berliner Mgf. 23, Nr. 51. Vgl. 9, 462 ed. Keller. Nach Pauli 364).

78. ,Der Grofsvater und der Enkel' (H. Sachs 1, 282. 2, 138 ed. Goedeke-Tittmann. Nach Pauli 435. 436).

81. ,Bruder Lustig' (H. Sachs 1, 291 ed. Goedeke).

82. ,Spielhansel' (Lützelberger, H. Sachs [2] S. 77).

87. ,Der Arme und der Reiche' (unten Nr. I).

118 ,Die drei Feldscherer' (H. Sachs, Fabeln 1, 530 Nr. 184 ed. Goetze).

119. ,Die sieben Schwaben' (H. Sachs 1, 166 ed. Goedeke).

177. ,Die Boten des Todes' (Regenbogen in der Kolmarer Handschrift ed. Bartsch 1862 S. 32, 310. Wackernagel, Kirchenlied 2, 263 Nr. 426).

180. ,Die ungleichen Kinder Evä' (H. Sachs 1, 212 ed. Goedeke).

Auch die folgenden drei Märchen, zu denen ich nur Spruchgedichte des Hans Sachs vergleichen kann, bearbeitete dieser wahrscheinlich zuerst in Meisterliedern:

54. ,Der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein' (H. Sachs 2, 4, 114b = 9, 482 ed. Keller).

147. ,Das junge geglühte Männlein' (H. Sachs 4, 3, 69b = 17, 290 ed. Keller-Goetze).

148. ,Des Herrn und des Teufels Getier' (H. Sachs 1, 5, 499b = 5, 143 ed. Keller = Fabeln Nr. 172 ed. Goetze).

Ferner wäre aufser den unten abgedruckten Nr. II, IV, V noch das Märchen von der Feindschaft der Hunde und Katzen*) zu erwähnen. Unter den Schwankstoffen, die wir nicht in den bekannten Unterhaltungsbüchern Paulis, Waldis'**), Kirchhofs u. a. begegnen und auch nicht in den Spruchgedichten des Hans Sachs bearbeitet sind, führe ich beispielsweise an das anonyme Meisterlied von den drei lispelnden Schwestern***), Hans Vogels unsaubres Gedicht von den drei kunstreichen Bauerntöchtern†), seine Bearbeitung von Rosenblüts Spiegel im Pech††), seine derbe Legende von Adams Bart†††) und

Medeltidsberättelser 1885—91 S. 28 (Nyare bidrag om de svenska landsmålen 5, 6). — S. 35, g. vgl. Krauss, Mitt. der anthropolog. Ges. in Wien 16, 131. — Zwei vlämische Märchen in der Genter Zeitschrift ,Volkskunde' 1, 56. 5, 184; auch 1, 45.

*) H. Sachs 2, 4, 90 = 9, 384K. = Fabeln und Schwänke ed. Goetze Nr. 200. Meisterlied in der prieffweis Regenbogens von 1592 im Weimarer Mscr. Q 569, 156a. Vgl. Montanus, Wegkürzer 1565 Bl. 29b. Germania 24, 138. Volkskunde 2, 65 (Gent 1889). Revue des trad. pop. 2, 433. 3, 97. 9, 165. Schambach S. 320. Krauss, S. der Südslaven 1, 53.

**) Aus Waldis' Esop 4, 60 ist das 1548 von H. Sachs gedichte Meisterlied ,Der paur mit der purgerin' entlehnt, das ich im Euphorion 1, 56 habe abdrucken lassen.

***) Bolte, Zs. d. V. f. Volksk. 3, 58. — Vgl. noch Sutermeister, Hausmärchen aus der Schweiz 1873 Nr. 22. Mango, Novelline popolari sarde 1890 Nr. 13 ,Le tre stupide'. Nordlander, Småplock 1889 S. 3 ,De tre stammande döttrarna' (Bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 7, 8).

†) 1543 gedichtet, Berliner Mgq 583, Bl. 130b = Erlanger Mscr. 1668, Bl. 564b = Weimarer Mscr. Q 574, Bl. 58b. — Vgl. Pröhle, Kinder- und Volksmärchen 1853 Nr. 54. Bolte zu Val. Schumanns Nachtbüchlein 1893 S. 390.

††) Erlanger Mscr. 1668, Bl. 544a ,Ein bawren knecht verwundt sich in ein igels haut. In der lilgen weifs Hans Vogels'. — Vgl. Keller, Fastnachtspiele 3, 1176.

†††) Erlanger Mscr. 1668, Bl. 546a ,Von vrsach des bartwachsens. In der lilgen weifs Hans Vogels'. — Vgl. Ethnolog. Mitteilungen aus Ungarn hsg. von A. Herrmann 2, 144 (1892).

den auf alte Vorbilder zurückgehenden Schwank vom Bauern in der Apotheke*), Hans Sachs' Lieder von eines Studenten Glück**) und von dem Hirschauer Ratsherren, der eine gefundene Sichel für ein Tier ansieht***), sowie das von dem furchtsamen Schwaben, der vor dem Geräusch seines abgetretenen Schuhflecks davonläuft†), indem ich mir andres für eine spätere Gelegenheit verspare.

Von den nachstehenden achtzehn Meisterliedern sind elf (I — VI. IX. XIII. XIV. XVI. XVIII) von Hans Sachs gedichtet; eins (Nr. VII) hat den Nürnberger Goldreifser Benedikt von Watt aus St. Gallen, Nr. XV den Schuhmacher Georg Hager, XVII den Magister Ambrosius Metzger zum Verfasser, zwei (VIII. XI) den Ohrbandmacher Hans Deisinger, zwei andere endlich (X. XII) sind ebenso wie die beiden Erzählungen XVIII a. und b. anonym. Wenn in einzelnen dieser Gedichte der Scherz einen derben, ja unflätigen Ton anschlägt, so wird der grobianische Zug des männischen Jahrhunderts zur Entschuldigung angeführt werden dürfen. Ein wenig hat auch der Wunsch, das Meisterlied von einer andern Seite als der steifleinener Ehrbarkeit zu zeigen, bei der Auswahl mitgewirkt.

I. Sanct Petter erlaubt eim bawren drei wünsch.

Im verkerten thon Michael Beheims.

1.

Als ein bawer beherbergt het
Sanct Petern vber nacht, verstet,
Defs er im drey wünsch geben thet,
Als er abschid am morgen.

5 Die bewrin sprach: ‚Mein lieber man,
Lafs mich doch den ersten wunsch than!
Ich wil in gar wol legen an'.
Der bawer irs zugabe.

‚Gott geb, vnd das ich habe',
10 Sprach sie, ‚jezund in meiner hand
Die best hechel im ganzen land!'
Zuhand sich die hechel erfand
In ihr hand vnuerborgen.

2.

Der bawer zürnett auff sie fast,
15 Sprach zum weib: ‚Du halber fanstast,
Sag an, was du gewünschet hast
An solchen schlechten dingen!

Ich wolt, das dir die hechel doch
Zu hinderst stecket im arfsloch'.
20 Die hechel, weil er redet noch,
Ihr in der kerben stacke.

Defs die bäwrin erschracke,
Sie stachen hart der hechel zen,
Kund daruor weder stehn noch gehn.
25 Wefs sie sich theten vnderstehn,
Kunten sis nicht raufs bringen.

---

*) Berliner Mgq 583, Bl. 152b = Erlanger Ms. 1668, Bl. 563b ‚Ein krancker wirt mit Rofsdreck erquicket. Im kurtzen thon Hans Vogel'. Vgl. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede 1890 S. 28; ferner Montaiglon-Raynaud, Fabliaux 5, 40. Bédier S. 430 Tünger, Facetiae Nr. 14. The Exempla of Jacques de Vitry ed. Crane 1890 No. 190. Keller, Fastnachtspiele 2, 686, 22. H. Sachs, Fastnachtspiele 7, 69 Nr. 79, 263 ed. Goetze. Sterzinger Spiele 2, 103 ed. Zingerle. Lyrum Larum 1701 S. 448.

**) Hans Sachs, Ein schöne frau hett einen jungen kauffman holt. Im langen Mügling. 1554, 21. juni. Erlanger Mscr. 1668, Bl. 582b. — Vgl. das Singspiel in den Englischen Comedien 1620, Bl. Zz 6a; Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten 1893 S. 24.

***) Unten Nr. XVI. Vgl. Volkskunde 2, 234f. (Gent 1889). Veckenstedt, Mythen der Zamaiten 1, 47 (1883). Zu dem vermeintlichen Herabfallen des Mondes R. Köhler, Orient und Occident 1, 443. — Über Fünsinger Streiche vgl. H. Sachs 1, 162 ed. Goedeke und Schnorr von Carolsfeld, Zur Gesch. des d. Meistergesangs 1872 S. 19.

†) Das Schweblin mit dem schuhfleck. In dem kurtzen Regenbogen. Weimarer Ms. Q 572, Bl. 75b. — Vgl. Alemannia 14, 273.

3.

Die bäwrin mit weinen durch brach:
,Ach hilff mir', sie zum bawren sprach.
Den driten wunsch der bawer jach:
30 ,So sei der hechel freie!'

Zuhand die hechel heraufs fuhr,
Dafs in von den drei wünschen wur
Ein beschissene hechel nur
Vnd ein kerben zerstochen. —

35 War ist das sprichwort gesprochen:
Wünsch in die einen hand mit fleifs
Vnd darnach in die ander scheifs;
Alsdann heb sie beid auff gar leifs,
Welche die schwerest seie!

Gedichtet von Hans Sachs 1551, den 27. April. Überliefert in seinem Meistergesangbuch 12, 104a (Zwickau); hier nach der anonymen Aufzeichnung in Hans Müllers Meistergesangbuch 1617 Bl. 555a. — Aus ältrer Zeit sind eine Fabel des Romulus ed. Oesterley app. 42 und der Marie de France 2, 140 Nr. 24 ed. Roquefort, die 78. Novelle des Metzers Philippe de Vigneulles v. J. 1514 (Michelant im Athénaeum français 1853, 1137) und ,die drei Wünsche' in v. d. Hagens Gesamtabenteuer Nr. 37 zu vergleichen, aus späterer Kirchhofs Wendunmut 1, 180, Lehmanns Politischer Blumengarten 1640 S. 371, De Geest van Jan Tamboer 1, 186 (t'Amsterdam 1664. Deutsch c. 1690: Der Geist von Jan Tambaur S. 161), Grimms KHM Nr. 87 ,Der Arme und der Reiche'. Vgl. aufser den Nachweisen von v. d. Hagen, Grimm und Oesterley noch Liebrecht, Orient und Occident 3, 378; Bolte zu Schumanns Nachtbüchlein Nr. 45; Bédier, Les fabliaux S. 177. 427 (1893).

II. Vom vrsprung sanct Petters glatzen.

Im blawen thon Frawenlobs.

1.

Weil der herr ging auff erden noch,
Mit sanct Petro im land vmb zoch,
Kamens zu einer beuerin,
Aufs zu treschen ir koren.

5 Spat in die bäurin gütlich thet,
Legt sie zusamen in ein bet.
Sanct Petter wunderlicher sin
Legt sich ins bet dauoren.

Früh, als die morgenröt erschein,
10 Die bäwrin sie auffwecket.
S. Peter grub sich wieder ein
Vnd sich erst warm zu tecket.
Die bäwrin schrie in noch ein mal,
Noch lagen sie in schlaffes qual.
15 Zum driten mal kam sie aber
Vnd beide fand aufsstrecket.

2.

Griffdar, erwischt Petrum beim schopff,
Rupfft in, gab im ein guts ann kopff,
Sprach: ,Wolt ir dann heut nicht auff stehn?
20 Wann wirt mein koren troschen?'

Sie stunden auff, traschen mit macht
Den gantzen tag bifs in die nacht,
Assen vnd theten schlaffen gehn.
Als das liecht war erloschen,

25 Legt sich Petrus hinden ins bet
Vnd thet die nacht verschnaufen.
Frü sie die bäwrin wecken thet,
Dreimal thet hinauff lauffen:
,Gester raufft ich den ersten doch,
30 Heut wil ich an den hindern noch'.
Platscht Sanct Petrum wider ins har
Vnd thet in vbel rauffen.

3.

Darum malt man noch vberal
Sanct Petern gar glatzet vnd kal.
35 Seit in die bewrin also rupfft,
Auffstunden sie all beide;

Der herr zündet an ein wachslicht,
Hielt es an die garben gericht
Im stadel; als bald heraufs schlupfft
40 Das aller schönest treide.

Die bewrin inen vrlaub gab,
Dacht: Die kunst ich auch kane.
Sie ging mit einem liecht hinab,
Zündet ein garben ane.
45 Daruon der stadel ane ging,
Das haufs bran auch ab aller ding. —
Darum sol noch kein mensch so thum
Gottes werck wöllen thone.

Anno 1551 den 15. april dichts Hans Sachs.

Hans Sachs, MG 12, 91a: ‚Warumb sant Peter glatzet ist' (Zwickau). Hier nach Hans Müllers Meistergesangbuch Bl. 539b. — Vgl. Bütner, Claus Narr 1572 Bl. F 5a (Teil 3, Nr. 25: Petrus und ein Narr) und Sandrub, Delitiae historicae et poeticae 1618 Nr. 123. Ferner von neueren Volksmärchen (von denen mir einige der verstorbene Reinhold Köhler gütigst nachwies): Simrock, Deutsche Märchen 1864 Nr. 27; E. Meier, Volksmärchen aus Schwaben 1852 Nr. 11; Haltrich, Volksmärchen aus Siebenbürgen 1885 Nr. 19; Müller, Siebenbürgische Sagen 1885 Nr. 225. 229. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen 1845 Nr. 30. Ztschr. f. dtsch. Mythologie 1, 41. 472. 2, 13. 4, 50. Stöber, Sagen des Elsasses S. 221. Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1857 3, 301. Reinhart, Bassledang 1877 S. 9. Kuhn, Sagen aus Westfalen 1859 2, 238. Hörmann, Mythologische Beiträge S. 20. Lütolf, Sagen aus den fünf Orten 1862 S. 109 Nr. 48b. Menghin, Aus Wälschtirol 1884 S 92. W. Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg 1886 Nr. 98 (auf den alten Fritz und Ziethen übertragen). Volkskunde 2, 88. 168 (Gent 1889). Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne 1, 317 Nr. 53 (1880). Sébillot, Contes des provinces de France 1884 Nr. 35. Revue celtique 3, 233. A. de Nino, Usi e costumi abbruzzesi 4, 71 (1887). Giornale di filologia romanza 4, 192. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz 1857 S. 87. — Ganz verschieden ist Hans Sachs' Schwank ‚Wo die glatzenden männer iren ursprung haben' (2, 4, 107 = 9, 454 ed. Keller) und Sandrubs Gedicht ‚Warumb die Pfaffen kaal seyn' (Delitiae historicae 1618 Nr. 100).

III. Das käcklein vnder 12 wolfen.

Im hofthon defs Marners.

1.

Zwelff wölff die hielten hause
Mit einander auf gleiche beut,
Nur war einer, der hiefs der kecklein vnder in,
Der wolt immer zu vornen dran
5 Vnd bestack doch all mal.

Eins nachts warens all ause,
Ins haufs kamen vier wanders leut,
Wolten die nacht da ruhen, bifs der tag erschin,
Ein katz, ein ochs, ein, pferd, ein han.
10 Die katz in disem fal

Setzet sich auff den kuchenherd,
Der ochs zum heu in stadel zug
Vnd das pferd inn stal eben,
Der han oben auff das haufs flug.
15 Nach dem die wölf fru trabtten auf die heimfart,
Hörten im haufs darneben
Den han kreen, erschracken hart,
Schicktens den kecklein, das er in dem haufs besech,
Was darinn wer. Da thet er gen
20 Hinein trutzig vnd frech.

2.

Bald er kam in die kuchen,
Besprang im ins angesicht die katz
Vnd kreltt in, das er mit grossem gschrei enthran
Inn stadel, da in der ochs sach,
25 In mit seinn hörnern stifs.

Er loff in stal mit buchen;
Das pferd schlug hinden auff mit tratz,
Schlug in zu boden; in dem kreet auch der han.
Dem wolff war aufs dem haufs sehr gach,
30 Forchtsam er schnaufft vnd pliefs.

Die wölff fragten: ‚Wer ist im haufs?
Defs bericht vns bald mit begir!'
Er sprach: ‚Ein pfannenflicker
Legt auff dnasen ein klammern mir
35 Vnd zwickt mich grausam. Als ich in den stadel kam,
Stund ein grofs feister dicker
Bawer, der sein hewgabel nam,
Stiefs mich zu boden, das mir aufstrang der angst schweifs.
Als ich in den stall kam hernach,
40 Mich erst der deuffel bscheifs;

3.

Im stall ein bütner stunde,
Der mich mit zweyen schlegeln schlug
Zu hauffen. Erst schrie auff dem tach ein bader ser:
‚Het ich dich, ich wolt kemen, dir
45 Dein augen bicken aufs.

Vor engsten mir geschwunde.
Nun hab ich defs keckleins genug.
Drum heut kecklein vnd darnach aber nimmer mer.
Mein beltz würd gar zerrissen mir,
50 Wann ich also hielt haufs'. —

Also geht es manch keckem man,
Der sein wil Hänslein frischer knecht,
Mit eim jeden wil balgen,
Der im nicht aller sach gibt recht,
55 Ist trutzig, frech, verwegen, schlecht auff wie ein gaul.
Wenn man in offt thut walgen,
Vnd er schlapen empfecht vmbs maul.
Lest er zu letzt von seiner auffschnüpffigen art,
Das er nicht haut vnd har verlir
60 Durch zanck vnd widerpart.

Anno 1551 den 2 mei dichts Hans Sachs, schuhmacher in Nürnberg.

Hans Sachs, MG 12, 116a (Zwickau). Hier nach Hans Müllers Meistergesangbuch Bl. 556a. — Dies ist die älteste Aufzeichnung des Märchens von den Haustieren im Waldhause; vgl. Rollenhagen, Froschmeuseler 1608 3, 1, 9 ‚Der ochs und esel stürmen mit ihrer geselschaft ein waldhaus' (= 2, 154 ed. Goedeke 1876); Grimm, KHM 27 ‚Die Bremer Stadtmusikanten' mit der Anmerkung; Gonzenbach, Sicilianische Märchen 1870 Nr. 66 ‚Von dem Hahne, der Papst werden wollte' mit Köhlers Anmerkung; Cosquin, Contes populaires de Lorraine Nr. 45 ‚*Le chat et ses compagnons*' mit der Anmerkung; Carnoy, Contes français 1885 p. 17; Bladé, Contes populaires de la Gascogne 1886 3, 165; Schreck, Finnische Märchen 1887 S. 225; Andrews, Contes ligures 1892 Nr. 32 ‚*L'âne et ses compagnons*'. Krauss, S. der Südslaven 1, 67. Münchener Bilderbogen Nr. 1045.

IV. Ein bär lässt sich verschneiden.

Im hofthon H. Müglings.

1.

Einsmals ein bawer fuhr gen wald,
Dem begegnet ein bere;
Der selbig ein münch werden wolt,
Bat in, er solt
5 Im sein nieren aufsschneiden.

Forchtsam schnit im der bawer ald
Sein nieren aufs an gfere
Mit haut vnd har von seinem bauch;
Von schmerzen auch
10 Schrie er o weh vor leiden.

Darnach saget der ber zu dem
Bawren: ‚Kum morgen wider,
Das ich dir auch der gleichen nem
Deine mannliche glider!
15 Vnd wo du nicht kumest zu mir,
So würg ich dir
Dein weidfich gar darnider'.

2.

Trawrig fuhr heim der bauer bald,
Thet das seinem weib klagen.
20 Sie sprach: ‚Sei frölich wol gemut,
Leih mir dein hut,
Dein stiffel vnd dein kitel!
Morgen so wil ich in den wald
Fahren mit rofs vnd wagen,
25 Dich erlösen aufs vngemach'.
Vnd es geschach.
Der ber kam in dem mitel,

Sprach: ‚Mein bawer, wie hab ich dich
So recht alhie gefunden'.
30 Das weib legt an den rucken sich;
Der ber beschaut sie vnden,
Da sach er seinen jamer kurtz.
Sie liefs ein furtz,
Erst stanck ir sehr die wunden.

3.

35 Darob der ber gesegnet sich,
Im trang aufs der angst schweifse.
Er sprach: ‚Pfui, wie stincket dein schad!
Hetest ein bad
Von wolschmecketen würtzen.

40 Sag, bawr, wer hat verschniten dich?
Der kunst ist er nicht weise,
Dein schad ist grosser dann der mein.
Fahr hin allein!
Dich wil ich nicht verkürzen'. —

45 Aufs dem ein jeder mercke wol,
Wo in ein vnglück plage,
Das er drum nicht verzagen sol.
Eim treuen er es klage;
Dann gutter rath gebiret heil,
50 Vnglückes seil
Er wol auff lösen mage.

Dichts Hans Sachs [1531, den 24. october].

Hans Sachs, MG 4, 20a (Zwickau). Hier nach Hans Müllers Meistergesangbuch, Bl. 553b. Auch in einer um 1626 geschriebenen Meisterliedersammlung zu Weimar (Ms. Q 577a. 68 Bl.) Bl. 4b. Bei Rabelais (Pantagruel l. 4, ch. 47 ‚*Comment le diable feut trompé par une vieille de Papefiguiere*'. 1533) erscheint an Stelle des Bären der Teufel, der sich mit dem Bauern kratzen will, aber erschreckt entflieht, als er bei der Frau die angeblichen Spuren der Krallen des Bauern sieht. Ebenso Lafontaine, Contes (2, 113 Paris, an VIII): ‚*Le diable de Papefiguiere*'. Etwas verändert in dem um 1690 gedruckten Schwankbuche ‚Der Geist von Jan Tambaur' S. 120 (Berlin Yt 9901, 3) und bei Müllenhoff, Sagen aus Schleswig, Holstein und Lauenburg 1845 S. 278 Nr. 377. Der Schwank stammt wohl aus Indien; denn schon bei Somadeva betrügt ein Brahmane den Dämon Piçâća, der ihm eine Wunde am Beine geheilt hat und nun eine zweite solche Wunde zu heilen verlangt, auf ähnliche Weise, indem er ihm seine Tochter schickt (Brockhaus, Berichte der Sächs. Ges. der Wiss. 1860, 120). — Auch in andern Märchen vom betrogenen Teufel erscheint bisweilen statt dieses ein Bär, der mit dem Bauern wettet; vgl. Grimm zu KHM 189, Liebrecht, Germania 26, 123 und Basset, Contes populaires berbères 1887 Nr. 6.

V. Der arm kremer mit dem teuffel.

Im hoffthon Müglings.

1.

Eins mals ein armer krämer war
In defs waltes refire,
Dem teuffel sich zu aigen gab,
Dafs er an hab
5 An seinem gutt wür reiche;

Doch wen er ober zehen jar
Dem teuffel brecht ein thiere
In walt, dafs er möcht kennen nicht,
Dafs er der pflicht
10 Gefreuet wur gentzleiche.

Der krämer diesem bundt verschrieb
Mit seinem aignen blutte,
Darnach sein kremerey fort trieb
Vnd wur sehr reich am gutte,
15 Grofs vnde klein, wafs er anfing,
Ihm glücklich ging;
Defs war er wolgemute.

2.

Alfs sich nahent dafs zehent jar,
Wur er gar traurigliche,
20 Die ding seiner anfrauen klagt;
Die zu ihm sagt:
‚Schweig, ich wil dich erretten'.

Aufs zog die alt sich nacket gar
Vnd sich mit leug bestriche,
25 Waltzet in vogel federn sich,
Sprach: ‚Bindt vmb mich
Ein grosse starcke ketten!'

Rauch zodet war ihr gantzer leib,
Er fürt sie hin gen walte;
30 Auf allen vieren kroch dafs weib
Hinder sich vngestalte;
Ihr haar hing vbers angsicht gantz,
Alfs wers ihr schwantz.
Da kam der teuffel balde

3.

35 Vnd ging rings weifs vmb dafs alt weib,
Kundt dafs thier nit errahten.
‚Sag mir, krämer, wo bringstu her
Dafs meerwunder?
Wo hast dafs thier genumen?'

40 Er sprach: ‚Du bist vngstalt vom leib,
Vbel stinckt dir der athen'.
Dem teuffel wur vor ängsten heifs,
Sie thet ein scheifs
Vnd thet darzu sehr brumen.

45 Dafs alte weib thet noch ein scheifs,
Thet sehr schauffen vnd scharren.
Der teuffel den bundtsbrieff zerr[e]ifs
Vnd wolt defs thiers nit harren. —
Bey diesem wol zu mercken ist,
50 Dafs frauen list
Noch macht manichen narren.

Gedichtet von Hans Sachs 1531, den 25. October; vgl. MG 4, 21a (Zwickau). Hier nach der anonymen Aufzeichnung in Hans Müllers Meistergesangbuch Bl. 593b. — Bis auf den Anfang stimmt zu unsrem Liede ein Schwank bei Nicolas de Troyes, Le grand parangon de nouvelles nouvelles (geschrieben 1536, doch erst 1869 von E. Mabille zum Druck befördert) S. 134 Nr. 35 ‚*D'ung jeune compaignon qui se donna au diable pour avoir une jeune fille en mariage, et comme il fut rescous du diable en luy monstrant à l'adveu de sa femme une beste qu'il ne cognoissoit point*'. Ein ähnliches italienisches Märchen bei Andrews (Contes ligures. Paris 1892 Nr. 10 ‚La femme emplumée') erzählt, dafs ein armer Mann als Gevatter zum 13. Kinde einen Unbekannten bittet, der ihm Glück verheifst, falls er ihm nach sieben Jahren seinen Sohn überliefre. Auf den Rat seiner Frau bedingt er sich aus, dafs der unheimliche Gevatter zuvor raten soll, was er für ein Tier in der Stube habe; und die Frau bestreicht sich dann nackt mit Honig und wälzt sich in Federn, so dafs der Teufel ratlos abziehen mufs. Ohne die Einleitung begegnet dasselbe Märchen in der Bretagne (Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne 1, 280 und 284, 1880). Vgl. Crane, Italian popular tales 1889 p. 368 aus Gubernatis, Novelline di Sto Stefano Nr. 35 ‚*Le donne sanno un punto più del diavolo*'. Der Geist von Jan Tambaur (um 1690) S. 133. — Die Verkleidung eines Mädchens in einen Bären oder Wundertier ist ein alter Volksscherz (vgl. J. Becherer, Thüringische Chronik 1601 S. 307 f. z. J 1293 und Grimm, KHM Nr. 46 ‚Fitchers Vogel'); verschieden ist das als Strafe für Unzucht und Verleumdung vorkommende unfreiwillige Beteeren und Federn (Bolte zu Val. Schumanns Nachtbüchlein Nr. 47. Molbech, Udvalgte Eventyr 1843 Nr. 7). — Einen ähnlichen Verlauf nimmt das Meisterlied des Hans Sachs ‚Der Kauffman mit dem Teufel' im Rosenton: ‚Ein armer Kauffman macht ein bunde' (Drucke: Berlin Yd 7850, 42, 10 und Yd 8566).

VI. Warum der teuffel keines sackpfeiffers seel hollen mag.

Im suessen thon defs Harders.

1.

Eins mals wolt ein sackpfeiffer sterben;
Dann er war vmb die augen schon erblabt,
Dieweil er die schlapscheissen wol
Drei monat het gehabt.

5 Sie hatt im auffgfressen sein kerben
Vnd het erzogen leilach vnd das bet,
Gleich als ob man ein alte kuh
Darauff geschunden het.

Als der pfeiffer nun lag in solcher quele,
10 Kam der teuffel vnd wolt holen sein seele,
Sie führen in die helle.
Als das der pfeiffer sach, erschrack er hart
Vnd zog die teck vber das haubt,
Bidmen vnd zitern wart.

2.

15 Der teuffel thet in bald aufftecken.
‚Wolauff mit mir!' er zu dem pfeiffer sprach,
‚Du hast gepfiffen offt zum tanz,
Daran vil sünd geschach'.

Vnd thet die zen fast gen im blecken
20 Vnd zeigt im einen langen heren sack,
Darein er fassen wolt sein seel.
Defs der pfeiffer erschrack.

Der pfeiffer war auff dem schalckstein geschliffen,
Sprach: ‚Ich hab leider offt zu tantz gepfiffen,
25 Mit meim mund mich vergriffen.
Der halb mein arme seel nicht mag aufs gan
Itzt zu meinem sündigen mund.
Wils gleich aufsfahren lan'.

3.

Vnd thet im auff die kerben weisen
30 Vnd sprach: ‚Halt für! Sie wirt itzt gleich aufs gen‘.
Der teuffel hielt den sack fürs loch,
Der kranck bifs zsam die zen

Vnd thet im den sack gar voll scheissen.
Darnach lag der pfeiffer, sam wer er todt.
35 ‚Defs pfeiffers seel‘, der teuffel sprach,
‚Schmeckt gleich wie menschen kott‘.
Die seel trang durch den sack an manchem ende,
Daran beschifs der teuffel beide hende.
Er schmitzt den sack an d wende
40 Vnd sprach: ‚Fort hol ich keins sackpfeiffers sel.
Sie solten vns wol alle sam
Erstencken in der hel‘.

Von Hans Sachs 1551, den 30. April gedichtet; MG 12, 110b (Zwickau). Auch in der Sammlung Steffann Anngerers vonn Closterneuburg 1603 (Weimar, Ms. Q 574) Bl. 88a. Hier nach Hans Müllers Meistergesangbuch Bl. 559a. — Ebenso äfft im Fabliau Rutebeufs ‚L'âme au vilain‘ (Montaiglon-Raynaud 3, Nr. 68, Kressner S. 113) und in der ‚Farce du Munyer‘ v. J. 1496 (E. Fournier, Le théatre français avant la renaissance 1872 p. 162) ein kranker Müller den Teufel Berith, der seine Seele in einem Sacke davontragen will. Der derbe Schwank beruht auf dem in den Passionsspielen (Ebert, Entwicklungsgeschichte der frzös. Tragödie 1856 S. 53. Mone, Schauspiele des Mittelalters 2, 284. 1846) so realistisch dargestellten Ende des Judas Ischarioth, dem die Seele in Gestalt eines schwarzen Vogels aus dem geborstenen Leibe entfliegt, weil sie nicht aus dem Munde, der den Herrn Christus geküfst, ausfahren darf; vgl. Arnoul Greban, Le mystère de la passion ed. Paris et Raynaud 1878 V. 22019: ‚*Quand le lourdier sa foy brisa, Il vint et son maistre baisa, Et par ceste bouche maligne Qui toucha a chose tant digne, L'ame ne doit ne peust passer*‘. Hier heifst der abgesandte Teufel Berich (Berlich bei A. de Nino, Usi e costumi abbruzzesi 4, 260. Berith im Alsfelder Passionsspiel V. 392), er ist also sicher mit dem Berith der Farce identisch. Auch in Macropedius' lateinischer Schulkomödie ‚Rebelles‘ (1535. V. 4) beobachten die Teufel Lorcaballus und Marcolappus bei den zum Galgen geführten armen Sündern nicht nur den Mund, sondern auch die Hinterpforte (*alvi valvulas*), damit die Seele ihnen nicht entwische.

VII. Ein weib verspott den teuffel mit eim furtz.

In dem kurtzen thon Nachtigals.

1.

Ein geist oder teuffel zu nacht
Ein armes weib sehr plaget,
Mit poldern ir vil vnruh macht,
Hauffen weifs daher jaget
5 Vber ir bet
Wie ratzen. Da er sie lang fret,
Das weib bald vnuerzaget

2.

Den arfs zum bet wendet heraufs
Vnd liefs ein furtz laut mechtig.
‚Sihe, teuffel‘, sprach sie im haufs,
‚Da hastu ein stab prechtig
In deine hand.
Nim den vnd wahlfarte eilend
Gen Rom, ziehe andechtig

3.

Zu dem herr papst, deinem abgot,
Thu von ihm ablafs bringen!‘
Vnd trib also aufs im den spot.
Er thet sich daruon schwingen. —
Der teuffel ist
Ein stoltzer geist; hon, spot vnd list
Kan in von dannen zwingen.

Anno 1602 adj 24. jenner dichts Benedict von Watt goldreisser.

Aus Hans Müllers Meistergesangbuch, Bl. 545a. — Watt benutzte Luthers Tischreden (3, 39 ed. Foerstemann 1846) für sein Gedicht wörtlich. Ähnlich lauten deutsche Volksschwänke in Montanus' Ander theyl der Gartengesellschafft o. J. (c. 1560) Nr. 51, bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche 1848 S. 304 und

329, sowie bei Kuhn, Sagen aus Westfalen 1859 2, 223, in denen ein dem Teufel verfallener Geselle vor Ablauf seines Paktes einen grofsen Wind streichen läfst und dem Teufel gebietet, diesen einzufangen oder einen Knoten darin zu machen; vgl. Corazzini, I componimenti minori della letteratura populare italiana 1877 p. 442. Jarnik, Ztsch. f. Volkskunde 4, 300. Bei Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne (1880) 1, 285 heifst die listige Frau den Teufel einen solchen Wind festbinden. Überhaupt ist es Volksglaube, dafs man den Teufel dadurch vertreiben kann, dafs man ihm den blofsen Hintern zeigt (Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube 1869 § 411. Liebrecht, Germania 31, 207).

VIII. Der teuffel wirfft nach D. Luthern ein dintenfafs.

In der tagweifs Barth. Regenbogen.

1.

O christenmensch, thu doch verstehen,
Wie der teuffel herum thut gehen,
Brüllet wie ein löw aller ding
Vnd suchet, welchen er verschling,
5 Veruolget schwer
Reich vnd arm, glehrt vnd vngelehrt,
Bey einem jeden er einkehrt
Vnd thut schröcklich rumoren.

Defs seind exempel, weifs ein ider,
10 An allen orten hin vnd wider,
Doch wil ich eines zeigen an.
Als der hoch erleuchtete man
Martin Luther
Zu Wittenberg gottes wort nein
15 Schribe vnd war in eim stüblein,
Kam der teuffel mit zoren

Vnd klopffet an gar mit begir.
Sein famelus sprach: ‚Es ist der
Teuffel. Mein herr, nun saget mir,

2.

20 Sol ich in herein zu euch lassen?‘
Doctor Luther saget der massen:
‚Wann du in nicht liessest herein,
Künt er doch zu einem löchlein
Herein. Was kan
25 Er mir schaden? Bey mir ist gott‘.
Der teuffel ging hinein, mit spott
Nam er das fafs mit dinten,

Thet es vber Luthers schrifft giessen.
Marthin Luther sprach on verdriessen:
30 ‚Ob du mir das aufsleschest doch,
Kan ich es wider schreiben noch‘.
Bald von stundan
Nam der teuffel das fafs zu hand,
Warff es nach Luther an die wand.
35 Das kan man noch heut finden.

Kund doch den Luther treffen nicht,
Daruon ginge der schwarze man,
Meint, er het es wol aufsgericht.

3.

Doctor Luther thet seiner lachen,
40 Sprach: ‚Du thust mich nicht forchtsam machen.
Du böser geist, fahr immer hin!
Meinem gott ich gehorsam bin,
Es ist sein wort‘.
Er schribe hinfort immerzu;
45 Ob er schon hate wenig ru,
Thet es in nicht anfechten.

Thet im der teuffel nicht zusetzen,
So wolt in doch gerne verletzen
Das bapstum. Darum ohne spot,
50 Wann vnser lehr nicht wer von got,
Dörfft sie hinfort
Nicht leiden manchen anstofs
Von vilen tyrannen gottlofs,
Die sie hart thun durchechten.

55 O christe, verharre alda
Bey der reinen lehr, wie uns dort
Saget die sechsisch cronica.

Anno 1602 adi 7. junii dichts Hans Deisinger.

Aus dem Meistergesangbuche des Hans Müller, Bl. 357b. — Die in V. 57 als Quelle angeführte ‚Sächsische Chronik‘ habe ich noch nicht ermitteln können. Gleich der heut verbreiteten Sage, dafs Luther auf der Wartburg nach dem ihm nahenden Teufel ein Tintenfafs geworfen habe, knüpft Deisingers Erzählung an einen noch an der

Wand von Luthers Zimmer gezeigten Tintenfleck an. Nur wird die Entstehung dieses Fleckes verschieden erklärt; auf der Wartburg (J. F. W. Motz, Leben Luthers 1796 S. 109; Bechstein, Sagenschatz des Thüringer Landes 1, 118 (1835) = Thüringer Sagenbuch 1, 212 (1858) ‚Junker Jörg') und in Koburg (Semler, Selbstbiographie 1, 142. 1781) wird Luther als der Urheber bezeichnet, in der von Deisinger bearbeiteten Wittenberger Lokaltradition dagegen der Teufel. Übrigens scheint die Wartburgsage erst im 18. Jahrhundert bezeugt zu sein; denn die von Köstlin (Luther [3] 1, 472) angeführten älteren Citate (Tischreden 3, 37 ed. Förstemann; Ratzeberger, Hsl. Geschichte über Luther ed. Neudecker 1850 S. 54; Myconius, Historia reformationis ed. Cyprian 1718 S. 42; wohl auch Val. Baiers Rhapsodiae et dicta quaedam Lutheri 1, 652) berichten nur, daſs Luther auf der Wartburg von Poltergeistern heimgesucht wurde, aber nichts vom Schleudern des Tintenfasses.

IX. Der wirtt mit dem fridt macher.

Im kreutzthon Wolfframs.

1.

Ein kremer verzert hete
Funfftzig gulden bey einem wirt,
Heimlich hinziehen thete;
Der wirtt darob gantz schelig war.
5 Nach dem vber ein halbes jar
Kam der kremer hinab.

Der wirtt von im zu male
Wolt sein betzalt vnd in citirt.
Der kremer sprach: ‚Ich zale
10 Dich jetz bey einem pfenning schon,
Doch nim disen fridt macher dron!'
Meint seinen esel grab.

Nun war vorhin in das selb lant
Kein esel gar nit kummen.
15 Also der wirtt zu seiner hant
Den esel hat genummen,
Gab dem kremer funftzig gulden raus,
Dacht: ‚Mir ist recht, das ich im haus
Einen fridtmacher hab'.

2.

20 Nach dem zum wirtt thett senden
Der edelman ein reising knecht,
Vmb gelt schuldt in zu pfenden.
Der wirtt sprach: ‚Harr, ich zal dich bal!'
Vnd lieſs den esel aus dem stal.
Der schrey: ‚Ian, ian'.

Der reitter thet entlauffen,
Vermeint, es wer der teuffel schlecht,
Sagt seim junckherrn mit schnauffen:
‚Der wirtt im stall den teuffel hat'.
30 Da schicket nach dem pfarrer spat
Vom schloſs der edelman

Vnd reitt mit im, das er beim wirtt
Den teuffel bschweren solte.
Den wirtt er mit worten stompfirt,
35 Was er nit zalen wolte.
Der wirtt lieſs sein fridmacher aus,
Der loff zu den zweien fürs haus
Vnd sang sein esel thon.

3.

Balt sie höreten sein stime,
40 Da gaben sie die flucht al beid
Den berg hinauff mit grime.
Der pfaff ein meren reithen thet,
Die der esel erschmecket het,
Loff ir nach, schrey: ‚Ian'

45 Vnd auf die merhen sprunge.
Der pfaff fiel rab in hertzen leid,
Sich in ein hecken schwunge.
Doch kamens beid mit schrecken gros,
Mit schnauden zu fuſs auff das schlos.
50 Der esel heim thet gan.

Der pfaff sprach zu dem junckhern sein:
‚Der teuffel ist nach gloffen,
Stach hinden in die merhen nein,
Meint, ich wer drein geschloffen'.
55 Der edelman förcht solche rach,
Lieſs dem wirtt sein schuldt alle nach:
So der wirtt frid gewan.

---

4 darab gar B — 10 Dich bar bei B — 12 sein A — 15 Nach dem der B — 18 Das mir ists B — 20 thet zum wirt B — 21 bald einen knecht B — 23 Halt dich bald ich zal B — 30 pfarrherr B — 32 Das er mit im rit bei dem wirt B — 33 beschweren A — 34 er *fehlt* A — stumpffirt B — 36 rauſs B — 37 lieff B — 39 Als sie B — 49 schnaufen B — 51 zum junckeren B — 53 merren mein B — 54 darein gschloffen B — 56 all sein schuld gar nach B — 57 Also er frid B.

Gedichtet von Hans Sachs 1552, den 18. August; vgl. MG. 13, Bl. 13a (Zwickau). Anonym in einer Meisterliedersammlung des 15. Jahrhunderts (Weimar, Mscr. Q 569 Bl. 175b) und in Hans Müllers Meistergesangbuch Bl. 558a. Ich gebe den Text nach der Weimarer Handschrift (A) und notiere die Varianten Müllers (B). — Der Schwank ist mir sonst nur in einem arabischen Märchen begegnet, das A. Socin, Zeitschr. d. d. morgenländ. Ges. 36, 265—270 aus Märdin mitgeteilt hat. Hier schneidet ein Mann seinem störrischen Esel Oberlippe und Schwanz ab und verkauft ihn, als ihn diese Züchtigung nicht zahm macht, unter dem Namen eines Heerbesiegers für 150 Goldstücke an einen Konsul in Aleppo. In der Tat schlägt der Esel ein feindliches Heer in die Flucht, wirft einen Reiter von seiner Stute herab und bespringt diese. Der Rest der Erzählung, der von weiteren Kriegszügen des Esels berichtet, gehört nicht hierher. In einem vlämischen Märchen (Volkskunde 2, 235. 1889) verscheucht ein Esel durch sein Geschrei die Bauern und macht seinen Herrn dadurch zum Besitzer des Landes.

X. Von der bulschafft eines wirts tochter, pfaffen vnd landsknechts.

Im schwartzen thon Hans Vogels.

1.

Zu Straubing safs ein reicher wirt,
Der gar ein schöne tochter hete.
In kleidung sie sich schmuckt vnd zirt,
Ein thumpfaff vmb sie bulen thete.
5 Beim wirt ein armer landsknecht lage
Zur herberg, der merckt den anschlage.

Der pfaff kam heimlich auff ein nacht,
Die stürzt in vnder ein badwannen
Vnd im ein kandel mit wein bracht,
10 Sprach: ‚Hart ein weil, geht nicht von dannen,
Bifs das sich mein vater thut legen!
Darnach können wir vns geregen‘.

Der landsknecht in eim winckel stacke,
Der wischt herfür, dafs der pfaff hart erschracke,
15 Vnd sprach zu im mit lauter stim:
‚Glück zu, pfaff, lafs mich mit dir trincken!‘
Der pfaff saget gar leis zu im:
‚O schweig, ich mufs in leid versincken‘.
‚Was gehts mich an‘, sprach der landsknechte,
20 ‚Es gschieht dir warlich eben rechte‘.

2.

Der landsknecht kroch vnder zu im
Vnd schrie: ‚Pfaff, ich wil dir eins bringen‘.
Der pfaff erschrack der lauten stim,
Vergafs seins rocks, thet daruon springen.
25 Der knecht vnder der wannen sasse
Im rock, sam er der pfaff selbs wasse.

Darnach die tochter kumen thet
Vnd sprach: ‚Kumpt herfür, lieber herre!
Itzt wollen wir hin gehn zu bet.
30 Geht gmach! Mein vatter ligt nicht ferre‘.
Sie meint, es wer der pfaff mit namen,
Lagen die nacht frölich beisamen.

Der pfaff kam wider, thet anklopffen.
Sie thet den landsknecht in ein seiten stapffen
35 Vnd sprach: ‚Herr, itzt kumbt der landsknecht,
Der hinnen zur herberg thut ligen.
Steht auff, nembt einen hafen schlecht,
Werfft den auff in! Es bleibt verschwigen‘.
Er nam ein hafen vngeschaffen
40 Vnd warff ihn hinab vngeschaffen [!].

3.

Der landsknecht sprach: ‚Der tag kumpt schir,
Ich mufs in kirchen, frümefs lesen‘.
Da zog sie von der hande ir
Ein ring, war eins thumpfaffen gwesen.
45 Sie sprach: ‚Herr, den wil ich euch schencken.
Wann ir in secht, thut mein gedencken!‘

Der landsknecht stund auff, ging zum wein
Vnd het sein willen wol gebüsset.
Die tochter ging inn kirchen ein
50 Vnd den pfaffen sehr freuntlich grüsset,
Der eben stund ob dem altare.
Als bald er sie ansehen ware,

In zoren grofs er sie anfuhre
Vnd sprach zu ir: ,Flugs pack dich wegk, du hure!'
55 Sie erschrack vnd ging heim in not,
Der landsknecht thet ir alls anzeigen.
Sie schanckt im zehen gulden rot,
Batt in, das er nur solt still schweigen.
Doch wurds offen in kurzen tagen,
60 Grofs lob thet man dem landsknecht sagen.

Anonym in Hans Müllers Meistergesangbuch, Bl. 541 a. — Das Lied ist 1559 in Prosa wiedererzählt von Valentin Schumann (Nachtbüchlein Nr. 34 ed. Bolte 1893), auf den dann die kurze lateinische Fassung bei Frischlin (Facetiae 1602 p. 15 ,*De puella Straubingensi*') zurückgeht, die von J. Sommer (Emplastrum Cornelianum 1609 Nr. 55) wiederum verdeutscht wurde.

XI. Der landtsknecht mit den zwölf jüngern.

Inn der Schalmeyen weifs Hagers.

1.

Ein landtsknecht kame auf der gart
Auf ein zeit zu eim bauren,
Bat ihn vmb herberg zu der fart;
Der schalck herbergt den lauren.
Alfs er hin ein thet gehen,

Da sah er hangen in dem rauch
Ein grossen schweinen bachen,
Darumb hiengen 12 hanen auch.
Der landsknecht thete lachen,
Samb ers thet nicht verstehen,

Sprach: ,Mein vater, was thut das sein,
Dafs dort oben thut brangen?'
Der baur sprach: ,O sune mein,
Alhie siehestu hangen

2.

Den herren vnd 12 jünger sein'.
Der landtsknecht thete jehen:
,Wie recht bin ich kommen herein!
Ich thet mein tag nie sehen
Den herren so verlassen'.

Der landtsknecht dacht: ,Wie möcht ich doch
Dich vmb dein vnzucht straffen!'
Schnid herab die 12 hanen hoch,
Als der bauer thet schlaffen,
Thets an sein gürttel fassen

Vnd hencket alda vmb ihn her
Die heiligen vnschuldig;
Wie wol sie waren mechtig schwer,
Doch trug er sie getuldig.

3.

Fru thet er noch in einem schwanck
Selbst den bauren aufwecken,
Sprach: ,Vatter, hab der herberg danck!
Thu dich nur lenger strecken!
Ich fahr dahin mein strassen.

Der herr der sey hinfort mit dir
Vnd thu dich reichlich speisen,
Vnd seine 12 jünger mit mir,
Die mir auch den weg weisen!
Ich thu sie nicht verlassen'.

Frü als der bauer das erfuhr,
Thet er sein jammer schauen.
In einem zoren er verschwur,
Keim landsknecht mehr zu trauen.

Dicht Hanfs Deisinger [1600].

Aus Hans Müllers Meistergesangbuch Bl. 575b. Steht auch in Steffann Anngerers Sammlung v. J. 1603 Bl. 103b. — Den Stoff vermag ich anderwärts nicht nachzuweisen.

XII. Der vogler mit dem vatter vnser.

Inn der kleeweifs B. Wencken.

1.

Zu Zwifalten ein vogler war,
Der sich dem voglen ergab gar
Vnd fieng viel aus der vögel schar.
Eins tags wolt vögel fangen er,
5 Fing an, wolt dafs vatter vnser
Betten, auf dafs gutt glück da wer.
Alfs er het sein
Sach gericht fein,
Zu fangen vögel grofs vnd klein,
10 Fing er an zu betten allein:

2.

,Vatter vnser in dem himel'.
Inn dem ihm sein sach nit gar schnel
Fort ging, wünscht er mit wortten hel:
,Daſs dich ankum daſs hinfallend
15 Vnd daſs hellisch feuer am end!
Geheiligt werd dein nam behendt'.
Alſs ihm hernach
Noch nicht sein sach
Fortging, ,Daſs dich gott schend', er sprach,
20 ,Vnden vnd auch oben mit schmach!'

3.

Bett weider: ,Es gscheh der will dein
Auff erden wie im himel rein'.
Do aber vmbschlug die sach sein,
Warff er mit vielen teufflen zu,
25 Vnd also von dem morgen fru
Fast den halben tag mit vnruh
Verbracht er zwar
Mit betten gar
Vnd auch mit fluchen immerdar
30 Seine sachen; vnd daſs ist war.

Anno 1595 am h. Pfingstag dicht.

Anonym in Hans Müllers Meistergesangbuch, Bl. 580 b. — Das Lied gehört zu einer aus dem Mittelalter stammenden Gruppe von parodischen Glossierungen des Vaterunsers; vgl. z. B. ,*La patenostre a l'usurier*' bei Barbazan-Méon, Fabliaux et contes 1808 4, 99, ,*La patenostre d'amours*' ebenda 4, 441. Scheibles Kloster 1, 160. Montaiglon, Recueil de poésies françoises des XV. et XVI. siècles 9, 202 (1865), Montaiglon, Recueil des fabliaux 2, 145. ,Des Buben Klage' V. 67 bei Laſsberg, Liedersaal 3, 552. ,*Der Vrouwen Pater noster*' in Veelderhande geneuchlijke Gedichten, Antwerpen 1600 Bl. C 4a. ,*The proud wifes Paternoster*' bei Hazlitt, Remains of early english popular poetry 4, 147. ,Die gleissnerische Närrin' bei Conlin, Der Christliche Welt-Weise beweinet die Thorheit der Närrinnen 2, 203 (1711). Andres bei F. Novati, Studi critici e letterari 1889 p. 199 ff. und R. M. Werner, Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. 5, 1.

XIII. Der verschlagen pawern knecht.

In dem rosen thon Hans Sachsen.

1.

Ein pawer hing an seiner maide.
Des pawren knecht merckt den peschaide,
Auch merckt er durch sein listig sin,
Das der pfaff puelt die pewerin.
5 Ains tags der pfaff gen acker fure,
Die pewerin das innen wure,

Priet ein han ze pringen dem pfaffen,
Wurt ire als zue weit, thet vmb gaffen,
Aufs felt zv irem pawren kam.
10 Der sprach: ,Wol her ins dewffels nam!'
,Ser kranck', sprach sie, ,pin ich, mein mane,
Priet vns gleich paiden diesen hane,

E ich sterb, vns ze leczen mit'.
Der pawer pald den han zerschnit,
15 Die pewrin sprach: ,Mein man, thw schicken
Ein duch dem pfarer zv erquicken.
Der gensel [?] auch gen acker get'.
Dem knecht das duech er geben thet,
Der loff mit hin vnd auf der strase
20 Das duch in seinen rachen frase.

2.

Kam zumb pfaffen vnd sprach in zoren:
,Mein pawer der ist innen woren,
Das ir hangt an der pewerin.
Huet euch vor im vnd laff nit hin!'
25 Zum pawren sprach mit listing wuege:
,Dem pfaffen ist prochen sein pfluege,

Pit, ir wolt im den helffen machen'.
Der pawer loff hin in den sachen.
Der pfaff in sach vnd strich darfon,
30 Dacht: ,Auf das mir der pawers man
Etwan mein nieren mir ausschneide'.
Die pewrin sach sie lawffen peide,

Sprach zumb knecht: ,Warumb flewcht der pfaff?'
Der knecht sprach: ,Da furcht er der straff;
35 Euer pulschaft ist vnser pawer
In worden, drumb sicht er so sawer.
Wer ich als ir, ich wart sein nicht'.
Als die pewrin den pawren sicht
Wider herlauffen mit der hacken,
40 Det sie sich eillent darfon packen.

3.

Nun grast die maid auf einer wissen,
Die het der knecht gewarnt vor dissen,
Die pewrin west all ir schalkheit.
Als die maid ir pewrin von weit
45 Sach herlauffen, forcht sie ir nasen,
Lies ir puerd trollen, lof ir strassen.

Her rait ein munich, sach mit schnawffen
Pfaff, pawren, maid vnd pewrin lawffen,
Fragt den knecht: ,Wie lawffen die lewt?'
50 Der sprach: ,Es ist ein walfart hewt
Im dorffe'. Der münch stig vom pferde,
Loff, dacht, das im das opfer werde.

Der knecht haut ab dem pferd sein schwancz
Vnd sties in in die erden gancz,
55 Rait hin das pferd. Der munch druncken,
Kam, maint, sein pferd wer im versuncken,
Rais an dem schwancz, der sich pald gab,
Meint, er het in gerissen ab,
Ging hin ze fues da fluechent scharren.
60 So macht sie der knecht all ze narren.

Anno 1554 am 15. tag april.

Gedichtet von Hans Sachs; vgl. MG 12, 89 (Zwickau). Ohne seinen Namen im Berliner Mscr. germ. qu. 583, Bl. 237a; danach hier abgedruckt. Denselben Stoff behandelte Hans Sachs wahrscheinlich in seinem verlorenen Fastnachtspiel ,Der schalkhaftig pawren knecht' vom Jahre 1553; vgl. seine Sämtlichen Fastnachtspiele hsg. von E. Goetze 5, VIII. Nr. 53 (1884). — In der sonst übereinstimmenden Erzählung vom losen Knecht bei Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen 1885 Nr. 60 ist ein Dorfnachbar an die Stelle des Pfaffen getreten, und es fehlt die Fopperei des Mönches am Schlusse Das Abhauen und Einpflanzen des Pferdeschwanzes kommt bei Wolf, Deutsche Märchen. und Sagen 1845 Nr. 14 S. 72, das von Schweineschwänzen ebenda Nr. 22 S. 110 und sonst vor; vgl. R. Köhler, Jahrbuch f. roman. Litteratur 8, 251. Gonzenbach, Sicilianische Märchen Nr. 37. Radloff, Volkslitteratur der nördl. türkischen Stämme 4, 280 (1872). — Über das Thema des durch einen Knecht (Teufel oder Studenten) verratenen Ehebruchs vgl. W. Hertz, Spielmannsbuch 1886 S. 353. Bolte zu V. Schumanns Nachtbüchlein 1893 S. 386. Bruzzano, Archivio delle tradiz. pop. 6, 368. Bédier, Les fabliaux S. 410.

XIV. Der schmid knecht mits pfaffen gschleuder.

In des Remers gesang weis.

1.

Zw Haidenfeld im Franckenlant sas ein alter schmidt
Der het ein junges weib, das hilt sich an im nidt,
Sunder hing an dem pfarer etlich iare.
Er hett das los, wan er frw hört zwen hemer schl[echt],
5 So war in der schmiten der schmid vnd auch sein knecht,
Als den die schmidin auf in warten ware.
So schlich der pfaff hinden ins haus
Ins schmids kamer vnd legt sich zw ir schl[affen].
Ains mals spuert in der schmid knecht aus,
10 Erdacht im ain list, den pfaffen zw straffen,
Vnd macht sich aines morgens kranck.
Die schmidin muest dem schmid helffen am schlag[en].
Der pfaff hört zweyer hemer clanck,
Kam vnd det sich in des schmids kamer wagen.
15 Der schmid knecht lag ins schmides pet,
Sam er die schmidin were.
Der pfaff zw im ein steigen det
Stil vngeret.
Der schmidknecht sich geruestet het
20 Mit aim scharpffen rosschere

2.

Vnd schnit dem pfaffen darmit sein geschleüder ab,
Der pfaff vur auf aus dem pet vnd die fluchte gab
Zumb pader vnd lis im sein schaden pinden
Vnd gab vur, sein ros im das abgepissen het.
25 Er ging hin haim vnd leget sich kranck in sein pet
Vnd det sich darin hin vnd wider winden.
Sein schueler sagt der schmidin das,
Sein herr wer kranck, det, sam er wolt ersticken.
Die schmidin heimlich wurgen was

30 Ein hunlein vnd det das selbig ain picken
Mit wurtz vnd zucker gresiclich
Vnd lis es also sieden pey dem fewer.
Der schmidknecht in die kuchen schlich,
Ries das hun aus dem hafen vngehewer
35 Vnd warff des pfaffen gschlewder drein
Vnd das hun selber frase.
Nach dem die schmidin schlich hinein,
Das heffelein
Nam sie vnd ein kandel mit wein
40 Vnd macht sich auf die strase.

3.

Kam ins pfarhoff, det vurs pet zw dem krancken sten,
Clagt in ser vnd richt im darnach das gschleuder an.
Des erschrack sie, der pfaff ergrimpt in zoren
Vnd sprach: ‚Da leit, dw palck, darumb ich hie lig kran[k]'.
45 Fuer auff vnd warff die schmidin nab zwo stigen lan[g].
Die schmidin west nicht, wer ir het geschoren.
Dieweil het da heim der schmitknecht
Dem schmid all sach gemachet offenware.
Palt die fraw kam int schmitten, secht,
50 Da pleczt ir der alt schmid grimig ins hare
Vnd sie also zw poden riss
Vnd sie drey mal vmb dem ampos plock zuge.
Nach dem erwischt er den lesch pies
Vnd sie gar marter leiden vbel schluege,
55 Pis die schmidin auf reckt paid hent,
Den schmid padt vmb genaden
Vnd, wie der pfaff sie het geschent,
Sie im pekent,
Plieb darnach frumb pis an ir ent,
60 Wurt weis mit irem schaden.

Anno salutis 1551 am 7 tag aprilis.

Von Hans Sachs gedichtet. Vgl. MG 12, 82a (Zwickau) Hier nach einer, wie es scheint, eigenhändigen Abschrift des Dichters im Weimarer Mscr. Q 571, Bl. 75a. — Eine ähnliche Erzählung hat Heinrich Kaufringer S. 151 ed. Euling 1888, nur daſs hier der beleidigte Ehemann selber die Rolle des Knechts spielt. Aus dem Meisterliede des Hans Sachs sind zwei Prosaschwänke bei Val. Schumann (Nachtbüchlein 1559 Nr. 3; vgl. meine Anmerkung in dem Neudrucke 1893 S. 386) und Montanus (Ander Theyl der Gartengesellschaft o. J. Cap. 109) abgeleitet.

XV. Eines Bawrn Son wiert ein student.

Im Siesen thon Kunrat Harter.

1.

Ein bawer hett ein son, verstette,
War ein student; als der ein mal heim kam
Zu seinem vatter, da lag er
Des morgens ane scham
5 Gar lang jm bett vnd sehen dette
Oben an der dillen an einem bret,
Das so vil küeh kot klebet, das
Er sich verwundren dett:

Wie ist die kuh hin nauf kumen, gedachte,
10 Vnd hat ein solchen mist hin nauf gemachte?
Da mitt die zeit zu brachte.
Welches gar hart verdrofs sein vatter alt,
Weil er so lang lag auf den tag
Im bett, weckt jn auf balt.

2.

15 Der son sprach zum vatter mit brumen:
„Ich schlaf nit, ich studier zu diser zeit".
Der vatter sprach: „Was studierst du?"
Der student sprach bereit:

„Wie die kuh hin nauf mag sein kumen
20 Vnd hat auf das bret gemacht dises kott,
Das ich gar nitt aus rechnen kan".
Der vatter sprach mit spott:

„Was hast du mich kost mit deinem studieren
Vnd thust so vnnicz deine zeit verlieren!
25 Du hast ein blödes hiren,
Das du nit das aus rechnen kanst gewifs.
Das bret lag auf der erden da,
Ehe die kuh dar auf schifs.

3

„Dar nach ist das bret hin nauf kumen
30 Durch den zimerman ze dach aufs vnfleifs,
Wie du es den gesehen hast.
Ich sag dir solcher weifs

Ich merk an dir vnd hab vernumen,
Das dein studieren ist vergeblich gar.
35 Darumb so nim den pflug jnt hent,
Ernehr dich mitte dar,

Wie jch mich also täglich thu ernehren
Mitt der bauren arbeit, jch wil dichs lehren.

So bleibt du auch bej ehren". —
40 Ma[n]cher vermeind, er sej gscheit früe vnd spat,
Kan doch nitt wissen, wie die kuh
Auf dillen gschissen hat.

Anno 1625 jar an der narren fasenacht dicht Georg Hager Schuchmacher.

Aus dem von Goedeke M 2 genannten Liederbuche Hagers (Weimarer Mscr. Qu. 571) Bl. 53b. — Ebenso wundert sich der türkische Narr Nasr Eddin Chodja, als er an der Spitze einer Stange Kuhmist statt des von ihm dort aufgehängten Geldbeutels findet, darüber, wie die Kuh habe auf die Stange klettern können. (Decourdemanche, Plaisanteries de Nasr Eddin Hodja 1876 Nr. 110; vgl. R. Köhler, Orient u. Occident 1, 443). Ähnlich W. Bütner, Claus Narr 1572 6, 26. Schmitz, Sitten und Sagen aus der Eifel 1, 304.

XVI. Die herrn von Hirschau.

Im Rosenthon Hannſs Sachsen.

1.

In einer Statt Hirschau genande
Ein ratherr eine sichel fande
Vor dem thor ligen auf der stras.
Er gedacht bej jm selber: „Was
Mag nur dises alhie geseine?
Es ist der mondt, hat keinen scheine.

Er ist von dem himel gefallen
Auf die erdt: we vns menschen allen!
Weil der monden heruntter feltt,
So wirt nitt lang mer stehn die weltt".
Er stundt lang, gedacht hin vnnd here
Vnd was auch betrubet gar sere.

Er lief zuruk wol in die statt,
Fandt versamelt den gantzen ratt.
„Ir lieben herren", dett er sprechen,
„Himel vnnd erden wirt zubrechen.
Der monden ist von dem himell
Auf die erden gefallen schnell,
Dausen vor dem thor er noch leitte.
Das sag ich euch bey der warheitte".

2.

„Ir herren", er auch weitter sprache,
Komet, besehet in!" Hernache
Gingen sie all fur das stadthor,
Da lag die sichel noch daruor.
Ringes weis sie herumer dratten,
Detten sich daruber beratten.

Der ein gab seinen rat gar leise
Vnnd sprach: „Es ist eine korn beise,
Die das korn in dem feldt vmbfrist.
Weil es aber noch nitt reif ist,
Wirdt sie es also grün vmbweiden,
Mussen wir darnach hunger leiden.

Ir lieben herren alle sandt,
Schupffet sie als baldt aus dem land!"
Die herren baldt in die statt gingen
Vnnd gebotten vor allen dingen,
Das die burger auf soltten sein,
Soltten sich rusten in gemein,
Die kornbeiſs aus dem landt zu treiben,
Das sie vor hunger möchten bleiben.

3.

Sie rusten sich, trugen die spies empore
Konden nicht naus zu dem statthore,
Sie lieffen vor dem burgmeister.
Da gebott derselbige herr,
Das man das thor abbrech zur stunde,
Das man hinnaus ziehen kunde.

Als nun das thor abbrochen ware,
Da zog hinnaus die gantze schare,
Dratten ring weiſs vmb die sichell.
Einer mit eim langen spieſs schnel
Wollt die kornbeise schuppen forte
Gar weitt an ein anderes orte.

Da fiell dieselbig kornbeis als
Einem burger vmb seinen halſs.
Sein nachtbawr wolt sie reisen rabe
Vnd riſs jm den kopff damit abe.
Da erschracken sie all gar hart
Vnd flohen daruon zu der fart.
Noch ist die kornbeis ligen bliben:
Hatt vnns Sanct Niemandus beschriben.

Aus dem Weimarer Mscr. Quart 571, Bl. 293b. Vgl. oben S. 452 ***).

XVII. Die drei Ehemänner vor dem Himmelsthor.

In der spitzigen Pfeilweifs M. A. Metzger.

1.

Drey Männer theten auff ein zeit
Für des Himels thor kommen,
Da Petrus noch dafs Pförtner Ampt verwalt.
Badten ihn, dafs er sie einlifs als bald.
5 Petrus sagt: „Wan gründlichen bscheid
Ich von jden vernommen,
Wafs jder für ein weib hab ghabt auf Erd,
Alfs dan thu ich, wafs ein jder ist wert".

Der erst sagt, dafs seinen Vrsprung
10 Von Regenspurg het sein weib jung.
Petrus antwort den frommen:
„In meinen Himel hastu keine stadt,
Weil du auff Erd hast glebt in aller gnad.

2.

„Dan dises Orts die Weiber all
15 Sind freundlicher geberden
Vnd leben alzeit nach der Männer wil.
Ins fegfeuer ghörst du auff zeit vnd zil".

Der ander bekande difsmal
Dem Petro ohn beschwerden,
20 Dafs sein weib von Augspurg het ihr ankunfft.
Petrus sprach: „Du ghörst auch nicht in mein zunfft;

Dan dises lands weiber friedlich.
Obschon offtmals ereignet sich
Haders vnd zanck geferden,
25 Wird doch solches gstilt durch ihr freundlichkeit.
Im fegfeur ist dir auch ein stel bereit".

3.

Alfs der drit von sich gab die wort,
Dafs sein weib wer gewesen
Bürdtig von Nürenberg der schönen stadt,
30 Er disen also angesprochen hat:

„Komm her, mein freund! Den besten Ort
Wil ich dir aufserlefsen,
Welcher in dem ganzen Himel thut sein,
Dafs du ergözet wirst der Mardter dein,

35 So dir auff Erd causirt dein weib,
So stetig plaget deinen leib
Mit kiffworten vermessen.
Dan mir derselben weiber art bekand,
Weil auf Erden inen gleichet kein land".

Dichts Maigister Ambrosi Metzger [den 11. February 1627].

Nach dem Weimarer Mscr. Oct. 148, Bl. 38a. — Eine zweite Aufzeichnung im Weimarer Mscr. Oct. 149, Bl. 79a bietet folgende Varianten: 2 das — 7 ghabt hab — 8 So thu ich alsdan wie — 9 ihren — 11 dem — 13 erd gelebt — 18 bekannd auch — 20 Sein weib het ghabt von Augspurg ihr — 22 freundlich — 23 bifsweill — 25 doch der gestilt — 27 Alfs] Da — 35 Die dir — 39 Dafs an bofsheit. — Über verwandte Schwänke vgl. Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder 1894 S. 71.

XVIII. Der beckhenn knecht.

Inn dem spigelthon Ehrennbotten.

1.

Einn peckenn knecht der beicht ein pfaffen
So vil der argenn grobenn stuck,
Der pfaff war vngeschaffenn,
Pott im, das er in einem jar
5 Es weder fleisch noch brotte
Vnnd auch gar keinen wein nich drincken dete,
Auch solt er schlaffenn bey keim weib
Noch ligenn in keim bette,
Dartzu soltt er auff erbes gan
10 Ins elendt, im gebotte.

Der becken knecht ging ins elendt
Inn ein nunenn kloster behendt,
Da er sein sundt wolt busen.
Der eptesin dett er sein kumer klagen,
15 Wie im zu pus gegeben wer,
Er solt im jar vnnd tagen
Im elendt auff erbesenn gan
Mit seinen blosen fusen;

2.

Auch solt er gar kein fleisch noch brott nicht essenn,
20 Darzu auch drincken keinen wein
Vnnd kein bett vermessenn,
Noch ligen vnnd schlaffenn by keim weib,
Patt sie vmb hillff vnnd rade.

Der peckenn knecht war schönn, geradt vnnd junge,
25 Derhalb der eptesin ihr hertz
Mit strenger lib durchdrunge,
Sprach: ‚Diss gloster sey dein elendt,
Dein sundt vnnd misethate.

Fur fleisch da soltu esenn fisch,
30 Semel fur brot an meinem tisch,
Drinck malmasir fur weine,
Lig auff dem bett vnnd nicht darein dein leibe,
Schlaff du auch alle nacht bey mir;
Ich bin ein nun vnnd [l. kein] weibe,
35 Sunder ein geweicht eptesin.
Auch zu den fuſsenn deine

3.

Wil ich dir gantz erbes weich lassen siden;
Die leg darnach in deine schuch!'
Deſs war er wol zu friedenn
40 Vnnd daſs gantz jar im kloster bleyb,
Hilt sein bus dach vnnd nachte.

Nach endt das jar er zu dem pfaffen kame,
Sagt, wie er bus gehalten hett.
Da das der pfaff vername,
45 Da lobett [er] die eptesin
Parmhertziger andachte,

Das sie dem sunder in eim jar
Gewesenn wer behulfflich gar,
Vnnd dett auff sein aid sagenn:
50 ‚Ich wolt, das ich mit meinen blosen fusen
Solt sibenn jar mit strenger bus
Wol in dem kloster busen'. —
Es war kleich pfaff vnnd becken knecht
Vber ein laist geschlagen.

Gedichtet von Hans Sachs 1550, den 7. Juli. Stand dem Register zufolge im (verlorenen) 11. Meistergesangbuch, Bl. 318: ‚Der beckenknecht im frawencloster'. — Hier nach einer um 1595 geschriebenen Meisterliedersammlung in Weimar (Mscr. Q 569) Bl. 214a. Auch in einer anderen 1596 eingebundenen Weimarer Handschrift, die einst in Georg Hagers Besitz war (Mscr. Q 571) Bl. 207a und 222b. Diesem Schwanke weiſs ich im Augenblicke keine näheren Parallelen anzureihen als das nachfolgende, bisher ungedruckte Gedicht des 15. Jahrhunderts. Zum Schlusse ist der Schwank vom beichtenden Landsknecht und alten Mönch bei Kirchhof, Wendunmut 1, 2, 55 zu vergleichen. Als entferntes Seitenstück wäre etwa das von P. Meyer in der Romania 14, 521 veröffentlichte provenzalische Gedicht *Débat de la sorcière et de son confesseur* heranzuziehen. Für die gesottenen Erbsen vgl. Grimmelshausens Simplicissimus Buch V 1. Kap.

XVIIIa. Die pawrn peicht.

]167] Ein pawr in einem dorf sas,
Der stett der maid suntag was,
Gerad vnd stoltz wol personirt,
Auf alle listikeit gefirt.
5 Eins in der vasten sich begab,
Seiner sünd meint er zu kommen ab,
Vmb den karfreitag das geschach,
Sücht den pfarrer zu haws vnd sprach:
‚Mein herr, ich hab zu peichten mut
10 Vnd traw eüch wol, ir seit so gut
Vnd gebt mir vrlaub mit eim leichten
In einer andern pfarr zu peichten'.
Der pfarrer sprach: ‚Das thu ich nit.
Sag mir pald, was meinst du damit?
15 Bin ich dir nit gut gnug darzu?'
Der pawr sprach: ‚Ob ich es gern thu,
So hab ich ye darinn ein scheüch,
Vmb das es gantz ist wider eüch'.
Der pfarrer sprach: ‚Das sol nit irren,
[168] Wir wöllen in dem wol concordiren.
Ich hör offt ettwas wider mich,
Doch ist die peicht verschwigenlich,

Vnd red weder mynder noch mee,
Dann ob es mich gantz nichts angee.
25 Darumb sag her, vnd grimt dich eben,
Es wirt dir neür dester ee vergeben;
Dann dein scham ye vil grosser ist,
Dann so dus eim andern her list'.
Der pawr sprach: ‚Herr das glaub ich wol.
30 So ich dann peichten mufs vnd sol,
Bit ich eüch mir gnedig zü sein.
Von erst reüt mich vnd ist mir pein,
Eins ich zu ewrer müter kam,
Die ich behendigklich her nam.
35 Doch hett ich so offt angezünt,
Das sie mir sein desmals vergündt'.
Der pfarrer sprach: ‚Das wer der teyfel!
So werst du mein vater on zweyfel'.
[169] Do sprach der paur: ‚Mein herr, thut hin!
40 Ein gröbers ich noch schuldig pin.
Ewer schwester, die ir stett innhallt,
Erzeigt ich auch solchen gewallt'.
Der pfarrer sprach: ‚Das wer ein pein.
Soltest du auch erst mein schwager sein?'
45 Der pawr sprach: ‚Herr, das wer als nicht;
Erst des gröbsten ich eüch bericht.
Ich macht ewer kellnerin eins gail,
Das sie mir gleich auch wart zu tail'.
Den pfarrer daucht des schimpffs genu
50 Vnd sprach: ‚Do schlag der teüfel zu,
Das dich der wellt vnglück angee!
Sag weiter, das ich recht verstee!
Wie hastu sie all drey so behend
Erworben, gib mir zu verstend!'
55 Der pawr sprach: ‚Herr, es dorft auch weil;
Solch sach gerëtt nit in einer eyl.
Ich saczt begir vnd all mein syn
[170] Allein neür auf die kellnerin.
Wann ich im ganczen dorf keine wais,
60 Die mir so oft vor lieb macht haifs.
Nu dacht ich wol, es hat kein syn,
Du pülst dann die alt vor hin,
Vmb das sie mich dester lieber sëhe,
So ich vil aufs oder ein gëhe.
65 Also wart ich oft mit ir zü red,
Pis wir eins mals wurden lüstig bed.
Do ich das mit ir aufsgericht,
Do vorcht ich mir darnach gar nicht,
Vnd wann die alt zu kirchen was,
70 Den weg ich zu ewerer schwester mafs
Vnd fragt sie nach der mutter stett.
Die sprach, was ich an ir pruchs hett,
Was ich mich nit vmb sie an nëm.
Die was mir auch nit wider zëm
75 Vnd richt mit mir ein karren an,
Das ich pafs aufs vnd ein mocht gan.
[171] Darnach ich nit lang mer aufs bleib,
Schimpff mit der kellnerin ich treib;
So meint ir yde in der stillen,
80 Ich thetts allein durch iren willen,
Das man sie dester mynder merckt.
Des in der kellnerin sich sterckt
Ir lieb gen mir in voller prunst,
Also wir bede erdachten kunst,
85 Wo es stat oder füg mocht han.
Herr, nit mer gib ich zuuerstan'.
Das der pfarrer nit wüttent wardt
Von diser durchlistigen art,
Das ander allessambt geschach,
90 In zorn er zu dem paurn do sprach:
‚Gedenck, das du mich recht versteest
Vnd einen ygel auch angeest
In aller weis vnd anders nicht,
Das du die drey hast ausgericht.
95 Sag, thetten dir die drew wol schmecke[n]
[172] Du must ein igel auch verlecken'.
Der paur sprach: ‚Das wart nye vernomen.
Wer könt vor dornen im zu komen!
Mein herr, war thut ir ewer synn?
100 Erlaubt mirs mit der igelynn!'
Er sprach: ‚Gee, welches du willt an;
Bey diser pufs mufs es bestan'.
Der herr schied heim halb vnuersünnen,
Do sassen die drey dort vnd spünnen,
105 Muter, schwester vnd kellnerin.
Vor zorn möcht er sein aufgekyn
Vnd dort doch aufs der peicht nit melden,
Noch süst darumb flüchen noch schelden,
Dann das er sprach: ‚O ir all drey!
110 Awbe ach ach, peit peit ey ey!'
Nicht mer er weiter red began,
Doch lag im die kellnerin an.
Der paur schied ab vnd machts nit lanck;
Dann als die oster zeit hin sanck,
[173] West er nit verr von im im Riefs
Ein paurn, der der Igel hiefs,
Sein eelich weib die Ygelynn.
Was er mit der do wart begynn
Von süsser red vnd schönen worten,
120 So kund sie im an allen orten
Begegen also meisterlich,
Das er schir hett verwegen sich
Der pufs vnd wollt sein abgestanden,
125 Dann das in stett ettwas ward anden.
Vnd kam eins tags an sie wider
Vnd sprach: ‚O fraw, ir legt mir nyder
Mein pufs, die ich vmb all meins schüld
Solt han gelitten mit gedüld.
Nu hoff ich vnd getraw got wol,
130 Das es meiner sel nit schaden sol,
Sunder neür allein der persan,
Die mich so gröblich hindert dran'.

Die fraw sprach: ‚Sich, das wer mir leit.
[174] Was eüch mein halb antreit?‘
135 Er sprach: ‚Fraw, ir vnd anders kein.
Wann mir für all mein sünd gemein
Sunst ander pufs nit hat than kund,
Dann wo ir meinen willen thund,
So weicht all mein süntlich begynn.
140 Sagt, heist ir nit die Igelynn?‘
Die fraw sprach: ‚Ja, ich pin die recht‘.
Der pawr sprach: ‚Traut fraw, nu secht,
Sollt ir mein sünd dann auf euch tragen?‘
Die fraw sprach: ‚Ja ee will ichs wagen,
145 Als das mir sunst daraus mag entsteen,
Das wir der schuld beide ledig geen‘.
Die sach was schlecht zwischen in beiden,
Einander würdens zeit bescheiden,
In der sie dise pürd ablegten.
150 Do sie einander wol geschmeckten,
Schied sich der paur nach froer pus
Vnd schmiczt heim mit geringem fufs
[175] Vnd sach vast nach dem pfarrer vmb
Vnd sprach: ‚Secht, herr, ich heim kumb
155 Vnd hab kein tag noch nacht gerut,
Sunder mein leib, flaisch vnd plut
Dest wirser getan vnd weg erdacht,
Damit das ich solch pus volbracht‘.
Der pfarrer sprach: ‚Nu wöll der rit,
160 Sag an, wie handelstu es mit?‘
Der paur sprach: ‚In eim dorf im Riefs
Ein pawr sas, der der Igel hies,
Der hett ein weib, hies Igelyn.
Nach der saczt ich hertz, mut vnd syn
165 Vnd han mirs warlich saur lan werden
Mit weis, mit worten vnd geperden,
Solang pis sie marckt mein gedingen
Vnd halff mir selbs die pus volbringen‘.
Es möcht der pfaff sein worden gro
170 Vnd sprach zu stund zum paurn do:
‚Hab laub zu peichten fürter hin,
[176] Zu wem du habest mut vnd syn!
Allein zu mir komm nymmer mee,
Ee das dich der hertz rit bestee!‘ —
175 Wer fröer dann der paur do was
Vnd pöser dann der herr vmb das,
Das er vmb seinen vbeln mut
Ein grösser schüld erst auf sich lut,
So er nit anders wollt entprechen
180 Dann vbel mit vbel zü rechen.
Das zu voraus die geschrifft verpeüt,
Wo solchs sich in eim layen neüt.
Ich schweig der geistlichen persan,
Do sich vil mer volcks ergert an,
185 Defshalb ich vil dester mynder schilld
Gut exempel vnd ebenpild.
Das aber auch verpoten sey,
Wo sich an im ergert ein lay,
Nym ich aus dem, das Jhesus so
190 Redt in eim ewangelio:
[177] ‚Merck nit auf ire werck zu ser,
Sunder folgt iren worten mer!
Was hülff dich, das einer ewig stürb
Vnd dein sel mit der sein verdürb!‘
195 Der esel kombt an die stat nicht
Do er ein vor im fallen sicht;
Wöllstu dann do auch vnter sincken,
Wo du ein andern sechst ertrincken?
Waist du nit, das nach Jhesus sagen
200 Nyemant des andern pürd wirt tragen?
Was ist dir not dar inn zu wachen,
Ander schuld dich teilhafft zu machen,
So du sein gar wol ledig geest!
Ob du eins prechlikeit versteest,
205 So denck daneben an die dein;
Mag aber das in dir nit sein,
So schmeck doch des gelerten rat,
Der vor vil jarn gesprechen hat:
‚Mensch, ensag nyemant, wer er ist,
[178] So sagt dir nyemant, wer du pist!‘
Wann manig mal im jar geschicht,
Das einer ein grossen palcken nicht
Will spuren in den augen sein,
Den gar ein claines pechtlein
215 In eins andern augen irrt.
Vnd wo derselb zu spot wirt,
So lacht gemeingklich yederman.
Hie bey will ich es lan bestan.

Aus der bei Keller, Fastnachtspiele 3, 1431 beschriebenen Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek (15. Jahrhundert) S. 167.

XVIIIb. Dy zwu peicht.

Es was gar ein guter man,
Der hat ain frawen wol gethan,
Die was im liep als sein leyp;
Wann es was ain schönfs weip.
5 Zw einer zeyt er pey yr safs
In gutem mut on allen hafs;
Do sie nu ein weil sassen in dem guten mut,
Die fraw sprach: ‚Nu dünckt dich gut,
[210a] So wil ich werlich peichten dir,
10 Das du wider peichtest mir‘.
Er sprach: ‚Fraw, das sol sein
Bey den rehten trewen mein.
Du solt reht peyhten mir,
Also wil ich auch dir‘.
15 Dye fraw sprach: ‚Das sol sein,

Das schwer ich auf dy trewe mein'.
Der man sprach: ,Nu sag mir an,
Hastu zu mir yendert kainen man?'
Die fraw sprach: ,Trewn, ja ich.
20 Des dorffs hirten willen thet ich'.
Do sprach zw yr der arm man:
,Warumb hastu das gethan?'
Die fraw sprach: ,Ich tets vmb das,
Das er vns icht würd gehafs
25 Vnd vns der czinfs liefs frey.
Darumb lag ich ym pey'.
,Hastus gethan vmb das,
So pin ich dir nit gehas'.
Der man sprach: ,Nu sag an,
30 Hastw sust keinen Mann?'
[210b] Do sprach die fraw sewberlich:
,Lieber herr, trawn ja ich.
Do kom des herrn pot,
Da gieng ich zu im trot.
35 Er pat mich um die mynne mein,
Da thet ich auch den willen sein,
Das er vnfs vorm herrn verredt
Vnd vns in seiner schirmung het.
Nu sih, mein lieber man,
40 Darumb so hab ichs gethan'.
Der man sprach: ,Hastus darumb gethan,
So mufs ich dich vnuerdacht lan'.
Der man sprach aber alls ee,
Ob sie het keinen mee.
45 ,Joo', sprach die fraw wol gethan,
,Der pfaff ist auch mein man'.
Er sprach: ,Liebe frawe mein,
Warumb thustu den willn sein?'
,Ich thetz in kaym argen nit,
50 Newr das er got für vns pit'.
Der man sprach: ,Iszs darumb geschehen,
[211a] So mufs ich dirs aber vbersehen'.
Die fraw sprach: ,Ich habs ye drum than,
Darumb scholtu mich vnuerdacht lan'.
55 Er fragt dy frawen aber wider,
Ob sie keinen het gehabt sider.
Sie sprach: ,Joo, pifs mir nit gefer!
Ich het auch den richter'.
,Ey', sprach der arm man,
60 ,Warumb hastu das gethan?'
,Das that ich vmb das,
Das er vns nicht wer gehas
Vnd liefs vns des dienstz frey.
Darumb lag ich ym pey
65 Vnd thet es auch vmb das,
Ob vns yemant wer gehas,
Der vber vns thet clagen
Vnd vns gen ym thet versagen,
Das du der pufs werst frey.'
70 Der man sprach: ,Das sey.
Nu sag, liebe fraw, mir an,
Hafstufs darumb gethan,
So mag ich dirfs verdencken nicht.
[211b] Ist es war vmb die geschicht?'
75 ,Ja, auff dy trewe mein,
Ich thet es vmb den willn dein.'
Der man sprach: ,Sag, liebe frawe, mir,
Schol ich schier pufs setzen dir?'
Die fraw sprach: ,Wie pistu ain kalp!
80 Ich hab kawm gepeichtet halp.
Der kellner vnd des herrn koch
Die kamen auch zu mir doch,
Sie prachten mir flaysch, prot vnd pir;
Das gab ich auch offt dir;
85 Damit spart wir vnser gut.
Darumb so hab nit pösen mut
Auff mich, mein lieber man!
Die peicht wirt schir ain end han;
Wann wer sein sünd wil leichten,
90 Der mufs sein sund ye gar peichten.
Ir ist kawm noch zwen,
Als ich in meim synn kan versten.
Der alltt hirt kam mir auch zw;
95 Das was ains schmorgens frw,
Do ich das vih aufs trayb
[212a] Vnd verr da hinten playb,
Do warff er mich yns gras
Vnd thet mir, was sein will was.
Auff genad gethet ich das do,
100 Mein lieber wirt, das glawb also!
Das hüt gelt hab ich verricht
Mit dem selbigen geschicht'.
,Nu sag an, waystu icht mer?'
,Ja, awff mein er,
105 Vnsers nachpern sun dapey
Bracht er frischer gesellen drey,
Die haben gelobt alle mir,
Sie wollen sein peholffen dir,
Ob dirfs gescheh yendert not,
110 So wollen sy gen mit dir ynn tot.
Sih, das thet ich zu hilffe dir.
Nicht, lieber man, verkers mir!'
Do sprach der gut man:
,Wirt es icht schier ain end han?'
115 Sie sprach: ,Ja, herr, zu diser stund
Thu ich dir auch noch zwen kund.
Zw mir kam der mefsner
[212b] Gegangen auch da her.
Der hat auch mit mir gespilt,
120 Damit ich sein huld pehielt,
Das er mir dy kirch auffschlos,
Wenn ich wolt, es yn nit verdros,
Für alle, die in dem dorff sein,
Thut er auch den willen mein.
125 Des lonfs des geb wir nicht,
Also hab ichs verricht.
Wann es ist ain guter knecht;
Er tet mirs drew mal, das ist sein reht,
Vnd thet es gar schier dar,
130 Das sein nyemant wurd gewar.
Lieber man, ich wayfs nichtz dartzw.
Setz mir darfür dy pufs nw

Nach genad, des pit ich dich.
Mit fafsten nicht peschwer mich,
135 Mit peten vnd auch nit mit wachen
Noch süst mit andern sachen!
Wann ich pin ain kranckes weyp
Vnd hab einen schweren leyp.'
[213a] Er sprach: ‚Mein liebs liep, das sol sein;
140 Wann du pedenckst den frumen mein.'
Er sprach: ‚Nach genad setz ich dir,
Das scholtu für war glawben mir,
Dir sey nu ain vrkund,
Das dw fürpas nymer thust sund.
145 Von gotz gewalt sey dir vergeben,
Nu pehallt die pufs gar eben!'
Sie sprach: ‚Nu sag an, lieber man,
Was sünd hastu gethan?'
Er sprach: ‚Lieber peichtiger mein,
150 Du scholt mir auch genedig sein.
Ich gieng mit vnser mayt auffs velt,
Das sey dir in der peicht gemelt;
Do grayff ich yr an dy hant,
Dauon mir lust ward pekant'.
155 Sie sprach mit vngedult:
‚Schlah ab dye hant für dy schult!'
Er sprach: Dw hast gethan vil mer denn ich,
Das vbersach ich alles gütlich'.
Die fraw sprach: ‚Hastu doch wol vernumen,
[213b] Das ichs newr thet vmb vnsern frumen!
An deinem wir keinen frumen nemen.
Ich müst mich gar ser schemen,
Das sie scholt mein fraw sein,
Die selb pöfs pfüllstosserein.
165 Bin ich nit vil schöner denn sie?
Das pekenn dw selber hie!'
‚Joo, dw liebe frawe mein,
Dw pist gegen yr ein kayserein'.
Sie [sprach]: ‚Warumb hastus denn gethan,
170 Du rehter schnöder, pöser man?'
Er sprach: ‚Ich thets on allen argen lyst;
Wann dw mir süst layder gram pist'.
‚Wie möcht ich euch hold gesein,
Wenn yr so schier vergefstt mein.
175 Wist, ich kan euch nit vergeben
Die grossen sünd, das merckt eben!
Gee hin gen Rom pald vnd trot
Vmb die selben missetot!
Ir habt geprochen ewr ee,
180 Ich glawb euch fürpas nymer mee'.
[214a] Er sprach: ‚Fraw, thw sein nicht!
Es wer myr gar ain schwer geschicht.
Ich wils pey meinen trewen jehen,
Es schol dir nymer mer not geschehen.
185 Thu mir genad, des pit ich dich,
Ich han dirs auch gethan sicherlich'.
Sie sprach: ‚Nain, es mag nit gesein,
Du must darumb leyden dy pein'.
‚Genad, liebe frawe mein,
190 Was du wilt, das mufs sein'.
Sie sprach: ‚Für das crewtz leg dich dymütigklich
Nacket, so wil ich mit gerten schlahen dich'.
Er sprach: ‚Auf genad knie ich für dich;
Vnd schlach vnd rawff vnd mörde mich,
195 Seyt es nit anders mag gesein!
Es layd Jhesus auch für dy sünde mein'.
Sie sprach: ‚Wol hin, mein lieber kneht;
Die genad ist pesser denn das reht.
Vor got sey dir vergeben.
200 Hallt fürpas pas dein eelichs leben,
Wenn dw pis her hast gethan!
[214b] So wil ich dir abschlahen den pan
In gotes namen alsus,
O filius et spiritus sanctus'.

Aus dem im 15. Jahrhundert geschriebenen Münchener Cod. germ. 714, Bl. 209b. – Das Gedicht ist eine ausführlichere Bearbeitung des bei v. d. Hagen, Gesamtabenteuer Nr. 44 (Die Beichte) und A. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften 1855 S. 383 (Von dem man, der beicht der frawen) gedruckten Schwankes, über den ich meine Anmerkung zu Val. Schumanns Nachtbüchlein Nr. 10 S. 392 zu vergleichen bitte.

Berlin.

Zu Johannes Paulis „Schimpf und Ernst“.

Von

Karl von Reinhardstoettner.

In den eingehenden „Nachweisen“ seiner Ausgabe von Johannes Paulis „Schimpf und Ernst“ (Stuttgart 1866, 85. Band der Bibliothek des Litterarischen Vereins) erschöpft Hermann Österley so ziemlich das ganze litterarische Gebiet, indem er die einzelnen Erzählungen in alle Länder verfolgt. Um so interessanter erscheint es, das dort gesammelte Material durch zufällige Funde zu erweitern und zu ergänzen. Die durch Platens „Romantischen Ödipus“ (Bd. IV, S. 126 der Cottaschen Ausgabe) bekannte Geschichte von dem „vom Eiszapfen empfangenen Kinde“ (Glacies ismar hiesz das kind 208, S. 138, 139) findet sich auch in einer von Österley (S. 497) nicht genannten Schrift des lutherischen Predigers Kaspar Brunmylleus zu Geifslingen, deren dem Bürgermeister Georg Hartbrunner zu Ulm gewidmete Vorrede das Datum vom 7. Heumonat 1558 trägt. Dies Büchlein führt den Titel:

Von dem vner | lichen / schädlichē / vnnützen / gefährlichen / Gottlosen vnd ver- | damlichen Laster defs Ehebruchs / ein Ver- | manung warumb wir solchen fliehen | sollen / zusamen gezogen | durch M. Gaspar Brunmylleum. | Getruckt zu Pfortzheym bey | Georg Raben / 1560 | 80 fol.

Von Brunmylleus, den Goedeke u. a. nicht nennen, besitzt die Münchener Kgl. Hof- und Staatsbibliothek noch eine weitere Schrift gegen Trunkenheit (Tübingen 1557; u. Strafsburg s. a.)

Die fragliche Erzählung lautet bei Brunmylleus mit mannigfacher Anlehnung an Johannes Pauli also:

(fol. 17b.) „Gleichsfalfs sagt auch Syrach am drey vñ zwentzigsten capitel: Ein schandtlichn gedechtnufs wirt die Ehebrecherin hinder ihr lassen / vnnd ihr schmach vnd schand wirt nimmer mehr abgetilckt. Ihre kinder werden nicht wurtzlen / vnnd ihre est werden kein frucht bringen / Welches dann einer frauwen zu Venedig begegnet / wie im Buch Schimpff vnd Ernst verzeichnet wirdt / die einen Kauffmann hatt / Diser war auff ein zeyt sehr lang aufs gewäsen (als sie etwan wo sie in die Heydenschafft reisen / ein yar oder drey aussen bleyben) So er aber widerumb heim kam / da fandt er ein hüpschs Knäblin in seinem Haufs lauffen / das hett ein weyfs härlen / Der Mañ sprach: Liebe Hausfsfrauw wefs ist das hüpsch Knäble: Es ist warlich ein hüpschs schöns lustigs vnnd mallechtigs Knäble. Die Fraw sprach: Ach Haufswirt es ist mein / sol ich dir nit grofs ding sagen / wie es

mir mit dem Kind ist gangen: Im Winter bin ich in Garten gangen / vn̄ hab an dich gedacht mit also grosser begird | dafs ich bin bey dir gewesen / vnd hab ein Eyfszapffen vom Dach herab genommen vnd ihn gessen / daraufs ist das Kind worden / vnnd zu einem zeichen so heifst es Glacies / Eyfsschmar. Der gut Mann schwig stil / wolt nit vil daraufs machen / dan̄ wenn ein Mann sein Ehefrauw schendt / so ist er vor gschendt. Er gedacht auch / werestu bey ihr gewesen / so were villeicht solchs nit geschehen. Hastu anderfswo frembd Häfele verfelt so hat sie daheim Krüg zerbrochē. Der Eyfsschmar wuchfs auff vn̄ war grofs / Der Mann sprach ein mal zu seiner Frauwen: Wie riehtist du / wann ich vnsern Glaciem Eyfsschmarn / mit mir neme / dafs er lehrne mit mir kauffen vnnd verkauffen auff meinem handel vnd gewerb / das er auch heite oder morgen wifs was er thun vnnd lassen sol. Die Frauw aber sprach: Du mufst aber sorg auff ihn haben. Der Mann füret ihn mit ihm hinweg / vnd verkauffet ihn auffs Meer. Vnd nach langem da er widerumb heim kam / do kam das kind nit. Die Fraw sprach: Ach wo hastu den Eyfsschmaren vnser kind hin gethan? Der Man̄ sprach: Es ist mir seltzam mit vnserm kind Eyfsschmaren gangen / Es war an einem tag über die mafs heifs da wir auff dem Meer furen / vn̄ ich hatt ihm verbotten das er nit barhaupt solt sitzen / aber er hats nit gethan / do hat ihn die Sonn so heifs gestochen auff seinen kopff / dafs er verschmolzen ist / vnnd ist in das Meer geflossen: Vnd wie er von dem Wasser ist kom̄en / also ist er wider zu Wasser worden."

Auch die Erzählung 364 von Johann Pauli (S. 224 der Ausg. von Österley) von der Kellnerin, welche dem Gaste berichtet, ihr Herr wolle ihm die Ohren abschneiden, um denselben vom Mahle ferne zu halten, spielte noch in der Mitte dieses Jahrhunderts als gern gesehener Scherz auf unserer Bühne als Vaudevilleposse (nach Desaugiers 1772—1827) unter dem Titel „Wer iszt mit?" (Vergl. Fernbach, Theaterfreund (S. 505 u. 582); Friedrich, Theater des Auslands, Hamburg 1847. Drittes Bändchen).

München.

VERMISCHTES.

Die deutsche Litteratur in Bulgarien.

Von

Adolf Strausz.

Unter der türkischen Herrschaft hat man sich in Bulgarien mit ausländischer Litteratur soviel wie gar nichts beschäftigt, selbst mit der inländischen Litteratur befafste man sich nur insoweit, als man die Volksdichtungen zu sammeln und zu veröffentlichen begann. Erst in neuerer Zeit, wo Bulgarien auf allen Gebieten eine beinahe fieberhafte Tätigkeit entfaltet, beschäftigt man sich auch mit ausländischer, und zwar in erster Reihe mit deutscher Litteratur. Männer, die deutsche Universitäten besucht haben, haben in neuerer Zeit so manches Werk der deutschen Litteratur ins Bulgarische übersetzt und der deutschen Litteratur in wenigen Jahren eine solche Pflege angedeihen lassen, die es schon von bibliographischem Standpunkt verdient, in Deutschland gewürdigt zu werden.

In den letzten Jahren erschienen in der Zeitschrift „Balkanska Zora" und im Regierungsblatt „Svoboda" mehrere deutsche Romane und Novellen, besonders von Spielhagen, Mühlbach, Ebers, in ziemlich guter Übersetzung, welche eben die ersten Werke der deutschen Litteratur waren, die ins Bulgarische übersetzt worden sind. Aber erst mit dem Jahre 1884 beginnt die deutsche klassische Litteratur ihren Einzug in Bulgarien zu halten. Dr. Ivan D. Šišmanov, Sektionsrat im bulgarischen Unterrichtsministerium, ein Mann von gründlichem Wissen und grofsem dichterischen Talent, der ein unschätzbarer Freund und Pfleger deutschen Wissens in Bulgarien ist, veröffentlichte in der Zeitschrift „Periodičesko Spisanie" (herausgegeben von Dr. V. D. Stojanov) 1884 Epigramme von Bürger und Lessing, ferner Ritornelle von Rückert. In demselben Jahrgang erschien von Schiller: „Des Mädchens Klage" (Momina Taga), „Teilung der Erde" (Deležet na

zemjata), „Hoffnung" (Nadežda), „Der Ring des Polykrates" (Polikratovii Presten) und „Das Lied von der Glocke" (Pesenta za Kambanata). Das Lied von der Glocke ist auch in Buchform bei Chr. G. Danov in Plodiv (Philippopel) erschienen und fand überall eine beifällige Aufnahme. Es ist überhaupt bislang das einzige Werk deutscher Litteratur, dafs in Bulgarien allgemein verbreitet ist, und es wäre nicht im Geringsten zu wundern, wenn die fahrenden Sänger der Bulgaren dies Lied demnächst auch den niederen Ständen vortragen. Die Übersetzung ist in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Von demselben Übersetzer erschien auch Bürgers „Leonore" in Buchform (in Sofia bei Velkov). Die Einleitung bildet einen schönen Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Der Verfasser hat die bislang bekannten und ihm zugänglichen Varianten dieses Themas einer Vergleichung unterzogen und dabei auch manches bislang unbekannte Stück angeführt, das in den Kreis der Leonorensage gehört. Die bulgarische Volksballade „Lazar und Petkana", die sich in der Sammlung (Sbornik) der Brüder Miladinov befindet, gehört auch in diesen Kreis. Eine Mutter hatte, erzählt diese bulgarische Volksballade, neun Söhne und eine Tochter. Viele Freier bewarben sich um die Maid, aber die Mutter wollte sich nicht von ihr trennen, schliefslich giebt sie doch den Bitten ihres jüngsten Sohnes Lazar nach und läfst ihre Tochter Petkana in ein fremdes Dorf heiraten. Bald darauf bricht die Pest aus und alle neun Söhne sterben. In ihrer Einsamkeit verflucht die Mutter ihren Sohn Lazar, weil sie seinen Worten gefolgt und ihre Tochter in die Ehe gegeben habe, und nun im Alter allein und verlassen sei. Da läfst Gott den Lazar dem Grabe entsteigen und befiehlt ihm, die Petkana zur Mutter zurückzuführen. Lazar erscheint nun nachts vor dem Hause der Schwester, hebt sie vor sich aufs Rofs und führt sie heim zur Mutter, dann kehrt er in sein Grab zurück. (Vgl. Krumbacher in der Zeitschrift f. vergl. Litt.-Gesch. I, 216).

Šišmanov ist der berufenste Interpret und Übersetzer der deutschen Klassiker und wir haben in nächster Zeit vielleicht Schillers sämtliche Gedichte von ihm in bulgarischer Übersetzung zu erwarten.

1890 erschien Lessings Emilia Galotti in bulgarischer Übersetzung von Dr. K. Krestev (in Plovdiv bei Mančov). Die Übersetzung folgt dem Originale treu nach und liest sich gar gut, die kurze Einleitung, für weitere Kreise berechnet, ist gar liebevoll gehalten.

Schliefslich haben wir noch den gröfsten bulgarischen Dichter, Ivan Vasov zu erwähnen, der im grofsen, von der Regierung herausgegebenen, periodischen Sammelwerk „Sbornik" mehrere Lieder Heines in trefflicher Übersetzung veröffentlicht hat; er redigierte auch eine „Anthologie", in der er auch Rücksicht auf die deutsche Litteratur nahm, obwohl er nicht alle Stücke direkt aus den Quellen übersetzte; in seinen „Gesammelten Gedichten" (Polja i Gori) sind auch gelungene Übersetzungen Heinescher Dichtungen enthalten.

Ofen-Pesth.

Ein Besuch von Fritz v. Stein bei Uz.

Von

S. M. Prem.

Im Herbste 1791 machte Fritz v. Stein eine Reise nach Franken, die er in Briefen an seinen Bruder Karl beschrieb und schliefslich in einem 35 Seiten starken Quarthefte unter dem Titel „Reifse nach Franken im Herbst 1791" zusammenfafste. Seine Enkelin stellte mir die Handschrift für mein Buch über Goethe zur Verfügung (vgl. dortselbst S. 440); ich gebe das Wichtigste daraus wieder, da das Stück bisher völlig unbekannt war.

Am 26. September 1791 kamen nämlich Tante Imhof und Fräulein v. Knebel nach Jena, wo Fritz studierte, um nach Abstattung einiger Besuche nach Franken weiterzureisen, Fräulein v. Knebel, um in Ansbach von ihrer Mutter Abschied zu nehmen, da sie künftig in Weimar bleiben wollte, die Imhof, um ihre Tochter aus einer Pension in Erlangen abzuholen. Sie luden Fritz ein mitzureisen, der gleich dazu bereit war. Am 28. September weilten sie in Neustadt an der Orl, dann ging es über Schleiz, Hof und Bayreuth, das Fritzens Bewunderung erregte, nach Nürnberg. Hier besichtigte er das Schlofs, Gemälde von Dürer, die Sebalduskirche und interessierte sich lebhaft für die italienische Uhr. Gelegentlich besuchte er auch in Gründlach das Landhaus eines Herrn v. Haller, das „sehr artig eingerichtet" war und eine Gemäldesammlung barg. Nachdem er noch in Fürth den Jahrmarkt gesehen, kam er am 10. Oktober nach Ansbach. Hier bewunderte er im Schlosse ein Bild der Madame Clairon (Favoritin des Markgrafen) als Medea und die Madonna von Coreggio, machte verschiedene Besuche und nahm überall der Besten wahr. S. 25 seiner Reiseschilderung heifst es:

Sonnabend den 15*). Heut Morgen besuchte ich den alten Landgerichtsdirektor Uz, der in einem kleinen Haufschen mit seiner Schwester und einer Magd haufslich und thätig lebt. Schon lang hat er aufgehört zu dichten, um sich nicht zu überleben, und ist nun ein fleifsiger Geschäftsmann. Durch zuvorkommende Güte und wenig Prätension macht er es leicht mit ihm bekannt zu werden, durch Liebhaberey für viele Dinge bleibt er an die Welt gebunden und geht deshalb gern mit Menschen um, er liebt die Blumen und hat deren viele in seinem Zimmer, er liebt Musik, er hat Ge-

*) Okt. 1791. — Joh. P. Uz geb. 1720, gest. 1796 zu Ansbach.

mählde in seinem Zimmer und soll an vielen andern Sachen Freude haben.

Dieses Urteil und mehr noch die Beobachtungsgabe eines Achtzehnjährigen ist aller Anerkennung wert. Aus der Reiseschilderung blickt überall der gelehrige Schüler Goethes, der seinen Meister in vielen Dingen nachahmte und auch manche Liebhaberei mit ihm teilte. Er besafs das Streben nach genauer Beobachtung und anschaulicher Darstellung, die Vorliebe für Gegenstände der Kunst und die Erscheinungen der Natur, betrieb auch Mineralogie und empfand später lebhaftes Interesse für die Landwirtschaft. Er teilte mit Goethe das „Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen“ für alle Menschen und die Sorgfalt selbst für kleinliche Dinge. Die Reisebeschreibung, durch die er gleichsam das bei Goethe Erlernte übte, ist schon äufserlich mit grofser Sorgfalt angefertigt.

Fritz begleitete die Tante am 19. Okt. nach Erlangen zu Madame Thiet, in deren Pension ihre Tochter Amalie erzogen wurde, und besuchte auch Frau v. Egloffstein, „die noch immer freundschaftlich und gut für unsere Familie gesinnt ist und in ihrem Zirkel sehr tätig und wirksam ist.“ (Sie betrieb so nebenher auch einen Güterhandel.) Nachdem er auf der Rückreise in Bayreuth den Stiefbruder des Fräuleins v. Knebel und den spätern Minister v. Hardenberg besucht, langte er mit Ablauf der Ferien am 29. Okt. 1791, von Schiller erwartet, wieder in Jena an.

Bielitz in Österr.-Schlesien.

BESPRECHUNGEN.

A Dictionary of British Folk-Lore edited by G. Laurence Gomme. Part. I. Traditional Games.

The traditional Games of England, Scotland and Ireland, with tunes, singing-rhymes, and methods of playing, according to the variants extant and recorded in different parts of the kingdom, collected and annotated by Alice Bertha Gomme. Volume I. Accroshay — Nuts in May. London, David Nutt, 1894 XX, 434 S. gr. 8⁰.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1878 hat die Folk-Lore-Society in der richtigen Erkenntnis, dafs die blofse Sammlung und Veröffentlichung neuen volkskundlichen Materiales nur den geringeren Teil der Aufgaben der Society bilden dürfe, mit rühmens- und nachahmenswertem Eifer hauptsächlich unter dem Impulse des hochverdienten G. L. Gomme an dem grofsartigen „tabulation-work“, der Registrierung, Schematisierung und Vorbereitung encyklopädischer Publikationen des gesammelten Materiales gearbeitet, und als erfreuliches und zur Nachahmung reizendes Zeugnis von dem Erfolge solch planmäfsiger Arbeit unter Zuziehung von freiwilligen Mitarbeitern liegt der soeben erschienene stattliche Band einer alphabetisch geordneten Sammlung von volkstümlichen Kinderspielen des grofsbritannischen Königreiches vor, der jeden Freund der Volkskunde durch seine Reichhaltigkeit, seine klare, erschöpfende Systematik und vortreffliche Behandlung erfreuen mufs; die Freude über das Erscheinen dieses Buches wird noch durch den Umstand erhöht, dafs sich das vorliegende Werk auf dem Titel nur als ersten Teil einer alphabetischen Encyklopädie der gesamten englischen Volkskunde giebt, die unter der bewährten Leitung und Bearbeitung des Präsidenten der Folk-Lore-Society, G. L. Gomme, ein Musterwerk zu werden verspricht, das anderen Ländern als Vorbild dienen kann und möge.

Die Encyklopädie der Kinderspiele, von der bis jetzt nur der erste Band A – N vorliegt, ist von der Gattin des Gesamtherausgebers, Alice Bertha Gomme, herausgegeben und bearbeitet, die auch einen grofsen Teil des Materiales selbst gesammelt hat. Die Behandlung

der Artikel ist in jeder Beziehung erschöpfend und mustergiltig. An erster Stelle werden (bei Sangspielen) die Melodien mitgeteilt, es folgen die verschiedenen Versionen der Texte, sodann die Beschreibung des Herganges beim Spiel, wo notwendig, durch schematische Zeichnungen erläutert; daran schliefst sich eine vergleichende Analyse der Texte, z. T. in tabellarischer Form; eine Ableitung der hieraus sich ergebenden Resultate, Hinweise auf ältere Zeugnisse und die vermutliche Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Spieles beschliefsen den Artikel; ein schönes Muster bietet z. B. der Artikel „Green Grass“ auf 17 Seiten. Besonders interessant verspricht der in Aussicht gestellte Anhang des folgenden Bandes zu werden, der eine Übersicht über alle Züge der Spiele, welche zur Aufklärung über Ursprung und Entwicklung derselben beitragen, sowie eine Vergleichung mit den Spielen fremder Länder enthalten soll. Eine ausführliche Besprechung des Werkes wird daher erst nach seiner hoffentlich baldigen Vollendung am Platze sein, vorläufig genüge dieser kurze Hinweis auf das mustergiltige Werk, das nicht blofs von gewissenhafter Sorgfalt der Verfasserin zeugt, sondern auch mit einer wohltuenden, sich in den Gegenstand versenkenden Liebe verfafst ist, die auf diesem Gebiete mehr als anderswo unbedingtes Erfordernis ist und in solchem Mafse nur von einer Dame erwartet werden konnte.

Der Verleger hat dem Buche eine überaus würdige Ausstattung zu teil werden lassen, und so vereinigen sich innere und äufsere Gediegenheit in einer Weise, welche einem Deutschen den beneidenden Wunsch nahe legen kann, die Schätze unserer volkstümlichen Überlieferung in der gleichen Weise zusammengefafst und geordnet zu sehen.

Breslau. O. L. Jiriczek.

RUDOLF ANSCHÜTZ: Boccaccios Novelle vom Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur. Erlangen 1892. 100 S. 8°. (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie und vergleichenden Litteraturgeschichte, herausgeg. von Hermann Varnhagen. XIII. Heft.)

Aus dem Erlanger Seminar hervorgegangen, verdankt unser Buch zweifelsohne, — ohne dafs dieser Umstand irgendwo erwähnt wäre —, seine Entstehung einer direkten oder indirekten Anregung Varnhagens, der auf das Thema desselben in seiner Schrift über Longfellows Tales of a wayside-inn einzugehen Veranlassung gehabt, die litterarischen Nachweisungen aber gerade hier nicht erschöpft hatte. Sonach wäre es wohl unseres Verfassers erste Pflicht gewesen, sich in den Besprechungen des Varnhagenschen Buches nach etwaigen Nachträgen zu den Nachweisungen jenes Gelehrten umzusehen und

dieselben für sein Buch nutzbar zu machen, da bei einem so eng umgrenzten Thema die Forderung einer nahezu absoluten Vollständigkeit der litterarischen Nachweise gewifs nicht rigoros genannt werden kann. Einer solchen Umschau nun hat sich unser Verfasser offenbar überhoben geglaubt — nicht zum Vorteil seiner Arbeit. Es hat sich nämlich gefügt, dafs des Referenten Besprechung des Varnhagenschen Buches (Litteraturblatt f. german. u. roman. Philologie 1885, No. 11) gerade zur Novelle vom Falken den Varnhagenschen 6 Nachweisen nicht weniger als 11 neue hinzufügte. Nach Louis Moland (Oeuvres de La Fontaine 1875 Bd. III u. IV) nannte er vier französische Theaterbearbeitungen des Stoffes; auch Anschütz erwähnt dieselben nach der später erschienenen und Molands Nachweise ausbeutenden Ausgabe von Régnier. Lope de Vega kennt Anschütz wohl aus der gleichen Quelle, wie der Referent, nämlich aus A. v. Schacks Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien; der dankenswerte Abdruck von Lopes Komödie füllt bei Anschütz die Seiten 39—100. Goethes geplante Bearbeitung des Stoffes bespricht Anschütz wesentlich auf Grund von Bartschs Notizen darüber.

Ein deutsches Theaterstück vom Jahre 1776 erscheint bei Anschütz verfasserlos; meine Besprechung hatte auf Grund von Goedekes Grundrifs Joseph Richter als Verfasser bezeichnet (vergl. jetzt Goedeke [2] V. 318). Dem Referenten waren unbekannt eine Komödie von M. A. de Théis (1772), die auch Anschütz nicht zu Gesicht bekommen hat, und eine komische Oper von Barbier und Carré (1863); Tennysons Bearbeitung ist mir erst kurz nach meiner Besprechung bekannt geworden. Infolge Nichtberücksichtigung meiner Besprechung sind Anschütz unbekannt geblieben die Bearbeitungen des Stoffes durch Joh. Christoph Unzer (1782), Thomas Christoffer Bruun (1783), Karl Streckfufs (1824). Unzers Bearbeitung, ein Schauspiel („die Drossel"), das mir bis jetzt nicht zugänglich gewesen ist, giebt sich schon im Titel als eine Nachahmung La Fontaines (Goedeke [2] IV. 256). Dieser liegt auch der Verserzählung Bruuns zu Grunde, die in dessen seltenem, aber von mir als auf der Jenenser Universitätsbibliothek befindlich nachgewiesenem Buche: Mine Frie-Timer, eller Fortællinger efter Boccaccio og Fontaine (Kjöbenhavn 1783) steht.

Die Bearbeitung unseres Stoffes durch Streckfufs ist zweifellos eine der würdigsten und anmutigsten. Sie steht im Taschenbuch Urania für 1824 und gründet sich, wie Ref. schon früher vermutete, auf Boccaccio. Ein von mir früher genanntes Schauspiel Fouqués scheint nicht hierher zu gehören, vielleicht aber eine Novelle von Adalbert Meinhardt (Vier Novellen 1887). Wie A. L. Stiefel, der im Litteraturblatt f. 1893, No. 10 aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit noch zwei holländische Bearbeitungen vorführte, ist auch Ref. der Meinung, dafs emsiges Nachforschen noch mehr Bearbeitungen der italienischen Novelle an den Tag fördern werde.

Chemnitz. Hermann Ullrich.

W. HENRY SCHOFIELD: The source and history of the seventh Novel of the seventh day in the Decameron. Boston, Ginn & Co. 1893. Sep. Abdr. aus den Harvard studies and notes in philology and literature.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat sich eine dreifache Aufgabe gestellt: I. Meine Annahme, dafs das Fabliau „de la bourgeoise d'Orleans“ Vorbild oder Quelle der 67. Novelle Boccaccios sei zu bestreiten, II. deren historisch-anekdotischen Ursprung nachzuweisen, und III. eine Übersicht der Nachahmungen und Bearbeitungen der Novelle nach Boccaccio zu geben.

Ich beginne mit der zweiten Aufgabe, die er in sofern richtig gelöst hat, als es ihm gelungen ist, in dem aus dem Ende des elften Jahrhunderts stammenden De bello saxonico des Bruno, in den Annales Palidenses und in der Sächsischen Weltchronik Anekdoten aufzufinden, welche einige Ähnlichkeit mit der Novelle haben. Sie unterscheiden sich aber, wie es auch von Schofield bemerkt wird, von dieser ebenso, wie das schon in meinen Quellen des Dekameron [2] S. 132 erwähnte deutsche Gedicht „Vrouven Staetigkeit“ unter Anderm hauptsächlich dadurch, dafs die Frau ehrbar und treu ist, während sie bei Boccaccio den Mann betrügt. Dies tut sie auch in dem französischen Fabliau, und wenn dies auch in manchen schon von mir a. a. O. S. 131 angeführten Einzelheiten von der Novelle abweicht, so kann doch auch Herr Schofield keine andere ältere Version anführen, welche der Novelle näher oder auch nur ebenso nahe stände.

Er kommt also ad I. zu dem Schlufs, dafs beide eine gemeinsame noch aufzufindende ältere Quelle, etwa eine mündlich fortgepflanzte Tradition hatten. Und eine solche müfsten wir annehmen, denn, dafs die erwähnte Anekdote noch gar manche Wandlung durchzumachen hatte, bevor sie die Gestalt annahm, die sie im Fabliau, bei Boccaccio und in dem diesen gleichzeitigen Roman de Bauduin de Sebourc hat, sagt ja auch unser Autor. Nach meiner Annahme ist die Novelle Tochter des Fabliau, nach seiner, keineswegs besser begründeten, sind beide und der Roman Kinder eines noch unbekannten Vaters, dessen Ahnherr Brunos Bellum saxonicum war. In der dritten Abteilung seiner Arbeit giebt Schofield eine dankenswerte Zusammenstellung aller späteren Bearbeitungen dieses Schwanks in italienischer, spanischer, französischer, russischer, englischer und deutscher Sprache. Vollständigkeit ist bei solchen Arbeiten sehr schwer zu erreichen, und, obwohl auch mir keine von ihm unerwähnt gelassene Version bekannt ist, so ist doch zu vermuten, dafs sich manches noch wird vielleicht finden lassen.

Dagegen hat er (S. 199) unter den Bearbeitungen auch eine Facetia von Poggio Bracciolini aufgeführt, die nach dem von ihm selbst gegebenen Inhaltsauszug mit der Novelle Boccaccios nur in so weit verwandt ist, als darin ein Ehemann betrogen wird, eine Verwandtschaft, die sie bekanntlich mit vielen andern Novellen und Schwänken gemein hat.

Wenn ich also auch manchen von Schofields Aufstellungen nicht zustimmen kann, so mufs ich doch seine Arbeit als eine sehr gründliche und gewissenhafte anerkennen. Für mich persönlich hat sie noch das Angenehme, dafs sie mir beweifst, wie die von mir vor einem Vierteljahrhundert gleichsam wiedererweckten Boccaccio-Studien jetzt auch jenseits des Oceans gepflegt werden.

Wien. Marcus Landau.

MAX OSBORN: Die Teufellitteratur des XVI. Jahrhunderts. Sonderabdruck aus den Acta Germanica III, 3. Berlin, Mayer & Müller. 1893. VI, 236 S. 8⁰.

Den Gegenstand des Buches bildet der Hauptteil der von Goedeke unter dem Namen Teufellitteratur zusammengefafsten satirisch didaktischen Bücher der protestantischen Prediger, welche, angeregt durch Luthers Teufelslehre, im Kampf gegen die Laster der Zeit diese zu selbständigen Teufeln personifizierten und nach ihnen ihre Bücher nannten. Sie werden hinsichtlich der bibliographischen Seite und des Inhaltes behandelt. Die Anordnung ist eine systematische, und ein eigentliches Bild von dem geschichtlichen Werden der Litteratur, dem Nacheinandereintreten einzelner Motive und Züge erhält man darum nicht. Dem Fortschritt der sittlichen Anschauungen, wie er sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in dieser volkstümlich moralischen Litteratur offenbart, ist keinerlei Beachtung geschenkt, obwohl das innerhalb des Themas im engeren Sinne gelegen hätte. Im Mittelpunkt des Buches steht das Theatrum Diabolorum in seinen drei Ausgaben von 1569, 1575 und 1587/88, an das sich dann noch einzelne in dasselbe nicht aufgenommene Teufelsschriften anschliefsen. Dem Verfasser scheint es mehr darauf anzukommen, einen Überblick über die vorhandenen Teufelsbücher zu geben, als sie als Glieder in der Kette der Weltanschauungsentwicklung zu betrachten. Die eigentliche Arbeit ist daher noch zu tun. Auf welcher Grundlage ruht und wie entwickelt sich die wachsende Teufelsfurcht bereits gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhundertes? Gehört sie allein der theologischen und encyklopädischen Litteratur an, oder auch der volkstümlichen Weltanschauung? Wer beeinflufst sie daher eventuell? Steht neben den Einflüssen des Vaterhauses bei Luther nicht vor allem die Abschaffung der Fürbitte der Heiligen als Basis seiner gesteigerten

und wäre wohl imstande, uns noch mehr Willkommenes darüber zu sagen. Man mufs ja nun auf dem Boden philologischer Methodik ganz anders „Über den poetischen Wert der Fabel“ sprechen als etwa Schreyer 1885 in einem so betitelten Programm-Aufsatz. Ich greife da einige bemerkenswerte Äufserungen Ewerts heraus. Schon im „Vorwort“, auf Seite 5, verteidigt er beredt das gute Recht einer derartigen Entwicklungsgeschichte, mit der schier an Unsterblichkeit grenzenden Lebensdauer des bestimmten Fabelkerns und dem darin fufsenden Interesse, das die Art und Weise der unter anderen Fingern und in anderer Luft erlittenen Veränderungen noch erhöht. Schon hierbei macht er im Vorbeigehen auf den kulturgeschichtlichen Hintergrund der letzteren aufmerksam. Er hält die Fabel „Rabe und Fuchs“ deshalb zum Beobachtungsmuster besonders geeignet; denn sie „ist ja in ihrem allgemeinen Schema noch bis heute unverändert geblieben, und die Verschiedenheit der Versionen beruht meistens nur auf nebensächlichen Zügen, durch deren Ausführung also im wesentlichen das Urteil bedingt sein mufs“ (S. 6). Diese Abweichungen im Ausbau des Details*) im Verlaufe von 2½ Jahrtausenden hat nun Ewert mit minutiöser Peinlichkeit aufs Korn genommen. Er sieht darin seine erste Pflicht und hat darüber zwar nicht den Faden, wohl aber den freien Ausblick auf das Ganze des Fortschritts bisweilen verloren. Jedoch finden sich auch weiterhin eingesprengte Notizen genereller Art. So, anläfslich des Tadels, dafs Phädrus (I, 13) seiner Wiedergabe die Moral voranschickt, was Ewert „ein grofser Fehler“ dünkt (S. 16), da es die Spannung auf die in der Erzählung versteckte Idee auch bei der Lessingschen Ansicht des Lehrzwecks der Fabel vernichte. Dafs Phädrus' zweite Moral, am Ende, fehlerhaft ist (S. 17), wird ihm keiner im Prinzip ableugnen. Ferner bemängelt er (S. 90) an der Fassung des kuriosen englischen Erneuerers John Ogilby (1651) die „im höchsten Grade geschraubte Ausdrucksweise“ und den „Apparat von Gelehrsamkeit“, da sie für die Fabel als einen Niederschlag „der Volkspoesie am allerwenigsten“ pafsten; ich meine aber, die Eingliederung der Fabel in die flüssige Rubrik volksmäfsigen Dichtens gilt höchstens stark bedingt. Damit hängt Ewerts Behauptung (S. 93) zusammen, an der Fabel fessele das Kind wie am Märchen „das Wunderbare“, und deshalb stofse es sich nicht an den menschlichen Reden und Handeln der Tiere (die aber doch längst nicht im Centrum sämtlicher Fabeln stehen!) und folge willig der betreffenden Exemplifikation eines geschickten Lehrers. Gerade der zweite Teil dieser These, das Packende der Auslegung, hätte Ewert überzeugen sollen, dafs der dogmatische Charakter einschliefslich des vielgeschmähten Moralzöpfchens das jugendliche Gemüt anzieht. Über den Anthropomorphismus der tierischen Figuren sieht es ohne weiteres hinweg; ist doch das kleine Kind an die mündliche Unterhaltung mit den Vier-

*) Zum Ersatz des Schakals durch den Fuchs (S. 10) s. G. Meyer, Essays u. Stud. I, 224.

ihres Stoffes zu säubern und zu sondern, andererseits den Kern ihres Wesens festzustellen. Nach Ernst Martins vielfältigen Untersuchungen widmeten sich in den letzten Jahren besonders Karl Voretzsch und Leopold Soudre den einschlägigen Studien, fast durchweg mit schönem positiven Ergebnis. Die Tierfabel, soweit sie sich überhaupt aus dem Zusammenhange ausscheiden läfst, kam, scheint es mir, dabei etwas zu kurz. Nun tauchen mehrere erfolgreiche Einzelstudien auf, die sich weise auf eine Fabel beschränken und deren Werden und Wachsen, Fortpflanzung und Ausgestaltung ergründen, und zwar sind die drei hauptsächlichen Doktor-Dissertationen Berliner Ursprungs und, irre ich nicht, auf Adolf Toblers — daneben vielleicht auf Jul. Zupitzas — Anregung und Beihilfe gestützt: Max Fuchs, Die Fabel von der Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt, betrachtet in ihren verschiedenen Gestaltungen in der abendländischen Litteratur (1886); Konstantin Górski, Die Fabel vom Löwenanteil in ihrer geschichtlichen Entwicklung (1888); und die vorliegende, ausführlichste und wohl auch erschöpfendste (in Rostock approbiert). Es war bislang an brauchbaren systematischen Erörterungen nichts vorhanden, an aufgestapeltem Material sehr wenig. Ein vom Standpunkt seiner Zeit nicht unverdienstliches Buch wie Ludwig Bechsteins „Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewufstsein des deutschen Volkes" (1854—55) rechnet heute zum alten Eisen; G. Diestels „Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel", ein sächsisches Gymnasialprogramm (1871), zwar immer noch der alleinige Versuch einer Zusammenfassung versprengten Stoffes, giebt für unseren Zweck nichts an die Hand. Auch zwei weiteren Schulprogramm-Abhandlungen desselben Alters, E. Fischer, „Zur deutschen Tiersage in poetischer Beziehung" (1869) und der spezielleren von A. Gregorowicz, „Über deutsche Tiersage und -fabel" (1868) läfst sich kaum etwas Einschlägiges entnehmen. Bei Ewert sind sie darum auch schlechterdings unberücksichtigt geblieben; ich nehme aber an, dafs sie seiner sonst allenthalben hocherfreulichen Umsicht nicht entgingen. Freilich konstruiert er sich seine Gesichtspunkte ganz selbständig, auch hie und da im Widerspruche mit seinen zugegebenen Vorgängern Fuchs und Górski, und gar die realen Materialien hat er sich aus allen Ecken und Enden zusammenscharren müssen. Diese völlige Unabhängigkeit insbesondere sein reger Fleifs in der Sammlung der Belege, möge warm anerkannt sein; die mannigfache, übrigens allerorts gewissenhaft eingeräumte und bedankte Förderung durch den und jenen Bibliothekskenner oder -verwalter beeinträchtigt das hierfür zu spendende Lob keineswegs.

Auch in anderer Hinsicht soll der Leistung Ewerts eine durchgehende Anerkennung eigener Tat gezollt werden. Gegenüber vielen neueren Behandlungen litterarischer Einzelstoffe betont er wiederholt die Wichtigkeit allgemeinerer Punkte der Betrachtung. Allerdings scheint mir der Platz, wo er seine Gedanken über Bedeutung und Tendenz der Fabel und der Tierfabel einschiebt, mehrfach nicht glücklich gewählt. Aber unleugbar hat er diese Fragen gründlich erwogen

und wäre wohl imstande, uns noch mehr Willkommenes darüber zu sagen. Man mufs ja nun auf dem Boden philologischer Methodik ganz anders „Über den poetischen Wert der Fabel“ sprechen als etwa Schreyer 1885 in einem so betitelten Programm-Aufsatz. Ich greife da einige bemerkenswerte Äufserungen Ewerts heraus. Schon im „Vorwort“, auf Seite 5, verteidigt er beredt das gute Recht einer derartigen Entwicklungsgeschichte, mit der schier an Unsterblichkeit grenzenden Lebensdauer des bestimmten Fabelkerns und dem darin fufsenden Interesse, das die Art und Weise der unter anderen Fingern und in anderer Luft erlittenen Veränderungen noch erhöht. Schon hierbei macht er im Vorbeigehen auf den kulturgeschichtlichen Hintergrund der letzteren aufmerksam. Er hält die Fabel „Rabe und Fuchs“ deshalb zum Beobachtungsmuster besonders geeignet; denn sie „ist ja in ihrem allgemeinen Schema noch bis heute unverändert geblieben, und die Verschiedenheit der Versionen beruht meistens nur auf nebensächlichen Zügen, durch deren Ausführung also im wesentlichen das Urteil bedingt sein mufs“ (S. 6). Diese Abweichungen im Ausbau des Details*) im Verlaufe von 2½ Jahrtausenden hat nun Ewert mit minutiöser Peinlichkeit aufs Korn genommen. Er sieht darin seine erste Pflicht und hat darüber zwar nicht den Faden, wohl aber den freien Ausblick auf das Ganze des Fortschritts bisweilen verloren. Jedoch finden sich auch weiterhin eingesprengte Notizen genereller Art. So, anläfslich des Tadels, dafs Phädrus (I, 13) seiner Wiedergabe die Moral voranschickt, was Ewert „ein grofser Fehler“ dünkt (S. 16), da es die Spannung auf die in der Erzählung versteckte Idee auch bei der Lessingschen Ansicht des Lehrzwecks der Fabel vernichte. Dafs Phädrus' zweite Moral, am Ende, fehlerhaft ist (S. 17), wird ihm keiner im Prinzip ableugnen. Ferner bemängelt er (S. 90) an der Fassung des kuriosen englischen Erneuerers John Ogilby (1651) die „im höchsten Grade geschraubte Ausdrucksweise“ und den „Apparat von Gelehrsamkeit“, da sie für die Fabel als einen Niederschlag „der Volkspoesie am allerwenigsten“ pafsten; ich meine aber, die Eingliederung der Fabel in die flüssige Rubrik volksmäfsigen Dichtens gilt höchstens stark bedingt. Damit hängt Ewerts Behauptung (S. 93) zusammen, an der Fabel fessele das Kind wie am Märchen „das Wunderbare“, und deshalb stofse es sich nicht an den menschlichen Reden und Handeln der Tiere (die aber doch längst nicht im Centrum sämtlicher Fabeln stehen!) und folge willig der betreffenden Exemplifikation eines geschickten Lehrers. Gerade der zweite Teil dieser These, das Packende der Auslegung, hätte Ewert überzeugen sollen, dafs der dogmatische Charakter einschliefslich des vielgeschmähten Moralzöpfchens das jugendliche Gemüt anzieht. Über den Anthropomorphismus der tierischen Figuren sieht es ohne weiteres hinweg; ist doch das kleine Kind an die mündliche Unterhaltung mit den Vier-

*) Zum Ersatz des Schakals durch den Fuchs (S. 10) s. G. Meyer, Essays u. Stud. I, 224.

füfslern wie mit den Vögeln in Haus, Strafse, Feld und Menagerie so gewöhnt, dafs ihm das Ausbleiben greifbarer Antwort nicht auffällt, weil eben der Gedankenaustausch in seinem eigenen Gehirn den eingebildeten Dialog ersetzt. Ich kann übrigens nicht umhin, J. J. Rousseaus („Emile", liv. II) subtiles Mäkeln an La Fontaines (I, 2) klassischer Prägung unserer Fabel, an das Ewert diese Auseinandersetzung anknüpft, mehr für scherzhafte Ablehnung der, von Ewert ebenhier verfochtenen pädagogischen Nutzbarkeit philosophisch angehauchter Fabeln anzusehen. Denn gerade Rousseau soll Niemand den Sinn für poetische Stimmung, den Ewert hier bei ihm vermifst, oder für die Praxis der Erziehung, die er ihm überhaupt aberkennt, streitig machen. Recht wohl läfst sich hingegen Ewerts Vorschlag diskutieren, erst einem Zwölf- bis Vierzehnjährigen solche Erzeugnisse vorzulegen; leider fragt es sich aber, ob unsere geSiezte Gymnasiasten und „höhere Töchter", die heute raffiniertere Bissen kosten, für La Fontaine Geschmack und Lust noch nicht eingebüfst haben.

Die Darlegungen in ihrer historisch-genetischen Folge selbst zeichnet eine schöne Übersichtlichkeit aus, doppelt zu vermerken angesichts der Fülle und des Ineinanderkreuzens der Bearbeitungen. Es gebricht an Raum, die lange Reihe von dem buddhistischen Jambu-Khādaka-Jātaka bis um 1800 zu durchmustern. Statt dessen möchten wir einem jeden Freunde der vergleichenden Litteraturgeschichte warm anempfehlen, die äufserst sachreichen Mitteilungen durchzunehmen, und insbesondere ist den Spezialisten auf dem Felde der Tiersage eine genauere Bekanntschaft damit dringlich zu raten. Wir mögen darob an diesem Orte nur einige Stellen glossieren. Zu dem gesamten II. Kapitel, das „Mittelalter" überschrieben ist und die ausgedehnte Sippe der im 10. Jahrhundert entstandenen lateinischen Prosa-Auflösung des Phädrus durch den sogenannten „Romulus" mit allen Ausläufern bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst behandelt, vergleiche man jetzt die knappe lichtvolle Zusammenfassung Ph. Strauchs in seinem Steinhöwel-Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie" (XXXV, 733). Nach dieser sind nun auch Ewerts Angaben (S. 67 f.) über Heinrich Steinhöwel (den er noch mit a schreibt) und dessen „Esopus" zu berichtigen beziehentlich zu erweitern; zwischen 1475 und 1480 wurde dies wichtige Buch in Ulm gedruckt. Durch Steinhöwels Vermittlung trat der Aesop auch einen Eroberungszug nach Spanien (noch im 19. Jahrhundert erschien eine ‚katalonische' [katalanische?] Übertragung), Frankreich, England, die Niederlande und Belgien an; Ewert hätte das aus Ztschr. f. dtsch. Philol. XIX 203 ff. und XX 237 ersehen (der Einschub S. 69 vermag natürlich nicht zu genügen) und daraufhin den Rahmen seines Katalogs der „Rabe und Fuchs"-Varianten vergröfsern können. Der angezogene Passus in Strauchs ungemein lehrreichem Artikel lautet: „Auf Steinhöwel geht aufser der deutschen Bearbeitung möglicherweise auch die lateinische Kompilation selbst zurück; eine solche aber ist sein Aesop, insofern die Fabeln des Romulus mit der den drei ersten Büchern desselben beigefügten Versifizierung des

Anonymus Neveleti den Grundstock bilden, um den sich als Einleitung des Planudes romanhafte Lebensgeschichte Aesops in der lateinischen Übersetzung des Rimicius und anhangsweise eine Reihe sogenannter Extravaganten, deren Herkunft bis jetzt nicht ermittelt werden konnte, sowie eine Auswahl aus den Fabeln resp. Schwänken des Rimicius, Avian, Petrus Alfonsi und Poggio gruppieren". Das wesentliche Verdienst, das Ewert (S. 19) den Mönchen um die älteste und volkstümliche Umschaffung der Phädrus-Fabeln vindiziert, kommt uns sehr fragwürdig vor; sollte nicht ihn selbst die sofort beigefügte Tatsache, dafs diese „einzelnen Branchen nicht mehr erhalten sind", ein wenig stutzig machen? Dagegen drängt der Satz, Marie de France sei die einzige wahre Dichterin des Mittelalters (S. 24), manche Deutsche (Frau Ava ist gar nicht zu verachten!) und Italienerin wider Gebühr in den Schatten. Dafs bei Ulrich Boner (S. 47) R. Gottschicks mehrfache gründliche Quellenschürfung zum „Edelstein" völlig mit Stillschweigen bedeckt werden, fällt auf; Lessings Bemühung um den trefflichen Poeten in der Kutte wahrlich in Ehren, aber bei dieser Gelegenheit geht's uns nichts an! Auch für „El Conde Lucanor" des Don Juan Manuel, ein, trotz seiner Bedeutung für Shakespeares „The taming of the shrew" u. a. von der vergleichenden Forschung meines Erachtens noch längst nicht ausgeschöpftes Werk, vernachlässigt Ewert (S. 61) die neueren Parallelisierungen ganz und gar. Hier kann ich auf dieses Spaniers Wichtigkeit nicht eingehen; Benfey besprach 1858 Puibusque's Ausgabe gründlich (Klein. Schr. III, 56 ff.; vgl. I, 204), auch Liebrecht bot schätzbare Winke und plante wohl eine tiefere Beobachtung. Auch bei Hagedorns Neuformung, die nicht erst nach der späten Ausgabe von 1771, sondern nach dem Originaldruck citiert werden mufste (man höre darüber Munckers textkritische Stimme in der Einleitung zu seiner Hagedorn-Auslese in dem Anakreontiker-Bande von Kürschners „Deutscher Nationallitteratur", 1893), schert er sich nicht um die Resultate, die Herm. Schuster (1882), namentlich aber W. Eigenbrodt über Hagedorns Fabelstil (1884) mitteilten. Sehr gefreut hat mich der umfängliche Nutzen, den Ewert aus Th. Fr. Crane's erstaunlich fleifsiger Auswahl-Ausgabe der „Exempla" aus den „Sermones vulgares" des Jacques de Vitry (London 1890) gezogen hat; nämlich bezüglich des Jacobus Vitriacensis selbst (S. 57 f.), des Odo von Cerington (S. 56 f.), des Nicole Bozon (S. 58 f.), des jetzt durch Lady L. T. Smith und Paul Meyer sauber edierten nordenglischen Minoriten, endlich des anonymen „Fiore di virtù"*) aus dem 14. Jahrhundert. Ewerts Arbeit ist die erste, in der seit meiner ausführlichen Anzeige Crane's (Litterar. Centralbl. 1892, Nr. 6) eine Verwertung der Craneschen Aufhellungen und Andeutungen begegnet. Bei der schwankenden Orthographie des Namens Remicius (Rimicius, Renuntius, Ranutius u. a.), der 1474 des Planudes Sammlung griechisch heraus-

*) Vgl. jetzt Varnhagens Erlanger Unive.rsitätsprogramm über die Fiori e vita di filosofi (1893), S. V f., und Fränkel, Engl. Stud XX, 114 A. 2.

gab (S. 67), gedachte ich unwillkürlich meiner Konjektur, die ich zu dem sichtlich korrumpierten Resecius in Kapitel 4 des „Tractatus de diversis historiis Romanorum et quibusdam aliis“ von 1326 im Litterar. Centralbl. 1893, Nr. 27, Sp. 957 vorschlug. Gilles Corrozet dürfen wir kaum als Übersetzer oder selbständigen schriftstellerischen Sammler betrachten, wie S. 71 scheinen könnte, sondern blofs als spekulativen Buchhändlerkopf, als findigen litterarischen Unternehmer; die von mir für Shakespeares „Romeo and Juliet“ zuerst ausgebeutete Übertragung des Boccaccioschen Filocopo durch Adrien Sevin kam in demselben Jahre, 1542, in Corrozets Verlag heraus wie das Fabelbuch (vgl. meine Angaben in d. Ztschr. N. F. III 173, auch 187, sowie J. Bolte, Viertel-jhrschr. f. Litteraturg. II 78 A. 9). Bei Burkard Waldis (S. 74) hätte eine Anfrage bei Heinr. Kurz' Ausgabe wegen deren Parallelen neben der von Tittmann guten Dienst geleistet. In Hinsicht auf Johann Friedrich Riederer (S. 102—104 und S. 109 f.) ist zu bemerken: dafs sein Umgufs des Aesop „nach jetziger Art“ erfolgt sei, bezieht sich hauptsächlich auf das Versmafs, gereimte Alexandriner; man denke bei diesem Titelbeisatz an Johann Fischarts „jetzt in einen Teutschen Model vergossen“ auf dem Vorblatte seiner „Geschichtklitterung“. Riederers Büchlein trägt übrigens genau folgende Aufschrift: „Aesopi Fabule, in teutsche Reimen nach ietziger Art und möglichster Kürtze gekleidet“ (danach Ewert S. 122 zu verbessern), und erschien 1717, wie Fr. Brümmer Allg. dtsch. Biogr. XXVIII 530 richtig verzeichnet, während derselbe in dem Reclamschen „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ Sp. 415a falsch 1711 notiert. Die Vermutung Ewerts, die älteste deutsche wirkliche Aesop-Übersetzung, „Fabeln aus dem Altertume in vier Büchern“ (Breslau und Leipzig 1760), die anonym erschien, stamme von Riederer, weil die Vorrede JFR. (so nach S. 109; nach S. 123 dagegen I. F. R.) unterzeichnet sei, schwebt wohl in der Luft, auch sobald man von Riederer's Todesjahr (1734) absieht.

Der strebsame Verfasser möge es bitte nicht als Ausflufs hämischer Krittelsucht aufnehmen, wenn hier am Ende einige formale Ausstellungen angehängt werden. Diese betreffen einmal das Perioden-Anakoluth „doch war dies nur der eigentliche Stamm unserer Fabel ... — der Stamm blieb immer derselbe“ S. 11, das auch mit der verschämten Krücke des Gedankenstrichs nicht forthumpelt, sowie das völlig entgleiste Satz-Monstrum über Luthers Feilen an seiner Fabelumbildung auf S. 81, sodann die nur für den Eingeweihten durchsichtige hapernde Logik des Ausdrucks auf S. 22 in den Worten „da auch hier der Verfasser unbekannt ist, nennt man ihn Romulus Nilantii“. Die S. 68—87 sechsmal wiederholte Fufsnote „cf. Anmkg. zu der Wiedergabe des Textes von Zuccho“, die auf S. 44 zielt, wo Ewert sich wegen seiner Verhinderung, Accio Zucchos italienische Übertragung des Anonymus Neveleti von 1479 selbst einzusehen, wider Verantwortlichmachen verwahrt, wirkt allmählich komisch. An Druckfehlern sind in dem als Promotionsschrift sehr nett dargebotenen Werkchen zu ändern: S. 24

Z. 5 Rhytmical (l. Rhythmical), S. 63 Z. 22 Herscher, S. 64 A. 1 Voretsch. (l. Voretzsch.), S. 79 Z. 33 pnlchram (l. pulchram), S. 123 Z. 30 Edme. (l. Edm. wie S. 116); schliefslich S. 119 und 122 dreimal Osterley statt Oesterley, wie sonst stets, auch S. 27, wo aber Anm. 2 niemand an und für sich wissen kann, ob „Einleitung zu „Rom.““ auf Oesterleys Ausgabe von des Romulus Phädrus-Paraphrase oder seinen Neudruck — der „Gesta Romanorum“ geht.

So sei denn nochmals Ewerts Gabe herzlich begrüfst und ihm selbst, da er weiteren Fang von seiner unermüdlichen Jagd in Vorrat zu bergen scheint, auf etwa geplante künftige Streifereien auf den schlüpfrigen Pfaden unserer jungen Sonderwissenschaft feste Erde unter den Sohlen gewünscht. Ich glaube, ein Theodor Benfey würde den eifrigen Debütanten zu fernerer einschlägiger Wirksamkeit freudig aufmuntern.

München. Ludwig Fränkel.

Indian Fairy Tales. Selected and edited by Josef Jacobs, Editor of Folk-Lore. Illustrated by John D. Batten. London, David Nutt. 1892.

Die in diesem Buche dargebotenen 29 indischen Märchen sind zunächst dazu bestimmt, englische Kinder zu erfreuen. Und diesen Zweck werden sie, da sie recht schlicht und ansprechend erzählt sind, ohne Zweifel erreichen, auch bei deutschen Kindern, die des Englischen mächtig sind, und eine ähnliche Sammlung in deutscher Sprache, die sich unschwer würde herstellen lassen, dürfte ein beliebtes Weihnachtsbuch werden. In den beigegebenen Notes and References, die fast 30 Seiten füllen, bietet aber der Herausgeber auch dem Forscher auf dem Gebiete der Volksmärchen und -Sagen neben präziser Zusammenstellung bekannter Tatsachen auch manches Neue und Interessante. Er giebt für jedes von ihm aufgenommene Märchen die Quelle an, der es entstammt, und zählt ähnliche Darstellungen aus den verschiedensten Litteraturen auf; für diese Parallelstellen hat er allerdings nicht erschöpfende Vollständigkeit erstrebt, und es lassen sich hier noch Zusätze machen. So findet sich z. B. gleich das erste Stück The Lion and the Crane auch in der Jātaka-Mālā des Ārya-Çūra (ed. Kern) als Nr. 34. (Der Kranich wird hier mit dem ungewöhnlichen Wort çatapattra bezeichnet.) Dafs der Herausgeber nur wenig (Nr. XI) aus Somadevas grofsem Sammelwerk entnommen hat, ist bei dem Leserkreis, für welchen er hauptsächlich sorgt, vollkommen berechtigt;

was er aber über dieses Werk (S. 230) äufsert: unfortunately, there is a Divorce Court atmosphere about the whole book, das ist übertrieben und in dieser Allgemeinheit nicht zutreffend. Er hätte übrigens auf Somadeva (Bd. I S. 13 u. 14, choptes III bei Tawney) auch in den Anmerkungen zu dem Märchen How the Raja's Son won the Princess Labam verweisen können. Die Bilder, mit welchen das auch sonst vorzüglich ausgestattete Buch geschmückt ist, gereichen demselben durch ihre Originalität, durch die Schönheit der Formen und ihren gesunden und kräftigen Humor zu einer wahren Zierde und werden nicht blofs Kinder ergötzen, sondern auch Erwachsenen Genufs gewähren.

Koepenick. Ludwig Fritze.

Nachrichten.

Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte V, 139/40 habe ich unter dem Titel „Fausts Heilkunde“ auf eine 1799 in Dresden erschienene „Noth- und Hülfs-Tafel zur Verhütung der Rindviehpest oder Viehseuche“ „(Entworfen vom Doctor Faust in Bückeburg)“ aufmerksam gemacht. Diese Verfasserangabe bezieht sich nicht auf den Schwarzkünstler Faust, wie ich meinte, sondern auf Bh. Cp. Faust, Doktor der Medizin und Hofrat zu Bückeburg, der seit 1780 als medizinischer Schriftsteller auftrat und 1755 zu Rotenburg in Hessen geboren war. Namentlich für die Bekämpfung der Blattern, für die Verbesserung der Geburtshilfe und für die menschlichere Behandlung des Verwundeten auf dem Schlachtfelde ist er unermüdlich eingetreten und hat sich in der Geschichte der Medizin einen geachteten Namen erworben. Sein bekanntestes Buch ist seine „Populäre Diätetik“ oder „Gesundheits-Katechismus“.

Glasgow. Alexander Tille.

Die Abhandlung von Adolf Ausfeld, zur Kritik des griechischen Alexanderromanes, Untersuchungen über die unechten Teile der ältesten Überlieferung, Karlsruhe 1894, betrifft die ursprüngliche Gestalt des im Mittelalter so berühmten und viel bearbeiteten Werkes. Der Grundtext, auf den die ältesten uns bekannten Texte und Bearbeitungen zurückgehen, war bereits mit erheblichen Verderbnissen behaftet. Er enthielt fehlerhafte Lesarten und zahlreiche bedeutende Einschaltungen. Zu letzteren gehören besonders die Briefe. Diese Zusätze sind daran kenntlich, dafs sie mit der übrigen Erzählung in Widerspruch treten. Löst man sie heraus, so erhält man wenigstens die Umrisse und Grundzüge des ursprünglichen Alexanderromanes. Da die mittelalterlichen Gedichte jedoch durchweg von der verderbten und interpolierten Überlieferung abstammen, sind die Untersuchungen Ausfelds für deren Geschichte belanglos.

München. Wolfgang Golther.

Eugen Bouchet hat in seinem Précis des Littératures Étrangères anciennes et modernes (Bibliothèque d'éducation et de récréation Paris, J. Hetzel et Cie. 1894) den Versuch gemacht durch Inhaltsangabe der berühmtesten Werke jedes Zeitalters die Namen und Eigenart der hervorragenden Schriftsteller seinen Lesern vertraut zu machen. Das Buch ist auf diese Weise weder eine brauchbare Anthologie noch eine Litteraturgeschichte geworden. Wir werden diesem mifsglückten Versuche gegenüber die Geschicklichkeit mit welcher Adolf Stern („Geschichte der Weltlitteratur“ Stuttgart 1888) die schwierige Aufgabe durchzuführen wufste, erst recht zu schätzen lernen. Dagegen hat Jaques Parmentier, Professor in Poitiers, der schon 1884 eine hübsche vergleichende Studie „Le Henno de Reuchlin et la farce de maistre Pierre Pathelin“ veröffentlicht hat, nun eine „Kurze Geschichte der deutschen Litteratur“ von einem Franzosen (Paris, A. Laisnay 1894) herausgegeben, die rühmliches Zeugnis ablegt von dem vorurteilsfreien Ernste und verständnisvollen Eifer, mit welchem das Studium der deutschen Litteratur jetzt in Frankreich getrieben wird. Einige Irrtümer für die ältere Zeit und etwas Voreingenommenheit gegenüber Goethe können den Wert des mit Geschick und Kenntnis abgefafsten, deutsch geschriebenen Buches nicht beeinträchtigen.

Ein gröfseres Werk über die gegenseitige Beeinflussung der italienisch-spanischen Litteratur stellt Artur Farinelli in seinem ebenso kenntnisreichen wie anziehenden Buche „Grillparzer und Lope de Vega“ (Berlin, E. Felber 1894) in Aussicht. Eine ganze Reihe kleinerer wertvoller Beiträge zur Geschichte der italienisch-spanischen litterarischen Wechselbeziehungen hat in diesem Jahre Benedetto Croce in Neapel veröffentlicht: La Corte spagnuola di Alfonso d'Aragona a Napoli. Di un artico Romanzo spagnuolo relativo alla Storia di Napoli. Versi spagnuoli in Lode di Lucrezia Borgia e delle sue Damigelle (auch zum Vergleiche mit Konrad Ferd. Meyers „Angela Borgia“ von Interesse). Di un Poema spagnuolo sincrono intorno alle Imprese di gran Căpitano nell Regno di Napoli. La Corte delle tristi Regine a Napoli.

Druck von A. Haack, Berlin NW., Dorotheenstr. 55.